Digitized by Google

Sci 85.48

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 21 May 1897 - 6 Apr. 1898

Digitized by Google

Digitized by Google

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

Neue Folge. XII. Serie.

Heft 265—288.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

VIII. 175a
Sci 85.48
1897

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
265.	Seidlitz, W. v., Die Entwickelung der modernen Malerei	1— 42
266.	Roth, Dr. G., Die Unkräuter Deutschlands	43— 90
267.	Samson-Himmelstjerna, H. von, Die westöstlichen Kontraste	91—148
268.	Kaiser, Victor, Homer und die Sibylle in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte	149—198
269.	Wirkner, Dr. C. G. von, Geschichte und Theorie der Kälteerzeugung	199—236
270.	Lewes, Dr. Louis, Lord Byron	237—284
271.	Zander, Dr. Richard, Die Bedeutung der körperlichen Uebungen	285—306
272.	Mentz, Dr. G., Die deutsche Publizistik im siebzehnten Jahrhundert	307—338
273.	Rover, Dr. Jakob, Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung	339—382
274.	Bauer, Dr. Max, Rubin und Sapphir	383—430
275.	Oeri, Dr. J., Die attische Gesellschaft	431—468
276.	Bußler, Dr. Erich, Hiob und Prometheus	469—512
277.	Oppel, Dr. Alwin, Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreichs und seines Kolonialhandels	513—566
278.	Kroll, Wilhelm, Antiker Aberglaube	567—610
279.	Brandt, Dr. A., Vergesellschaftung und gegenseitiger Beistand bei Thieren	611—658
280.	Zart, Dr. G., Chidher in Sage und Dichtung	659—686

Digitized by Google

Heft		Seite
281/282.	Knortz, Prof. Karl, Das Deutschthum der Vereinigten Staaten	687— 892
283.	Grupp, Dr. Georg, Englische Wirthschaftsentwickelung	893— 744
284.	Glaser, Dr. R., Diether von Isenburg-Büdingen	745— 808
285.	Schubert, Dr. Joh., Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik	809— 918
286.	Toepfer, Dr. H., Die Herkunft unserer Zierpflanzen	919— 954
287/288.	Schiller-Tietz, Neue Wege der Gährkunde und die Maltonweine	955—1042

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAY 21 1897
CAMBRIDGE, MASS.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 265.

Die Entwickelung der modernen Malerei.

Von
W. von Seidlitz
Geh. Reg.-Rath in Blasewitz b. Dresden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

BILDER AUS DER KUNSTGESCHICHTE.

Von

Dr. G. Leithäuser

Professor am Johanneum zu Hamburg.

VIII und 228 Seiten. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Inhalt:

Lebens- und Bildungsgang deutscher Künstler der Renaissance. — Künstlerinschriften und Monogramme. — Kunst und Sage. — Gemeinsame Künstlerarbeit. — Geraubte Kunstdenkmale. — Kunstkritik und Bilderstudium. — Italienische Künstlernamen. — Inschriften auf Gräbern italienischer Künstler. — Ein sächsischer Hofmaler. — Die Schlosskirche zu Wittenberg. — „Weihnachten" in der älteren Kunst. — Die „Kunst" im Sprichwort. — Das Zeitalter des Kupfers und der Bronze. — Die grosse Sphinx. — Erinnerungen an Dr. Schliemann. — Die letzten Arbeiten Schliemanns. — Die altgriechische Kunst im Lichte der neueren Forschung. — Der Schatz von Sidon. — Die Kunst in den Athosklöstern. — Entdeckungsreisen in Kleinasien und Nordsyrien. — Wie und womit malten die Alten? — Mumienbildnisse.

Digitized by Google

Die Entwickelung

der

modernen Malerei.

Von

Dr. W. von Seidlitz,
Geheimem Regierungsrath in Dresden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I.

Es giebt so viel „Fragen“ in unserer Zeit, daß man sich versucht fühlt, um Entschuldigung zu bitten, wenn man es unternimmt, über eine von ihnen vor der Oeffentlichkeit zu reden. Auf alle diese Fragen — die soziale Frage, die religiöse Frage, die ethische Frage, die Frauenfrage, die Schulfrage, die Kunstfrage — lassen sich bestimmte Antworten nicht geben, sonst bestünden diese „Fragen“ überhaupt nicht mehr: sondern es läßt sich der Gegenstand durch die Erörterung nur näher beleuchten und dadurch allmählich seiner Lösung entgegenführen. Praktisches Zugreifen auf allen diesen Gebieten ist gewiß viel ersprießlicher als alles Reden, und wirkt jedenfalls am nachdrücklichsten in versöhnendem Sinne. Denjenigen, die ein für allemal erklären, sie wollten von all solchen Fragen nichts wissen, sondern nur direkt an deren Lösung mitarbeiten, ist also durchaus recht zu geben.

Nun giebt es aber auch Viele, die überhaupt das Vorhandensein solcher Fragen, trotz des klaren Augenscheins, leugnen, die da sagen, all dieses Stürmen und Drängen sei eitel Uebermuth und Ueberhebung, denn was noth thue, besitze man schon seit langem, damit könne auch in der Zukunft ausgekommen werden, die jugendlichen Anwandlungen, die jetzt so viel Lärm machten, würden schon von selbst verrauschen.

Digitized by Google

An diese Ueberzeugungstreuen bitte ich mich heute wenden zu dürfen, um so mehr, als die jungen Künstler in ihrer Weltfremdheit vielfach geneigt sind, zu glauben, so etwas gebe es gar nicht mehr, könne es überhaupt nicht geben.

Bevor aber der Versuch gemacht wird, nachzuweisen, daß es eine moderne Frage in der Kunst giebt, muß erklärt werden, worin der moderne Standpunkt überhaupt zu erblicken ist. Zweitens will ich zeigen, wie die moderne Malerei, nämlich die Freilichtmalerei, entstanden ist, indem ich mich heute mit ihren Vorläufern seit etwa Anfang des Jahrhunderts und das nächste Mal mit ihr selbst, von ihrer Begründung durch Manet an, vor gerade einem Vierteljahrhundert, beschäftigen werde. Endlich soll ausgesprochen werden, worin die Anhänger der modernen Kunst deren Bedeutung erblicken, welche Hoffnungen sie auf sie setzen, mit einem Wort, weshalb sie mit einer Vielen so unbequemen Hartnäckigkeit an ihr hängen und auf den endlichen Sieg ihrer Sache vertrauen.

Dabei will ich mich bemühen, so scharf wie möglich festzustellen, worin die Unterschiede in den Anschauungen bestehen; anzugeben, welche Richtungen der älteren Kunst von dem modernen Standpunkte aus unbedingt zu verwerfen sind; welche Ausschreitungen oder Mängel der modernen Kunst aber auch zurückzuweisen sind. Es ist das keine leichte und keine dankbare Aufgabe; ich muß daher im voraus um Nachsicht bitten; man kann es nicht Allen recht machen, wenn man einen möglichst unbefangenen Standpunkt einzunehmen sucht; weder die Alten noch die Jungen werden ganz befriedigt sein. Je gerechter man sein will, um so ungerechter erscheint man dem Einzelnen. Auch will ich nicht überreden, überzeugen, bekehren; es ist ganz erklärlich, wenn das Publikum zumeist noch mehr Mißfallen als Gefallen an den Erzeugnissen der modernen Kunst empfindet, da es durch die vom Zufall abhängige Auswahl dessen, was

Digitized by Google

es zu sehen bekommt, nicht in die Lage versetzt wird, sich über die Entwickelung der Kunst ein richtiges Bild machen zu können; da kann nur die Zeit helfen. Bei Denen aber möchte ich Gehör finden, die der Kunst nicht bloß platonisch gegenüberstehen, sondern auch in der Lage sind, auf ihre Entfaltung unmittelbar einzuwirken, die das aber nicht thun, theils weil sie sich nicht die hierfür erforderliche Einsicht zutrauen, theils weil sie Bedenken hegen in Bezug auf die Folgen ihres Thuns, vor allem aber aus Gleichgültigkeit und Verkennung der Bedeutung, die der Sache anhaftet.

Fragen wir also nun, was unter der modernen Kunst zu verstehen sei, so werden wir von vornherein darüber einig sein, daß die Modernität eines Bildes allein noch keinen Maßstab für seine Güte abgiebt und daß durch das Aufkommen der modernen Malerei die Meisterwerke der alten Kunst nicht im geringsten entthront worden sind. Mag auch die Rangordnung sich etwas verschoben haben, in der die alten Meister aufgeführt zu werden pflegen — man wird jetzt ebenso häufig Lionardo, Dürer, Rembrandt, Velazquez rühmen hören, wie früher Raphael, Michelangelo, Tizian —, so bildet das eine Erscheinung, die auch auf den Gebieten der Dichtkunst wie der Musik wahrzunehmen ist und in jeder nach eigener Gestaltung ringenden Zeit hervortreten wird; im ganzen aber bleiben doch die großen Meister die Großen.

Zum Maßstab nehmen wir freilich nicht mehr, wie noch zu Anfang des Jahrhunderts und in der Plastik vielfach auch jetzt noch, die Antike oder die durch sie beeinflußte Renaissance, sondern nur die technische Vollendung in der Naturnachahmung und die Tiefe und Kraft der Anschauung, die sich in der Behandlung des Gegenstandes äußert.

Dieser Maßstab ist somit der gleiche für die alte wie für die neue Kunst, für die Primitiven wie für die völlig Aus-

Digitized by Google

gereiften; neben der Befolgung der einfachsten, durch das Material bedingten Regeln, die kürzlich in klassischer Form durch den Bildhauer Hildebrand ausgedrückt worden sind, kommt immer die Individualität des Künstlers, seine Schöpferkraft, als der ausschlaggebende Bestandtheil in Frage.[1]

Das klingt in der Theorie ganz schön und ist nicht dazu angethan, irgend welchen Widerspruch zu erwecken; in der Praxis aber knüpft hier gleich die Spaltung an. Denn während die Einen ganz zufrieden sind, wenn ein Bild nur einen hübschen oder interessanten Stoff in geschickter Weise vorführt und nicht weiter danach fragen, ob der Maler auch eine selbständige Auffassung der Natur in selbständiger Weise vorgetragen habe, verlangen die Anderen immer in erster Linie nach Originalität und übersehen darüber gern manche technische Unvollkommenheit.

Solche Originalität haben alle großen Meister besessen, solche Originalität hat selbst in den Werkstätten der alten Künstler bestanden, daher wir in der Lage sind, die Hände der einzelnen Schüler eines Perugino, eines Bellini, eines Raphael und Dürer von einander zu unterscheiden; die Bologneser Maler, obwohl sie als die ersten zu einer Akademie zusammentraten und bestimmten aus der Vergangenheit hergeholten Idealen nachgingen, haben alle ihr selbständiges Gepräge; ebenso die Holländer des 17. Jahrhunderts. Ja selbst die Nazarener, die sich zu Anfang unseres Jahrhunderts unter der Führung Overbecks in Rom zusammenfanden und ihre Vorbilder aus der Zeit von Raphaels Jugend entnahmen, stellen lauter von einander gesonderte Individualitäten dar: Overbeck, Veit, Schnorr, Steinle, Führich leben in unserem Geist als greifbare Gestalten fort.

Auf das äußere Gewand, den Stil, den eine Zeit annimmt, kommt es also hierbei nicht an, sondern nur auf den Geist, womit man diese Form erfüllt und beseelt. Wenn auch Cor-

Digitized by Google

nelius Michelangelo nachahmt, so wahrt er doch seine Eigenart. Selbst Winkelmanns Evangelium von der Alleingültigkeit der Antike hat mehr durch einen besonderen Irrthum, den nämlich, daß man glaubte, die Gesetze der Plastik auf die Malerei anwenden zu können, als durch seine allgemeine Richtung auf das Typische und Leidenschaftslose geschadet.

Wo aber eine Schule sich aufthut, innerhalb deren die Individualität eines Meisters solchen Einfluß gewinnt, daß seine Nachtreter ihn gedankenlos kopiren, ohne aus der Natur und dem eigenen Innern sich neue Anregungen zu holen, da tritt Oede und Erstarrung ein, da beginnt die Langeweile zu herrschen. Die byzantinische Kunst, die noch jetzt in den russischen Heiligenbildern fortvegetirt, ist an diesem Uebel zu Grunde gegangen; die späte Schule Giottos in Florenz stand in Gefahr diesem Uebel zu verfallen, wenn nicht ein frischer Lebenshauch ihr Rettung gebracht und Masaccio die neue Kunst begründet hätte; im 16. Jahrhundert fällt diese klägliche Rolle jenen Niederländern zu, die wie Heemskerck, Floris und Scharen von Anderen nach Italien zogen, um sich durch Schüler Michelangelos in die Geheimnisse des stile terribile einweihen zu lassen. Auch die Manieristen des 17., die Klassizisten des 18. Jahrhunderts sind nichts anderes, als solche Irregeführte, deren Werke wohl zumeist das Entzücken ihrer Zeitgenossen bildeten, jetzt aber, so weit sie bis auf uns gekommen sind, auf Speichern und Magazinen modern. Die Kunstgeschichte hält sich bei diesen ehemaligen Größen nicht auf, es wäre Sträflingsarbeit, sich mit ihnen eingehender beschäftigen zu müssen.

Soweit einigen sich wohl zur Noth die beiden Kunstanschauungen, die alte und die neue; in Bezug auf die Beurtheilung der Kunst unseres Jahrhunderts aber gehen sie vollkommen auseinander. Der eine Theil betrachtet das, was in den Handbüchern als die eigentliche Kunst des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

geht und dort den breitesten Raum einnimmt, die Historien- und Genre-, die Thier- und Landschaftsmalerei, welche um die Zeit der Julirevolution, also um 1830, in Frankreich geboren wurde und mit einem Wort als die Delaroche-Malerei bezeichnet werden kann, als eine wirkliche Kunst; während die Anderen sagen, diese sauber durchgeführten, auf die Neugier oder Wißbegier der Beschauer berechneten Bilder, die ziemlich gleichzeitig auch in Düsseldorf, in Antwerpen, später unter Piloty in München in Mode kamen und noch jetzt in jenem Genre fortleben, das man mit dem Ausdruck „Kunstvereinsware" zu bezeichnen pflegt, seien nichts anderes als Handwerkserzeugnisse, die mit erstaunlicher Geduld in fabrikmäßigem Betriebe nach den auf der Schule erlernten Rezepten hergestellt seien, aber weder ein wirkliches Studium der Natur noch echte Individualität verriethen, sondern einen so tiefen Verfall der Kunst darstellten, daß selbst die Werke der manierirtesten Zeiten der Vergangenheit ihnen vorzuziehen seien. Denn es handle sich dabei selten um anderes als um gemalte Theaterszenen und Kulissen, um abgemalte lebende Bilder, wie wir denn auch wissen, daß diese Maler bei der Herstellung ihrer Bilder thatsächlich so verfuhren. Ein bischen Pathos oder auch ein bischen Humor, je nach dem Gegenstande, mußte das fehlende Leben und die innerliche Empfindung ersetzen; einige fleißig und effektreich gemalte Einzelheiten erweckten den Schein der Naturtreue und ein schöner goldiger oder brauner Ton, der sogenannte Ateliertton, mußte dem Ganzen den Schein der Einheitlichkeit verleihen. Das war der vielgerühmte „Realismus".

Es ist nöthig, dies besonders scharf hervorzuheben und zu betonen, daß der Kampf nicht der alten Kunst als solcher gilt — wenn auch einzelne Heißsporne sich zu derartigen Behauptungen haben hinreißen lassen —, sondern allein dieser künstlichen Kunst, dieser Theaterkunst, die noch jetzt die Herrschaft weiter-

Digitized by Google

zuführen trachtet, die aber von der alten Kunst noch weiter entfernt ist als die wildesten Schößlinge der extremsten Modernen.

Man wird sagen, das sei eine einseitige, parteipolitisch gefärbte Auffassung der Kunst unseres Jahrhunderts. Gewiß wäre das der Fall, wenn nun auf Kosten dieser Juste-Milieu- oder Bourgeois-Malerei die moderne Freilichtmalerei in den Himmel erhoben würde. Daß und wie weit das nicht der Fall ist, wird sofort zu besprechen sein.

Um aber darzuthun, wie gering die Rolle sein wird, die diese „Düsseldorfereien" in der Kunstgeschichte der Zukunft zu spielen haben werden, brauchen wir nur in Gedanken durch unsere modernen Gemäldegalerien, die privaten wie die öffentlichen, die ausländischen: den Louvre, den Luxembourg, die National Gallery mit eingeschlossen, zu wandern; wie gähnen uns da die Bilder als leblose Schemen, leichenhaft in der Farbe, von den Wänden an; wie wenige von ihnen sind dazu angethan, ein menschlich-warmes Interesse in uns zu erwecken, hier und da mal ein besonders gelungener Defregger, ein Knaus aus seiner frischeren Jugendzeit, ein Andreas Achenbach, bei dem sich der Meister nicht begnügt hat, ein bloß angenehm wirkendes dekoratives Bild zu liefern; wie abgestanden dagegen muthen uns alle die Leopold Roberts, die Horace Vernets, die Gallait und Wappers und de Bièfve mit ihrer harten, sauberen Malerei an; und was man einst von den Bouguereaus und Alma Tademas mit ihrer vielgepriesenen Technik sagen wird, darüber werden wir uns im nächsten Jahrhundert wieder sprechen können.

Das alles ist todtgeborene akademische Kunst, akademisch im vollen Sinne des Wortes, weit mehr noch als die unserer Klassizisten, deren jeder wenigstens seinen eigenen Weg zu wandeln suchte, während hier die alles beherrschende Gewalt eines einzelnen, an die Spitze einer Akademie gestellten Meisters

Digitized by Google

den Schülern seine Malweise aufdrängte, ihre Arbeiten so lange übermalte und zurechtstutzte, bis sie es los hatten, aber auch ihrer Individualität verlustig gegangen waren. So trieb es als der Erste David in Paris, der doch selbst zeitweise gewußt hat, was Kunst sei; dann Langer in München, darauf Cornelius als dessen Nachfolger; weiterhin Schadow in Düsseldorf, Ingres an der französischen Akademie in Rom, Piloty in München, de Keyzer in Antwerpen. Als es mit den Direktoren nicht mehr recht weiter gehen wollte, richtete man überall Meisterateliers ein und vervielfachte dadurch das Uebel. Erst in letzter Zeit hat man angefangen einzusehen, daß damit gar nicht das erzielt werde, was die Zeit verlange, und man begann den jungen Leuten wieder eine größere Freiheit zu gewähren. Am wenigsten noch hat die älteste der staatlichen Akademien, die pariser, sich zu solcher Vergewaltigung verleiten lassen, da an ihr stets mehr Gewicht auf das Zeichnen als auf das Malen gelegt wurde.

Das Verdienst, von diesem Gesichtspunkte aus die Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert als der Erste dargestellt zu haben, gebührt unstreitig Muther, dessen Werk wohl von Jedermann gelesen worden ist; er ist aber, wie er in der Unterschätzung der klassizistischen Richtung, die doch einen gesunden Kern, die Sehnsucht nach größerer Natürlichkeit und einem bedeuteren Inhalt hatte, zu weit gegangen ist, so in der Zurückweisung der handwerksmäßigen Illustrationsmalerei lange nicht weit genug gegangen und hat noch immer viel zu viel Raum all den großen und kleinen Sternen gelassen, die wohl ihrer Zeit hell geleuchtet haben, deren Licht aber bis zur Nachwelt nicht reichte. Eine künftige Geschichte der Malerei wird, wie ich überzeugt bin, diese ganze Richtung auf das Unnatürliche, unter deren Zeichen wir noch stehen, ebenso wie die Verfallsperioden der früheren Jahrhunderte einfach mit ein paar Worten abthun.

Digitized by Google

Bei einem Vortrag, welcher der modernen Kunst gewidmet sein soll, habe ich mich scheinbar zu lange bereits mit ihrem Gegenfüßler beschäftigt. Es war aber nöthig, hierbei zu verweilen, denn in diesem Gegensatz liegt ihr Wesen und ist ihre Nothwendigkeit begründet. Handelte es sich bei ihr nur um das Freilicht, so fehlte uns jeder Maßstab für eine Abschätzung ihrer Leistungen, denn die bloße Naturwahrheit genügt dafür nicht, die wird von jeder Zeit anders aufgefaßt und auf sie allein kommt es jedenfalls nicht an in der Kunst. Legen wir dagegen an ihre Erzeugnisse denselben Maßstab an, den wir den Bildern der älteren Richtung gegenüber soeben angewendet haben, fragen wir also, wieviel eigenartige Auffassung und schöpferische Kraft in ihnen enthalten ist, so müssen wir gestehen, es findet sich auch hier sehr viel Langweiliges, Banales und Triviales darunter, ja die Masse der Erzeugnisse mag für die Kunstgeschichte von noch geringerem Belang sein, als die Bilder der früheren Epoche, denn während jenen noch ein gewisses kulturhistorisches Interesse wegen der dargestellten Gegenstände zukommen mag, handelt es sich bei diesen in der überwiegenden Zahl um bloße Studien, also um Vorbereitungen zu Bildern. Sind sie auch alle mehr oder weniger vor der Natur gemalt — von den symbolistischen, aus den Fingern gesogenen Bildern will ich hier gar nicht reden —, so wird doch auch hier gar zu häufig nach des Meisters Art geschielt und die Natur nicht mit eigenen Augen gesehen, sondern durch die Brille, die man sich von Paris verschrieben hat und die überall die gleichen violetten Schatten, kreidigen Lichter und giftigen Lokaltöne sehen läßt, während doch die Natur Jedermann verschieden erscheinen sollte. Das aus einer Ueberanstrengung des Auges hervorgehende Naturbild des Freilichtmalers ist in seiner Art ebenso konventionell, wie das aus zu geringer Anstrengung hervorgehende theatermäßige Bild der alten Schule, das man

Digitized by Google

für das allein naturwahre zu halten pflegt, während es doch nur das ewige Einerlei der Kulisse an Stelle der überall verschiedenen Natur setzt. Dasselbe gilt von den Glasgowern, an deren Bildern man sich, sobald sie in Masse auftreten, bald satt gesehen hat.

Eine solche Kritik kann jetzt, da die Maler selbst zur Einsicht zu kommen und Einkehr zu halten beginnen, ausgesprochen werden, ohne daß man befürchten müßte, ihnen Hindernisse für den Gang ihrer Entwickelung zu bereiten. Die Hauptsache aber bleibt, daß diejenigen unter den Modernen, die sich als Individualitäten, als Künstler erwiesen haben, thatsächlich ihr Programm durchgeführt haben, zur Natur als dem ewigen Vorbilde zurückgekehrt sind und sie wiederum mit eigenen Augen angeschaut haben, so daß nun an ihre Werke wieder derselbe Maßstab angelegt werden kann wie an die der Vergangenheit, während die Erzeugnisse der akademischen Malerei nur von fern und rein äußerlich an sie erinnern, mögen sie, wie diejenigen Makarts, auch noch so „koloristisch“ gehalten sein. In den Bildern eines Manet und Degas, eines Uhde und Liebermann, eines Werenskiold und Kroeyer — um nur die Führer zu nennen — haben wir wieder Werke, die nicht nur die Natur in der richtigen Stärke und Abstufung ihrer Töne wiedergeben, sondern eine einheitliche Darstellung dieser Natur bieten, die nicht von Anderen erborgt sondern aus dem eigenen Innern geschöpft ist. Diese Künstler haben sich nicht nur von der Gliederpuppe befreit, sondern suchen sich auch mehr und mehr von dem lebenden Modell zu befreien und haben das auch in ihren besten Leistungen erreicht. Daher bieten sie greifbares Leben, das uns was zu sagen hat, Leben unserer Zeit, Menschen, die empfinden und denken wie wir, die wir verstehen, ebenso wie wir, uns in fremde Zeiten zurückversetzend, die Apostel Masaccios, die Donatoren Van Eycks, die Ma-

Digitized by Google

donnen Raphaels und Murillos, Dürers apokalyptische Racheengel, die Erzväter Rembrandts verstehen, während uns Lessings Königspaar, Bendemanns trauernde Juden, Pilotys Thusnelden und Munkaczys Christusdarstellungen nichts als Bühnenerscheinungen sind, von denen uns eine unübersteigbare Rampe trennt.

Fassen wir hier die angegebenen Merkmale der modernen Kunst zusammen, so ergiebt sich uns, daß sie darauf ausgeht, das Leben und die Natur, wie die alten großen Meister es auch gethan, mit eigenen Augen anzuschauen und so wiederzugeben, wie sie es geschaut hat. Damit ist gesagt, daß sie sich weder an das Vorbild der alten Maler noch an das der Antike zu halten gedenkt; nicht aber, daß sie sich mit der bloßen Wiedergabe der Natur begnügen wolle; dieses naturalistische Streben bildet nur die unerläßliche Vorbedingung für sie, wäre aber als selbständiges Ziel nur der Begeisterung eines Photographen werth: was die moderne Malerei erstrebt, ist die Schaffung geschlossener Bilder, also von Kunstwerken, die aber ihre Einheitlichkeit nicht gewissen Kniffen und äußerlichen Rezepten, sondern der inneren eigenartigen Anschauung des Künstlers verdanken soll.

Zeitlich läßt sich die moderne Malerei genau umschreiben als die Kunst der letzten 25 Jahre, denn kurz vor dem Ausbruch des Krieges wurde von Manet das Grundgesetz des freien Lichtes gefunden, das ja schon manchen Künstlern des 15. und der weiteren Jahrhunderte, wie namentlich Piero della Francesca, Bellini, Pieter de Hooch, auch manchen Künstlern aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, wie Runge in Hamburg, auch einigen Dresdnern, wie Kügelgen und Friedrich, bekannt gewesen war, aber eine weitere Durchbildung und allgemeinere Verbreitung nicht gefunden hatte. Nach anderen Richtungen hat eine ganze Reihe alleinstehender oder zu

Digitized by Google

Gruppen vereinigter Künstler im Laufe des Jahrhunderts der modernen Malerei vorgearbeitet.

Diesen Vorläufern sollen zunächst nun einige Worte gewidmet werden.

Dem Zuge der Zeit folgend, der in Winkelmanns Lehren seinen schärfsten Ausdruck gefunden hatte, waren zu Anfang unseres Jahrhunderts alle Akademien Europas in das Fahrwasser der antikisirenden Auffassungsweise gerathen, am wenigsten noch England. Mit diesem Reliefstil vertrug sich die leichte und lichte Malweise, welche wenigstens einzelne Meister des 18. Jahrhunderts, wie Chardin, Chodowiecky, Gainsborough und überhaupt die Mehrzahl der englischen Porträtmaler sich noch aus dem allgemeinen Schiffbruch der Kunst gerettet hatten, nicht. Immerhin wurde in Frankreich, dank der festbegründeten Akademie, dank vor allem dem energischen Eingreifen Napoleons, wenigstens der Faden der Ueberlieferung nicht abgerissen. Die Malerei war kalt, hart, leer geworden, aber die Franzosen verstanden immerhin noch zu malen. In Deutschland dagegen wurde dieser Zusammenhang mit der Vergangenheit durch das Vorgehen von Carstens, Cornelius und den Nazarenern, die alle sich in den schroffsten Gegensatz zu den Akademieen stellten, abgerissen. Nach den glücklichen, aber mühevollen Versuchen, die Freskotechnik neu zu beleben, die in der Casa Bartholdy und im Casino Massimi zu Rom angestellt worden waren, gaben es unsere Klassizisten auf, sich mit der Farbe weiter abzuquälen, und erklärten sich für Kartonzeichner. Die Düsseldorfer aber, unter der kräftigen Führung Schadows, hatten alle Noth, sich aus dem Studium der alten, namentlich der niederländischen Bilder die Elemente des Malens wieder zusammenzulesen. Denn die wirkliche Ueberlieferung hatte sich, wie Lichtwark kürzlich nachgewiesen hat, nur durch die Vermittelung ganz vereinzelter Künstler, wie

Digitized by Google

Runge in Hamburg, Friedrich und Dahl in Dresden Krüger in Berlin, in München Peter Heß, Bürkel, Morgenstern und deren Schüler Kauffmann und Gurlitt, erhalten.[2] Als nun zu Anfang der vierziger Jahre die neuerfundenen belgischen Historienbilder ihren Siegeszug durch Deutschland antraten, wurde dies überall als eine Erlösung und, Offenbarung empfunden; in Wahrheit aber war damit der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben. Später that nun gar noch Piloty seine Schule in München auf.

Wer von höherem Streben beseelt war, aber nicht die Energie besaß, um sich, wie Menzel, aus eigener Kraft emporzuheben, ging nun um die Mitte des Jahrhunderts nach Paris, um dort die letzten Geheimnisse der Kunst zu lernen. So verfuhren Feuerbach, Henneberg, Viktor Müller, Knaus und viele Andere. Bis dahin aber hatte von einer wirklichen Malerei in Deutschland kaum die Rede sein können.

In Paris stand es anders damit. Dort war die Malerei durch den Einfluß Davids verknöchert, aber nicht ausgestorben. Männer wie Guérin, Drolling, vor allem aber Ingres erhielten die technische Ueberlieferung lebendig. Rühmt sich doch noch der modernste der jetzt lebenden Franzosen, Degas, der wenigen Monate, die er in des alternden Ingres Atelier verbringen durfte. Hatte sich dort auch in den zwanziger Jahren zuerst jene theatralische Historienmalerei entwickelt, die an die Stelle der alten Griechen die alten Holländer als Vorbilder setzte und durch die Namen von Delaroche, Devéria, Leopold Robert, Horace Vernet, Cogniet und Ary Scheffer gekennzeichnet ist, so entstanden doch gleichzeitig zwei andere Richtungen, die ebenfalls auf der alten Ueberlieferung fußten, aber berufen sein sollten, die Malerei aus den Fesseln der alten Schule wieder zu befreien: die Historienmalerei großen und freien Stils eines Gros, Géricault und Delacroix,

Digitized by Google

und etwas später, um 1830, die Landschaftsmalerei der sogenannten Schule von Fontainebleau, welcher der Ruhm zu Theil werden sollte, einen der größten Künstler unseres Jahrhunderts, Jean François Millet, gezeitigt zu haben.

Daß auf diese Gestaltung der Dinge England einen nicht geringen Einfluß geübt, durch die kräftige Entwickelung seiner Landschaftsmalerei, sei hier nur nebenhin erwähnt.

Mit diesen Künstlern fängt die eigentliche Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, diejenige, die in der Zukunft fortleben wird, an. Bezeichnenderweise stehen fast alle diese Künstler und ihre Nachfolger in ausgesprochenem Gegensatz zu den Akademien oder wenigstens ganz abseits von ihnen und von den Akademien verpönt, in Deutschland sowohl wie in Frankreich und England.

Diese Vorläufer der modernen Malerei lassen sich eintheilen in die folgenden drei Gruppen: Die Maler, welche, auf dem Kompositionsprinzip fußend, der Kunst durch eine schärfere Naturbeobachtung mehr Leben und Farbe zuführten. Das sind in Frankreich namentlich Delacroix und andererseits die ganze Schule von Fontainebleau, mit Millet an der Spitze; zu Meissonier, der eine Stelle für sich einnimmt, bildet in Deutschland Menzel das Gegenstück; dann traten Feuerbach, Henneberg und Viktor Müller, die Schüler Coutures, hervor; zuletzt Lenbach und Gebhardt. In England sind Mason und Walker zu nennen, in Holland die beiden Maris und Mauve. Bastien-Lepage und Dagnan-Bouveret leiteten dieses Genre dann in die neueste Malerei über.

Die zweite Gruppe bilden die Naturalisten, die es vor allem auf die treue Wiedergabe der Natur absahen, ohne sich viel darum zu kümmern, ob eine gefällige bildmäßige Wirkung dabei herauskam. An ihrer Spitze steht, Alle überragend, Courbet, der im Jahre 1851 ganz Europa durch sein Bild

Digitized by Google

der beiden Steinklopfer revolutionirte, später aber in seinen Wald-, Jagd- und Meeresbildern Werke von der äußersten Vollendung schuf. Auf der Münchner Ausstellung von 1869 übte er den stärksten Einfluß auf Leibl und Trübner aus. Zu voller Bedeutung gelangte der Naturalismus erst innerhalb der Freilichtmalerei, in Deutschland besonders durch Liebermann.

Als dritte Gruppe ist die der Gedankenmaler zu nennen, die auf die Erfindung ein besonderes Gewicht legten, jedoch nicht mit den Symbolisten, wie Blake und Scott, oder den modernen Rosenkreuzern zu vermischen sind, sondern die Natur durchaus als Maler ins Auge faßten, dabei der Farbe und Tönung wohl ein besonderes Gewicht beilegten, aber durch die scharfe Erfassung der Wirklichkeit der modernen Freilichtmalerei am wirksamsten vorarbeiteten.

An ihrer Spitze stehen fraglos die englischen Präraphaeliten, die Hunt, Millais und Rossetti, die um 1850 zuerst hervortraten und zu denen Watts und Madox Brown als Vorläufer gehören. Ihr Wesen wird gewöhnlich ganz falsch aufgefaßt, da man auf dem Festlande kaum Gelegenheit gehabt hat, ihre Werke kennen zu lernen, und dies selbst in England sehr schwer ist. Sie sind nicht etwa Mystiker und keineswegs Alterthümler, sondern ihr Wirken war durch den Ekel an der damaligen hohlen und unnatürlichen Malerei bedingt und ging auf die schärfste Beobachtung der Natur, die treue Wiedergabe aller Einzelheiten, sowohl in Bezug auf Form, wie auf Farbe hinaus und zugleich auf die möglichst packende Wiedergabe wirklichen Seelenlebens, wie dies Sizeranne in seinem schönen Buche La peinture anglaise contemporaine, einer Sammlung von Aufsätzen, die zuerst in der Revue des deux Mondes erschienen waren, überzeugend nachgewiesen hat.[3] Sehr ähnlich waren die Ziele, die sich der Amerikaner Whistler setzte, nur daß er die Farbe in noch höherem Grade als Jene mit Bewußt-

Digitized by Google

sein als Mittel zur Erzielung bestimmter Stimmungen verwendete. Boecklin in Deutschland wiederum stellte die bewundernswerthe Schärfe seines Auges in den Dienst ganz phantastischer Darstellungen aus einem Reiche von Fabel- und Götterwesen, die nur seinem Blicke sichtbar waren. Ihm reihten sich Marées, Thoma und Steinhausen an, während in Frankreich eine ähnliche Richtung in Gustave Moreau, dem Wiedererwecker des phantastischen Alterthums, ihren Hauptvertreter fand, bis Puvis de Chavannes, auf der modernen Farbenanschauung fußend, alle diese Bestrebungen der Monumentalmaterie dienstbar machte. Die Burne Jones und Walter Crane dagegen, die man jetzt gewöhnlich für die vollen Repräsentanten des Präraphaelitismus hält, stellen nichts anderes als einen Aufguß auf die echten Leistungen dieser Richtung dar, indem sie die lebendigen und mannichfaltigen Bestrebungen der Begründer in schematischer Erstarrung zeigen.

Alle diese drei Richtungen münden somit von den siebziger Jahren an in die moderne Malerei aus, machen sich deren Ergebnisse zu eigen, wie es ja auch Maler der alten Schule giebt, die sich die Grundsätze der Freilichtmalerei anzueignen suchen, ohne ihr jedoch in ihrem Streben nach Natürlichkeit und Sachlichkeit folgen zu können. Was alle die genannten Maler, die hier als Vorläufer der modernen Malerei aufgeführt wurden, auszeichnet, ist der Abscheu vor dem Gemachten, Unnatürlichen, Konventionellen.

Ihr Gegensatz zu der offiziellen, akademischen Malerei, die allein zur Kenntniß der weiteren Volksschichten gelangt ist, erklärt es, daß ihre Werke in unseren öffentlichen Galerien so gut wie ganz fehlen, daß ihre Namen daher auch nur zum geringen Theil in größeren Kreisen bekannt sind. Es ist dies ein Uebelstand, der mit der ganzen, noch viel zu jungen und daher nicht ausgereiften Einrichtung unseres modernen Galerie-

Digitized by Google

wesens zusammenhängt. Seitdem nicht mehr, wie in den früheren Jahrhunderten, die Fürsten selbst nach ihrem persönlichen Geschmack Kunstwerke erwerben, sondern vielköpfige „Landes-Kunstkommissionen", kann in der Regel nur das erworben werden, was entweder dem Tagesgeschmack entspricht oder was sich nach langer Verkennung die allgemeine Anerkennung erst erzwungen hat. Wie jäh die Tagesgrößen von ihrem hohen Standorte hinabzustürzen pflegen, zeigt uns genugsam die geringe Schätzung, worin die einst vielgepriesenen Bilder eines Luca Giordano, eines Solimena, eines Van der Werff jetzt und sicher für alle Folgezeit stehen; das wirklich Gute aber, das ja seinen Werth freilich bewahrt, kommt infolge dieses Systems so spät in die Galerien, daß es jedenfalls seine Wirkung auf die Kunst selbst nicht mehr auszuüben vermag. Theuer wird in beiden Fällen gekauft, denn billig sind bekanntlich die Künstler nur, so lange sie nicht berühmt und anerkannt sind, also so lange sich nicht die Kunsthändler ihrer bemächtigt haben. Wenn auch zur Zeit, und nicht bloß hier, sondern überall in Deutschland, und nicht bloß in Deutschland, sondern ziemlich auf der ganzen Welt die Furcht vorherrscht, daß die Sammlungsdirektoren bei einer größeren Selbständigkeit und Verantwortlichkeit zu viel Werke ankaufen würden, die auf die Dauer ihren Werth nicht behalten würden, so steht doch zu hoffen, daß man allmählich einsehen werde, das Beste sei — im Gegensatz zur jetzigen Praxis — den Grundsatz nur billigen Kaufens, also vor allem von den Künstlern selbst und so lange sie noch nicht durchgedrungen sind, für die Werke der Gegenwart einzuführen. Ohne Versehen kann es dabei überhaupt nicht abgehen, aber besser ist es doch, ein paar Tausend Mark zu riskiren, als 50000.

Unsere jetzige Wirthschaft wird einer künftigen Zeit als eine unverantwortliche erscheinen, um so mehr als sie Werke

Digitized by Google

bis zu Preisen anschwellen läßt, die für den Staat gar nicht mehr erreichbar sind, sondern nur noch von den Krösussen der neuen und der alten Welt gezahlt werden können.

Dies ist der Grund, weshalb sich so wenig von den Hauptleistungen der Malerei unseres Jahrhunderts in den öffentlichen Galerien Europas befindet und weshalb die wirkliche Geschichte dieser Kunst so gut wie unbekannt ist. Eine Aenderung in diesen Dingen würde ja leicht zur Folge haben, daß bisweilen das, was angekauft wird, dem Publikum nicht gerade gefiele, weil es neu, ungewohnt, daher anfangs abschreckend wäre. Darin liegt der Kern der ganzen Sache und die Hauptschwierigkeit, deren Ueberwindung noch lange Zeit in Anspruch nehmen wird. So lange man die modernen Galerien für Vergnügungsanstalten hält, was sie doch schon in ihrer jetzigen Zusammensetzung nur in sehr bescheidenem Maße sind, und sich nicht gewöhnt hat, sie als Schatzkammern für alle höchsten und eigenartigsten Schöpfungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Kunst anzusehen, deren Genuß naturgemäß kein leichter und bequemer sein kann, so lange ist an eine Besserung nicht zu denken. Denn von solchem Standpunkte aus erscheint der Goethesche Ausspruch, daß eigentlich, was nicht gefalle, das Rechte sei, als ein Paradoxon, oder, wie die Goncourts es ausdrückten: das Schöne sei das, was dem gewöhnlichen Menschen verabscheuenswerth erscheine, das, was die Nähmamsell und das Stubenmädchen als scheußlich empfänden. So wird denn auch eine Gelegenheit nach der anderen, um die Hauptschöpfungen unserer Zeit festzuhalten, vorübergehen, ohne daß sie ausgenutzt werden könnte; ja die Abneigung gegen das Gute, so lange es noch neu ist, ist in den breiten Schichten der Bevölkerung sogar so groß, daß man nicht einmal weiß, ob selbst Geschenke, wenn sich dafür die opferwilligen Geber auftreiben ließen — was nicht überall leicht ist — angenommen werden würden, wie noch kürzlich in Berlin

Digitized by Google

gefragt wurde, als eine Anzahl von Kunstfreunden sich bereit erklärt hatte, der Nationalgalerie eine gewählte Sammlung moderner ausländischer Bilder, deren Erwerbung aus Sammlungsmitteln durch den Wortlaut der Begründungsurkunde ausgeschlossen ist, zuzuführen.

II.

Der Name Manets und die Zeit um 1870 sind genannt worden, um den Beginn der eigentlichen modernen Malerei zu bezeichnen. Das ist so zu verstehen, daß zu dieser Zeit in Frankreich, dem damals führenden Kunstlande Europas, die volle Rückkehr zur Natur, als dem ewigen Quell jeglicher künstlerischen Erneuerung, gefunden und dadurch die allen nachfolgenden Bestrebungen gemeinsame Grundlage geschaffen worden ist. Um eine Entdeckung, sei es eines Einzelnen sei es Mehrerer, hat es sich bei der Freilichtmalerei aber ebenso wenig gehandelt wie um die Aufstellung eines neuen Grundsatzes, der den ganzen bisherigen Kunstbetrieb als einen verfehlten und veralteten hätte erscheinen lassen: der Gegensatz galt nur den Verfallserscheinungen der vorhergehenden Kunst.

Da man aber erkannt hatte, daß solcher Verfall stets dort eingetreten war, wo nicht an die Natur sondern an bereits vorhandene Werke angeknüpft worden war, so hütete man sich, den gleichen Fehler etwa dadurch zu begehen, daß man nun an beliebige, dem modernen Empfinden besonders nahe stehende Künstler angeknüpft hätte, sondern ging auf die Quelle selbst zurück. Die Bezeichnung der Freilichtmalerei als der modernen Malerei im engeren Sinne des Wortes ist hier nur um der Bequemlichkeit und größeren Deutlichkeit willen gebraucht worden. Worum es sich handelt, das ist die Malerei des 19. Jahrhunderts überhaupt, die wirklich lebendige und daher zukunftsbeständige Malerei unserer Zeit; unter diesem Gesichtspunkte

Digitized by Google

aber bildet die Freilichtmalerei nichts anderes, als das zur Zeit letzte Glied all jener Bestrebungen, die unter dem Namen der Vorbereitung bisher erwähnt worden sind. In diesem Sinne moderne Kunst hat es in jeder emporstrebenden Zeit gegeben; eine sogenannte „Moderne", die nur unserer Zeit zu eigen wäre und im Gegensatz zu aller Kunst der Vergangenheit stünde, mag ja für die Künstler selbst einen recht anspornenden Begriff abgeben, kann aber vernünftigerweise nichts anderes, als den Geist unserer Zeit bedeuten, also etwas wenn auch thatsächlich Bestehendes, so doch durchaus Wandelbares und dem Geist aller anderen Zeiten Gleichgeordnetes. Vom geschichtlichen Standpunkte aus läßt sich also mit dem Ausdruck „moderne Kunst" nicht viel anfangen; betrachtet man dagegen das Moderne als Gegenstand einer Tagesfrage, so drückt das Wort in vollkommen ausreichender Weise den Gegensatz aus, um den es sich handelt.

Wohl wirft man der modernen Malerei alles Mögliche vor: sie behandle mit Vorliebe unerquickliche oder nichtssagende Gegenstände, bevorzuge das Häßliche vor dem Schönen, sei naturalistisch, begnüge sich mit der rohen Wiedergabe der Natur, lasse es dabei aber an der nöthigen Vollendung fehlen und beruhige sich bei einer lüderlichen, skizzenhaften Durchführung; sie nehme nicht die nöthige Rücksicht auf die Bedürfnisse des Publikums, sondern mache l'art pour l'art; sie verfalle in ihrem Suchen nach Absonderlichem und Auffallendem in die stärksten Uebertreibungen, erweise sich als krank in ihren symbolistischen, als unmoralisch und auf den Umsturz aller sittlichen, gesellschaftlichen, religiösen Ordnung gerichtet in ihren tendenziösen Leistungen; sie folge blindlings allen Modeströmungen, lasse aber Idealismus und wahre Begeisterung vermissen —, das sind doch wohl die wesentlichen Bedenken, die heutzutage die Gemüther aufregen und mit Schrecken erfüllen für eine Zukunft, der nun das junge Geschlecht entgegengehen

Digitized by Google

soll, wie man meint, ohne Stütze und ohne Ziel, weil keine Ideale der Vergangenheit mehr den Weg wiesen und somit kein fester Maßstab mehr bestehe, um gut und schlecht auseinander zu halten.

Alle diese einzelnen Bedenken wiegen nicht schwer, da sie, wenn auch theilweise begründet, vielfach doch auf mangelnder Kenntniß beruhen, also mit der Zeit sich werden beheben lassen. Worauf es allein ankommt, was allein den Zwiespalt — nicht nur unter den Künstlern selbst sondern auch im Publikum — begründet, das ist der feste Entschluß der modernen Künstler, auf eigenen Füßen zu stehen, sich nicht an das Vorbild der Vergangenheit zu halten, sondern neue, den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechende Kunst zu schaffen. So lange man bei den Begriffen Natur, Eigenart, künstlerischer Ernst verweilt, kommt man in der Verständigung nicht um ein Haar breit weiter; denn alle diese Eigenschaften können die Vertreter der Alten mit eben demselben Recht für sich in Anspruch nehmen. Um Nachahmung oder Selbständigkeit handelt es sich allein.

Daher verurtheilen denn auch die Folgerichtigen unter den Gegnern die moderne Kunst von vornherein in Bausch und Bogen, ohne überhaupt auch nur ihre Werke sehen zu wollen, indem sie sagen, das Höchste, nicht zu Uebertreffende sei in der Kunst bereits geleistet worden, und uns bleibe daher nur übrig, uns durch Nachahmung diesem Ideal so weit wie möglich zu nähern; hier liege ein sicherer Kulturbesitz vor, den es zu bewahren gelte und der nur auf diesem Wege steter Neuaufwärmung lebendig erhalten werden könne; da sie das Schöne für etwas Absolutes, ein für alle Mal und überall Feststehendes halten, so kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß es neben dem Ideal der Antike noch andere gleichberechtigte Ideale, kurz neben dem Alten auch Neues geben könne, und sie verlachen daher alles Streben nach Neuem als schlechtweg aussichtslos. Mit

Digitized by Google

diesem Standpunkte sich auseinanderzusetzen wird es hier gelten. Zunächst aber muß ein Ueberblick über die Entwickelung der eigentlichen modernen Malerei gegeben werden.

Manet, der Schüler jenes Couture, bei dem in den fünfziger Jahren auch so mancher deutsche Künstler seine Ausbildung erhalten hatte, war seit dem Anfang der sechziger Jahre mit einer Reihe von Bildern, namentlich dem Doppelbildniß seiner Eltern, hervorgetreten, die durch ihre Abkehr von der üblichen Malweise die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hatten; als aber der Maler im Jahre 1863 sein Déjeuner sur l'herbe und 1865 seine Olympia aus seinem Atelier entsandte, Gegenstände, die bis dahin mit so kaltblütiger Hintansetzung aller idealeren Regungen nicht gemalt worden waren, da wurde er vom Salon zurückgewiesen und mußte sich mehrere Jahre lang mit dem Salon des Refusés begnügen, bis ihm die Sonderausstellung seiner Werke bei Durand-Ruel im Jahre 1868 zu Anerkennung und Ruf verhalf. Bis dahin hatte von den älteren Malern nur der immer oppositionslustige Delacroix ein Wort der Anerkennung für ihn gefunden; von den Kritikern aber war namentlich Zola, der das Buch Mon Salon schrieb und später seine Kunstaufsätze unter dem Titel Mes Haines zusammenfaßte, warm für ihn eingetreten; später folgte Huysmans.[4] In diesem ersten Zeitabschnitt seines Wirkens stand Manet noch unter ziemlich starkem Einfluß einerseits des Velazquez andererseits der Japaner, die damals gerade bekannt geworden und in Mode gekommen waren. Gegen Ende der sechziger Jahre aber, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, fand er durch einen Zufall auch das Mittel, die luftumflossene und durch die farbige Umgebung bedingte Erscheinung der Dinge wiederzugeben, indem er eines Tages, als er die Frau des Malers de Nittis malen sollte, seine Staffelei aus dem Atelier in das Freie, in den Garten hinaustrug. Im Jahre

Digitized by Google

1871, nach Beendigung des Krieges, wurde dann jene Ausstellung bei Nadar in Paris eröffnet, die angesichts der Werke einer Reihe von Künstlern, die mit Manet das Streben nach einer frischen Erfassung des Duftes der Natur getheilt hatten — es waren Monet, Sisley, Pissarro, Renoir —, den Namen Impressionismus aufbrachte.[5] Hier ist die eigentliche Geburtsstunde der modernen Malerei, jetzt vor gerade 25 Jahren, zu erblicken.

Neben Manet hatten zwei Künstler auf selbständigen Wegen dieser Entwickelung vorgearbeitet: Degas in Paris und Israels in Holland.

Bis zu seinem Todesjahre 1883 wirkte Manet fort und schuf eine Reihe ernst komponirter, von Leben erfüllter und mit Farbe gesättigter Bilder, die sich in den Galerien der Zukunft nebst denen von Degas den Meisterwerken der Vergangenheit anreihen werden. Während dieser Zeit breitete sich die nene Auffassungsweise allmählich über ganz Europa, mit Ausnahme Englands, aus. In Paris selbst machte Bastien-Lepage den Pleinairismus salonfähig, wofür ihm Degas das Beiwort eines Bouguerau des Impressionismus anhing; ihm folgte bald darauf Dagnan-Bouveret. Liebermann war wohl der erste Deutsche, der diese Bahnen, und zwar mit einer Entschlossenheit beschritt, die ihn Genüge finden ließ an der Rolle eines Pfadfinders und Pioniers der Zukunft. Ihm folgte zu Ende der siebziger Jahre, doch ganz seine eigenen Wege suchend, Klinger, anfangs als Radirer, dann als Maler; weiterhin, zu Anfang der achtziger Jahre, Uhde mit seinem Christus als Kinderfreund von 1884 und der Reihe seiner übrigen tief empfundenen biblischen Bilder. Kühl endlich brachte uns das sonnendurchtränkte Innenbild, ein Stück echt deutscher Gemüthlichkeit. Weitere Namen anzuführen ist hier nicht am Platz; im Jahre 1890, nach zwanzigjährigem Ringen und Kämpfen, war

Digitized by Google

die junge Kunst allerorten so weit gekräftigt, daß sie den Entschluß fassen konnte, ihren Weg getrennt von den Vertretern der landesüblichen Malerei fortzusetzen; in Paris wie in München kam es zu der Sezession.

Eine gesonderte Betrachtung erfordert die Entwickelung der Monumentalmalerei während dieser Zeit. Sie bildet ja die Blüthe, das höchste Ziel, den Prüfstein einer jeden gesunden Kunstentwickelung; in ihr erst findet eine jede Zeit ihren umfassenden und dauernden Ausdruck. Daß die moderne Kunst auf den bisherigen Bahnen der Griechenmalerei à la Raphael und der Historienmalerei à la Kaulbach nicht vorwärtsschreiten konnte, ist klar: denn monumental gestalten läßt sich nur, was man genau kennt, was man vollkommen beherrscht; diese Lebenskraft wohnt aber dem Gestaltenkreise der Antike für uns nicht mehr bei. Aus der Alltäglichkeit läßt sich der Stoff für monumentale Gebilde auch nicht ohne weiteres entnehmen; denn eine Erhebung über das zeitlich Bedingte, ein ewig-menschlicher Gehalt bilden die nothwendigen Voraussetzungen dieser Kunstart. Will der Künstler also, um Kraft und Halt zu gewinnen, seinen Standpunkt auf der Erde bewahren und doch einer höheren, außergewöhnlichen Ordnung angehörende Gebilde schaffen, so bleibt für ihn nur die Möglichkeit übrig, Gestalten seiner Phantasie, die ja für ihn leibhaftig und greifbar vorhanden sind, weil er sie aus der Natur geholt hat, mit der ganzen Kraft und Fülle auszustatten, die ihm das eindringendste Studium der Natur ermöglicht.

Freilich hat in unserer Zeit der Maler bei solchem Streben mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu ringen. Die Monumentalmalerei bildet im Verein mit der Skulptur und Architektur jenes Gesamtkunstwerk, das Klinger als das Erzeugniß der Raumkunst bezeichnet.[6] Nun ist aber unsere Skulptur, durch die ewigen banalen Denkmalsaufgaben demoralisirt, auf die Bahn

Digitized by Google

einer ganz unberechtigten Selbständigkeit gerathen, die sie zum Zusammenwirken mit den Schwesterkünsten und zu einer Unterordnung unter die Bedürfnisse des Ganzen sehr wenig geeignet erscheinen läßt; und die Architektur hat, abgesehen von den Eisenkonstruktionen, nur wenig Gelegenheit gefunden, sich an der Lösung neuer, aus der Zeit hervorgehender Aufgaben von innen heraus zu betheiligen; der Zusammenschluß der Künste bleibt also erst noch zu suchen. Dies ist der Grund, weshalb so manche unserer Maler sich aufs Bildhauern verlegen, wozu leicht auch noch das Baumeistern hinzukommen kann. Aber wenn auch einzelne Künstler der Vergangenheit, wie Lionardo, Raphael, Michelangelo, alle drei Künste gemeinsam betrieben haben, so ist das doch kein normaler Zustand, sondern nur die Folge ganz besonderer, überströmender Begabung. Als Ergebniß bleibt übrig, daß unsere Monumentalmalerei des nöthigen Haltes durch die beiden anderen Künste ermangelt und daher mit der Schwierigkeit zu kämpfen hat, daß sie sich die Flächen, die ihr zur Verfügung gestellt werden, erst für ihre besonderen Zwecke zurechtmachen muß, statt sie gleich in der geeigneten Form fertig vorzufinden. Dadurch fällt für sie, ebenso für die Staffeleimalerei, die jetzt ihre Bilder für Ausstellungen und Galerien statt für bestimmte Räume malen muß, eine wesentliche Quelle der Schaffensbegeisterung, der wohlthätige Zwang, der durch den gegebenen Raum auf die Phantasie ausgeübt wird, fort.

Eine Leistung hatte die klassische Schule bei uns in Deutschland gezeitigt, und zwar eine solche, die voraussichtlich von der Geschichtsschreibung der Zukunft als die höchste unseres Jahrhunderts überhaupt anerkannt werden wird: das Lebenswerk Alfred Rethels. Doch der Meister verfiel frühzeitiger Umnachtung, als er kaum begonnen hatte, seine gewaltigen Entwürfe auszuführen; die Nachfolger aber blieben aus.

Digitized by Google

Was Delacroix, Ingres, die Belgier auf dem Gebiete der Monumentalmalerei schufen, erwies sich als nicht lebensfähig, weil nicht aus dem eigenen Innern geboren. Millet und Manet blieb es versagt, ihre Riesenträume, die Ausmalung des Pantheons und des Pariser Stadthauses, auszuführen. Marées, in dessen Geist das goldene Zeitalter wieder neu auflebte, ging einsam seinen Weg und vermochte es nicht, seinen Gebilden greifbaren Ausdruck und dauernde Gestalt zu verleihen. Als der Erste, der, vom Geiste der Neuzeit durchdrungen, seine Gebilde mit hellem Licht übergoß und in leuchtende Farbigkeit kleidete, trat in Deutschland Prell mit seinen Fresken im Berliner Architektenhause hervor. Geselschap suchte wohl in seinen Allegorien der Berliner Ruhmeshalle manche Errungenschaften der modernen Malerei seinen idealen Zwecken dienstbar zu machen, vermochte sich jedoch nicht genügend von den Banden des Kartonstils zu befreien.

In vollem Umfange den Zwecken der Monumentalmalerei dienstbar gemacht erscheint die Freilichtmalerei dann in den Fresken Puvis de Chavannes' und Besnards in Paris, den Szenen aus dem Leben der heiligen Genovefa des Ersteren im Pantheon, von 1886, und Besnards Darstellungen in der Ecole de Pharmacie (1884/85 und 88), sowie den Tageszeiten in der I. Mairie (1887), welche Werke jetzt die hohe Schule für die gesamte jüngere Künstlerschaft Europas bilden. Hier ist Leben und Empfinden unserer Tage, ohne Pathos, aber mit wohlthuender, verständlicher und erhebender Wärme, in einer künstlerischen Sprache vorgetragen, die den im höchsten Sinne dekorativen, d. h. raumschmückenden Zweck stets im Auge behält, indem sie, ohne von der Naturwahrheit abzugehen, Form und Farbe in erster Linie als raumfüllende und raumbelebende Bestandtheile handhabt. Wenn auch Puvis de Chavannes der Vorwurf gemacht werden kann, daß er in der Ausnutzung der Farbe nicht weit

Digitized by Google

genug gegangen sei und daher leicht blutleer, anämisch erscheine, so läßt es Besnard in dieser Hinsicht, wenn seine Gedanken auch keinen so hohen Flug nehmen, an Kraft und Tiefe nicht ermangeln.

Jetzt drängt auch in Deutschland alles Sehnen und Hoffen nach der Lösung dieser Aufgabe, der Verschmelzung der Naturwahrheit mit dem Gebilde höherer, über die Natur hinausgehender Ordnung. Klinger, der seit mehr als einem Jahrzehnt unausgesetzt danach ringt, dieses Ziel zu erreichen, hat in seiner bekannten Schrift über Malerei und Zeichnung einen Unterschied zwischen diesen beiden Kunstgattungen aufstellen wollen, der dahin geht, daß die Zeichnung, als von der Farbe unabhängig, an die Natur nicht gebunden sei, daher einen höheren Gedankenflug gestatte, während die Malerei in der Nachahmung der Natur ihr höchstes, ja ihr einziges Ziel finde. Wäre dies richtig, so wäre die Monumentalmalerei nicht nur, die sich nach Klingers eigenem Ausspruch ja den Forderungen des raumschmückenden Zweckes zu fügen hat, sondern die Malerei überhaupt, als eine schöpferische Kunst, unmöglich. Denn die Nachahmung der Natur, als ein besonderer Zweck, schließt alle anderen Zwecke aus. Die Kunst will aber doch nur, darüber werden Alle einig sein, die Gebilde der Phantasie zur Darstellung bringen, ist also, nach der Sprache des täglichen Lebens, zwecklos.

Diese ganze Theorie, die den Ausgangspunkt und das Endziel des künstlerischen Schaffens, die Naturnachahmung, mit seinem eigentlichen Wesen und seinem Zweck verwechselt, entspricht auch gar nicht der Wirksamkeit, die Klinger selbst entfaltet hat, er, der gerade an die Spitze der Phantasiekünstler gestellt wird. Sie enthält viel für den Künstler Anregendes und praktisch Verwendbares, bildet aber doch wohl nur einen Nothbehelf, eine Ausrede, die durch die besonderen Umstände hervor-

Digitized by Google

gerufen ist, aber keine Gewähr der Dauer in sich trägt. In einer ähnlichen Lage, wie der, worin sich Klinger jetzt befindet, äußerte Cornelius, „der Pinsel sei der Verderb der Malerei geworden, er führe von der Natur ab zum Manierismus“; Klinger wiederum meint, die „Körperhaftigkeit“, also die volle Naturnachahmung, sei für die Malerei alles, die „Idee“ aber müsse sich, wenn sie zur Darstellung gelangen wolle, in die Zeichnung flüchten, die allein die für deren Ausdruck erforderliche Bewegungsfreiheit gewähre. So lange es bei diesem Zwiespalt von Malerei und Zeichnung, von Naturbild und Phantasiebild bleibt, werden auf der einen Seite, wie bei Cornelius, nur Kompositionen, auf der anderen Seite, wie bei Klinger, nur Naturstudien geliefert werden können; Klinger selbst aber hat bereits bewiesen, daß er sich in der Landschaft wenigstens und gelegentlich auch in den Figuren, wie auf den Kreuzträgerinnen in seinem „Olymp“, von der Natur freizumachen vermag; so kann denn auch gehofft werden, daß die Deutschen noch den Weg finden werden, der sie zur vollen Höhe monumentaler Malerei emporzuführen vermag. Auch Ludwig von Hofmann ist in diesem Zusammenhange zu erwähnen.

Mögen auch noch so viel Ausstellungen an den bisherigen Leistungen der modernen Malerei gemacht werden, mag ihr vorgeworfen werden, daß sie in der Verwendung des freien Lichtes zu weit gehe, es selbst dort einzuführen suche, wo die geschlossene Beleuchtung weit häufiger am Platze ist, wie z. B. bei den Bildnissen, daß sie auf die schöne Leuchtkraft der Farbe unnöthigerweise verzichte, daß sie sich zu ängstlich an die Natur halte und ihr gegenüber zu wenig wählerisch verfahre, so betrifft dies alles Punkte, die sicherlich noch einst in befriedigender Weise werden geregelt werden, ja die schon längst geregelt worden wären, wenn ein festerer Zusammenhang zwischen dem Künstler und seinem Abnehmer bestanden hätte, wenn den modernen

Digitized by Google

Künstlern bereits früher die Gelegenheit geboten worden wäre, ihre Kräfte an großen Aufgaben zu versuchen und zu üben, und wenn ihnen dabei die Freiheit eingeräumt worden wäre, ihren Schöpfungen nach Künstlerrecht jene Gestalt zu geben, die ihnen als die richtige und nothwendige erscheint. Dem steht aber jener unheilbare Zwiespalt entgegen, der die modernen Bestrebungen von vornherein und unbesehen verwerfen läßt und trotz aller gegentheiligen Behauptungen jene Unduldsamkeit ausübt, die nur zu leicht im Gefolge der Macht sich einstellt. Wohl hört man von allen Seiten den Ruf nach Gesundheit erschallen; gilt es aber, Künstler, die hiefür die Anlage haben, mit der Lösung einer solchen Aufgabe zu betrauen — ich brauche nur an Thoma, Kalckreuth, Olde, Kampf, Stremel, Lührig zu erinnern —, so heißt es: das sind Naturalisten, sie ermangeln des Ideals; zum Ausmalen historischer Kostümstücke oder antiker Staatsaktionen hielte man sie allenfalls für gut genug: aber ihnen die künstlerische Gestaltung des gewöhnlichen, uns umgebenden Lebens, das allein doch für uns verständlich und interessant ist, wenn es nur richtig angefaßt wird, anzuvertrauen, hat man nicht den Muth, da man davon eine lähmende Einwirkung auf jene Art von Idealismus befürchtet, der mit so viel Mühe und doch so jammervollem Erfolge in den Schülern, in den höheren Töchtern, in dem Volke großgezogen wird; sind es doch hauptsächlich die Bildungsstätten des Volkes, die die Wandflächen für die Monumentalmalereien zu bieten haben.[7]

Endlich scheint auch hierin ein Wandel zum Besseren sich anbahnen zu wollen, und mit Stolz können wir festsfellen, daß Sachsen auf dieser Bahn vorangeschritten ist. Das Publikum freilich folgt nur langsam nach. Und liest man irgendwo die Behauptung, heute werde kein Verständiger mehr an dem gesunden Kern der Bewegung zweifeln, so klingt das wie Hohn

Digitized by Google

gegenüber den Thatsachen. Bezeichnenderweise ist es gerade die Majorität unter den Gebildeten, die den hartnäckigsten Widerstand leistet, Männer voll Ernstes, Wohlwollens und Einsicht, denen sonst die Wahrung der geistigen Güter heiligste Lebensaufgabe ist. Handelt es sich aber um eine Frage der Kunst, so ist es für sie vollkommen ausgemacht, daß jedes Streben in moderner Richtung mit allen Mitteln niederzuhalten ist. Die Voraussetzung, daß sie sich für die moderne Kunst interessirten und deren Bestrebungen als der Förderung werth betrachten könnten, würden sie als eine Beleidigung ansehen.

Hier zeigt es sich, daß es sich bei dem „Kampf um die neue Kunst“ nicht etwa bloß, wie gewöhnlich behauptet wird, um eine Lebensfrage der Künstler selbst handelt, deren Lösung man ruhig ihnen allein überlassen könnte, sondern um eine Frage der Kultur und der Weltanschauung. Dies ist der Grund, der alle diejenigen, die sich berufsmäßig mit der Erforschung der Kunst beschäftigen, dazu veranlaßt, sich auf die Seite der jungen Künstlerschaft zu stellen, nicht wegen des Freilichtes, des Impressionismus oder des Realismus, sondern weil diese Künstler sich von den Banden einer einengenden Ueberlieferung befreien, sich auf eigene Füße stellen wollen und dies der einzige Weg gewesen ist, auf dem auch in früheren Zeiten die Kunst hat zur Größe gelangen können. Nur Adolf Rosenberg ist auf der anderen Seite stehen geblieben; was er in den „Grenzboten“ und in der „Post“ und was als Vertreter der älteren Künstlerschaft Lenbach in Gelegenheitsreden gegen die modernen Bestrebungen vorbringt, das wird von unserem besseren Publikum und den Tagesblättern mit Wonne als Trost in diesen schweren Zeiten entgegengenommen.[8] Es klingt so beruhigend gruselig, wenn den Vertretern der modernen Richtung Naturalismus, Materialismus, ja gar Atheismus vorgeworfen wird. Aber sind so große Worte am Platz, wo es sich einfach

Digitized by Google

um den Widerstreit ehrlicher Ueberzeugungen, um die Frage handelt, ob die Kultur einen feststehenden oder einen ewig wandelbaren Begriff bilde?

Auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens, in der Wissenschaft, in der Politik, ja selbst in der Religion ist doch der fortschrittliche Gedanke der Entwickelung zum Durchbruch und zur Anerkennung gelangt; allein im Bereiche der Kunst soll es heißen: das Ideal liegt hinter uns, nicht vor uns; alles, was nöthig und möglich ist, ist schon ausgeführt worden; für uns und alle Zukunft bleibt nur die stetig erneute Wiederholung übrig. Ist das nicht niederdrückend, ein Hohn auf die Kunst, ein Herabziehen der Kunst ins Handwerkliche? Und weshalb? Um Hekuba, um verstorbener Ideale, um einer abgestandenen Aesthetik willen.

Wenn Lagarde vor Jahren darauf hinwies, der Vorwurf, daß es der modernen Jugend an Idealismus fehle, sei nicht berechtigt, der Idealismus sei vorhanden, jetzt wie stets, nur werde ihm die Nahrung vorenthalten, so bildet ein solches Verhalten der Kunst gegenüber einen erneuten Beweis hierfür.[9] Ist in der Neuzeit irgendwo Idealismus zu suchen, so findet er sich bei der jungen Künstlerschaft, die nicht müde wird, ihren Zielen nachzustreben, obwohl ihr nur Schwierigkeiten und Enttäuschungen bereitet werden.

Soll denn wegen der Gefahren, die mit einem Wandel der Anschauungen unleugbar verbunden sind, die Entwickelung erbarmungslos hintangehalten werden? Ist es denn erlaubt, an Stelle des frischen Brotes des Lebens, weil man sich daran etwa den Magen verderben könnte, die harten Kiesel der Antike der kommenden Generation zu bieten? Und sorgt nicht jede Zeit schon dafür, daß die Gegensätze sich ausgleichen und die Ausschreitungen beseitigt werden, wenn man nur den Grundsatz des laisser aller richtig und vollständig anwendet?

Ja, wird aber gesagt, wenn man den alten Kulturstandpunkt aufgiebt, so verliert man jeden festen Maßstab für die Beurtheilung des Werthes der Kunstwerke. Bequem freilich ist es, sich einen festen Maßstab zu bilden. Aber ist er auch so fest, wie man glaubt, ist er nicht jeweils durch die Mode und das Tagesbedürfniß, durch ein Vorurtheil, das sich Verbreitung zu schaffen gewußt hat, bedingt und somit doch veränderlich? Die Antike gilt ja nun freilich seit bereits fast anderthalb Jahrhunderten als solcher Maßstab, und sie genoß in der Renaissancezeit dieselbe Verehrung. Aber dazwischen hat das Ideal der Gothik, im 17. Jahrhundert der Naturalismus, dann das Ideal des Rokoko geherrscht, und wir würden den Erzeugnissen dieser Zeiten nicht gerecht werden können, wenn wir nicht an sie jedesmal den besonderen Maßstab anlegen wollten, den sie erfordern. Wollte nun die moderne Kunst ebenso einen Maßstab aufstellen, für den bindende Geltung verlangt würde, so würde sie dem Grundsatz, der sie ins Leben gerufen hat, untreu werden. Dies ist die Klippe, die es zu umschiffen gilt. Die Kunst darf nicht zur Mode werden, sondern muß sich ewig verjüngen aus dem Quell der Individualität, der seine Nahrung aus der Natur zieht. Denn jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben, und ganz unmerklich, in stetigem Fluß verschieben sich die Bedürfnisse der Menschheit, die wir unter dem Namen Geschmack zusammenfassen. Diesem ewig wandelbaren, aber thatsächlich stets vorhandenen Geschmack zum Ausdruck zu verhelfen ist die Aufgabe der Kunst, wie die Wissenschaft die stetig wechselnde Erkenntniß festzuhalten hat. Da der Geschmack etwas Positives, wenn auch nicht ein für alle mal Feststehendes ist, wie Richard Avenarius dies in seiner für die neuere Geschichtsforschung grundlegenden biomechanischen Erkenntnißlehre nachgewiesen hat, so giebt es thatsächlich zu jeder Zeit einen bestimmten Maßstab für den Kunstgehalt eines Werkes,

Digitized by Google

nur ist er nicht in anderen Werken zu finden, sondern allein in der Schöpferkraft des einzelnen Künstlers.[10] Wo etwas frisch aus dem Empfinden des Künstlers und somit dem Empfinden der Zeit entspringt, den Bedingungen des Materials genugthut und den Eindruck der Natur in überzeugender Weise wiedergiebt, da handelt es sich um ein Kunstwerk, das immer neu, gut aber nur dann sein wird, wenn es all diesen Erfordernissen genügt. Wie ein alter Philosoph, wohl Montaigne, sagt: le propre de l'homme est d'inventer, d'être soi et non pas un autre. Das bedingt freilich, daß der Betrachter jedem einzelnen Künstler, ja jedem einzelnen Werk eines Künstlers gegenüber immer wieder einen neuen Standpunkt einzunehmen hat. Dies ist die Betrachtungsweise, die der feinsinnigste Kunstfreund unserer Zeit, der zu früh verstorbene Conrad Fiedler, in allen seinen Schriften vertreten hat, und die ihn auch befähigt hat, in seinem erst jüngst wieder zugänglich gemachten, aber bereits vor 15 Jahren geschriebenen Aufsatz über „modernen Naturalismus und künstlerische Wahrheit" mit einer Freiheit des Urtheils sich über das Wesen der modernen Kunst zu äußern, die ohne gleichen dasteht.[11]

Diejenigen, die jetzt gleichgültig oder feindselig den Bestrebungen der modernen Malerei gegenüberstehen, übersehen aber namentlich eines: nämlich daß die Kunst nicht nur, wie sie meinen, zum Vergnügen und zur Erbauung des Publikums und weiterhin allenfalls zur Erhaltung der Künstler selbst dient, sondern auch eine materiell sehr hoch anzuschlagende nationale Aufgabe zu lösen hat.[12] Die Frage, ob es sich dabei um ein Interesse der geistigen Kultur handelt, bleibt hier völlig aus dem Spiele. Der Wettbewerb eines Volkes mit den übrigen ist aber in ungemein hohem Grade dadurch bedingt, ob es auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, das dauernde, weitverbreitete, mannigfaltige und stets wechselnde Bedürfnisse auf dem ganzen Erd-

Digitized by Google

kreise zu befriedigen hat, den Kampf mit den übrigen Völkern bestehen kann. Das Kunstgewerbe aber ist von der Entwickelung der hohen Kunst durchaus abhängig. Wird Deutschland einst auf dem Weltmarkte, und diese Zeit muß kommen, in Bezug auf die Erzeugungskosten der Industrieartikel unterboten werden, so büßt es an Reichthum und somit an Machtstellung ein; hat es aber die Zwischenzeit benutzt, um seine Kunst und damit weiterhin sein Kunstgewerbe zur Höhe nationaler Kraft zu entwickeln, so kann es als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen und wird seine Macht alsdann nur noch erweitern. Von der Pflege der alten Kunst ist ein solches Ergebniß nicht zu erwarten, darüber werden Alle einig sein; nur wo die Jugend, die Begeisterung, das Streben nach vorwärts vorhanden ist, kann auf Erfolg gerechnet werden. Die Sorge um die Macht und die Dauer Deutschlands sollte doch wohl die Angst um den Verlust der paar alten Ideale, die mehr als reichlich durch neue ersetzt werden würden, überflügeln können. Um dies Entweder — Oder handelt es sich jetzt thatsächlich. Möchte nicht noch mehr Zeit verloren und der Kunst endlich jene Förderung und Aufmunterung, die zu fordern sie ein gutes Recht hat, gewährt werden, bevor es zu spät ist.

Der nächste Anlaß zu einer folgenschweren Entscheidung steht sogar bereits unmittelbar vor der Thür. Vor wenig Tagen noch äußerte der Generalkommissar der Pariser Weltausstellung von 1900, Geheimrath Richter, hier in Dresden: im allgemeinen könne Deutschland dem Wettbewerb getrost ins Auge sehen, „nur die verhältnißmäßig noch sehr junge Kunstindustrie werde keinen leichten Stand haben; auch sie aber werde Erfolg haben, wenn sie sich bemühe, mit dem Künstler Hand in Hand zu arbeiten.“ Frankreich, England und Amerika, drei gefährliche Mitbewerber, gilt es zu bestehen. Die Zeit ist kurz, ja kaum noch zu rechnen. Der gefährlichste dieser Rivalen,

Digitized by Google

Frankreich, verfügt über eine Jahrhunderte alte Schulung der Hand, des Auges, des Geschmacks. Vergleicht man aber die gleichförmigen, durchweg gediegenen, jedoch wenig Kraft und Eigenart zeigenden Erzeugnisse der französischen Malerschule in den beiden Salons mit der Fülle der Talente, die auf den deutschen Kunstausstellungen zu Tage treten, so braucht man keine Besorgniß zu haben, sobald nur diesen Talenten wirklich die Gelegenheit geboten wird, ihre Kraft der Industrie und dem Gewerbe dienstbar zu machen.

Hier bietet sich also ein Feld, wo echter Patriotismus sich bethätigen kann, da aus der besonderen Stammesart der Künstler seine beste Kraft schöpft; hier findet auch der Reichthum ein Gebiet, wo er fruchtbringend an der gemeinsamen Arbeit der Nation theilzunehmen vermag, statt sich, wie bisher, gleichgültig von der Kunstpflege abzuwenden, als von einer Sache, die ihn nichts angehe und höchstens unter dem Gesichtspunkte der privaten Kapitalanlage für ihn in Frage kommen könne.

Der Segen wird ein tausendfacher sein, Lebensmuth und Freudigkeit werden wieder auferstehen, denn es wird ein Ziel gefunden sein, wofür man leben kann, das des Lebens werth ist.

Aber freilich gilt es einen raschen, kühnen Entschluß!

Anmerkungen.

Diese beiden Vorträge sind, bis auf kleine stilistische Aenderungen unverändert, so abgedruckt worden, wie sie am 13. und 20. Dezember 1896 im Sächsischen Kunstverein zu Dresden gehalten worden sind.

Trotzdem dem Verfasser von befreundeter Seite nahegelegt worden ist, den mehrfach vorkommenden Ausdruck Antike durch Klassizismus zu ersetzen, hat er sich nicht dazu entschließen können, da das Wort Antike, welches nun einmal in unserer Zeit die üble Nebenbedeutung bekommen hat, den Sinn besser wiedergiebt als das Wort Klassizismus. Reden wir von der Antike in gutem Sinn, so bedienen wir uns des Ausdrucks Griechische Kunst, der auch die guten römischen Leistungen als Schößlinge der Kunst Griechenlands mit umfaßt.

Digitized by Google

[1] (Seite 6) Adolf Hildebrand: Das Problem der Form in der bildenden Kunst. Straßburg 1893.

[2] (S. 14) Alfred Lichtwark: Herrmann Kauffmann und die Kunst in Hamburg von 1800 bis 1850. München 1893. Mit Abbildungen.

[3] (S. 17) Robert de la Sizeranne: La peinture anglaise contemporaine. Paris 1895.

[4] (S. 24) Emile Zola: Mon Salon. Paris 1866. — Derselbe: Mes Haines. Paris 1879. — J. K. Huysmans: L'art moderne (Salons von 1879 an). Paris 1883. — Derselbe: Certains (Notizen über Chéret, Degas, Forain, Rops u. A.). Paris 1891 (zweite Auflage 1894).

[5] (S. 25) Georges Lecomte: L'art impressioniste d'après la collection privée de M. Durand-Ruel. Paris 1892. — Gustave Geffroy über den Impressionismus in der Revue Encyclopédique, Jahrgang 1893, S. 1218 ff., mit Abbildungen.

[6] (S. 26) Max Klinger: Malerei und Zeichnung. Leipzig 1891 (zweite Auflage 1895).

[7] (S. 31) Wenn es auch für Sachsen zutrifft, daß die Mehrzahl der Monumentalmalereien auf die Schulen entfällt, so zeigt der amtliche Bericht über den entsprechenden Aufwand in Preußen (veröffentlicht in den Bänden VI, XI und XVIII des Jahrbuchs der K. Preuß. Kunstsammlungen), daß dort auf die Gymnasien und Hochschulen noch nicht ein Drittel des Gesamtbetrages entfällt, während die Hauptsumme sich auf die Rathhäuser, die Verwaltungs- und Gerichtsgebäude, ferner auf die Kaiserpfalz in Goslar und namentlich auf öffentliche Denkmäler vertheilt.

Da diese Beträge bisher wohl noch nicht in sachgemäßer Weise zusammengestellt worden sind, so seien sie hier in runden Summen und unter Ausschluß der Aufwendungen von weniger als 10000 Mark, die am Schluß im ganzen aufgeführt werden, kurz mitgetheilt. Wo es sich um bekanntere Künstler handelt, sind deren Namen (in Klammern) beigefügt.

Preußen hat in den letzten 23 Jahren von 1873 bis 1895 (das letzte Rechnungsjahr schließt mit dem 31. März 1897) für Monumentalzwecke im ganzen 3 448 000 Mark, jährlich also 150 000, aufgewendet (in Sachsen beträgt der für diese Zwecke verfügbare Jahresfond etwa 60 000).

Davon entfallen:

1. auf die Schulen (einschließlich der Hochschulen))	1 004 000
2. auf öffentliche Denkmäler	659 000
3. auf Verwaltungs- und Gerichtsgebäude	440 000
4. auf Rathhäuser	318 000
5. auf die Kaiserpfalz in Goslar	289 000
6. auf Museen	293 000
7. auf Kirchen	231 000
8. auf andere Bauten	132 000
9. auf Herstellungen unter 10 000 Mark bei 1—8	214 000
im ganzen	3 448 000

Digitized by Google

Diese Posten setzen sich wie folgt zusammen:

1. Gymnasien in Insterburg 60 000, Königsberg 59 000, Minden (Thumann) 58 000, Berlin, Joachimsthalsches (Skulpturen) 46 000, Bromberg 28 000, Wittenberg 27 000, Bielefeld (E. Hildebrand) 25 000, Wohlau (Knackfuß), Elbing (Gärtner), Berlin, Wilhelms-Gymnasium, Realschule in Osnabrück (Gey), Berlin Augusta-Schule (Mohn) je zwischen 10- und 20 000

Lehrer-Seminar in Moers (Janssen u. A.) 30 000.

Universitäten in Halle (Spangenberg) 124 000, Königsberg 92 000, Kiel (Skulpturen) 56 000, Berlin, Universitätsbibliothek, Treppenhaus (Knille) 26 000, Lesesaal (Plastik) 13 000, Marburg (Janssen) bisher 20 000.

Kunstakademie in Düsseldorf (Janssen) 175 000, Landwirthschaftliche Hochschule in Berlin (Gärtner) 60 000, Technische Hochschule in Charlottenburg (Plastik 18 000, E. Hildebrand bisher 5 000) 23 000, Geodätisches Institut in Potsdam (dabei Plastik) 13 000.

2. Brunnen in Berlin (Begas) 185 000, Görlitz (Toberentz) 90 000, Posen (Pfuhl) 37 000, Stettin (Manzel) 27 000, Erfurt 10 000.

Sieges- und Kriegerdenkmale in Brandenburg (Calandrelli) 60 000, Posen (Bärwald) 10 000.

Statuen in der Vorhalle des Museums zu Berlin 115 000, in Düsseldorf (Cornelius von Donndorf) 24 000 und (eine Gruppe) 40 000, in Berlin (Löwengruppe von Wolff) 36 000, in Hildesheim (h. Bernward) 25 000.

3. Kultusministerium in Berlin, Festsaal 85 000, Skulpturen bisher 14 000, Oberpräsidialgebäude in Königsberg 81 000, Landeshaus daselbst 15 000, Regierungs- und Justizgebäude in Kassel (Scheurenberg u. A.) 75 000, (Skulpturen) 36 000, Landeshaus in Danzig (Röber) 46 000, Gerichtsgebäude in Posen (v. Heyden) 33 000, (Skulpturen) 10 000, Schwurgericht in Elberfeld 28 000, Regierungsgebäude in Breslau (Skulpturen) 11 000, Oberbergamt in Halle bisher 6 000.

4. Hildesheim (Prell) 152 000, Saarbrücken (v. Werner) 66 000, Erfurt (Janssen) 48 000, Osnabrück (Skulpturen) 32 000, Düsseldorf bisher 20 000.

5. Goslar (Wislicenus) 289 000.

6. Krefeld, Webeschule 76 000, Düsseldorf, Kunsthalle, Treppenhaus 64 000, Mosaik (nach Röber) 25 000, Berlin, Museum für Völkerkunde (Mosaik nach Lessing) 45 000, Kassel, Gemäldegalerie (Skulpturen von Echtermeyer) 43 000, Berlin, Nationalgalerie (P. Meyerheim) 25 000, Hannover, Provinzialmuseum (Skulptur) 15 000.

7. Basilika in Trier (Skulptur) 106 000, Kaiser-Wilhelms-Gedächtnißkirche in Berlin (Skulptur) 22 000, Gereonskirche in Köln (Skulptur 22 000, im übrigen kleinere Beträge für Berlin, Elbing, Quedlinburg Bonn, Düsseldorf (zum Theil Skulpturen).

Digitized by Google

8. Kloster Lokkum (v. Gebhardt) 106 000, Vereinshaus in Röschenrode (Steinhausen u. A.) 16 000, Architektenhaus in Berlin (Prell) 10 000

[8] (S. 32) Auf dem ersten Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren äußerte Lenbach: „Ein junges Geschlecht ist herangewachsen, das in pietätlosem Dünkel den großen Vorfahren nichts verdanken, aller Tradition den Rücken kehren, die Kunst von vorn anfangen will. Wer in der Wissenschaft oder im Handwerk die Erfahrungen und Erfindungen der Jahrtausende ignoriren wollte, würde nicht nur einfach ausgelacht und für einen Narren erklärt werden, sondern bei seinem thörichten Eigensinn verhungern müssen. Ein Maschinentechniker, der nicht aus seinen Vorgängern Nutzen schöpfen wollte, würde es höchstens zur Erfindung eines Schubkarrens oder einer Kaffeemühle bringen, wenn er überhaupt Talent hat und alt genug wird. In der Kunst aber soll das ganz anders sein. Der zuchtlose Geist, der durch die heutige Welt geht, bewirkt und begünstigt die Auflehnung gegen jede anerkannte höhere Macht und sieht ein Hinderniß der freien Entwickelung in der Dankbarkeit gegen Diejenigen, die der Welt durch ihr begeistertes Schaffen die höchsten Genüsse bereitet haben. Was jene geleistet, möchte für ihre Zeit ganz löblich gewesen sein. Sie aber, die Kinder einer neuen Zeit, dürften nicht rückwärts schauen, nichts von den Alten lernen, nicht einmal die Mittel von ihnen annehmen, durch die jene Großen zu ihren herrlichen Wirkungen gelangt sind. Denn sie bilden sich ein, wenn sie sich an der Hand der bewunderten Meister leiten ließen, den Weg zur Wahrheit und Natur nicht zu finden, der doch nicht zu verfehlen sei, wenn man nur den Muth habe, mit Scheuklappen gegen fremde Eindrücke vor den Augen der eigenen werthen Nase nachzugehen."

Wie er sich das Lernen von den Alten vorstellt, zeigt eine Aeußerung von ihm, die Louise von Kobell in der Deutschen Revue (Oktober 1894) mittheilt: „Ich würde," sagt er, „vor allem darauf dringen, daß der Schüler die alte Kunstsprache erlerne, damit er korrekt und schön sprechen könne. Studienköpfe ließe ich zeichnen, Bilder lehrreich malen. Ich würde diesem die Aufgabe stellen, zu dem Bildnisse eines Mannes von van Dyck als Gegenstück ein weibliches Bildniß zu schaffen, und jenem zu Murillos „Maria" oder Tizians „Venus" ein Gegenbild zu malen. Die Schüler hätten, je nach Anlage, Pendants zu einem Stillleben de Heems, van Huysums, zu einer Wald- oder Flußlandschaft Ruysdaels oder Hobbemas zu fertigen. Die Malerakademie wäre eine Werkstätte, in welcher die Schüler für die Kirche, für ein Museum, für einen Speisesaal, für ein Wohnzimmer, für ein Boudoir u. s. w. Bilder herstellen müßten: diese würden verkauft, und ein Schüler wäre gewiß froh, etwa für sein Fruchtstück fünfzig Mark zu erhalten, desgleichen der Käufer, es um solchen Preis

Digitized by Google

zu erwerben. Je nach dem Gemälde würde die Summe gesteigert, doch müßte sie in bescheidenen Grenzen bleiben. Auf diese Weise wäre die Bildernachfrage des Publikums gewiß groß und die Anzahl der Maler nicht mehr zu groß, wie es jetzt der Fall ist. Die Wechselwirkung zwischen Maler und Käufer wäre hergestellt, und der Schüler wüßte bereits beim Verlassen der Akademie, wo er seinen zukünftigen Wirkungskreis zu suchen hätte."

[9] (S. 33) Paul de Lagarde: Deutsche Schriften. Göttingen 1886. S. 477.

[10] (S. 35) Richard Avenarius: Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig 1888/90. 2 Bde. — Vergl. dazu: Friedr. Carstanjen: Rich. Avenarius' Biomechanische Grundlegung der neuen allgem. Erkenntnißtheorie, München 1894, und (kürzer) der Vortrag desselben Verfassers im Offiziellen Bericht über die Verhandlungen des Kunsthistorischen Kongresses zu Köln, 1.—3. Oktober 1894, Nürnberg o. J., S. 16 ff.

[11] (S. 35) Conrad Fiedlers Schriften über Kunst, herausg. von Hans Marbach. Leipzig 1896.

[12] (S. 35) Konrad Lange: Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Darmstadt 1893 (Einleitung).

Digitized by Google

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber Litteratur, Kunst und Musik.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21 Mark.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10)	ℳ	1.60
Alberti, Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur und die Grenzen seiner Berechtigung. (N. F. 52)	„	1.—
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155)	„	—.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215)	„	1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? [G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.] (173)	„	1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reformfrage. (99)	„	1.—
Hagen, Ueber litterarische Fälschungen. (N. F. 60/61)	„	1.60
v. Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. (136/137)	„	1.60
Jansen, Deutsche Schlachtendenkmäler, wie sie sind und wie sie sein sollen. (N. F. 50/51)	„	1.60
Kalischer, Musik und Moral. (N. F. 30/31)	„	2.—
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10)	„	1.—
Michel, Lessing und die heutigen Schauspieler. (N. F. 34)	„	1.40
Minckwitz, Die Entwickelung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. (203)	„	1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82)	„	1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177)	„	1.—
Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. N. F. 88/89	„	1.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen" erschienenen Hefte.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Kunst, Musik und Verwandtes.

(30 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15.— Mark.)

Adler, Die Weltstädte in der Baukunst. 2 Aufl. (51)	ℳ	—.60
— Der Felsendom und die heilige Grabeskirche zu Jerusalem. Mit 2 Lithographien. (188)	„	1.20
Bauhorn, Der Zeustypus und seine Ausgestaltung durch Phidias. (N. F. 136)	„	—.80
— Der Antheil der Plastik an der Entstehung d. griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. (N. F. 174)	„	1.—
— Die Venus von Milo. (N. F. 231)	„	—.80
Blümner, Dilettanten, Kunstliebhaber und Kenner im Alterthum. (176)	„	—.80
— Technische Probleme aus Kunst und Handwerk der Alten. (278)	„	—.75
Bruchmann, Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie. (391)	„	—.60
Bucher, Ueber ornamentale Kunst auf der Wiener Weltausstellung. (203)	„	1.—
Dobbert, Die monumentale Darstellung d. Reformation durch Rietschel und Kaulbach. (74)	„	—.60
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205)	„	1.—
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschnitten. (245/246)	„	2.—

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der „Sammlung" erschienenen Hefte.

Digitized by Google

Die
Entwickelung der modernen Malerei.

Von

W. von Seidlitz

Geh. Reg.-Rath in Blasewitz b. Dresden.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1897.

Digitized by Google

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

E LIBRARY
MAY 21 1897
CAMBRIDGE, MASS.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 266.

Die Unkräuter Deutschlands.

Von
Dr. G. Roth
in Halle a. S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist erschienen:

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis ℳ 8.—. Elegant gebunden ℳ 10.—.

Das hübsch ausgestattete Buch schildert eine Reise, die der mit russischen Verhältnissen seit Jahren vertraute Verfasser in Gesellschaft seiner Frau durch die von Russland in dem letzten Jahrzehnt erworbenen Gebiete in Centralasien machte. Zwar haben wir über diese Länder von anderer Seite bereits recht gute Schilderungen, **bessere und eingehendere aber gewiss nicht.** Namentlich die Beschreibung der Transkaspischen Bahn und der von ihr durchschnittenen Landstriche, sowie das Kapitel über den Pamir sind gerade jetzt von besonderem Interesse, da hier die endlich doch nicht zu umgehende Auseinandersetzung zwischen Russland und England stattfinden muss.

Wie geschickt die russische Verwaltung die durch Waffengewalt unterworfenen Völkerschaften für sich zu gewinnen versteht, ersieht man aus diesem Buche. **(Illustrirte Zeitung. H. 2788. 1896.)**

Digitized by Google

Die Unkräuter Deutschlands.

Von

Dr. Roth
in Halle a. S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Die Bezeichnung Unkraut ist der Bestellung des Gartens und weiterhin dem landwirthschaftlichen Betriebe entnommen; man nennt Unkräuter diejenigen Pflanzen, welche zwischen den durch besondere Aussaat oder Pflanzung gezogenen Gewächsen sich selbständig einfinden und letztere durch Mitbenutzung ihres Wachsraumes, wie durch Nährstoffentziehung schädigen. Der ursprüngliche Sinn ist im Sprachgebrauche dann gedehnt und erweitert worden, so daß wir damit auch die Pflanzen kennzeichnen, welche z. B. an den Rainen wachsen, in Hecken gedeihen, in Gebüschen emporranken, Begleiter der Pfade sind und die Schuttstellen bevölkern. Ja, man könnte den Begriff sogar so weit ausdehnen, daß man unter Unkräutern sämtliche Kinder Floras versteht, welche nicht angebaut werden. Freilich ist dieser Umstand insofern wieder einschränkend, als die eine Pflanze sehr wohl in einem Theile unseres Vaterlandes zu den Kulturgewächsen rechnen kann, im anderen aber den Unkräutern zugezählt werden muß. Auch muß eine Kulturpflanze, wenn sie am unrichtigen Orte erscheint, naturgemäß als Unkraut betrachtet werden; eine Kartoffel im Weizenfelde ist Unkraut!

So weit wollen wir nun unsere Betrachtung nicht ausdehnen, sondern uns darauf beschränken, die wichtigsten Unkräuter unseres Vaterlandes in den Kreis unserer Skizze zu ziehen, welche an sich schon genug des Interessanten bieten. Nennen

Digitized by Google

wir nach Gewohnheitsrecht diejenigen Arten, welche das Heimathsrecht bei uns bereits seit Jahrtausenden erlangt haben, einheimisch, so wird unsere Aufgabe hauptsächlich darin bestehen, von diesen diejenigen Pflanzen zu sondern, welche erst durch Vermittelung des Menschen zu uns gelangten, und auf diejenigen unser Augenmerk zu richten, welche ihre Einwanderung erst in einer Zeit bewerkstelligten, die nicht gar so fern von der jetzigen entfernt liegt, bezüglich gar erst ganz neuerdings ihren Einzug hielten.

Selbstverständlich werden wir dabei außer Acht lassen, wenn zufällig einmal eine Gartenpflanze der Kultur des Menschen entschlüpft und sich in einzelnen oder wenigen Exemplaren außerhalb der schützenden Pfähle und Planken ansiedelt; solch ein sporadisches Vorkommen mag in einem Herbar aufbewahrt werden, auch der Mittheilung in einer Flora werth sein, aber bei dieser mehr allgemeinen Auseinandersetzung würde das Gewächs nur dann in Frage kommen, wenn der Gartenflüchtling zu einem dauernden Bestandtheil des Gebietes würde, wenn er sich fortpflanzt und seinen Wohnsitz auszubreiten gedenkt und versucht.

Wir können die uns beschäftigenden Pflanzen in vier große Gruppen theilen, deren erste die Ackerunkräuter umfassen würde, während die zweite die Ruderalpflanzen oder eigentlich Schuttgewächse aufwiese; die dritte Abtheilung bestände aus den zu historischer Zeit eingewanderten Kindern Floras, und die aus Gärten nachweisbar in das Gebiet übergegangenen würden den Beschluß machen.

Selbstverständlich könnten auch andere Zusammenstellungen gebildet werden; man vermöchte die Unkräuter zusammenzufassen, welche sich durch ihre Samen verbreiten und stets aufs neue aufgehen; ihnen ständen dann z. B. die Wurzel- und Rhizomunkräuter gegenüber, die wie die Quecke (Triticum repens L.)

Digitized by Google

durch ihre Ausläufer fortwachsen und meistens bedeutend schwieriger, wie jene erstere Klasse, zu vertilgen sind.

Eine andere Besprechung könnte wiederum die natürlichen Familien bevorzugen und an ihrer Hand die wohl in botanischem Sinne zusammengehörigen Unkräuter betrachten, wobei aber die biologische Seite derselben zu sehr in den Schatten träte und benachtheiligt würde, während gerade diese Lebensäußerungen, ihr Vorkommen, ihr Standort, ihre Herkunft die Zugehörigkeit zu einer gewissen Sippe darthun.

Bleiben wir aber bei unserer anfangs vorgeschlagenen Gruppirung, so hätten wir zuerst die Ackerunkräuter einer näheren Durchsicht zu unterwerfen, d. h. diejenigen Gewächse, welche zu ihrem Wohnort sich das Kulturland erwählt haben. Man kann sich, um mit Höck zu reden, daher schwer vorstellen, wo diese gelebt haben, ehe der Mensch einen solchen Einfluß auf die Umgestaltung unseres Bodens ausübte, wie heute, und bei manchen dieser Vertreter werden wir es nur mit Formen zu thun haben, welche sich den Kulturgewächsen und dem Willen des Menschen anpaßten, während die Stammarten zu Grunde gingen, ausstarben und unbekannt verschollen sind.

Gar groß ist nun diese Sippe, selbst wenn wir uns auf Deutschland beschränken; denn nach den sorgsamen Aufzählungen eines Franz Hellwig giebt es über 150 Arten, welche hauptsächlich oder nur unsere Felder bevölkern. Gleich diese Bemerkung läßt uns einen weiteren Eintheilungsmodus finden, um auf Grund dessen wieder diejenigen zusammenzuziehen, welche sich eines weiteren gemeinsamen Merkmals erfreuen. Es wird sich dabei um die Ackerunkräuter zunächst handeln, welche stets und unweigerlich n u r auf Kulturboden unter den vom Menschen gebauten Gewächsen leben und niemals an einem anderen Standorte auftauchen. 91 dieser Sonderlinge lassen sich mühsam heraussuchen, denn unter ihnen befindet sich eine ganze Anzahl,

Digitized by Google

deren Verbreitung als sehr sporadisch bezeichnet werden muß, während andere durch das ganze Gebiet vertheilt vorkommen, und der Rest gar überall zu den gemeinsten und häufigsten Bewohnern der Felder und bebauten Strecken überhaupt rechnet.

Sehen wir einmal diese Zahl durch, um bei den etwas mehr Bekannten Halt zu machen und einige Worte über ihr Vorkommen, ihre Heimath und sonstige Eigenthümlichkeiten mitzutheilen.

Wir finden da z. B. von Gräsern die Roggentrespe (Bromus secalinus L.), welche auf lehmigen, etwas feuchten Böden namentlich im Wintergetreide ein sehr lästiges Unkraut darstellt. An und für sich ist diese Art einheimisch nach dem landläufigen Begriff; der sehr lange Zeit keimfähig bleibende Same keimt oft bei nassem Wetter auf einem scheinbar trespenfreien Boden und leidet nicht im geringsten Maße bei einem Durchgang durch den Darmkanal der Hausthiere. Die Samen können, wenn sie dem Roggen sich in größerer Menge beimengen, das Getreide vollständig werthlos machen, denn, mit der Frucht vermahlen, färbt sich das aus diesem Mehl hergestellte Brot schwärzlich, ist von unappetitlichem Aussehen, bleibt stets feucht und soll, in frischem Zustande reichlich genossen, sogar betäubende Wirkungen hervorbringen.

Bekannter dürfte vielleicht noch die Kornrade oder Ackerrade (Agrostemma Githago) sein, welche mit ihrer schmutzigrothen Blumenkrone so häufig das Getreide verunziert. Sie ist auf allen sandigen Lehm- und lehmigen Sandböden ein widerwärtiges Unkraut, dessen Heimathland wir nicht einmal kennen. Hält der Landmann nicht in hohem Maße auf ein reines Saatgut, so kann eine Pflanze binnen kurzer Zeit recht bedeutende Strecken besiedeln; genaue Auszählungen haben nämlich dargelegt, daß bei nur sieben Blüthen sich über 2500 Samen vorfanden! Wieviel Stauden entgehen aber inmitten der Felder

Digitized by Google

der Zerstörung und kommen zur Samenreife! Wie uns das Getreide von Osten her, von der Wiege der Menschheit, aus Asien, gekommen sein wird, muß man in diesen Schwesternerdtheil wohl auch die Heimath der Rade legen und den östlichen Theil des Mittelmeergebietes in weiterem Sinne dafür in Anspruch nehmen. Nach der neuen Welt ist dieses Unkraut erst in diesem Jahrhundert gedrungen, und erst 1879 machte Asa Gray auf die dauernde Ansiedelung und Verbreitung dieser Art aufmerksam.

Im Getreide findet sich ebenfalls nicht selten der Feldrittersporn, doch mehr auf leichterem Boden. Die an sich zierliche Pflanze ist für den Landmann deshalb so gefährlich, weil sie vor der Reife des Getreides ihre Samen ausstreut. Ihre Heimath muß sicher in das östliche Mediterrangebiet gesetzt werden, wo die Delphinium sich zu einer stattlichen Reihe entwickeln.

Von ebendaher hat der Klatschmohn seinen Einzug bei uns gehalten, welcher während des ganzen Sommers bis zum Herbst hin zu blühen pflegt und unendliche Massen Samen erzeugt. Dürfte auch die Fülle der Körner in einer Mohnkapsel im großen und ganzen bekannt sein, so wird dennoch wohl die genaue Mittheilung Staunen hervorrufen, daß man in 100 derselben an 50000 zu zählen vermochte, also durchschnittlich 500 Samen auf eine Kapsel entfielen.

Der Ackersenf oder Bruchhederich (Sinapis arvensis L.) darf hier nicht übergangen werden, der sich überall in Deutschland zeigt und seine Raubzüge bis nach Nordamerika ausgedehnt hat, wo er dem jungen Mais in starker Weise schädlich ist. Die gelben Stellen im Juni und Juli bilden den Verdruß eines jeden Landmannes. Dabei ist dem Unkraut schlecht beizukommen. Mit einer riesigen Reproduktionsfähigkeit der Samen verbindet sich der für die Kultur äußerst lästige Umstand, daß die Samen

Digitized by Google

ihre Keimfähigkeit mehrere Jahre hindurch im Boden behalten und, auf die Oberfläche gebracht, bei nur geringer Zufuhr von Feuchtigkeit sofort keimen, ins Kraut schießen und binnen kurzer Frist zu blühen und fruchten beginnen. Das beste Mittel, sich dieses Thunichtgutes zu erwehren, ist das Grünabmähen der Büsche. Wahrscheinlich hat uns in längst entschwundenen Zeiten das Getreide auch diesen Gast mitgebracht, der nicht selten mit dem eigentlichen Hederich (Raphanus Raphanistrum L.) verwechselt wird, einem Vetter, dessen Samenkeimdauer eine noch bedeutendere ist.

Kein Gartenland wird sich wohl ohne Euphorbia helioscopia L. finden lassen, der gewöhnlichen Wolfsmilch, welche jeden bebauten Boden sofort einnimmt und, als für sie hergerichtet, besetzt. Ihre eigentliche Heimath dürfte Südeuropa sein, welches uns mehrere Vertreter dieser Gattung zu unserer Sippe spendete, ohne daß die anderen auch nur annähernd sich einer gleich großen Allgemeinheit zu erfreuen hätten.

Nur auf Aeckern mit Kalkgrund lassen sich einige hierher gehörende Doldengewächse suchen, sie bilden gewissermaßen wieder eine Unterstufe von den nur auf Kulturboden vorkommenden Unkräutern. Ich meine die zierliche Haftdolde (Caucalis daucoides L.) mit ihren Schwestern, den großblüthigen Breitsamen (Orlaya grandiflora Hoffm.) mit den strahlenden Kronblättern und die breitblättrige Turgenia. Alles dieses sind Ankömmlinge aus dem östlichen Mittelmeergebiet, welche die Kalkzone nicht verlassen und sich nicht von Aeckern hinabverirren.

Der Hanfwürger (Orobanche ramosa L.) und seine Brüder müssen hier eine Stelle finden, schon weil sie als Parasiten besonders erwähnenswerth sind. So trifft man den Kleeteufel (Orobanche minor Sutt.) in Westdeutschland und im Mittelgebiete nicht selten auf Kleefeldern. Die Samen dieser Gattung zeichnen sich durch ihre besondere Kleinheit aus und könnten auf Grund

Digitized by Google

dessen bei einiger Aufmerksamkeit und geringem Müheaufwand vom Kleesamen getrennt werden.

An den Hanfwürger müssen wir die Schmarotzer anderer Kulturgewächse anreihen, wie z. B. die Kleeseide, welche freilich ebenso gut die Luzerne befällt und heimsucht und in manchen Gegenden den Anbau dieser Gewächse fast unmöglich macht. Wer kennt nicht von einem Landaufenthalte her die fadenförmigen Schmarotzer, ohne Blattgrün und ohne Laubblätter? Diese Parasiten ernähren sich mittelst Saugwarzen aus den Stengeln der krautigen, von ihnen befallenen Gewächse, von denen dem Lein eine besondere Art zukommt, welche nach Nobbe auch am Hanf gedeihen soll, wenn auch die Entwickelung an dem Spender des Haschisch nicht ganz so rasch von statten ging, wie der der Altersgenossen an Leinstengeln. Nicht genug an unseren mit der Kultur des Klees, Leines und Flachses uns überkommenen Schmarotzern hat uns die neue Welt auch noch Repräsentanten von Cuscuta-Arten aus ihrer Fülle gesandt, wenn auch zum Glück eigentlich keine derselben bei uns rechten Fuß zu fassen vermochte. Die erschreckende Ueberhandnahme der Seidepflanzen in den letzten Jahrzehnten war unzweifelhaft zum guten Theile dem Saatgut zur Last zu legen. So fand Nobbe in 336 daraufhin untersuchten Rothkleeproben 186 seidesamenhaltige. Unglücklicherweise macht auch der Durchgang der Samenkörper, wie es an Schafen wie Vögeln nachgewiesen ist, dieselben nicht keimungsunfähig, so daß das Weidevieh in nicht seltenen Fällen noch die Seide weiter transportirt und für ihre Verbreitung sorgt.

Merkwürdig ist ebenfalls, daß das Flachs-Leinkraut (Silene linicola Gmel.) nur auf Leinäckern auftritt, und auch dieses Vorkommen nur auf den südwestlichsten Theil Deutschlands beschränkt ist. Sein Verbreitungsbezirk reicht außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes nur auf das Gebiet der östlichen Alpen

Digitized by Google

hinüber, es kommt unter Lein in Tyrol, Kärnthen, Südsteiermark, Illyrien und Oberitalien vor. Diese so merkwürdige Erscheinung läßt schwer eine Erklärung finden, und die mannigfachen aufgestellten Vermuthungen und Hypothesen wollen wir an dieser Stelle nicht wiederholen.

Ein anderes, ebenfalls nur in Leinfeldern vorkommendes Gras (Lolium remotum Schrnk.) ist durch ganz Deutschland und ebenso weiter durch das gesamte Europa, mit Ausnahme des nördlichsten und südlichsten, verbreitet. Es ist wahrscheinlich, sagt Hellwig, daß, da Lolium remotum in Südeuropa nicht vorkommt, auch nicht weit östlich, nach Asien, hineingeht, die Heimath im Südosten Europas, den unteren Donauländern, den Gegenden nördlich vom schwarzen Meer bis Transkaukasien zu suchen ist. Mag die Kultur des Leines durch finnische, slavische oder germanische Völkerschaften nach Europa gebracht sein, immer mußte dieselbe den Weg im Norden des schwarzen Meeres einschlagen. Auf zwei Wegen hat der Flachs seinen jetzigen Verbreitungsbezirk erlangt, auf einem südlichen, im Mediterrangebiet, und einem nördlich der Gebirge gelegenen, die vom schwarzen Meere aus den Süden Europas durchziehen. Auf seinem südlichen wird er nicht von Lolium remotum begleitet, wohl aber auf seinem nördlichen. Hier hat sich das Lolium dem Flachs angeschlossen, sei es als eine ursprüngliche Art oder als eine Abart, die sich dem Lein anpaßte, sich mit ihm erhalten und weiterverbreitet hat, während die Urform zu Grunde ging. Eine ähnliche Verbreitung zeigt die Silene, wie gesagt, nicht, wir können ihren Anschluß an den Flachs nicht verfolgen und aufklären.

Weit gefährlicher aber ist die Wucherblume (Chrysanthemum segetum L.), wie ja auch der vom Volksmunde gegebene Name verräth.

Wo dieses Gewächs sich einmal eingenistet hat, ist es un-

Digitized by Google

streitig unter den Samenunkräutern hauptsächlich dem Sommergetreide, das gefährlichste, weil es am meisten um sich greift, den meisten Platz beansprucht, am stärksten sich vermehrt und eine so zähe Lebensdauer besitzt, daß es, im grünen Zustande ausgerauft und hingeworfen, dennoch zur Blüthe kommt und selbst reifen Samen hervorbringt. Lehm- und Thonboden sagt der Wucherblume am meisten zu, während sie den Kalk flieht. Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß sie in manchen Gegenden so selten auftritt und dort fast gänzlich unbekannt ist, so daß von einem Schaden schon gar nicht die Rede sein kann, während sie in anderen Theilen unseres Vaterlandes recht reichlich vorkommt und eigentlich nur der auf polizeilichen Befehl und unter obrigkeitlicher Aufsicht vollzogenen allgemeinen Reinigung sämtlicher Aecker weicht; ein übersehenes Stück, eine vergessene Parzelle reicht hin, um die gesamte Umgegend wieder mit den Samen und neuen Pflanzen zu infiziren.

Zu den Getreideunkräutern par excellence gehört auch die Kornblume, welche fast überall durch ihre Häufigkeit dem Landmann lästig genug fällt. Ihre ursprünglich blauen Blüthen, welche die Lieblingsblume des alten Kaisers Wilhelm I. bildeten, variiren über blaßblau, rosenroth, ja braunroth bis zur schneeweißen Farbe hin und sind, vom Gesichtspunkte der Blume aus betrachtet, wohl mit die schönsten unseres Gebietes. Einen sicheren Heimathsstrich vermögen wir auch für diesen Begleiter des Getreides nicht anzugeben, doch weisen alle Umstände darauf hin, daß wohl der östlichste Theil des Mittelmeerbeckens mit seiner Fülle von nahe verwandten Formen der Entstehungsherd der blauen Cyane gewesen ist.

Lassen wir uns zunächst mit dieser Auswahl Genüge sein, so erübrigt noch, in einem Anhange gewissermaßen diejenigen Gewächse noch kurz zu erwähnen, welche zwar auch nur auf Ackerboden bei uns gefunden werden, sich aber nur zerstreut im

Digitized by Google

Gebiete hier und da finden und ihre Standorte nicht beständig zu behaupten vermögen. Man kann sie im Gegensatz zu den vorher besprochenen Unkräutern, welche zwar fremden Ursprungs zum Theil sind, aber Hausfreundsrechte sich erworben haben, nur als Gäste unserer Heimath bezeichnen; sie bedürfen einer dauernden neuen Einschleppung, um nicht gänzlich zu verschwinden, sie geben eben nur Gastrollen, und etwaige stärkere Unbilden unseres ihnen ungewohnten Winters reichen hin, sie zum Verschwinden zu bringen, wie denn auch eine zu große Nässe in der Regel ihr Fortkommen unmöglich macht.

Wenn es nun auch dem Botaniker gelingt, einige 30 solcher Arten in Deutschland festzustellen und aufzuzählen, so hält es bereits schwer, für einen größeren Leserkreis geeignete Beispiele herauszufinden.

Naturgemäß verfügen diese Vertreter einer meist südlichen Vegetation nur über ein sporadisches Vorkommen in unserem Vaterlande und kommen deshalb der großen Menge wenig oder gar nicht zu Gesicht; zum Theil beschränken sich diese Gäste auch auf gewisse Strecken Deutschlands und bleiben anderen vollständige Fremdlinge.

Wir sehen uns deshalb genöthigt, für verschiedene Striche einzelne Pflanzen angeben zu müssen, um dem geneigten Leser vielleicht an der Hand derselben diese Gruppe näher zu bringen.

Die nördliche Hälfte unseres Vaterlandes oder, noch genauer präzisirt, die Küstenregion verfügt z. B. über mehrere Erdraucharten, welche unstreitig dem Schiffsverkehr ihr dortiges Dasein verdanken, aber nicht versucht haben, ihr Reich weiter nach Süden auszudehnen. Auf eine ähnliche Einführung mag die Laugenblume (Cotula coronopifolia L.) dort zurückblicken, deren genaue Verbreitung ich an einem anderen Orte geschildert habe. Dieser prachtvoll wie ein Goldknopf blühende Korbblüthler hat sich überall auf der Erde an einzelnen Stellen angesiedelt, nur

Digitized by Google

in Asien hat er noch keine nachweisbaren Niederlassungen aufzuweisen. Besser gelang dieses Eindringen in Deutschland dem sog. Knopfkraut (Galinsogaea parviflora Cav.) zu bewerkstelligen, welches, ursprünglich in Peru zu Hause, sich bei uns in einem ziemlich bedeutenden Maßstabe eingebürgert hat und mit Ausschluß von Afrika jetzt ein Kosmopolit ist.

In Mitteldeutschland und weiter nach Süden hin nimmt deren Stelle etwa Centaurea solstitialis L. ein, eine Verwandte der Kornblume mit citronengelber Blumenkrone und gelblichen Stacheln, welche die Hülle überragen und zu wirksamen Waffen werden. Diese Pflanze stammt nachweisbar aus Südeuropa und dürfte mit Luzernesamen bei uns eingeschleppt sein und werden.

Eine dritte Abtheilung unserer Ackerunkräuter begnügt sich aber nicht damit, nur auf Kulturboden vorzukommen, ihnen ist diese Beschränkung unangenehm, und so verschmähen sie daneben auch andere Standorte nicht; sie treten hin und wieder in Gebüschen auf, lassen sich auf Wiesen sehen, besuchen Abhänge und Halden, kurz verfügen über die dem Ackerboden meist benachbarten Stätten. Durch dieses anderweitige Vorkommen, daß sie eben nicht an den Kulturboden strikte gebunden sind, erwecken sie von vornherein den Anschein, daß sie nach der üblichen Bezeichnung als einheimisch betrachtet werden müssen oder doch wenigstens in nächster Nähe zu Hause sein müssen, wo ihnen ähnliche Quartiere zur Verfügung stehen.

Aber nur 26 Arten räumt Hellwig diesem Vorzug ein, so gering bemißt er diese Rotte, welche eben nicht recht Fisch und nicht recht Fleisch ist und es so zu nichts Rechtem bringt. Der gemeine Portulack gehört z. B. hierher (Portulaca oleracea L.), welcher Südeuropa entstammt. Heutzutage findet er sich hin und wieder neben Gartenland auch an Wegrändern und zeigt seine fleischige Erscheinung an Schuttstellen und ähnlichen Lokalitäten.

Digitized by Google

Weit verbreiteter ist der gewöhnliche Erdrauch (Fumaria officinalis L.), dessen purpurne Blüthen an der Spitze dunkelroth ausschauen, ja beinahe schwarz erscheinen. Ueberall auf Aeckern ist dieses an sich so niedliche Unkraut anzutreffen, in allen Gärten stehen seine ästigen kleinen Gestalten, und jedweder etwas bessere Boden mit genügender Feuchtigkeit ist dem Unkraut recht.

Die Acker-Ochsenzunge (Anchusa arvensis L.) beschränkt sich in ähnlicher Weise absolut nicht auf die Felder, wie der Name anzudeuten scheint; sie okkupirt in gleichem Maße Wegränder, läßt sich an Zäunen nieder und verschmäht ähnliche Orte niemals.

Lassen wir nun einen zusammenfassenden Blick auf unsere bisher besprochenen Ackerunkräuter schweifen, denen der geneigte Leser leicht andere seinesgleichen anzureihen im stande sein wird, so werden wir gewahr, daß es theilweise unsere gewöhnlichsten Pflanzen sind, welche zu dieser Gruppe gehören. Eine genauere Untersuchung ergiebt des Weiteren, daß 47 Arten zu den häufigen, durch das gesamte Deutschland verbreiteten Ackerunkräutern gehören, während von 74 Gewächsen Hellwig nachgewiesen hat, daß sie auf die Westhälfte unseres Reiches beschränkt sind oder doch mit dem größten Theile ihrer Verbreitung in derselben liegen. Die Begründung ist ziemlich einfach.

Zu diesem Zwecke haben wir uns nur in das Gedächtniß zurückzurufen, daß das deutsche Gebiet sich ziemlich deutlich in zwei Theile sondert, einen westlichen gebirgigen und einen nördlich-östlichen flachen von weit bedeutenderem Flächenraum. Des Weiteren sei daran erinnert, daß die Mulde und weiterhin die Elbe die Grenze des von vielen Pflanzen bevorzugten, in dem gebirgigen Westen Deutschlands in ausgedehntem Maße vorhandenen Kalkes bildet. Auf diese Weise erklärt sich wohl ziemlich natürlich der größere Reichthum des Westens, denen nur zwei Gewächse

Digitized by Google

unserer Reihe gegenüberstehen, welche ihre Hauptverbreitung in der östlichen Hälfte zeigen, nämlich Anthemis ruthenica M. B. und Veronica verna L., jene eine Verwandte unserer Hundskamille, diese aus der Gattung Ehrenpreis. Der Vollständigkeit wegen sei hier zugefügt, daß fünf Arten sich auf die Kulturländer beschränken, unter denen wir ja auf Verwandte unseres Erdrauches aufmerksam gemacht haben.

Gehen wir der Verbreitung all dieser Gewächse nach, stellen wir uns eine Liste der von ihnen bewohnten Länder zusammen, so zeigt sich, daß ihre Mehrzahl in Süd- und Mitteleuropa, mit Ausschluß des Mittelmeergebietes, zu finden ist, wenn sie auch dort ebenfalls nur als heimathsberechtigte Ankömmlinge zu betrachten sind.

Nur 40 dieser Arten kann unser Gebiet als Heimath zugestanden werden, welche freilich dann auch zum Theil sich überall breit machen und den ihnen gebührenden Raum als Erbsassen beanspruchen. Als Beispiel diene unser gewöhnlicher Erdrauch, der ja wohl als typisches Bild gelten kann, wie gewisse Knöterícharten.

Bedeutend ist die Zahl, welche der Süden Europas stellt; in hervorragendem Maße ist die Mediterranflora betheiligt, und namentlich wiederum mit ihrem östlichen Theile, welcher bis nach Kleinasien hineinragt. Dort dürfte, wie bereits bemerkt worden, eine Reihe Ackerunkräuter auch ihre ursprüngliche Heimath haben, welche wir zur Jetztzeit gar nicht mehr im wilden Zustande kennen, sei es, daß sie wirklich untergingen, daß sie den Existenzkampf mit ihren Genossen nicht überdauerten, sei es auch, daß sich die mit dem Menschen ziehenden Getreideunkräuter allmählich wandelten, bis wir sie in dem uns bekannten Zustande behielten. So recht bezeichnend sagte Goeppert von ihnen, sie hätten ihren Heimathsschein verloren.

So stellt sich denn heraus, daß nur etwa der vierte Theil

Digitized by Google

unserer Ackerunkräuter bei uns heimisch ist, den Rest haben wir fremdem Zuzug zu verdanken, welcher sich es zum Theil recht wohl bei uns sein läßt. Dabei ist bei jenen nahezu 40 einheimischen Gewächsen noch die einschränkende Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß eine beträchtliche Zahl von ihnen nur einen kleinen Theil unseres Gebietes bewohnt und für die bei weitem größere Hälfte nicht in Frage kommt. So gewinnen wir allmählich nothgedrungen die Ueberzeugung, daß Fremdlinge unsere einheimischen Kräuter selbst als Unkräuter verdrängten und sich im Daseinskampfe selbst als die überlegeneren zeigten, wie der weiße Mann die Eingeborenen Nordamerikas langsam, aber sicher vom Erdboden verschwinden läßt.

Hiermit wollen wir von den Ackerunkräutern Abschied nehmen und uns den Ruderalpflanzen zuwenden, welche auch als Schuttbewohner bezeichnet werden können. Sie sind stete Begleiter unserer Wohnungen, wobei man nicht so sehr an die Städte, als an die Dörfer und einzelnen Gehöfte zu denken hat; als gemeinsames Charakteristikum ist einerseits ihre Liebe zu dem reichen Stickstoffgehalt des Bodens hinzustellen, wie er rings um die Niederlassungen des menschlichen Geschlechts durch die zahlreichen Abfälle hervorgerufen wird, andererseits ihr Bedürfniß nach den Salzen zu vermerken, welche ebenfalls nur an den Wohnstätten in gleicher Ergiebigkeit vorhanden sind, dort aus dem Unrath mancherlei Art sich sammelnd und aufspeichernd.

Hier haben wir es mit bedeutend weniger Gewächsen zu thun; ihre Zahl überschreitet die Jubiläumsziffer nur um ein Geringes, wobei aber selbst diese wohl kaum von den gereiften Lesern sämtlich gekannt sein dürften. Immerhin können wir recht charakteristische Beispiele bei der Besprechung dieses Theiles unseres Vorhabens bieten, welche dann auf die Spur ähnlichen Vorkommens führen dürften.

Digitized by Google

Machen wir gleich von vorneherein wiederum die Scheidung in echte Ruderalpflanzen, welche als konservativ nur auf obengenannten Standorten wachsen und höchstens ganz ausnahmsweise einmal ein Samenkorn auf anderem Gebiete emporgedeihen lassen, und in eine zweite Sippe, welche sich nicht genau so streng an dieses Vorkommen bindet, sondern auch Aecker, Feldränder und ähnliche Stellen mit ihrem Besuche beglückt, so kommen wir bei den vorhandenen Ruderalpflanzen auf die Ziffer 24 und 31.

Der Mauer-Gänsefuß (Chenopodium murale L.) mit seinem schneeballblättrigen Vetter charakterisirt so recht die echten Ruderalpflanzen; sie wachsen um so üppiger und freudiger, je mehr ihnen zufällig konzentrirte Jauche zufließt, ja sie nehmen sogar einen gewissen Geruch vom Abort an und vermögen sich in einem Zimmer höchst unangenehm bemerkbar zu machen. Daß dieses beim stinkenden Gänsefuß (Chenopodium vulvaria L.) der Fall ist, wird nach dem Gesagten Niemand mehr Wunder nehmen. Die Melden stellen auch hierzu ihr Kontingent, und sechs Arten dieser Gattung bilden einen stattlichen Beitrag zu dieser Sippe, welche bereits durch diese Vertreter wohl so ziemlich genau gekennzeichnet sein dürfte.

Würdig reiht sich ihnen Lepidium ruderale, die Schuttkresse an, bereits durch ihren Namen in genügender Weise verrathend, weß Geisteskind sie sei. Sie wächst überall in der Nähe des Menschen, nimmt mit den Straßen vorlieb, nistet sich zwischen die Steine derselben ein, garnirt ihre Ränder und wächst auf richtigen Schutthaufen zu imposanter Höhe heran, wenigstens im Vergleich zu den kümmerlichen Exemplaren, wie sie sich meist durchhelfen müssen. Das Epitheton stinkend ist ihr nicht vorzuenthalten, wenn dieses Eigenschaftswort auch zuweilen in den Floren in unangenehm gemildert ist. Selbst im Winter zeugen die Büsche meist noch von vergangener Pracht, wenn die Samen

längst ausgestreut sind, und die abstehenden Stiele mit den leeren Schötchen bieten so recht das Bild des Vergänglichen dar.

Bleiben wir bei den durch üblen Geruch sich auszeichnenden Ruderalpflanzen zunächst einmal stehen, so haben wir als nobeles Paar den Stechapfel und das Bilsenkraut anzureihen, bei dem wir etwas verweilen müssen, zumal der erstere nicht Kind unserer Heimath ist, sondern erst durch Einwanderung sich Gastfreundschaft erkämpfte.

Die erstere, Datura Stramonium L., zeigt das Bild eines recht variirenden Vorkommens; bald ist sie in einem Distrikt häufig, und fehlt nicht weit davon gänzlich, während sie in anderen Strecken als stetiger Bewohner auftritt. 1542 soll sie zuerst von Fuchs erwähnt worden sein, um dann als Gartenpflanze einigen Ruhm zu ernten. Im achtzehnten Jahrhundert meldet man dann das des Oeftern bemerkte Entschlüpfen dieses Verwandten unserer Kartoffel, das zu einer dauernden Ansiedelung geführt hat und nirgends mehr den Eindruck des nicht wilden Zustandes hervorruft. Ueber das Vaterland fehlen uns genaue Nachrichten; man sagt, die Zigeuner hätten das Kraut mitgebracht, ihnen sei die Datura auf ihren Streif- und Querzügen durch Deutschland zuerst gefolgt; sollte diese Vermuthung, denn einen positiven Beweis vermögen wir aus den Schriften der damaligen Zeit nicht zu führen, der Wirklichkeit entsprechen, so wäre eine östliche Heimath der Kräuter anzunehmen, welche etwa in den Kaukasusländern zu suchen wäre.

Ob die andere narkotische Giftpflanze und fast stete Begleiterin des Stechapfels, das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger L.), deren Blumenkronblätter mit einem zierlichen violetten Adernetz geschmückt sind, während sie am Schlunde ganz violett prangen, mehr zu den einheimischen Gewächsen oder auch zu den eingewanderten zu rechnen sei, ist immerhin eine Streitfrage. Ihr Vorkommen durch das gesamte gemäßigte Europa bis überall

Digitized by Google

nach Asien hin läßt die erstere Vermuthung an Wahrscheinlichkeit gewinnen, während andererseits das Entwickelungsmaximum der Gattung in Südeuropa und Westasien und das Auftreten recht naher Verwandten die Möglichkeit der zweiten Annahme nicht direkt von der Hand weist.

Häufiger in dem östlichen Theil unseres Vaterlandes auftretend, als im Westen reiht sich als achte Ruderalpflanze die Spitzklette an (Xanthium strumarium L.), deren Vorkommen im Elb- und Oderthale als ein gewisses Charakteristikum bezeichnet werden kann. Diese graugrüne Pflanze hat sich bei uns vollständig akklimatisirt, obwohl sie aus ihrer östlichen Heimath sicherlich in unsere Flora durch Schafwolle oder das Borsten vieh eingeschleppt wurde, wozu die eiförmigen Früchte mit ihren an der Spitze hakenförmigen Stacheln eine willkommene Handhabe boten.

Die zweite Untergruppe dieser Ruderalpflanzen hält sich nun nicht so streng an den Schutt und kann auch an anderen Standorten beobachtet werden. Aus diesem Grunde ist es auch eine schwierige Aufgabe dem geneigten Leser passende und bekannte Beispiele vorzuführen, da er auf dieses zweitheilige Vorkommen und die dennoch vorhandene Zugehörigkeit zu den Schuttgewächsen bisher kaum hinreichend geachtet haben dürfte.

So recht treffende Beispiele sind nicht gar viele vorhanden, doch lehrt der Augenschein im Sommer bei den Ausflügen das Vorhandensein derartiger Doppelnaturen beinahe rascher ergründen, als die Mittheilung auf dem Papier.

So treffen wir zur Jetztzeit zerstreut durch unser Vaterland die Osterluzei (Aristolochia Clematitis L.) an Zäunen, Hecken wie Ackerrändern an, deren Vorkommen ursprünglich in Süddeutschland ihre Nordgrenze erreicht haben würde. Als Arzneipflanze wird sie ihren Weg bis zu dem Gestade der Ost- und Nordsee gefunden haben, zumal Wurzelstock wie das Kraut ge-

Digitized by Google

würzhaft-bittere, früher als Nervina und Antitoxica sehr geschätzte Mittel abgaben, was bei dem eigenthümlich obstartigen Geruch der Luzei nicht Wunder nimmt. Die durchschnittlich etwa einen halben Meter an Höhe erreichende Pflanze mit ihren wunderbar geformten Blüthen zeitigt Früchte von der Größe einer starken Wallnuß.

Gewisse Knöteriche, Melden und Gänsefüße machen ebenfalls Ansprüche hier angereiht zu werden, doch wollen wir auf die einzelne Aufzählung derselben aus dem Grunde verzichten, weil diese sich theilweise sehr ähnelnden Gewächse vom Leser selten auseinandergehalten zu werden pflegen, und die Namen allein eitel Rausch und Schall bedeuten würden. Zudem ist die Artenbegrenzung namentlich bei den Melden eine sehr verworrene und nur wenig gesichtete, so daß es mitunter recht schwer hält, die Verbreitung der einzelnen Arten sicher festzustellen und einen Gesamteinblick auf das Vorkommen derselben zu gewinnen.

Dagegen läßt sich wohl mit Sicherheit darauf rechnen, daß der schwarze Nachtschatten mit seinen glänzend schwarzen oder grünen Beeren bekannt ist, welcher an Wegrändern, auf Schutt, in Gärten, auf Triften und Aeckern überall angetroffen wird. So gemein diese Pflanze in ganz Deutschland auftritt, so haben wir doch in dem Umstande, daß dieser Vetter unserer Erdäpfel bei dem ersten, auch nur schwachen Frost, zu kränkeln beginnt und abstirbt, den besten Beweis ihrer Einwanderung; zählte der schwarze Nachtschatten zu der heimischen Flora, so müßte er die leichteren Unbilden unseres Winters wie die anderen Pflanzen zu ertragen vermögen. Als ferneres Beweismittel einer sicheren Einwanderung wollen wir hervorheben, daß sich der schwarze Nachtschatten, wahrscheinlich nur durch die Wirksamkeit der Menschen über eine weite Verbreitung über die Erdrunde verfügt, vorwiegend aber die wärmeren Regionen der nördlichen Halbkugel zu seinen Wohnplätzen erkieset.

Digitized by Google

Neben der nur vorübergehenden Erwähnung einiger Leinkräuter, Brüdern unseres gemeinen Löwenmaules, sei noch auf den gemeinen Daun (Galeopsis Tetrahit L.) hingewiesen, dessen schmutzig-hellpurpurne Blumenkronen mit der meist durch einen gelblichen, dunkelpurpur gefleckten Hofe ausgezeichneten Unterlippe auf Aeckern, Gartenland, auf Waldschlägen, wie an Wegrändern, auf Schutt und in Dorfstraßen vom Juni bis zum Herbst zu leuchten pflegen; namentlich in Getreidefeldern finden sich zuweilen ganz bunte Stellen hervorgerufen durch den Daun.

Von dieser Untergruppe sagt Hellwig: Sie sind an die Nähe des Menschen nicht gebunden, suchen dieselbe aber gern auf, weil sie hier nur wenige Konkurrenten finden und sich daher am besten und zahlreichsten entwickeln können. Diese Vorliebe ist sehr verschieden stark entwickelt, und geht bis zu dem geringeren Grade bei einer Art Männertreu (Veronica hederaefolia) herab, daß sie mit fast allen Standorten vorlieb nimmt. — Die Ruderalpflanzen bestehen hauptsächlich aus Gewächsen, welche mit einem Boden vorlieb nehmen können, welchen die meisten anderen Kinder Floras scheuen; sie besiedeln ihn demgemäß zuerst und halten ihn so lange besetzt, bis sich eine Humusschicht über dem sterilen Schuttland gebildet hat; dann verdrängen die Gewächse des angrenzenden fruchtbaren Landes, besonders die rasenbildenden, diese ersteren Kolonisten und stellen die Gleichförmigkeit der Flora wieder her.

Ein Ueberblick über die gesamten Ruderalpflanzen läßt uns die Wahrnehmung machen, daß die Gänsefußgewächse, denen wir ja mehrmals bei unserer Besprechung begegneten, als Familie bei weitem am stärksten in dem Rahmen der Schuttgewächse hervortreten; diese Kongregation stellt allein sechszehn Vertreter zu dieser Sippe. Die in etwa 500 Species bekannten Chenopodiaceen gehören der Mehrzahl nach den gemäßigten Zonen, vorzugsweise Europas und Asiens an; sehr viele von ihnen

Digitized by Google

wachsen auf Böden mit ammoniakalischen Bestandtheilen, also in der Nähe der menschlichen Wohnungen und auf gedüngten Kulturländereien, während andere einen Kochsalzgehalt im Erdboden vorziehen und salzhaltige Stellen im Binnenlande wie die Meeresufer bevorzugen.

Die bei uns vorhandenen Melden finden sich durchschnittlich im Osten in größerer Zahl oder zeigen wie die tatarische Melde nur dort Wohnorte, abgesehen von einzelnen versprengten Standorten. Wir haben es bei dieser Pflanze sicher mit einem Zuzug aus dem Osten zu thun, welcher durch Vermittelung der Elbe wohl seinen Eintritt in das deutsche Reich ermöglichte. Einige Autoren freilich wollen eine weite Verbreitung über Deutschland annehmen und verwerfen gänzlich diese muthmaßliche östliche Einwanderung, nach ihrer Ansicht haben wir es in den isolirten Fundorten der westlichen Hälfte mit Ueberbleibseln zu thun, die Atriplex tatarica soll in früheren Zeitabschnitten über ein weit ausgedehntes Gebiet verfügt haben, so daß diese heute vorhandenen Inseln inmitten einer fremden Flora gleichsam Relikte einer Steppenflora darstellen.

Die Aufnahme der Salze aus den Abfallstoffen der menschlichen Wohnungen äußert sich aber außer den Chenopodiaceen ebenfalls in dem hervorragenden Antheil der Lippenblüther, welche mehr oder minder einen starken Geruch aufweisen. So sei an dieser Stelle noch des gemeinen Katzenkrautes (Nepeta Cataria L.) gedacht, welche eine echte Ruderalpflanze darstellt und stets in der Nähe von Ortschaften sich ansiedelt. Der Citronengeruch lockt bekanntlich die Katzen unwiderstehlich an. Nach Rußland hinein können wir ihre Spur nicht weiter verfolgen, die deutschen Ostseeprovinzen des Nachbarreiches bilden die Ostgrenze in dem Vordringen der vielleicht ursprünglich als Arzneipflanze gebauten und so verwilderten Pflanze, die jetzt vollständig eingebürgert ist, aber durch ihr selten zahlreiches

Digitized by Google

Beieinanderstehen immer noch den Eindruck eines fremden Elementes hervorruft.

Wir kommen jetzt zu der dritten Abtheilung, welche wir aus den in historischer Zeit eingewanderten Pflanzen bilden wollten. Selbstverständlich können uns an dieser Stelle nicht sämtliche Eindringlinge aus fremden Landen beschäftigen, wir müssen eine Art Auswahl treffen und uns an diejenigen zu halten suchen, welche gewissermaßen im Sturmschritt das ihnen fremde Terrain eroberten; zuerst pflegen von diesen im Kampfe um das Dasein bereits hartgesottenen und erprobten Wanderern nur einzelne wenige Exemplare gewissermaßen als Pioniere zu erscheinen, worauf sich in den folgenden Jahren die große Masse hinterher wälzt, als ob ein gemeinsamer Oberkriegsrath den Vormarsch dirigirte.

Gar verschieden ist dabei die Heimath dieser Auszügler, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Nordamerika uns mit den weitaus meisten Vertretern dieser Abtheilung beglückt hat.

Auch die Ursachen einer derartigen Invasion sind nicht stets die gleichen. Bei den einen Gewächsen haben wir es ursprünglich mit Gartenblumen zu thun, welche als Schaustücke in den Parks prangten und durch einen Zufall ihre Samen außerhalb der ihnen eigentlich gezogenen Schranken auf ihnen günstigem Boden auszustreuen vermochten. Andere Pflanzen gelangten mit dem Schiffsverkehr in unser Gebiet, einige Samenkörner mögen sich im Ballast der Fahrzeuge befunden oder mit der Verpackung unfreiwilligermaßen Eingang erlangt haben; Sämereien ist zuweilen die Schuld mit Sicherheit zuzuschieben, als deren Verunreinigungen die betreffende Species eingeschleppt wurde, denen sich Beimengungen der Getreidesorten und der so vielfach importirten Wolle anreihen.

Bisweilen stehen wir aber vor einem Räthsel und vermögen uns das plötzliche Erscheinen eines Eindringlinges nicht zu erklären,

Digitized by Google

welchem der Weg zur Einwanderung bereits lange Jahrhunderte offenstand ohne irgend welche Benutzung zu erfahren. So schreibt P. Ascherson von Senecio vernalis W. K.: Es fehlt in der Geschichte der Pflanzenwelt nicht an Beispielen, daß auffallende Gewächse, von denen man nicht annehmen kann, daß sie früher den Blicken der Forscher entgangen waren, plötzlich in der Flora mehr oder weniger ausgedehnter Landstriche erschienen, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausbreiteten und zuletzt derartig einbürgerten, daß sie für die Physiognomie der Vegetation nicht minder, als viele Ureinwohner charakteristisch geworden sind. „Was hat die Pflanze, welche bereits 1781 in einer Ostpreußen benachbarten Provinz vorkam, in den zwanziger Jahren zu einer Wanderung bewogen, die, hätte sie früher mit der Anfangs der sechsziger Jahre beobachteten Schnelligkeit stattgefunden, die Pflanze mindestens schon über ganz Deutschland ausgebreitet haben müßte".

Wohl mögen günstige Windrichtung, welche aber auch in früherer Zeit sicher geherrscht haben wird, und sonstige Verschleppung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den Einbruch dieses Kreuzkrautes gehabt haben, aber diese Ursachen reichen auch nicht im entferntesten aus, eine derart großartige Erscheinung zu begründen.

Bleiben wir noch bei dieser Pflanze, und theilen wir des Zusammenhangs willen gleich die näheren Umstände mit, so verläuft die Westgrenze dieses kühnen Eroberers etwa von Wismar nach Hagenow und schneidet jenseits der Elbe das Fürstenthum Lüneburg. 1781 soll dieses Gewächs zuerst bei Grodnu im russischen Littauen beobachtet sein; in den erster Jahrzehnten unseres scheidenden Jahrhunderts wurde die Verbreitung der Art durch die weiten Flächen des mittleren und südlichen Rußlands bis zum Kaukasus festgestellt; in 1822 fällt die erste Entdeckung auf deutschem Boden bei Rosenberg in Schlesien,

Digitized by Google

worauf die Senecio wieder verschwand. Von 1834 hebt dann der kühne Vormarsch an, nachdem im Herbst des vorhergegangenen Jahres lange Zeit hindurch Ostwinde geherrscht hatten. Von auswärts bezogene Saat soll ihrem Eindringen vielfach Vorschub geleistet haben, erklärt aber dennoch nicht zur Genüge das beispiellos rasche Vordringen dieser Komposite. Von Rattke wird als Erfahrung mitgetheilt, daß das Frühlings-Kreuzkraut sich stets zuerst in Luzerne- und Kleefeldern oder in der Nähe größerer Industriestädte fände. Ob sich diese Erfahrung stets bewährt, erscheint zweifelhaft. Bei Berlin waren z. B. Mitte der siebziger Jahre die Brachen, die Sandfelder, die Kiefernschonungen wie mit einem gelben Schleier überzogen, die rosettenartig gedrängten Blätter erleichterten das Ueberwintern in ganz hervorragendem Maße. Das gemeine Kreuzkraut, das beliebte Vogelfutter, trat schier zurück vor der alles Terrain occupirenden Schar der langgestiehlten Vettern, welche mit der heimischen Base hin und wieder sich verbastardirten. Die Invasion nahm einen derart bedrohlichen Charakter an, daß polizeiliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte, daß obrigkeitliche Maßregeln zur Ausrottung des Unkrautes ergingen. Und dabei konnte noch 1864 ein P. Ascherson in seiner berühmten Flora der Provinz Brandenburg mit Sicherheit hervorheben: An anderen Orten fanden sich zuerst einzelne Exemplare, in späteren Jahren mehr und mehr, bis die Pflanze stellenweise (bei uns wohl noch nirgends) sich ganz wie eine gemeine verhielt. Was aber hat nun dem so raschen Vordringen ein Ziel gesetzt, welcher Umstand verlangsamt den Eroberungszug dieses Gewächses nach Westen oder gebietet ihm vollständig Stillstand? Ja, lieber Leser, wir wissen es nicht, das Nachlassen der Bewegung hat für uns ebensoviel Räthselhaftes wie der damalige Beginn der Wanderung. Wir können ebensowenig wissen, ob die Pflanze stetig nach Westen vorschreitend, nur im Meere ihre Grenze

finden, oder, wie so viele Pflanzen der alten Welt auch jenseits des Oceans ein vielleicht noch größeres Wohngebiet erobern wird, oder ob der fortschreitenden Bewegung mit den Worten Aschersons eine rückläufige folgen wird. — Sicher ist nur, daß, wie dem Ueberhandnehmen einer Thiergattung seitens der Nachstellungen der Menschen und Thierwelt gesteuert zu werden pflegt, auch jede Pflanze ihren einzelnen Feind unter den Thieren zu besitzen pflegt, welche die zu starke Ausbreitung hindern. So folgte in Befolgung dieses Naturgesetzes der Senecio vernalis auf ihrem Sieges- und Eroberungszug von Osten her eine Motte, deren Larve in dem Stengel dieses Kreuzkrauts lebt und denselben zerstört; früher war diese Motte in dem vom Frühlings-Baldgreis occupirten Terrain gänzlich unbekannt gewesen, dem Eindringling folgte die Strafe auf dem Fuße. Genauere Beobachtungen haben ergeben, daß unser Klima dem Eindringling auf die Dauer nicht günstig zu sein scheint und auch dem Vordringen ein Ziel setzt. Vielleicht verträgt der an richtiges Steppenklima gewöhnte Gast die feuchtere Luft im westlichen Deutschland nicht, und Stillstand in dem Vorwärtsdringen wird sich bald mit Rückschritt identisch zeigen.

Wie gegen den soeben beschriebenen Feind, mußte auch gegen einen anderen Gast aus der Fremde zeitweise regierungsseits mit scharfen Maßregeln vorgegangen werden: es handelt sich um die Wasserpest, welche man, freilich etwas durch arge Uebertreibungen, für eine vegetabilische Hydra stempeln wollte, die durch Störung ihres Wachsthums und Loslösung einzelner Theile nur um so freudiger grüne und um so stärker sich vermehre. So schlimm ist es nun nicht gewesen, und in der Regel pflegt dieses Wassergewächs nach einem, freilich in einem gewissen Sturmlauf gewonnenen Maximum seiner Existenz, von selbst sich in bescheidenere Grenzen zurückzuziehen. Nordamerika ist die Heimath der Elodea canadensis Rich. et Mich., wo die Zwitterpflanze wie die männ-

Digitized by Google

lichen und weiblichen nirgends an derselben Stelle beobachtet worden sind. Bei uns verbreitete sich die weibliche Pflanze wohl hauptsächlich aus dem königlichen botanischen Garten zu Berlin, wurde vielfach verschleppt und siedelte sich leicht in Flüssen und Gewässern an, in denen sie durch die bereits erwähnte blitzartige Vermehrung Schiffahrt und Fischfang zu hindern drohte, aber meist binnen kurzer Zeit die gefahrdrohende Ueppigkeit einbüßte. Jetzt ist sie immerhin sehr häufig in den Niederungen der Weichsel zu finden, sie hat die Oder und ihre Nebenflüsse occupirt, Havel und Spree sind von ihr erfüllt, während der Westen und Süden Deutschlands in der Regel nur ausnahmsweise von der Wasserpest heimgesucht wurde. Doch auch Nutzen stiftet dieser Ankömmling, er dient Wasservögeln zur Nahrung, beherbergt schützend Fischlaich wie die junge Brut und giebt bei massenhaftem Vorhandensein einen nicht zu unterschätzenden und billig zu erlangenden Dünger ab. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Wasserpest die Wasserläufe, in welchen sie in starker Weise wuchert, krystallklar und rein erhält, wie man es bei anderen Gewässern nicht zu finden gewohnt ist.

Bleiben wir bei der neuen Welt, so verdanken wir Nordamerika z. B. den Amarant (Amarantus retroflexus L.), dessen Brüder in den Gärten als Fuchsschwanz vielfach eine bedeutende in die Augen fallende Rolle spielen. Heutzutage hält man dieses Gewächs infolge seines Vorkommens und seiner durch ganz Deutschland reichenden Verbreitung kaum für eingewandert, sie ist eben vollständig eingebürgert. Auf die Vereinigten Staaten ungefähr als Entstehungsort schließt man aus den dort verbreiteteten Verwandten; unser Amarant ist in der gesamten nördlichen gemäßigten Zone heutzutage zu finden, er tritt in Europa, im Orient wie in der neuen Welt in gleicher Weise auf. Ein zweites Entstehungscentrum der Amaranten liegt in Ostindien, doch deutet unser Amarant kaum dorthin, zumal er

Digitized by Google

bei den Arizona-Indianern zu den Kulturgewächsen gehören soll. Gewisse Gegenden hat sich diese Art auch erst ziemlich kürzlich erobert; in der schlesischen Ebene war sie noch zu Ende der zwanziger Jahre dieses Säkulums eine seltene Pflanze, während sie jetzt dort häufig ist; sie bevorzugt die Nähe von Ortschaften.

Ist der Amarant wohl auch nicht jedem Leser aufgefallen, vermag er sich unter dieser Namenbezeichnung Nichts so recht vorzustellen, so bieten wir ihm mit der Nachtkerze sicherlich ein bekanntes Gewächs, dessen große gelben Blüthen im Herbst auffallen, und deren Stöcke oder Strünke den ganzen Winter hindurch ihre Aeste in die Luft ragen lassen. Ob die Annahme, daß die Verbreitung mit den ursprünglichen Anbau der Pflanze wegen ihrer schmackhaften Wurzel in Zusammenhang stehe, richtig ist, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls erfreut sich dieser Verwandte unseres Schotenweidereichs jetzt einer weitgehenden Verbreitung, sandige Stellen und unfruchtbare Abhänge besiedelt er sofort, den Niederungen der Flüsse zieht er entlang, ohne sonstige Schuttstellen in seiner Genügsamkeit gänzlich zu verschmähen. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts datirt die erste freiwillige Ansiedelung dieses freien Amerikaners, für dessen Weiterkommen namentlich die vielen Eisenbahnbauten seit den letzten Jahrzehnten gesorgt haben. Die Umgebung der Reichshauptstadt zeigt diese Erscheinung in hervorragender Weise; wohin auch immer der Schienenweg seine eisernen Finger ausstreckt, ihm folgt die Oenothera sofort und kleidet die kahlen Stellen im Herbst mit ihren prächtig gelben Blumen aus, wenn auch die dürren Ueberreste im Winter nicht gerade dazu geeignet sind, das an sich bereits nicht sehr anziehende Landschaftsbild zu verschönern. Die Nachtkerze hat sich bis auf Asien alle anderen Erdtheile erobert und sich überall einzubürgern gewußt.

Eine andere Spezies der Oenothera hat ebenfalls versucht

Digitized by Google

von ihrer amerikanischen Heimath aus festen Fuß bei uns zu fassen, doch kann diese muricata L. nur auf eine wesentlich beschränktere Verbreitung blicken; die Elbgebiete sind ihre Hauptstützpunkte, die Ufer der Donau schmückt sie in beschränkter Zahl, am Rhein findet sie sich hin und wieder, ohne geradezu der Vegetation durch ihr immerhin bescheidenes Auftreten einen wesentlich anderen Stempel aufzudrücken, wie es die Oenothera biennis L. im umfassendsten Umfange gethan hat, mit deren Verschwinden aus unserer Flora eine fühlbare Lücke entstehen würde.

Eine gewisse lokale Beschränktheit ist auch dem Mimulus luteus L. zu eigen, für dessen vollständige Einbürgerung an diesen Stellen aber die Beobachtung zeugt, daß die Bewohner dieser Striche eigene Bezeichnung für den Gast festsetzten und annahmen. Schlesien und Thüringen bilden mit der sächsischen Schweiz die Hochburgen dieser Pflanze mit den scharlach- oder ziegelrothen, dunkelroth gefleckten oder gestreiften, über der Unterlippe zierlich gelbbebarteten Blumen, denen die Bewohner der norddeutschen Tiefebene meist stark nachstellen. Gauklerblume nennt man den Mimulus hier, dort gilt die Bezeichnung Maskenblume, Larvenblume ist dem ziemlich verwandt und Affenblume mag den Reigen beschließen. — Eine nahe verwandte Art soll neuerdings Niederlassungen im Erzgebirge und den nordmährischen Karpathen begründet haben und so sich anschicken vom Eindringling zum Bewohner zu avanciren, was der luteus in jenen Berggegenden mit Erfolg gethan hat.

Ihm ähnliche Standorte nimmt die großblüthige Collomia ein, welche ebenfalls in Nordamerika einheimisch ist. Auch sie bewohnt mit Vorliebe das Flußgeröll, in dem ihre Samen durch das Wasser eine weitere Verbreitung finden. Thüringen und Schlesien wie das Nahethal bezeichnen wohl die Hauptstätten dieses Vorkommens, wo die zuerst gelben, später röthlichen

Digitized by Google

Blumenkronen fremdartig aus den trockenen Wasserbetten hervorlugen.

Als eine jetzt in Deutschland gemeine Pflanze haben wir das Berufskraut oder die Dürrwurz (Erigeron canadense L.) zu betrachten, dessen Vaterland aus der lateinischen Bezeichnung bereits hervorgeht. Das siebzehnte Jahrhundert sah diesen Gast aus Nordamerika in unserem Erdtheile ankommen, in welchem er es sich bis heute recht bequem gemacht hat. Sandige Wegränder, Aecker, Waldschläge, kiesige Ufer, unbebaute Stellen, Brachen wie Dächer und Mauern nimmt die Dürrwurz in Besitz, sie ist äußerst genügsam, gedeiht, wo nur ein Bröcklein Erde zu finden ist und variirt höchstens in ihrer Längenerscheinung, bald kurz und niedrig bei kümmerlichen Verhältnissen bleibend, bald hochaufschießend, wenn die Nahrungsmittel im reichlichem Maße zur Verfügung stehen. Von Europa aus hat dieser Eindringling sich auch Asien zum Theil unterjocht, bis zum Altai können wir seine Spur verfolgen, und selbst im Himalaya mahnen Erigeron-Pflanzen an die Heimat. Die Pflanze tritt uns überall in großer Zahl entgegen, da eben die Ansprüche an das Erdreich so minimale sind, daß die meisten anderen Gewächse dabei nicht in Frage kommen und nicht zu konkurriren vermögen.

Auch die Fruchtbarkeit des Berufskrautes trägt nicht zum geringsten Theile zu der reichlichen Verbreitung bei, in hohem Maße durch die Kleinheit der Samen unterstützt, welche auch dem leisesten Hauche ein Fortbewegen derselben ermöglichen.

Den steifen Sauerklee (Oxalis stricta L.) mit seinen hellgelben Blumenblättern möchte man zunächst wohl als einheimisch requiriren, so natürlich wächst er auf allerhand bebautem Boden: auf Wiesen und Schutt wie in Parks. Wir haben es aber sicherlich mit einem Ankömmling zu thun, welcher eben sich nur aus amerikanischen Verhältnissen vollständig bei uns einbürgert,

Digitized by Google

und das Heimathsrecht erwarb. Auch der gehörnte Sauerklee liebt ähnliche Standorte, findet sich aber bei weitem seltener und ist wenigstens nur aus dem Mittelmeergebiet bis zu uns gelangt.

Mit der dornigen Spitzklette (Xanthium spinosum L.) gehen wir vielleicht nach Südamerika über, vielleicht, betone ich noch einmal. Denn wir wissen bei diesem Stachelgewächs Nichts Genaueres über seine Heimath. In früherer Zeit war man sich so ziemlich einig darüber, daß diese Klettenart von Südrußland zu uns eingewandert sei, hauptsächlich wohl mit Wolle oder in den Borsten von Schweinen, aber eine neue Theorie will das Vaterland im Süden der neuen Welt suchen. Lassen wir diesen Streit auf sich beruhen, für unsere Aufgabe genügt der Hinweis, daß diese Spitzklette ursprünglich ausländisch war und sich erst in historischer Zeit durch das ganze Gebiet verbreitete; freilich sporadisch bleibt ihr Auftreten stets, wie die Wohnorte einiger Vettern, dafür haben aber Strumarium sowie spinosum sich die ganze Welt erobert und sind von allen Erdtheilen als Eindringlinge erkannt.

Neben diesen Amerikanern brachen auch einige Pflanzen aus dem Osten in unser Gebiet ein, doch wollen wir uns mit der Geschichte des Frühlings-Baldgreises und der Spitzklette begnügen, da die anderen Gewächse keinesfalls in ähnlicher Weise unseren Lesern bekannt sein dürften, wie die angeführten Beispiele, diese ja auch den Vorgang in hinreichender Weise zeigen und illustriren.

Es erübrigt nun noch kurz auf die Gründe einzugehen, infolge deren es diesen Fremdlingen gelang in einer derartig umfassenden Weise bei uns festen Fuß zu fassen, daß sie von den einheimischen Gewächsen sich in nichts unterscheiden, ja, oftmals häufiger als dieselben angetroffen werden. Da spielt denn die Genügsamkeit der Ankömmlinge eine große Rolle, sie verstanden es,

Digitized by Google

sich selbst den ungünstigsten Verhältnissen anzupassen, sie nahmen zum Theil mit dem sterilsten Lande vorlieb, welcher von den heimischen Vettern verschmäht wurde. Derartige Vorgehen verdanken Oenothera wie Erigeron ihre Erfolge, während der Oxalis weitere Hülfskräfte zur Verfügung stehen. Sie sichert sich dort, wo sie einmal Posto gefaßt hat, eine Ausdehnung ihrer Grenzen durch die Erzeugung von zahlreichen Ausläufern, deren im Herbst knollenartig verdickte Enden überwintern, um im Frühjahr zu neuen Pflanzen auszuwachsen. Die außerordentliche Fruchtbarkeit und Kleinheit der Samen hoben wir bei dem Berufskraut bereits hervor; an einem kräftigen Individuum wurden z. B. 2263 fruchtreife Körbchen gezählt, deren jedes im Durchschnitt sicher 50 Samen trug, aber nicht allzuselten die Ziffer bis auf 60 und 70 hinaufschnellte, was einer Samenzahl von 110000 für ein einziges Exemplar entspricht.

Friedrich Nobbe kam bei einem überwinterten Frühlings-Baldgreis im Jahre 1873 auf 273 Köpfchen, im Durchschnitt ermittelte er in jedem 195 Früchte, was einer Gesamtziffer von 39585 gleichkommt.

Da die Wasserpest, als nur in weiblichen Exemplaren in Deutschland verbreitet, naturgemäß keine Früchte anzusetzen vermag, um auf diesem gewöhnlichen Wege ihre Niederlassungen zu mehren und sich auszubreiten, hat ihr die gütige Mutter Natur ein anderes Hülfsmittel verliehen. Neben ihrem schnellen Wachsthum, ihrer starken Wucherung verfügt sie über eine enorme Regenerationskraft, dergestalt, daß jedes kleine abgerissene Stück binnen kurzer Zeit sich unter geeigneten Lebensbedingungen zu einer neuen Pflanze entwickelt. Da ist es freilich für unsere einheimischen Wassergewächse mit ihrem dagegen trostlos langsamen Wachsen unmöglich in Konkurrenz zu treten, da müssen sie nothgedrungen den kürzeren ziehen und das Feld in ihrem eigenen Element räumen.

Digitized by Google

Eine genaue Grenze zwischen dieser Abtheilung und der folgenden, den aus Gärten notorisch entschlüpften Pflanzen, welche späterhin das Bürgerrecht bei uns erwarben, ist sehr schwer zu ziehen, zumal die Einwanderung fremder Florenelemente stetig fortdauert und regelmäßig neue Gewächse bei uns als Gäste eintreffen. Namentlich die stark besuchten Häfen führen uns von ihren Ballastablageplätzen eine Vermehrung der Lokalfloren zu, besondere Industrien, welche ihr Material aus fremden Ländern beziehen, besitzen in der Regel in ihrer Nähe eine beträchtliche Zahl Ausländer, Wolle und Häute sind bekannt als Mittel zum Einschleppen auswärtiger Arten, während der Handelsverkehr namentlich die Bahnhöfe größerer Städte als begünstigte Lokalitäten zur Ansammlung bisher nicht beobachteter Species macht.

So stellte Richard Büttner z. B. für den Bereich der Mark Brandenburg eine Flora advena zusammen, für welche er bereits 1883 an 50 Arten in Anspruch nahm. Dabei erfüllen diese sämtlich die von P. Ascherson aufgestellten Anforderungen:

1. muß die Pflanze wirklich das Aussehen einer wilden erlangt haben, so daß man sie nicht sofort als Flüchtling dingfest machen kann; man muß, wenn man die Sachlage nicht kennt, die betreffende Pflanze wirklich für eine wilde halten können ....

2. muß sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß die Pflanze nicht wieder aus dem Gebiet verschwinden wird. In dieser Hinsicht muß man strenger gegen die verwilderten Pflanzen sein, als gegen die einheimischen ....

Bei dieser Sachlage wies Büttner die Einwanderung von 50 Arten in den Bereich der Mark nach, von denen 17 ihre Heimath in Deutschland haben, 3 in Südost- und Osteuropa zu Hause sind, 7 Südeuropa angehören, 10 aus Amerika

Digitized by Google

stammen, während von ihnen allein 9 aus dem Norden der neuen Welt eingewandert sind.

Derartige Zusammenstellungen, mit kritischem Sinn angefertigt, haben hohen Werth für die Pflanzengeographie, liegen aber leider noch lange nicht in dem gewünschten Maße für die gesamten Theile unseres Vaterlandes vor.

Einen beträchtlichen Antheil zu diesen Ankömmlingen stellt nun unsere vierte Abtheilung durch die aus der Kultur entflohenen Zierpflanzen, bezw. solche Gewächse, welche notorisch ihren Ausgang aus dem Berliner botanischen Garten genommen haben und bei ihnen passenden Verhältnissen sich dauernd ansiedelten. Hier gilt es denn recht scharf an Aschersons Bestimmungen festzuhalten, da fast alle Freilandpflanzen unserer Gärten irgendwo einmal verwildert gefunden werden; hier heißt es also vor allem Kritik zu üben und nur wirkliche Bürger unserer Flora aufzunehmen, wenn anders nicht eine derartige Liste vollständig ihren Werth verlieren und uns zu gänzlich falschen Schlüssen und Folgerungen bringen soll.

Wir wollen uns denn in den folgenden Zeilen darauf beschränken, diejenigen zu besprechen, welche über eine weitere Verbreitung in unserer Heimath verfügen oder deren Erwähnung uns wegen eines anderen Grundes nothwendig erscheint; zudem kommt es bei diesen Gewächsen ungemein auf Lokalfloren an; einige der Gewächse sind vollständig z. B. in die Pflanzenphysiognomie einer Gegend übergegangen, ohne einen zweiten Standort ihr eigen zu nennen, wie sich denn auch andere Verhältnisse im Laufe der nächsten Seiten ergeben werden.

Widmen wir zunächst dem botanischen Garten zu Berlin als Stätte des Ausgangspunktes einige Worte, so können wir gleich hinzufügen, daß die anderweitigen Institute selbstredend zu ähnlichem Vorgehen ihrer Insassen geführt haben und ebenfalls als Verbreitungscentren in Frage kommen.

Digitized by Google

Eine dieser Pflanzen ist das kleinblüthige Springkraut, welches wohl aus der Mongolei in die botanischen Gärten seinen Einzug hielt. Die erste Verwilderung dieser Balsamine soll zu Genf im Jahre 1834 beobachtet worden sein, jetzt haben wir in und bei der Reichshauptstadt verschiedene Orte, wo dieser Ankömmling zum unausrottbaren Unkraut gehört; wir kennen ferner die Ansiedelung desselben bei Jena, bei Weimar, in Blankenburg am Harz, bei Göttingen, Dresden, Frankfurt a. O., Breslau, ohne damit wohl die Liste erschöpft zu haben. Aus den angeführten Städten scheint aber hervorzugehen, daß das westlichere Gebiet unserem Gaste nicht recht behagt, womit vielleicht aber nur der Ansicht Platz gegeben ist, daß sich dort noch keine passende Gelegenheit zum Entschlüpfen und zur Ansiedelung fand. Außerhalb Deutschlands hat sich diese Impatiens z. B. eingebürgert in der Flora von Jütland, Schweden, wie der russischen Ostseeprovinzen.

Das Knopfkraut (Galinsogaea parviflora Cav.) hatten wir bereits einmal Gelegenheit zu erwähnen, doch muß es hier noch einmal genannt sein, da es notorisch aus botanischen Gärten entwich; zur Jetztzeit ist es durch das gesamte Deutschland, mit Ausnahme der höheren Berggegenden, auf Aeckern, in Gärten und an Wegen verbreitet, stellenweise sogar recht gemein.

Ein weiterer Flüchtling aus diesen, eigentlich nur der strengen Wissenschaft geweihten Instituten ist die Matricaria discoidea D. C., die strahllose Kamille, welche in dem östlichen Asien und dem westlichen Amerika zu Hause ist. Die vollständige Einbürgerung läßt den Argwohn eines Ausländers zuerst für den Uneingeweihten sicher nicht aufkommen, und doch wurde diese Pflanze erst seit Beginn dieses Jahrhunderts außerhalb von Gärten aufgenommen; so datirt ihre Entdeckung bei Berlin in der Hauptstraße von Schöneberg seitens unseres Alexander Braun erst von 1852! Die Fundorte mehren sich fast all-

Digitized by Google

jährlich, die Pflanze ist noch auf der Wanderung begriffen und dehnt ihr Gebiet langsam, aber sicher aus.

Nur hin und wieder verschleppt und fast eingebürgert ist die durchwachsene Claytonia, welche wir Nordamerika und Westindien verdanken. Ihr Ursprung ist sicher ebenfalls in botanischen Gärten zu suchen. Der Stengel mit einem Paare rundlicher, spitzer, am Grunde breit verwachsener Blätter, wie wir ihnen beim Jelängerjelieber begegnen, macht immerhin einen fremdländischen Eindruck.

Gar leicht gehen die nordamerikanischen Astern aus der Kultur in die Freiheit über und bilden in unseren Weidengebüschen Kolonien, welche nichts Ausländisches an sich haben. Diese Natürlichkeit geht bei einzelnen Arten so weit, daß bereits wiederholt Zweifel aufgetaucht sind, ob sie wirklich nur verwildert seien und ursprünglich der neuen Welt angehörten; die Partei Derjenigen, welche einzelne dieser Astern für unsere heimische Flora beanspruchen und requiriren, ist gar nicht so klein, zumal wir bei der weidenblätterigen Aster nicht einmal Exemplare aus der angeblichen Heimath Nordamerika kennen, sondern uns nur, wenn auch nahe Verwandte, vorgekommen sind. Andere wieder helfen sich mit dem Ausweg, daß sie solche zweifelhaften Species als durch die Kultur entstanden hinstellen wollen, deren Ahnen eben verschwunden seien. Auf diese Weise rettet man wohl solche Formen für die Abtheilung der Verwilderten und Eingebürgerten, macht aber die Sachlage nicht gerade klarer.

In ähnlicher Weise machen sich einige Goldruthen (Solidago) im Gebiet breit. Zwei Rudbeckien tauchen hin und wieder auf, die laciniata L. hauptsächlich an Fluß- und Bachufern, die behaarte Dämme, Grasplätze und ähnliche Standorte bevorzugend; Ambrosia artemisiifolia L. findet sich hier und da mit amerikanischer Kleesaat eingeführt, Stenactis annua L., der Feinstrahl,

Digitized by Google

ist auf Grasplätzen, an Hecken, an Waldrändern eingebürgert und stellenweise ziemlich häufig, ja am Rhein bei Straßburg sogar als gemein zu bezeichnen.

Auf diese Weise ließen sich ebenfalls eine Reihe Gewächse aufzählen, welche, ursprünglich im Süden oder Südosten unseres Erdtheiles einheimisch, durch die Gärten bei uns den Weg in die Freiheit genommen haben. Derartige Gewächse verfügen meist über keine durchgehende Verbreitung, sie treten hier auf, bald dort. Der Tollkirsche sei z. B. ein Platz als solcher vergönnt, welche in Süd- und vielleicht auch noch in Mitteleuropa bis zu den mitteldeutschen Gebirgen in Laubwäldern einheimisch und verbreitet ist, außerhalb derselben im Gebiete infolge Anbaues zu medizinischen Zwecken verwildert und an manchen Stellen eingebürgert erscheint. Auch die verwandte Judenkirsche (Physalis alkekengi L.) ist hierher zu rechnen, wenn sie auch als kalkliebend noch besondere Ansprüche an den Boden stellt. Die stengelumfassende Kresse (Lepidium Draba L.) befindet sich in ähnlicher Lage, für welche die Bahndämme oftmals ein schützendes Asyl werden, ohne daß Weg- und Ackerränder, wie Schuttstellen außer Acht gelassen würden. Andere Kreuzblüthler gehören hierher, doch mögen diese Beispiele genügen.

Sollte ein Leser sich über die aus Gärten verwilderten Pflanzen des Genaueren zu unterrichten wünschen, wobei namentlich die sog. Bauerngärten eine große Rolle spielen, dem sei das Buch von R. von Fischer-Benzon: „Altdeutsche Gartenflora" empfohlen, welches unsere Nutzpflanzen der Reihe nach als Zierpflanzen, Heilpflanzen, technisch-verwerthbare Pflanzen, Pflanzen des Gemüsegartens, als Obstbäume behandelt.

Als ein allen Unkräutern gemeinsames Charakteristikum können wir anführen, daß, wenn einmal auf Feld und Wiese, im Garten und auf Schutt als vier Vertretern der langen Reihe von Lokalitäten Unkraut eingeführt worden ist, der Bestand

Digitized by Google

desselben ziemlich gesichert erscheint und sich beinahe stets auf die Dauer erhält. Die Dimension, welche die Samenproduktion bei manchen der gemeinsten und verbreitetsten Gewächse dieser zusammengehörigen Sippe anzunehmen vermag, ist eine ungeheure und läßt sich aus direkten, wenn auch selbstverständlich sehr mühsamen Zählungen einigermaßen genau schätzen. Wenn wir nun auch dieser Regenerationsfähigkeit und Produktivität theilweise bei einzelnen besprochenen Arten gedacht haben, so ist doch nothwendig, noch einmal auf diesen Punkt hinzuweisen und einige hervorragende Beispiele zusammenzustellen, zumal keineswegs für alle Unkräuter derartige Zählungen vorliegen.

Es gelang auf diesem Wege Nobbe, für das Frühlingskreuzkraut (Senecio vernalis W. K.) an einem überwinterten Exemplar nahezu 40000 reife Früchte zu ermitteln, wobei wohl stillschweigend zugestanden werden kann, daß der verdiente Förderer der Landwirthschaft zu diesem Zwecke kein besonders kräftiges Individuum ausgesucht haben wird. Bei einem Stengel des kanadischen Berufskrautes stieg die Samenzahl auf 110000; für die Kornrade giebt J. Buckland als die Produktion von nur 7 Blüthen über 2500 Samen an, der Ackersenf zeitigt etwa das Zehnfache seiner durch so zahlreiche Blüthen ausgezeichneten Fruktifikationsorgane, für die eingebürgerte peruvianische Galinsogaea finden wir etwa 37000 Samen für einen Stock verzeichnet, um unsere Liste abzuschließen und nicht durch zu viele Zahlen zu ermüden.

Es können also, wie aus dieser kurzen Uebersicht bereits hervorgeht, gut und gern 90 und noch mehr Prozent der produzirten Samen unwirksam zu Grunde gehen, ohne die Vervielfältigung des Unkrautbestandes auszuschließen oder auch nur zu gefährden. Dabei übertrifft aber die Keimungskraft der meisten Unkräuter diesen auf das Gerathewohl bezeichneten Prozentsatz durch ein Vielfaches und zeigt uns auf diese Weise, welchen

Digitized by Google

Feind unsere Kulturgewächse in diesen Aufdringlingen zu bekämpfen haben, und wie nothwendig ihnen die Hülfe des Menschen ist, um derselben einigermaßen Herr zu werden und nicht eine zu große Einbuße an Licht und Zuführung der Nährstoffe zu erleiden.

Auch in dieser Beziehung verdanken wir abermals Friedrich Nobbe höchst dankenswerthe Aufschlüsse, welcher es sich angelegen sein ließ, die Keimkraft der Samen bei einer Reihe unserer wichtigsten Unkräuter zu ermitteln. So erzielte er z. B. im Durchschnitt von je 2 Versuchen, deren jeder mit 200 Körnern ausgeführt wurde, für die Kornrade 74 % Keimpflanzen, der eingangs unserer Besprechung erwähnte Bromus secalinus brachte es auf 81 vom Hundert innerhalb acht Tagen, während im Gegensatz dazu die Tollkirsche mit 2 % ein kümmerliches Auflaufen zeigte, vielleicht durch die Ungunst des Kulturversuches beeinflußt; die durch ihre Ausläufer regelmäßig an Terrain gewinnende Oxalis stricta ergab sogar nur 1 %, doch ist diese Pflanze eben nicht so sehr auf die Fortpflanzung durch Samen angewiesen, sie erreicht ihren Zweck auf die angegebene Weise auf bequemere Art und unabhängiger von allen Störungen, denen die fruktifizirenden Unkräuter im Durchschnitt seitens der Thierwelt ausgesetzt sind.

Im Vergleich zu diesen Ziffern wollen wir die im Durchschnitt ermittelte Keimkraft einiger unserer Kulturgewächse mittheilen, wodurch jene Zahlen erst in das rechte Licht gesetzt werden. Aus 68 Proben ermittelte derselbe Gewährsmann bei der Saatgerste 88 %, aus 50 beim Lein 71 %; die gelbe Lupine schwankte bei 9 Versuchen zwischen 16 und 97 %; bei der Erbse betrug der Unterschied bei 43 Aufnahmen gar 86, denn im schlechtesten Auflauf wurde 14, im besten 100 % festgestellt; beim Saatroggen konstatirte man im Verlauf von 120 Proben die Extreme von 17 und 100 %; der Weizen ergab 99 % als Mittel.

Digitized by Google

Da die Forstgärten wie Baumschulen durchschnittlich in hohem Grade vom Unkraut heimgesucht werden, ja oft geradezu unter dem üppigen Wachsen derselben ersticken, wollen wir auch für einige Holzgewächse die entsprechenden Zahlen anreihen. So erklärt sich der Forstwirth bereits leiblich befriedigt, sofern die Edeltanne 30 bis 40, die Lärche, sowie die Fruchtköpfchen der Platane und die Büschel der Ulme 20 bis 30 % keimfähige Samen ergeben.

Nun ist aber das Unkraut durchschnittlich nicht nur auf die Samenproduktion der eigenen Stelle angewiesen, es sieht nicht nur die auf derselben Scholle entstandenen und gereiften Samen aufgehen, es pflanzt sich nicht nur, wie der technische Ausdruck lautet, durch Aufschlag fort, sondern besitzt einen mächtigen und leider nur zu häufig unterschätzten Bundesgenossen im Anflug, es zieht Nachschub heran, während die Kulturgewächse in der einmal gesäeten Menge beharren müssen und ohne Nachschub bleiben. Es drängt sich der militärische Vergleich mit Ungezwungenheit auf; dort steht eine Elitetruppe — unsere Kulturpflanzen —, denen sich stets neue Scharen entgegenwerfen, nicht gerade Kerntruppen, aber doch gewohnt zu siegen; was ihnen an Leistungsfähigkeit abgeht, ersetzt die Masse, und schließlich muß das Häuflein ihm weichen, wenn nicht der Mensch dazwischentritt und das Unkraut durch Jäten, Ausziehen, Verstümmeln und ähnliche Mittel zurückdrängt.

Die Gestalt und Organisation der Samenkörner der mannigfachen Unkräuter im weiteren Sinne behufs der Entfernung vom Orte der Mutterpflanze und weiterer Verbreitung ist aber auch ebenso mannigfaltig wie zweckdienlich. Einestheils begegnen wir einer passenden Ausrüstung für einen passiven Transport der Samen oder auch der gesamten Früchte, theilweise tritt uns ein vollständiger Apparat zur aktiven Fortbewegung seitens des Windes entgegen. Vermögen wir auch an dieser Stelle nicht

Digitized by Google

des Genaueren auf diese einzelnen Ausrüstungen in ihrer so wechselnden Gestalt einzugehen — ich verweise auf meinen Aufsatz über Pflanzenwanderung —, so wollen wir doch kurz auf die Federkronen, die Flügel, die Haarschöpfe hinweisen, welche dem Winde so prächtige Angriffspunkte bieten, und der Transportmittel gedenken, wie sie sich zum passiven Fortbewegen in stetig variirender Form darbieten. Da haben wir es mit Grannen zu thun, welche sich dem Fell und Pelz der erdebewohnenden Thiere oder dem Gefieder der Vögel anhaften, da treten Borsten und Haare auf, Haken und Widerhaken zeigen einen hohen Grad von Ausbildung.

Mit Nobbes Schilderung des Mechanismus zum Selbstaussäen der Samen bei der allerdings auch über eine sehr reiche Verbreitung verfügenden kanadischen Dürrwurz sei ein ausführliches Beispiel gegeben der zur Ausbreitung dienenden Apparate. Sehr interessant, schreibt dieser Gelehrte, ist die Organisation der Fruchthülle bei der Gattung Erigeron, namentlich dem durch seine Wanderungsfähigkeit berüchtigten kanadischen Berufskraut. Die winzigen, kaum mehr als einen Millimeter großen Früchtchen dieser Pflanze sind mit beweglichen Haaren, die im lufttrockenen Zustande dicht anliegen, besetzt, welche sich benetzt in der Art sträuben, daß die ganze Frucht stachlig erscheint.

Eine weitere Hülfe für die Ausdehnungsfähigkeit der Unkräuter liegt in der durchschnittlichen Kleinheit ihrer Samen, welche in nicht seltenen Fällen geradezu als winzig bezeichnet werden müssen. Selbstverständlich hat bei der Fülle der Samen ein kleinerer eine größere Wahrscheinlichkeit für sich, an einen anderen Ort zu gelangen, als relativ umfangreichere.

Ferner verbinden die Unkräuter mit all diesen sie begünstigenden Umständen vielfach ein schnelles Wachsthum, sie schießen geradezu aus dem Boden und recken sich binnen kurzer Zeit oft

Digitized by Google

derartig, daß sie im wahren Sinne des Wortes die Kulturpflanzen ersticken und erdrücken. Der Landmann weiß davon ein Lied zu singen, wenn er nicht auf der Hut ist und dem Uebel bei Zeiten steuert, d. h. das Unkraut jätet und beseitigt.

Während eine Reihe von Samen bei dem Passiren der Darmkanäle der Thiere oder bereits infolge ihrer Größe durch das Zerkauen und Zerbeißen derselben ihre Keimkraft einbüßen und zu Grunde gehen, verlassen unsere Unkräuter meist völlig unversehrt die Ernährungsorgane der Vierfüßler und Vögel, sei es, daß ihre Winzigkeit sie ungefährdet die Zähne passiren läßt, oder eine harte Schale dem Zermalmen Widerstand leistet und vor den Angriffen der Verdauungssäfte bewahrt.

Dabei ist die Zeit, während welcher die Unkräuter ihre Keimungsfähigkeit und Keimkraft bewahren, eine ziemlich lange. Liegen auch nicht über unsere sämtlichen Feinde der Landwirthschaft dahin gehende genaue Beobachtungen vor, so genügen immerhin einige Beispiele, die Verderblichkeit einer solchen Ruhepause und ihr späteres Wiederaufleben hinreichend zu charakterisiren. So soll der Samen der Kleeseide vier bis sechs Jahre unbeirrt im Boden verweilen können, ohne Anstalten zu machen, welche Keimung und Entwickelung betreffen, bis seine Mutterpflanze wieder an derselben Stelle erscheint; dieser Vorgang übt dann sofort eine magische Kraft auf die bis dahin friedlich schlummernde Cuscuta aus, und sofortige Keimung führt die Möglichkeit herbei, von neuem schädigend aufzutreten.

Auch für die Saatwucher-Blume wird die Dauer der Keimkraft auf mehrere Jahre angegeben, während im allgemeinen die Samen im ersten Jahre am sichersten zu keimen pflegen und in den folgenden in der Regel bald auf wenige Prozente der Keimfähigkeit herabsinken.

Ueber sog. ruhende Samen hat A. Peter interessante Mittheilungen gemacht, wie es ja wohl allbekannt sein dürfte, daß

Digitized by Google

nach einem tiefgrundigen Pflügen, nach dem Abholzen einer Waldpartie und bei ähnlichen Gelegenheiten plötzlich Pflanzenarten auftreten, welche man früher an den betreffenden Lokalitäten nicht beobachtet hatte. Bei jedem Versuche mit ehemaligem Ackerboden ergab sich nun z. B. den Tabellen Peters zufolge eine Mehrzahl, zuweilen selbst ein fast reiner Bestand von Ackerunkräutern, sowohl hinsichtlich der Arten, als auch was die Individualmenge betraf. Die Höhenlage der Schichten, ob 8 cm, ob 16 cm oder gar 24 cm tiefer Boden genommen wurde, ließ einen besonders bemerkenswerthen Unterschied in der Zahl der Keimlinge nicht erscheinen. An Waldpartien, deren Aufforstung sicheren Nachweisen zufolge vor 20 bis 46 Jahren erfolgt war, erzielte Peter etwa 50 bestimmbare Gewächse, und zwar durchschnittlich Unkräuter. Eine Zusammenstellung aus 15 verschiedenen Versuchsreihen ergab für Bodenschichten von 3 bis 8 cm Tiefe 849 aufgegangene Exemplare, welche sich auf 149 Arten vertheilten; eine mittlere Partie von 8 bis 16 cm ließ diese Ziffer auf 592 und 127 fallen, während man aus den Kulturen, welche einer Tiefe von 16—24 cm entstammten, noch auf 190 Individuen und 58 Arten kam. Läßt sich nun auch ein abschließendes Urtheil aus den verschiedenen Beobachtungen Peters noch nicht herleiten, und vermögen wir nicht durchgehends Angaben über die Grenzen zu machen, wie lange die Konservirungsfähigkeit der Samen im Erdboden anhält, so ist dennoch als sicher anzunehmen, daß für eine Reihe Pflanzen diese Grenze weit über ein halbes Jahrhundert hinausreicht, und gerade die Unkräuter pflegen dabei die Krone abzuschießen und sich auch hier wieder als besonders widerstandsfähig zu erweisen.

Auch in der Schnellheit des Keimens sind diese Unholde unseren Kulturgewächsen meistens weit über. Wenn jene noch im dunklen Schoße der Erde ruhen oder nur langsam, gleichsam zögernd, aus dem Boden heraussehen, grünen die Unkräuter

Digitized by Google

bereits mächtig und nehmen zum mindesten den gesäeten Gewächsen Nahrungsstoff fort.

Mit der Genügsamkeit in Ansehung des Bodens verbinden die Unkräuter des weiteren gemeinlich auch einen sehr niedrigen Anspruch an Wetter und Klima. Gerade unsere diesbezüglichen Pflanzen zeigen vielfach eine Unabhängigkeit in dieser Hinsicht, mit welcher selbst die einheimische Flora zum Theil nicht in Wettbewerb zu treten befähigt ist. Die Galinsogaea stammt z. B. aus wärmeren Strichen, ja gehört nahezu den Tropen an, Regenwetter ist ihr willkommen und Sonnenschein gleichgültig. Natürlich vermag eine derartig unempfindliche Art manche Gegner aus dem Felde zu schlagen, welche bei dem Herabgehen der Temperatur nach dem Gefrierpunkte zu das Vegetiren einstellen. Gerade die Unkräuter sind hart, manche von ihnen beginnen sofort nach der Schneeschmelze wieder zu grünen und zu blühen, manche dehnen diese Lebensthätigkeit selbst nach dem Eintreten von gelindem Frost aus. Bis zum Beginn des Frostes finden wir so z. B. das Hirtentäschelkraut in Thätigkeit, die Vogelmiere zeigt ihre kleinen, weißen Blüthen, und das gemeine Kreuzkraut blüht fast das ganze Jahr hindurch.

Bereits die Bezeichnung Unkräuter besagt, daß wir es bei dieser Klasse von Gewächsen hauptsächlich oder durchgehends mit Kräutern im Gegensatze zu den Stauden zu thun haben. Man ist geneigt aus der menschlichen Welt die Gegensätze zwischen Proletarier und Kapitalisten auch hier sich einander gegenüberzustellen. Während unsere Unkräuter meistens einjährig sind und unter Aufopferung ihrer ganzen Lebenskraft eine Unmenge von Samen erzeugen und so schnell Generationen auf Generationen folgen lassen, die nach der Erfüllung dieses einzigen Lebenszweckes vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, gleichen die Stauden den Kapitalisten, welche infolge der Aufspeicherung von Reservestoffen gewissermaßen nur die Zinsen ihres Besitzes

Digitized by Google

zu dem Hervorbringen von Blätter, Blüthen und Früchten verwenden, sie pflegen niemals auch nur annähernd so ausgiebig zu fruchten wie die Kräuter, können aber auch dieses Vorzugs in so fern entbehren, als sie durch ihre unterirdische Theile den einmal gewonnenen Platz sicher behaupten und innehalten, während jene sich jedesmal einzeln den Raum zum Keimen und Aufgehen erkämpfen müssen.

Auf das Verhältniß von Kräutern und ausdauernden Gewächsen, seien es nun zweijährige Pflanzen oder wirkliche ausdauernde, ist Höck des Näheren eingegangen. Aus seiner Aufzeichnung geht hervor, daß von den reichlich 300 von Hellwig genannten Unkräutern nur etwa ein Hundert ausdauernd ist. Nun rechnete Garcke 1885 für das Gebiet von Deutschland 2492 Arten heraus, welche damals das Bürgerrecht erlangt hatten. Von diesen zählt Höck kaum 700, also etwa 28 % als Kräuter auf. Deutlich fällt die verhältnißmäßig geringe Zahl von Kräutern in unserer ursprünglichen Flora auf, dagegen der relativ große Antheil derselben an unserer Flora advena, die ja vollständig unsern Unkräutern zuzurechnen ist. Daß unser Klima ferner der Entwickelung der Einjährigen günstig ist und ihnen besonders zusagt, beweist der Umstand, daß wir in Deutschland fast 700 eingebürgerte Kräuter aufzuweisen haben, wenn auch mehr als zweihundert derselben im Norden unseres Vaterlandes noch gar kein oder nur ein ganz schwaches Bürgerrecht erworben haben, und vielleicht erst bei dem Beginn ihrer Einbürgerung angelangt sind. Heißt doch auch ein bereits von J. D. Hooker vor nahezu dreißig Jahren ausgesprochener Satz: je weiter wir uns von kultivirten Ländern, Straßen nur entfernen, desto seltener werden die einjährigen Pflanzen, bis zuletzt auf unbewohnten Inseln sowie in Gebirgsthälern annuelle Gewächse sehr selten werden, und sich auf die unmittelbare Nachbarschaft von Hütten beschränken.

Digitized by Google

Die hauptsächlichsten Vorkommmisse krautartiger Pflanzen finden wir mit Höck an solchen Oertlichkeiten, an denen die ursprüngliche Flora zerstört ist. Daher sind zunächst Felder und Gärten eine Hauptstätte für sie. Wo nur zwischen den angebauten Pflanzen ein kleiner Raum frei ist, wird derselbe von Unkräutern eingenommen. Hier sind aber einjährige Pflanzen gerade infolge ihrer kurzen Lebensdauer im Vortheil, da ausdauernde Pflanzen dort zu oft gestört werden, ehe sie zur Samenreife gelangen.

Als Schlußsatz unserer Betrachtungen möge die Wahrnehmung dienen, daß wir bei der Mehrzahl der Unkräuter eine Einwirkung des Menschen wahrzunehmen vermochten, sei es, daß er dieselben aktiv einführte oder zu ihrem Eindringen passive Gelegenheit durch Kulturboden und Herrichtung von Schuttflächen darbot. Unsere Ausführung liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit des Sophokleischen Satzes:

Vieles Gewalt'ge lebt und Nichts
ist Gewaltiger als der Mensch.

Abgeschlossen Februar 1896.

Digitized by Google

Litteratur.

Ohne eine vollständige Aufzählung derselben zu geben, will ich auf folgende hauptsächlich benutzte Schriften und Werke hinweisen:

Ascherson, Paul, Aufzählung und Beschreibung der in der Provinz Brandenburg, der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg bisher wildwachsend beobachteten und der wichtigeren kultivirten Phanerogamen und Gefäßkryptogamen. Berlin 1864.

Garcke, August, Flora von Deutschland. 15. Auflage. Berlin 1885.

Hellwig, Franz, Ueber den Ursprung unserer Ackerunkräuter und der Ruderalflora Deutschlands. Botan. Jahrbücher für Systematik, Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie. Bd. 7. 1896. S. 343—434.

Höck, F., Kräuter Norddeutschlands. Ebd. B. 21. 1895. S. 53—104.

Karsten, Hermann, Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. 2. Auflage. Gera-Untermhaus 1895.

Körnicke, Friedrich und Werner, Hugo, Handbuch des Getreidebaues. Berlin 1885.

Nobbe, Friedrich, Handbuch der Samenkunde. Berlin 1876.

Thaer, A., die landwirthschaftlichen Unkräuter. Berlin 1881.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ ist erschienen:

Ueber Litteratur, Kunst und Musik.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21 Mark.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) ℳ 1.60
Alberti, Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur und die Grenzen seiner Berechtigung. (N. F. 52) . . . 1.—
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) . . . —.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) . . . 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? [G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.] (173) . . . 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reformfrage. (99) . . . 1.—
Hagen, Ueber litterarische Fälschungen. (N. F. 60/61) . . . 1.60
v. Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. (136/137) . . . 1.60
Jansen, Deutsche Schlachtendenkmäler, wie sie sind und wie sie sein sollen. (N. F. 50/51) . . . 1.60
Kalischer, Musik und Moral. (N. F. 30/31) . . . 2.—
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) . . . 1.—
Michel, Lessing und die heutigen Schauspieler. (N. F. 34) . . . 1.40
Minckwitz, Die Entwickelung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. (203) . . . 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) . . . 1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177) . . . 1.—
Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. N. F. 88/89 . . . 1.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen“ erschienenen Hefte.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Kunst, Musik und Verwandtes.

(30 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15.— Mark.)

Adler, Die Weltstädte in der Baukunst. 2 Aufl. (51) . . . ℳ —.60
— Der Felsendom und die heilige Grabeskirche zu Jerusalem. Mit 2 Lithographien. (188) . . . 1.20
Ballhorn, Der Zeustypus und seine Ausgestaltung durch Phidias. (N. F. 136) . . . —.80
— Der Antheil der Plastik an der Entstehung d. griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias. (N. F. 174) . . . 1.—
— Die Venus von Milo. (N. F. 231) . . . —.80
Blümner, Dilettanten, Kunstliebhaber und Kenner im Alterthum. (176) . . . —.80
— Technische Probleme aus Kunst und Handwerk der Alten. (278) . . . —.75
Bruchmann, Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie. (391) . . . —.60
Bucher, Ueber ornamentale Kunst auf der Wiener Weltausstellung. (203) . . . 1.—
Dobbert, Die monumentale Darstellung d. Reformation durch Rietschel und Kaulbach. (74) . . . —.60
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205) . . . 1.—
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschnitten. (245/246) . . . 2.—

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der „Sammlung“ erschienenen Hefte.

Digitized by Google

Die
Unkräuter Deutschlands.

Von

Dr. G. Roth

in Halle a. S.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE
JUN 18 1897

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 267.

Die westöstlichen Kontraste.

Von

H. von Samson-Himmelstjerna.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung“** u. a. folgendes über das Werk: „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen“, hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen **als eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam.“

Prof. **Dr. Schwicker** widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung“** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Der Darwinismus gegen die Sozialdemokrati

Anthropologische Plaudereien

von

Otto Ammon.

112 Seiten 8°. — Preis 1 Mark.

Die Schrift, welche in kleinem Umfange große Wahrheiten und wichtige Lehr bietet, sollte Jeder lesen, der sich aus der seichten Phrase der Gegenwart zu selbständige sozialpolitischen Denken herausringen will. (Tägl. Rundschau Nr. 253.)

Eine vorzügliche Schrift. Sie bekämpft die Sozialdemokratie auf einem Gebie auf welchem sich die letztere vorzugsweise mit ihrer Wissenschaftlichkeit brüstet, und we die ganze Hohlheit der materialistischen Begründung ihrer Lehren aufs Schlagendste na (Württemberg. Volkszeitung Nr. 258.)

Die logischen Schlußfolgerungen, die mit Schärfe gezogen werden, dürften ba dazu beitragen, daß in den Kreisen der Sozialdemokratie Darwin zum alten Eisen g worfen wird, während die konservativen und kirchlichen Gegner der Darwinschen We anschauung eine andere Meinung von dieser bekommen werden; in jedem Falle dürf wir ihnen die Lektüre der vorliegenden Schrift behufs eingehender Prüfung ihres Inhal empfehlen, zumal sie sich das Ziel gesetzt hat, nachzuweisen, daß die Darwinsche Theor vollkommen im Einklang mit der sittlichen Weltordnung steht und keineswegs zu ein materialistischen Weltordnung führen müsse, vielmehr Aristokratie, Königthum u Religion durch sie ihre volle Bestätigung erfahren. (Deutscher Reichsanzeiger 30. 9. 91.)

Digitized by Google

Die westöstlichen Kontraste.

Von

H. von Samson-Himmelstjerna.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JUN 18 1897
LIBRARY.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wir wollen versuchen, unsere Aufmerksamkeit für einige Augenblicke unseren Antipoden zuzuwenden — nicht etwa den geographischen Antipoden; denn solche besitzen wir fast gar nicht, da unserem Abendlande der insellose südliche pazifische Ozean gegenüberliegt; nur das westliche Spanien darf sich rühmen, geographische Antipoden zu besitzen, nämlich die Neuseeländer. Aber nicht diese sollen uns heute beschäftigen, sondern unsere geistigen Antipoden, als welche die Chinesen gelten dürfen.

Denn was seit bald fünftehalbtausend Jahren in der chinesischen Welt beständig als normal, gleichsam als aufrechtstehend, angesehen wurde — das alles hat unser Abendland, wie weit wir auch zeitlich und räumlich seinen Umfang ausdehnen mögen —, immer und überall hat das Abendland alles auf den Kopf gestellt, was von dem östlichen Drittheil der Menschheit, von unseren geistigen Antipoden, beständig für normal gehalten wurde.

Unter den stark ausgeprägten westöstlichen Kontrasten muß vor allem — ehe noch in ihre innerste Natur eingedrungen und die Frage über die Berechtigung der sich widersprechenden Auffassungen aufgeworfen wird —, vor allem muß der Gegensatz auffallen zwischen der dortigen Gleichmäßigkeit und Beständigkeit und der hiesigen Ungleichartigkeit und Unbeständigkeit der Anschauungen.

Digitized by Google

Seit fast fünftehalbtausend Jahren hat sich hinsichtlich der herrschenden Weltanschauung in der chinesischen Kulturbereiche gar kein Wechsel vollzogen, und in stetig, auf friedlichem[1] Wege, gleichsam spontan erweitertem Umkreise, dessen Grenzen niemals sich wieder verengten, haben sich der chinesischen Lebensauffassung alle Völker angeschlossen, mit denen China in nähere Berührung trat. Nur vorübergehend haben von außen hineingetragene, mit dem seit alters herrschenden Geiste unvereinbare Anschauungen die chinesische Welt bewegt; seit Jahrtausenden sind sie zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und ihre kaum noch kenntlichen Spuren lassen sich nur noch in harmlosem Volksaberglauben entdecken.

In strengem Gegensatze zu dieser friedlichen Gleichmäßigkeit und Beständigkeit des chinesischen Wesens haben wir im Abendlande eine lange Reihe zahlreicher, unter kriegerischen Kämpfen sich einander ablösender Kulturen vor uns, angefangen von den akkadischen oder sumerischen Vorgängern der assyrischen, babylonischen, medischen und persischen, und von den ägyptischen und phönizischen, durch die griechische, römische, islamitische und maurische hindurch bis zu den heutigen, sich gegenseitig befehdenden Kulturen der östlichen und westlichen, der nördlichen und südlichen Christenheiten. Und jede von allen den verschiedenartigen abendländischen Kulturen erwächst auf den Trümmern der, in blutigen Kämpfen besiegten, vorangegangenen; und eine jede erkrankt, wie ihre Vorgängerin, und geht wie diese zu Grunde durch konsequente Durchführung ihres eigenen Lebensprinzips; eine jede hinterläßt zu ihrem Andenken eine hoffnungslose Kulturwüste — und, was schon hier kurz bemerkt werden mag, überall hat der zum Untergang führende pathologische Prozeß sozialen Charakter aufgewiesen.

Während dort, im fernen Osten, eine in ihrem Charakter sich wesentlich gleichbleibende Kultur gleichsam in horizontaler

Digitized by Google

Richtung sich still und geräuschlos, aber unwiderstehlich über immer weitere Gebiete ausbreitete, vorgelagerte Wüsteneien überschreitend durch ihre Umwandelung in lachende Gefilde, finden wir im Abendlande übereinandergeschichtete Stratifikationen von Kulturwüstentrümmern. Dieser Gegensatz ist ja wohl geeignet, theoretisches Interesse wachzurufen und zu wissenschaftlichen Betrachtungen und Untersuchungen anzuregen über den Werdegrund dieser miteinander kontrastirenden Erscheinungen des Ostens und des Westens. Aber schon bevor in solche theoretische Forschung eingetreten wird, muß ein anderer, ebenso offen zu Tage liegender Gegensatz mehr als theoretisches, er muß in hohem Grade praktisches Interesse erwecken, weil durch ihn für das Abendland unmittelbar und unabweislich die Frage des Seins oder Nichtseins angeregt wird. Dieser in praktischem Sinne hochbedeutsame Gegensatz besteht in Folgendem:

Einerseits ist es eine Jedermann gegenwärtige Thatsache, daß unser Abendland durch unverkennbare Symptome schwerer gesellschaftlicher Erkrankung geängstigt wird; Niemand zweifelt am Vorhandensein dieser Thatsache; ein Jeder trägt sich mit Heilungsprojekten; die verschiedenartigsten Panaceen werden angepriesen; rückblickend wird die Vergangenheit durchstöbert, ob nicht in ihr ein bewährtes Heilmittel sich finde; vorausschauend erschöpft sich die Phantasie in Träumen wunderbarer Genesung und dereinstiger Glückseligkeit. Dabei aber wird von der angstvollen Stimmung ein Umstand nicht genug gewürdigt, daß nämlich an allen untergegangenen Kulturen ohne Ausnahme während ihres Niederganges genau dieselben Krankheitssymptome, die uns heute ängstigen, als Vorboten des mehr oder weniger nahen, aber sicheren Todes zu Tage getreten sind — und daß dadurch die Vermuthung geweckt werden muß: die, allen abendländischen Kulturen gemeinsame Lebensauffassung bilde selbst die Krankheitsursache, und bei ihrem Fortwirken könne Genesung

Digitized by Google

ebenso wenig erwartet werden, wie z. B. Siziliens Wiederherstellung zur Kornkammer der Mittelmeerländer.

Andererseits aber wird diese Besorgniß verstärkt durch die gegensätzliche, von Manchen nicht gekannte, aber nicht minder unbezweifelbare Thatsache, daß von allen jenen bedrohlichen Symptomen gesellschaftlicher Erkrankung kein einziges jemals in der chinesischen Welt zu Tage getreten ist; und daß auch heute noch, nach mehr als sechzig Jahre währender staatlicher Mißwirthschaft, trotz bereits merklichen Verfalles der Verkehrsanstalten und der Wehrkraft des Reiches, — daß nichtsdestoweniger heute noch die chinesische Gesellschaft, bei fünftehalbtausendjährigem Alter, ihre robuste Gesundheit bewahrt hat; — daß noch bis heute, mit einem guten Kenner Chinas zu reden, trotz sechzigjähriger staatlicher Mißwirthschaft und Beamtenkorruption „die altbewährte Bauernkraft des chinesischen Volkes, allen Schwierigkeiten trotzend, ungebrochen dasteht,“[2] wodurch die Vermuthung, daß in der chinesischen Lebensauffassung selbst das, dauernde Gesundheit gewährleistende, Prinzip begründet sein möchte, erweckt und die Frage angeregt wird, ob nicht durch Anpassung an jene präservirende Lebensauffassung der kranken Gesellschaft des Abendlandes Genesung werden könnte.

Dieser Gedanke verdient um so ernstlicher ins Auge gefaßt zu werden, als langsam noch, aber unabwendbar, die gelbe Gefahr dem Abendlande näher rückt; und als bis zur äußersten Evidenz bewiesen werden kann, daß unsere Nachkommen der gewaltigen Expansionskraft Chinas nur dann — nur in dem einen Falle — werden widerstehen können, wenn sie ihm mit seinen eigenen Waffen, mit seiner gesunden Lebensauffassung, entgegentreten. Beim weiteren Verfolgen dieses Gedankens würde es sich zeigen, daß das Abendland keines seiner unveräußerlichen Güter würde aufzugeben brauchen, um sich mit der

Digitized by Google

Lebensweisheit des fernen Ostens in Einklang zu setzen, daß es vielmehr dadurch unberechenbar bereichert werden würde.

Wenn es somit eine zeitgemäße Aufgabe ist, sich mit den weströstlichen Kontrasten zu beschäftigen, so kann doch nicht entfernt daran gedacht werden, über ihren Umfang an dieser Stelle einen auch nur halbwegs erschöpfenden Ueberblick zu bringen; denn diese Kontraste machen sich auf allen Lebensgebieten ohne Ausnahme geltend. Zur Veranschaulichung der wahrhaft erstaunlichen Gegensätze mag davon heute ein einziger, derjenige des Familienlebens, herausgegriffen werden; wegen seiner hervorragenden Wichtigkeit und durch seine Anschaulichkeit ist er dazu besonders geeignet.

Wie vollständig diametral-gegensätzlich unsere abendländischen Vorstellungen den ostasiatischen gegenüberstehen, hat sich sofort gezeigt, als in die dunkelste Finsterniß unseres Mittelalters durch Marco Polo die ersten Nachrichten über das Wunderland Sina gelangten, welches wohl mit den Römern in Beziehung gestanden, auch den Arabern bekannt geblieben, in der Christenheit aber vollkommen in Vergessenheit gerathen war. Als Marco Polo, der als noch junger Mann mit seinem Vater und Oheim Venedig verlassen hatte, nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit, allein, und vollständig ein Fremdling geworden, aus China in seine Heimath zurückgekehrt war, hat Niemand den Nachrichten des fremden Mannes aus dem fernen Wunderlande Glauben schenken wollen. Was er von den grenzenlosen Reichthümern des fernen Ostens zu erzählen wußte, hätte, bei aller Unwahrscheinlichkeit, doch nicht jede Vorstellungskraft überstiegen. Aber seiner Darstellung wurde der Stempel äußerster Widersinnigkeit aufgedrückt durch die Schilderung, daß dort aufs allerengste aneinandergerückte Menschenmassen in friedlichem Glücke beieinander lebten, und das gar unter Sitten und Lebens-

Digitized by Google

anschauungen, die denen der Christenheit nicht entsprachen, also als abscheulich gelten mußten. So wurde denn auch Marco Polo mit dem Spitznamen eines „Millionenlügners“ belegt, der ihm anhaftete, bis er durch öffentliche Ausstellung der mitgebrachten Reichthümer und Kunstschätze nachwies, daß doch wenigstens ein Theil seiner Darstellungen nicht aus der Luft gegriffen sein konnte.

Heute, nach fünfhundert Jahren, ist es in mancher Beziehung noch schwieriger geworden, für zutreffende Schilderungen aus der chinesischen Welt Glauben zu finden. Die dortigen thatsächlichen Verhältnisse erscheinen unserem Abendlande noch ebenso paradox und unmöglich, wie damals, weil sie unsereinem undenkbar sind; daher kommt es, daß uns, durch eine fast undurchdringliche Schicht darüber gelagerter Mißverständnisse hindurch, die chinesischen Verhältnisse noch so schwer erkennbar wären, wie vor fünfhundert Jahren, auch wenn man sich nicht seitdem, während der letzten zwei Jahrhunderte, eifrig bemüht hätte, darüber eine zweite — und zwar eine absichtlich verzerrende — Schicht auszubreiten, durch fleißig und systematisch und mit solchem Erfolge ausgestreute Verleumdungen, daß der Altmeister Georg von der Gabelentz hat sagen dürfen: „unter allen Kulturländern der Welt sei China das bestverleumdete“.[8] Auf die Natur und Herkunft jener Mißverständnisse und Verleumdungen und auf die nähere Kennzeichnung der noch viel zu wenig erfaßten „gelben Gefahr“ wird am Schlusse dieser Darstellungen zurückgekommen werden; aber schon hier ist zu betonen, wie es im Interesse unserer Selbsterhaltung von hervorragend praktischer Wichtigkeit ist, daß die Mißverständnisse zurechtgestellt und die Verleumdungen aufgedeckt werden, damit im Abendlande wirklich zutreffende Kenntniß von chinesischen Dingen nicht auf den kleinen Kreis von Fachleuten beschränkt bleibe, sondern in den breiten Schichten des Volkes zum Gemeingute werde.

Digitized by Google

Denn es ist, wie gesagt, unabwendbar, daß in nicht allzu ferner Zukunft das Abendland — sagen wir, daß unsere Enkel einen harten Daseinskampf mit dem fernen Osten werden zu bestehen haben; und um ihn einigermaßen siegreich zu bestehen, dazu bildet die genaue Kenntniß des Gegners, den man nicht verachten darf, dem man vielleicht manches abzulernen haben wird, die allererste und unerläßlichste Vorbedingung. Wirklich zutreffende Kenntniß chinesischer Dinge ist somit fürs Abendland eine ernste Sache der Selbsterhaltung.

Unter den erstaunlichen Erscheinungen, die uns in China begegnen, sind in erster Reihe diejenigen zu erwähnen, welche sich auf die dortigen Familienverhältnisse beziehen. Sie erscheinen uns nur darum so erstaunlich, weil der Satz: die Familie bilde das wichtigste Element, gleichsam die Urzelle von Gesellschaft und Staat, sich im Abendlande nur noch als graue Theorie in Handbüchern[4] und Kompendien erhalten hat, während er in China thatsächlich das A und das O der ganzen Lebensweisheit bildet. Denn mehr als in irgend einem anderen Kulturlande steht in China die Familie im Mittelpunkte des ganzen gesellschaftlichen, staatlichen und geistigen Lebens; von den Normen, welche das Familienleben regeln, leiten sich nach chinesischer Anschauung die Normen der Sittlichkeit überhaupt ab und demgemäß auch die Normen des Staatslebens; die Zwecke, denen die Familie zu dienen hat, sind für den Chinesen identisch mit den Zielen, denen die Menschheit überhaupt zustreben soll; und wo immer unter den praktisch-nüchternen Chinesen sich Jemand der harmlosen Beschäftigung hingegeben hat, aus dem Geiste der Nation hervor ein Bild des Weltganzen zu konstruiren, da sind auch an solchen Abstraktionen sozusagen familienhafte Züge unverkennbar.

Im ältesten Alterthume Chinas ist die Verfassung der Familie dieselbe gewesen, der wir auch in den ältesten Tra-

Digitized by Google

ditionen der Völker des Abendlandes begegnen, charakterisirt durch die unbeschränkte Machtbefugniß des Familienhauptes über das Leben und Thun aller Glieder der engeren oder weiteren Gemeinschaft und über ihren Besitz. Im Laufe der Zeiten ist man von diesem gemeinsamen Ausgangspunkte hier und dort zu gar Abweichendem gelangt. Wo im Abendlande die Entwickelung am weitesten fortgeschritten ist, sind von den Familienbanden bestenfalls nur noch Rudimente übrig geblieben; schon vor vierzig Jahren gab es in Frankreich, z. B. in Flandern, in der Picardie und im Süden der Normandie, weite Bezirke, wo die Familie fast verschwunden war, fast nur noch als Seltenheit vorkam. Auch darf im Abendlande die Familie gleichsam unbemerkt verschwinden; weder vom Staate, noch vom Individuum wird eine Lücke schmerzlich empfunden. Der Staatsbürger hat sein Domizil und damit den Mittelpunkt seiner Pflichten und Rechte in der Gemeinde; bin ich auf dem Standesamte notirt, so bin ich meiner Bürgerrechte sicher, ob ich auch sonst verwandtschaftlich isolirt dastehe. Verwandtschaftliche Beziehungen kommen nur noch in Erbschaftsfragen ernstlich in Betracht, und das Institut der Ehe hat im Staate, oft auch in der Gesellschaft, kaum andere als vermögensrechtliche Bedeutung. Die Ehelosigkeit hat begonnen, der normale Zustand zu werden. Der Last der Kindererziehung entledigt sich schon heute das Haus in immer weiterem, in Frankreich recht vorgeschrittenem Maße, so daß hier die Normalfrau Lina Morgensterns durch nichts mehr in Bethätigung ihrer Menschenrechte gehindert wird. In Bebels Zukunftsstaate, wo das Erbrecht abgeschafft und die Kindererziehung vom Staate übernommen sein wird, — da wird die Familie selbstverständlich ganz in Fortfall gekommen sein. Ob damit aber zugleich die Frauenfrage weniger brennend geworden sein wird, oder ob in jener glücklichen Zukunft, der wir mit Macht zusteuern, diese schreckliche Frage ohne Beeinträchtigung

Digitized by Google

der Kindererziehung ganz von der Tagesordnung verschwunden sein wird, entzieht sich wohl noch der Beurtheilung.

In China dagegen hat seit bald fünftehalbtausend Jahren die Familie sowohl ihr festes Gefüge, als auch ihre staatliche Bedeutung behalten, nur daß die patria potestas auf den Familienrath übergegangen ist, in welcher unter dem Vorsitze des Vaters, oder in seiner Abwesenheit der Mutter, die verheiratheten männlichen Mitglieder beschließende, die unverheiratheten volljährigen männlichen Mitglieder aber berathende Stimme ausüben.[5] Nur als Glied einer Familie kann Jemand in China sein Bürgerrecht ausüben; denn die Familie allein fungirt als Standesamt.[6] Die Familien Chinas sind thatsächlich die Urzellen und zugleich die einzigen Organe, aus denen sein festgefügter Gesellschafts- und Staatskörper sich zusammensetzt insofern, als in China Gemeinde, Bezirk und Provinz durchaus andere Bedeutung haben als in Europa. In China trägt die Gemeinde fast ausschließlich den Charakter eines Privatvereins zum Zwecke der Selbstverwaltung. Der Bezirk und die Provinz sind ausschließlich staatliche Administrationsgebiete ohne aus der Gesellschaft hervorgegangene staatlich berechtigte Körperschaften, nur daß jede Provinz ihrer besonderen Rechtsgewohnheiten sich erfreut. Und hinsichtlich ihrer bürgerlichen Rechte und Pflichten sind alle Familien des unermeßlichen Reiches untereinander gleichwerthig, nur daß die wenigen Staatsbeamten, mit Einschluß des Kaisers, Befreiung von den außerordentlich geringfügigen Steuern genießen;[7] und daß den Familien des Kaisers, der wenigen fürstlichen Familien aus kaiserlichem Geblüte und den zahlreicheren Nachkommen des Kong-fu-tse die Ehrenrechte gewisser äußerlicher Abzeichen, des Vortrittes u. s. w. zukommen. Somit findet sich in dem streng despotisch konstituirten chinesischen Reiche fast unbedingte demokratische Gleichheit verwirklicht, sowie außerordentlich weitgehende Selbstverwaltung.

Digitized by Google

Während im Abendlande, in gewissen Gebirgsthälern und Dörfern und in gewissen Adelsfamilien häufig vorkommende Inzucht ihre nachtheiligen Folgen ausgeübt, ja nicht selten ganze Familiensippen zum Aussterben gebracht hat, ist in China die Verwandtschaftsheirath durchaus unmöglich gemacht durch das streng innegehaltene Verbot der Verheirathung zweier Personen aus demselben Stamme und mit demselben Familiennamen.[8] Da es aber in China nur hundert Familiennamen giebt, so erwächst daraus unter Umständen nicht geringe Schwierigkeit für den pflichtgetreuen Familienvater, der für die rechtzeitige Verheirathung seiner Kinder zu sorgen hat. Da nun aber einerseits die bezüglichen, der Verlobung vorangehenden, durch einen Heirathsvermittler geführten Verhandlungen[9] sehr zeitraubende zu sein pflegen, nicht selten hier abgebrochen werden, um dort angeknüpft zu werden,[10] und da andererseits es einer groben, vom Familienvater verschuldeten Unsittlichkeit, ja fast einem Verbrechen gleichgeachtet werden würde, wenn sein Sohn bei fünfundzwanzig Jahren noch unverheirathet wäre,[11] so werden die Verlobungsverhandlungen schon sehr frühzeitig begonnen, so daß oft, wenn nicht gar zumeist, die Verlobung schon im Kindesalter stattfindet — ein durch Austausch gewisser Formalitäten von den Familienvätern vollzogener Akt, der ebenso verbindlich ist, wie die Eheschließung selbst, insofern als die Braut, was die Sicherung ihrer Existenz betrifft, bereits der Familie des Bräutigams hinzugerechnet wird.

Dabei ist es selbstverständlich, daß es sich um das Einverständniß oder um die Zustimmung der zu Verlobenden ganz und gar nicht handelt; mehr noch, es wäre unschicklich, wenn Braut und Bräutigam vor der Verheirathung miteinander Umgang hätten; ja, in der Regel erblickt der junge Mann seine Gattin zum ersten Male, wenn sie nach vollzogener Eheschließungsceremonie den Schleier fallen läßt. Das hat insofern seinen praktischen guten Grund, weil anderenfalls die Bemühungen

Digitized by Google

der Eltern um die Verlobung ihrer Kinder durch diese vereitelt werden könnten.[12]

Unseren jungen Leuten mag es gar zu prosaisch erscheinen, so geschäftsmäßig zur Ehe zu schreiten und dazu noch die Katz' im Sack zu kaufen. Wo bleibt da all' das Sehnen von Herzen zu Herzen, all' das Träumen von der blauen Blume im Waldesdunkel und die ganze Kurmacherei! Auch unsere jungen Fräulein würden für nichts in der Welt dem Sport des Kokettirens und Flirtens entsagen und dem Hangen und Bangen in schwebender Pein. Indessen lehrt unsere Erfahrung, daß alle diese Seligkeiten, diese im Himmel geschlossenen Ehen, nur allzu oft zu arger Enttäuschung führen, wenn nicht gar zur Vergiftung des ganzen Lebens; während im Reiche der Mitte eine fünftehalbtausendjährige Erfahrung darüber belehrt, daß mit reifer Lebenserfahrung und mit nüchterner Ueberlegung zusammengebrachte Ehen nur höchst selten unglückliche sind und daß die Einsicht der beiderseitigen Papas und Mamas am besten weiß, was dem Glücke ihrer Kinder frommt.[13] Uebrigens sind aus Neigung geschlossene Ehen durch diese Sitte nicht gänzlich ausgeschlossen. Gelegentlich durchbricht die Natur die Schranken des steifleinenen Herkommens. Der List des Verliebten kann es ja nicht mißlingen, dem Heirathsvermittler passende Winke zukommen zu lassen. Schon im grauesten Alterthume Chinas hat auch dort Gott Amor sein Wesen getrieben, wie es durch manchen Gesang im kanonischen Liederbuche und durch manchen neueren Roman bezeugt wird.[14]

Wie dem auch sei, so sind doch die Jungfrauen Chinas einer gar nicht hoch genug anzuschlagenden Entschädigung sicher: sie sind sicher, „unter die Haube zu kommen"; weder giebt es in China „alte Jungfern", noch giebt es dort eine Frauenfrage.[15] Um so werthvoller ist die Entschädigung, als sie mit der nicht geringen Wahrscheinlichkeit verbunden ist, daß die Frau im

Digitized by Google

Hauswesen „die Hosen anhaben werde". Denn es soll in China nicht zu den Seltenheiten gehören, daß die Frau einen mehr oder weniger leichten Pantoffel schwingt;[16] jedenfalls ist meistentheils sie es, die den Kassenschlüssel führt. Hat der Mann morgens das Haus zu verlassen, so verabfolgt ihm die Frau für den Tag das angemessene Taschengeld.[17]

Ob bei den jungen Männern des Abendlandes durch die größere Wahrscheinlichkeit, eine gute Ehe zu schließen, die Heirathslust vermehrt und ob dadurch die Zahl der freiwilligen Hagestolze vermindert werden würde, mag dahingestellt bleiben. Schwerlich aber würde die Männerwelt des Abendlandes ernstlich protestiren gegen Einführung des chinesischen Gesetzes, nach welchem die weiblichen Glieder der Familie vom Erbrechte ausgeschlossen werden, damit den jungen Leuten die Möglichkeit, einen eigenen Hausstand zu gründen, nicht beeinträchtigt werde. Die junge Frau bringt in die Ehe nichts mehr mit, als eine geringe, den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern entsprechende Aussteuer, bestehend aus einigem Hausrathe, welcher ihr auch nach dem Tode des Mannes als freies Eigenthum verbleibt.[18] Die Witwe, sowie auch die hinterbliebene Braut eines Verstorbenen zählt als Tochter zur Familie des Gatten oder Bräutigams. In letzterem Falle sorgt das Familienhaupt für die Verehelichung der gewesenen Braut;[19] im ersteren Falle wird eine Wiederverehelichung nicht ohne Zustimmung des Familienhauptes eingegangen. Ein Witwer dagegen ist ganz frei, nach eigener Wahl und Neigung zu heirathen. Scheidungen werden vom Gesetze nicht leicht gestattet, nur unter gewissen, genau vorgesehenen Umständen; die Sitte bringt es mit sich, daß sie sehr selten vorkommen.[20]

Jedenfalls wäre das weibliche Individuum durch seine unter allen Umständen stattfindende „Versorgung" reichlich entschädigt für seine Ausschließung vom Erbrechte, selbst wenn es

Digitized by Google

nicht noch anderer Vortheile theilhaft würde, welche den abendländischen Schwestern entgehen.

Ist eine alleinstehende Familie durch einen Unglücksfall gänzlich verarmt und um die Möglichkeit gebracht, ihre zahlreiche Kinderschar aufzuziehen, so kann sie sich damit helfen, daß sie die kleinen Töchter an reiche Familien „verkauft" — wie man das Uebereinkommen hämisch bezeichnet hat —, welche dadurch die Verpflichtung übernehmen, die jungen Dinger gleich Verwandten zu erziehen, seinerzeit mit einer Aussteuer zu versehen und zu verheirathen, freilich gegen die Berechtigung, bis zum Eintritt des heirathsfähigen Alters die Arbeitskraft der Aufzöglinge im Hause zu benutzen.[21] Ist ein junges unverheirathetes Mädchen durch irgend welche Wechselfälle in die seltene Lage gerathen, allein und hülflos dazustehen, so geht es keiner schlimmen Zukunft entgegen, indem es sich in einem wohlhabenden Hause als Magd verdingt; denn die Landessitte bringt es mit sich, einer Magd nicht anders zu begegnen, als einer Verwandten und den Töchtern des Hauses.[22] Nach europäischen Begriffen ist das ein Ding der Unmöglichkeit, die Magd den gnädigen Fräuleins gleichzustellen! Die Sache ist, daß es nach den Beobachtungen europäischer Augenzeugen in China gnädige Fräuleins, die ihren Tag mit Nichtsthun oder ähnlichem verbringen, überhaupt gar nicht giebt; vielmehr wird dort selbst in reichen Häusern streng darauf gesehen, daß die Töchter mit häuslichen Verrichtungen vollauf beschäftigt seien.[23]

Dadurch wird es aber nicht ausgeschlossen, daß chinesische Damen sich auch der Kunst und Wissenschaft und praktischen Berufen hingeben. Jederzeit hat es in China Malerinnen und Dichterinnen gegeben, deren Ruf über das ganze unermeßliche Reich verbreitet war.[24] Moralphilosophische Schriften von bleibendem Werthe sind von chinesischen Frauen verfaßt worden.[25] Ein Theil des berühmten, die Geschichte der großen Han-Dynastie

Digitized by Google

behandelnden Werkes ist von einer Frau, der gefeierten „Dame Tsao", geschrieben worden, nachdem es von ihrem verstorbenen Bruder, dem Historiographen Pan-ku, unvollendet hinterlassen worden war.[26] Ja, nicht selten sind Frauen sogar Mitglieder der Han-lin-Akademie gewesen, der vornehmsten gelehrten Körperschaft Chinas, welche, als wichtigster Theil der Gesetzgebung, gewissermaßen die Funktion einer Volksvertretung ausübt.[27] Alle solche Erscheinungen können in China weder ganz selten, noch auffällig sein, denn ihnen folgt keineswegs, wie einem Blaustrumpfe oder den précieuses ridicules, der Fluch der Lächerlichkeit nach.

Weibliche Aerzte sind in China seit Alters ebenso gewöhnliche wie beliebte Erscheinungen;[28] wie weit sie sich in Europa Bahn brechen werden, steht noch dahin. Schwerlich aber wird es in Europa jemals gut besoldete weibliche Polizisten geben, wie sie in China recht häufig vorkommen. Es sind das Witwen reiferen Alters, die mit Genehmigung der Familie des verstorbenen Gemahls diesem Berufe sich widmeten.[29]

Ein anderes geachtetes Frauengewerbe Chinas ist nicht nur ohne Analogie in Europa, sondern es ist gänzlich undenkbar, daß es in Europa sich einbürgern könnte, aus dem einfachen Grunde, weil in Europa die Stellung der Frau nicht so gesichert und unbedingt geachtet ist wie in China. Ein vorzüglicher Kenner Chinas — und dazu ein Franzose — sagt: „Der Frau wird in China nicht geschmeichelt wie in Frankreich; ein romantischer Frauenkult, wie er in Europa aus mittelalterlichen Vorstellungen sich herleitet, wird in China freilich nicht getrieben, aber mit unvergleichlich mehr wirklicher Achtung als in Europa wird der Frau in China begegnet. Es ist gänzlich wider den Brauch, zu einer Frau in so grobem Tone zu reden, wie man es im Abendlande nicht selten erlebt u. s. w."[30] Das in China weit verbreitete, in Europa unmögliche, Gewerbe wird betrieben

Digitized by Google

von feingebildeten Damen, die man Virtuosinnen der heiteren Lebenskunst nennen könnte; durch ihre gesellschaftlichen Talente: geistreiche und witzige Unterhaltung, Musikvorträge u. s. w., verschönern sie die Mußestunden reicher und vornehmer Männer, welche sie in ihren „Salons" zu bestellten Gastmählern empfangen, oder aber sie beleben und zieren häusliche Familienfeste, zu denen sie, etwa wie im Abendlande dramatische Künstler, eingeladen werden. Daß sie zu letzteren, zu den Familienkreisen, hinzugezogen werden und an ihnen wie die Verwandten des Hauses theilnehmen, beweist, daß auf diesem Gewerbe der „Musikdamen" durchaus kein Makel ruht.[31]

Schon das Vorstehende könnte genügen zur vergleichenden Beurtheilung der Stellung, welche der Frau in China und in unserem Abendlande gewährt ist. Hier, bei uns, ist ihre Freiheit insofern eine größere, als sie nicht auf die Enge des Hauses beschränkt ist, freien Umgang mit der Männerwelt pflegen und ihrer Eitelkeit fröhnen darf auf Badereisen, im Konzertsaale und Schauspielhause und im Vereinslokale, was alles der chinesischen Schwester durch die Sitte versagt ist. Dagegen erfreut sich die Frau in China in der Gesellschaft einer würdigeren und hinsichtlich der Existenzfrage einer außerordentlich viel gesicherteren Stellung.[32] Die für die Frauen Europas erst neuerdings angestrebte Möglichkeit, auch auf den Gebieten geistigen Wirkens und Schaffens zur Geltung zu gelangen, hat den Frauen Chinas schon seit Jahrtausenden offen gestanden. Damit aber sind hinsichtlich der Stellung der Frau die antipodischen Gegensätze noch nicht erschöpft. Auch der „gleichen Menschenrechte", um deren Erlangung für die Frau im Abendlande noch gekämpft wird, erfreut sich die Frau in China schon längst in weitem Umfange.

Im Abendlande gelangt das Weib, sei es auch Mutter und Großmutter geworden, nie zur vollständigen Großjährigkeit; es bleibt zeitlebens in vielen Beziehungen minorenn. Keinerlei

Digitized by Google

Rechtsgeschäft kann eine Frau im Abendlande selbständig abschließen; immer bedarf sie dazu einer männlichen Assistenz, sei es ihres Vormundes oder Gemahls, oder eines erwählten Rathsfreundes. Die chinesische Frau dagegen ist in ihrer Dispositionsfähigkeit ebenso frei wie der Mann. Die wichtigsten und umfangreichsten Geschäfte kann sie mit voller Rechtskraft abschließen, ohne dazu im mindesten einer männlichen Assistenz zu bedürfen.[33] Daher auch geschieht es sehr häufig, daß Staatsbeamte, deren Zeit mit einer in Europa unfaßbaren Ausschließlichkeit von den dienstlichen Obliegenheiten in Anspruch genommen wird, die Verwaltung ihres Vermögens und ihrer „Ersparnisse“ ganz den Händen ihrer Gattinnen anvertrauen, welche sich dann auch durch passende und gewinnbringende Anlage der Kapitalien in Pfandhäusern, Ladengeschäften, Restaurants u. s. w. als treffliche Vermögensverwalter bewähren.[34]

Endlich ist noch zu erwähnen, daß in China die Mutter wohlerzogener Kinder nicht auf die Freuden und Genugthuungen beschränkt ist, welche von ihnen auch einer abendländischen Mutter bereitet werden; sehr viel höherer Lohn wird oft den Muttersorgen in China zu theil. Den Anschauungen unserer geistigen Antipoden gemäß gehen die Auszeichnungen und Vorrechte eines verdienten Mannes nicht, wie im Abendlande auf seine, vielleicht ganz nichtsnutzigen, jedenfalls aber daran ganz unbetheiligten Kinder über; nicht erben z. B. in China die Kinder den Adelsrang, welcher dem Vater verliehen wurde, sondern, im Gegentheile, der Auszeichnungen und Vorrechte des Sohnes werden seine Eltern theilhaft, welche ihn erzogen und zu dem Manne gemacht haben, der er geworden ist.[35] So geschieht es z. B. sozusagen täglich, daß eine einfache Bauersfrau, deren Sohn als Erster aus dem Han-lin-Examen hervorging, mit einem Schlage Vicekönigsrang erhielt und Schwiegersohn des Kaisers wurde, daß sie plötzlich zur Frau Wirklichen Geheimrath erster Klasse

Digitized by Google

mit dem Prädikat Excellenz erhoben und dadurch vornehmer wird, als der Generalgouverneur der Provinz; und da mit solchen Ehrenvorrechten auch manche materielle Vortheile verbunden zu sein pflegen, so ist aus dem Erziehungsgeschäfte nicht nur die Herzensbefriedigung einer glücklichen Mutter, sondern außerdem noch ganz beträchtlicher „Nutzen“ erwachsen. Und dabei soll man nicht glauben, daß eine zur Frau Geheimrath Excellenz erhobene Bauersfrau die lächerliche Figur einer abendländischen, zur Wirklichen Geheimen Kommerzienräthin gewordenen Krämerin spiele; da in China die Umgangsformen aller Gesellschaftsschichten sich dermaßen gleichen, daß in dieser Beziehung ein Bauer von einem Großwürdenträger nicht zu unterscheiden ist, so ist die geadelte Mutter keineswegs der Gefahr, daß man sie nicht für ebenbürtig ansehen werde, ausgesetzt.

Dieser Abschweifung über die Stellung der Frau in China, wozu noch eine Ergänzung über die „Nebenfrauen“ gebracht werden wird, ist so viel Raum gegönnt worden, weil unter den sozialen Schäden des Abendlandes die „Frauenfrage“ vielleicht die meiste Beachtung verdient. Viel ernster, als sie sich in den Deklamationen der begeisterten Prophetinnen der Frauenemanzipation und in den wüsten Ausbrüchen der Sozialdemokratie darstellt, ist sie so eng verflochten mit dem ganzen moralischen Habitus der abendländischen Gesellschaft, daß an ihre selbständige Lösung gar nicht gedacht werden kann. Es sollte hier die Gelegenheit, an dieses bedrohliche Symptom unserer gesellschaftlichen Zustände zu erinnern, nicht unbenutzt gelassen werden. „Unsere maßgebenden Kreise werden sich nicht länger der Erkenntniß verschließen können, daß die Frauenarbeit in ihrer jetzigen Gestalt Raubbau an der Lebenskraft der Gesamtheit ist. Denn im Weib erhält sich die Rasse; des Weibes Körper und Geist bewahrt am treuesten den Typus eines Volksstammes,

Digitized by Google

und im Weibe von heute sieht man nicht nur die Sünden der Vergangenheit gerächt; in ihm spiegelt sich auch die Zukunft des Volkes . . ."[36]

Hinsichtlich der Verfassung der chinesischen Familie, zu der wir nun zurückkehren, ist noch, im Anschlusse an das Vorangegangene, eines anderen grellen Kontrastes zu erwähnen, welcher unser Abendland von seinen geistigen Antipoden scharf unterscheidet. Die Erwägungen, welche einer Verlobung zu Grunde gelegen haben, und das Verhältniß zwischen Ehemann und Gattin, alles das erhält im Abendlande und in China wesentlich verschiedene Färbung und Richtung durch den Umstand, daß in China, zufolge der Ausschließung der weiblichen Familienglieder vom Erbrechte, es „Geldheirathen" nie gegeben hat und nicht geben kann.[37] Ueber die kaum absehbare Tragweite dieses Umstandes und über die tief einschneidende Wirkung, die es nicht nur auf die Familienverhältnisse, sondern auch auf das ganze Gefüge der Gesellschaft ausüben muß, ließen sich ganze Bücher schreiben. Hier mag nur auf den veredelnden, bezw. verderblichen Einfluß hingewiesen werden, welchen die eine oder die andere Gesetzgebung auf das weibliche Gemüth nothwendig ausüben muß. Ein hochgebildeter, mit den abendländischen Verhältnissen wohlbekannter Chinese sagt darüber: „In China sei eine Beziehung zwischen den Begriffen ‚Weib' und ‚Geld' ganz undenkbar. In der Geldheirath liege die fürchterlichste Beleidigung, die man einem Weibe zufügen könnte. Aber die abendländischen Frauen empfänden den Schimpf gar nicht; indem sie sich ankaufen ließen, besäßen sie oft sogar den Muth, sich zu verkaufen."[38]

Auch in Hinsicht auf die Kindererzeugung und Kindererziehung stehen sich die abendländische und die chinesische Familie sozusagen in diametralem Gegensatze gegenüber; der Abstand zwischen beiden wird täglich größer. Das Zweikindersystem ist

Digitized by Google

längst nicht mehr eine Spezialität Frankreichs; auch in gewissen Gesellschaftsschichten anderer Gebiete des Abendlandes ist es zur Regel geworden; Kinderreichthum gilt hier als etwas Plebejisches; und auch von den niederen Volksklassen wird, bei der zunehmenden Knappheit der Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, das vormals ernsthaft gemeinte Wort „Kindersegen" kaum mehr anders als in bitter ironischem Sinne gebraucht. Die verschiedenen Systeme der Zeugungsverhinderung, welche in Frankreich schon vor Decennien sehr allgemein in Gebrauch waren, im übrigen Abendlande erst von den oberen Gesellschaftskreisen angewendet werden, haben schon vom „Gebärstrike" reden lassen. Daß die Tendenz, sich von den Unbequemlichkeiten der häuslichen Kindererziehung zu befreien, eine immer allgemeinere wird, ist schon erwähnt worden. Zu betonen ist hier noch, daß die häusliche Kindererziehung, wo im Abendlande davon noch ernstlich geredet werden kann, kaum jemals nach bewußten Prinzipien ausgeübt wird. Zumeist findet man entweder in Verzärtelung des Körpers und des Geistes sich äußernde Affenliebe, oder jenes bequeme „in Freiheit Dressiren", welches die Entwickelung allen Zufälligkeiten anheimgiebt und häufig Zügellosigkeit erzeugt; wo es hochkommt, wird für Gesundheit des Körpers und der Seele gesorgt. Zu den allergrößten Seltenheiten mag es gehören, daß schon in zartem, bildungsfähigem Alter in planmäßiger Weise Charakterausbildung angestrebt wird.

Von alledem findet sich in China das strikte Gegentheil. In allen Gesellschaftskreisen, in den vornehmsten wie in den niedrigsten, ist die Familie durch Kinderreichthum erfreut und geehrt. Die Kindererziehung ist hier ganz ausschließlich eine häusliche. Es giebt hier überhaupt keinerlei Pensionate. Dank einer durch Jahrhunderte und Jahrtausende fest eingeprägten und durch ein streng eingehaltenes Ceremoniell geschützten Sitte befolgt die Kindererziehung überall, bei Hoch und bei Niedrig,

Digitized by Google

dieselben erprobten Prinzipien, deren oberste Pietät und Selbständigkeit lauten. Von frühester Jugend an wird Pietät zur zweiten Natur gemacht: freudigen Gehorsam und liebevolle Ehrfurcht Vater und Mutter und älteren Brüdern zu erzeigen, bejahrteren Personen mit Achtung zu begegnen, auch dem Zugthiere, dem Gefährten bei der Arbeit, die Pflege und dem Acker die Sorgfalt zu widmen, welche sie beanspruchen dürfen und ohne welche sie ihre Hülfe nicht gewähren und ihre Gaben nicht darbringen können. Aber Achtung wird auch dem Kinde selbst von früher Jugend an erwiesen, und darin liegt das Mittel, jene Selbständigkeit zu erzielen, welche schon bei den jugendfrohen Kindern der Chinesen zu finden, den Europäer staunen macht. Es wäre ein Mangel an Achtung, die man dem Kinde schuldet, wenn man es in irgend einer Weise täuschte; wenn man ihm die Phantasie mit Dingen anfüllte, an deren Wirklichkeit man selbst nicht glaubt. Ein Mangel an Achtung wäre es, wenn man dem Kinde die Wahrheit verhüllte, die es schon zu erfassen vermag. Die Chinesen haben nicht gemeint, daß die Unschuld am wirksamsten durch paradiesische Unwissenheit bewahrt und geschützt werde. Und ein Mangel an Achtung wäre es, wenn man des Kindes Thun jedesmal durch Vorschrift und Befehl lenkte, wann es schon im stande ist, sein Handeln nach eigener Ueberlegung zu regeln. Mit Absicht wird bei den Kindern die Aeußerung der Selbständigkeit befördert. Ist erst Selbständigkeit erlangt, so folgen daraus — nach Meinung der Chinesen — ganz von selbst Menschlichkeit und Gerechtigkeit, Beobachtung des Herkommens und der vorgeschriebenen Riten, Geradheit und Aufrichtigkeit.[39] Welche Wichtigkeit in China der Kindererziehung beigelegt wird, ist aus einer landläufigen Maxime ersichtlich: „Der Mensch ist zu allem Bösen geneigt; strebt nach seinem eigenen Vortheil; ist zu Neid und Haß geneigt, ergiebt sich der Weichlichkeit und Wollust. Wenn man aber einen

Digitized by Google

krummen Baum zurechtbiegt und richtet, so wird er gerade; und wenn man ein stumpfes Werkzeug am Wetzstein schleift, so wird es scharf. Die Menschen bessern sich unter dem Einfluß der Erziehung und der Gesetze."[40]

Welche Bewandtniß aber hat es, nach chinesischer Meinung, mit der „Menschlichkeit", welche durch die Erziehung eingeprägt werden soll? Ist damit etwas gemeint, wie die wortreiche und unklare, nie weniger als Millionen umschlingende „Humanität", welche das vorige Jahrhundert erfand und auf das unsrige übertrug? oder ist es der heutige Nachklang davon, die tiefsinnig verschwommene, zum Umsturz gravitirende Empfindsamkeit der „ethischen Bewegung"? Oder ist es der Inbegriff der „Menschenrechte", des „menschenwürdigen Daseins" und aller der übrigen leeren Schlagworte, die dort im Munde geführt werden, wo man nur des Einen sich klar bewußt ist: daß man nichts über sich dulden mag und am liebsten alles Bestehende zerträte? — Keiner von diesen oder einer ähnlichen abendländischen Regung ist der Chinese zugänglich; er ist zu nüchtern, und (in sozusagen liberaler Wahrung seiner Selbständigkeit) zu konservativ für dergleichen. Worin nach seiner Auffassung die „Menschlichkeit" bestehen soll, geht aus zwei typischen Zügen seines Familienlebens deutlich hervor —: aus gewissen Handlungen des Ahnendienstes einerseits und der Beerdigungsfeierlichkeiten andererseits.

Bei Gelegenheit der allmonatlich zwei- oder doch mindestens einmal begangenen Festlichkeiten des Ahnendienstes wird zuerst das, dem katholischen Meßopfer sehr ähnliche Rituale vollzogen, bei welchem u. a. der Hausvater, nun im Namen des verehrten Vorfahrs redend, den Anwesenden die seinem Andenken gewidmeten Opfergaben zurückreicht: sie mögen sich ihrer erfreuen und dabei des Alterthums gedenken, dem sie alles verdanken. Nach Einnahme des gemeinsamen Erinne-

Digitized by Google

rungsmahles, bevor der Familienrath sich als Standesamt, als Versorgungsanstalt für kranke und hülfsbedürftige Verwandte und als Justizbehörde konstituirt, wird aus dem, oft auf Jahrhunderte zurückreichenden Familienarchive die Lebensgeschichte eines der Vorfahren verlesen, mit daran geknüpften belehrenden und ermahnenden Nutzanwendungen. Das nächste Mal wird ein anderer der Voreltern zum Gegenstande der Mittheilungen und Betrachtungen gemacht, und so fort, bis der Cyklus des Archivs erschöpft ist, worauf der Turnus von neuem beginnt.[41] Daher kommt es, daß jeder Chinese die Geschichte seiner Familie, die er oft bis in frühe Vorzeit zurück zu verfolgen vermag, sozusagen auswendig kennt; — daß in ihm das früh geweckte dankbare Bewußtsein seines Zusammenhanges mit dem Alterthume stets wach erhalten wird; und daß ihm unter den Aufgaben des Lebens die lebendige Erhaltung der Ueberlieferungen des Alterthums als heiligste obenan steht.

Die andere Bedeutung aber des Lebens: einer glücklichen Zukunft die Wege zu bereiten, für die späteren Geschlechter Vorsorge zu treffen, — diese Bedeutung des Daseins wird täglich als eine selbstverständliche anerkannt in der üblichen Bezeichnung der Kindheit als des „zukünftigen Alterthums" —: unsere Aufgabe sei es, dahin zu wirken, daß in ferner Zukunft auch unserer Kinder und Enkel als verdienter Vorfahren dankbar gedacht werden möge; — und diese Bedeutung des Lebens wird bei der Beerdigung des Hausvaters besonders feierlich in Erinnerung gebracht. Hier wird der Abgeschiedene als gegenwärtig vorgestellt in der Person seines jüngsten Enkels, der ihn repräsentirt: an das Kind, an den Vertreter zugleich des vergangenen und des „zukünftigen Alterthums" wendet sich die an den Verstorbenen gerichtete Anrede: „ . . . Du bist zur Seligkeit eingegangen, und wir, deine Verwandten, hoffen dich nachträglich zu ehren, indem wir selber

Digitized by Google

mit Hülfe deines günstigen Einflusses auf Erden segensreich gedeihen."[42] — So wird der Ausdruck des Dankes zugleich zum Bekenntniß der Pflicht. —

Demnach bezeichnet, nach chinesischer Auffassung, der Begriff „Menschlichkeit" sowohl einerseits die Aussage: daß die „Bestimmung" der Menschheit darin bestehe, eine zu friedlichem Dasein festgefügte solidarische Einheit nach dem Vorbilde der Familie zu bilden, — als auch andererseits die Anerkennung der sittlichen Aufgabe eines Jeden, durch Uebertragen des vergangenen Alterthums auf das zukünftige mitzuarbeiten an der Erfüllung der „Bestimmung", d. h. an Erhaltung, Festigung und Vervollständigung dieser solidarischen Einheitlichkeit. —

Wir können nun, am Schlusse der Gegenüberstellung der Kontraste, welche uns die abendländische und die chinesische Familie darbieten, angelangt, noch schließlich die Frage aufwerfen, was bei uns und was bei unseren geistigen Antipoden mit der Gründung eines Hausstandes, einer Familie, bezweckt wird? und auch hierauf muß die Antwort sehr anders für hier und für dort lauten.

In der Christenheit wird eine Verpflichtung zur Eingehung der Ehe nicht anerkannt; es wird vielmehr gelehrt, daß der ledige Stand geeigneter sei der Lebensaufgabe: d. h. der Vorbereitung für das Jenseit, zu dienen. Das Eheleben wird Denen, welche aus wirthschaftlichen Grüuden oder aus persönlichem Bedürfnisse das Alleinsein nicht zu ertragen vermögen, als ein Nothbehelf gestattet, und auch nur dann, wenn die Kirche durch Spendung ihres Segens es entsündigt und geheiligt hat. — Die Ehelosigkeit trifft daher kein Makel — im Gegentheile: für die Eheschließung bedarf es einer entschuldigenden Erklärung.[43] Im Einklange damit läßt sich aus den Grundanschauungen des Abendlandes heraus ein sittlicher, die Menschheit betreffender Zweck für das Familienleben schlechterdings nicht entwickeln; es

Digitized by Google

hat lediglich dem Individuum, seinen wirthschaftlichen Aufgaben oder seinem persönlichen Behagen zu dienen. — Das genaue Gegentheil findet sich in denjenigen Anschauungen unserer geistigen Antipoden, welche von ihnen für klassisch erklärt werden. In China gilt die Eheschließung als die allererste Pflicht eines Jeden, weil ohne sie die Erfüllung der Lebensaufgabe des gegenwärtigen Geschlechtes: als Brücke vom vergangenen Alterthume zum künftigen zu dienen, nicht ermöglicht werden könnte. Aus dieser Auffassung der Ehe und der Familie geht mit Folgerichtigkeit das Institut der „Nebenfrauen" hervor, wonach eine unfruchtbar gebliebene Gattin, wenn ihr Gemahl das vierzigste Lebensjahr erreichte, ihm eine Nebenfrau zuzuführen hat, damit diese ihm einen Sohn gebäre, und es an einer Hinüberleitung vom vergangenen zum zukünftigen Alterthume nicht gebreche. Die von der Nebenfrau geborenen Kinder gelten durchaus als Kinder der legitimen Gattin und werden von dieser als ihre eigenen erzogen.[44] Dieses — übrigens relativ selten vorkommende,[45] oft durch Adoption entbehrlich gemachte — Verhältniß können zelotische Verketzerer des Chinesenthums nicht energisch und laut genug als abscheuliche Polygamie brandmarken, während doch dieselben Eiferer es gar nicht anstößig finden, daß in viel weniger motivirter Weise Sarah ihrem Abraham die Hagar zuführte, und sie das abendländische, die Häuslichkeit und die Kindererziehung vergiftende Mätressenwesen meist stillschweigend und nachsichtig mit dem gebotenen Mantel der Liebe zudecken.

In der Christenheit, und überhaupt für den „Jenseiter", ist die Familie keine nothwendige, ist sie eine nur zufällige, nur bedingungsweise geduldete Erscheinung von — wie wir sahen — entsprechend geringer immanenter Beständigkeit. — In China dagegen, dem „Diesseiter", gilt sie als natürliches und nothwendiges Element der Menschheit: sie gilt ihm als

das sein Dasein beständig selbstthätig erneuernde, ohne Aufhören von der Vergangenheit lernende und die Zukunft belehrende Dauerindividuum,[46] und als solches zugleich als Vorbild für die dauernde Einheitlichkeit des Staates,[47] in dem die höchste Verwirklichung der „Menschlichkeit" zu erblicken sei. — Hierin liegt zugleich in tiefstem Grunde die Erklärung einerseits für die beispiellose, gelegentlich wohl erschütterte, aber immer wieder selbstthätig hergestellte Stabilität des Staates dort und für die Unwandelbarkeit der dortigen Staatsmaxime; sowie andererseits für das verhältnißmäßig Ephemere der abendländischen staatlichen Gebilde und für das Willkürliche ihres unfruchtbaren Experimentirens mit diversen Staatsmaximen.

Wie wenig die also aufgefaßte, im Mittelpunkte der chinesischen Lebensauffassung stehende „Menschlichkeit" ein willkürliches Phantasiegebilde ist; — wie sie nicht aus einer zufällig gewählten Abstraktion sich herleitet, sondern recht eigentlich die Realität des Lebens selbst darstellt, indem sie die, allen Lebenserscheinungen gemeinsamen und wesentlichsten Merkmale in sich vereinigt, ergiebt sich daraus, daß nach chinesischer Auffassung der Staat, die oberste Verwirklichung der „Menschlichkeit", nicht zu allererst zu trachten hat nach der im Abendlande vor allem angestrebten, möglichst konsequenten und daher einseitigen Durchführung des zufällig gewählten Staatsprinzipes — also z. B. ein möglichst rein despotischer zu sein, wie Rußland, oder ein möglichst rein demokratischer, wie Frankreich u. s. w. —, sondern nach chinesischer Auffassung hat der Staat wie jeder lebende Organismus die vom Leben selbst mitgebrachten Gegensätze und Interessenwidersprüche zu ertragen und durch das Mittel der Kompromisse ihre fortlaufende Ausgleichung beständig herbeizuführen und zu sichern. Wie jedem gesunden Leben, so soll, nach chinesischer Auffassung, auch demjenigen des Staates das Vermögen innewohnen, jede zwischen

Digitized by Google

seinen Theilen stattgehabte Störung des Gleichgewichts zu beseitigen.[48] Auch das Staatsleben soll ein beständiges Schwanken um die Gleichgewichtslage darstellen; je unmerklicher diese Schwankungen sind, um so normaler verläuft der Lebensprozeß, um so gefestigter erscheint der Gesundheitszustand. — Hierin liegt die einzig mögliche befriedigende Erklärung für die anscheinend widerspruchvollen, der abendländischen Konsequenzmacherei unlöslich scheinenden Räthsel des chinesischen Lebens, wonach z. B. der Sohn dem Vater freilich pietätvollen Gehorsam schuldet, zugleich aber verpflichtet ist, den Vater nachdrücklich zu tadeln und zu warnen, wenn er ihn auf falschen Wegen antrifft,[49] — und wonach, dementsprechend, der „Sohn des Himmels“ über unbedingte despotische Machtvollkommenheit verfügen darf und nicht selten in kritischen Momenten darüber energisch verfügt hat, jeder Chinese aber, sobald der Kaiser dem zum Gesetze gewordenen altehrwürdigen Herkommen zuwiderhandelt, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, gegen ihn zu rebelliren und seine Entthronung anzustreben,[50] wie es schon einundzwanzig Male mit Erfolg geschehen ist. Dank dem, durch weise Veranstaltungen gewährleisteten Zusammenwirken der anscheinend gegensätzlichen Interessen sind im Reiche der Mitte während bald fünftehalbtausend Jahren Ruhe und Frieden nur verhältnißmäßig selten gestört worden, und hat das Reich mit imposanter Stetigkeit seine Entwickelung vollzogen und in hohem Grade die Fähigkeit bewahrt, unter Festhalten an seinen bewährten Staatsmaximen neuen Verhältnissen sich anzupassen.

Diese zuletzt hingestellte Behauptung widerspricht so entschieden der zufolge Mißverständnissen und Verleumdungen entstandenen landläufigen Vorstellung, als sei die chinesische Welt erstarrt, versteinert, gänzlich entwickelungsunfähig, und daher bestimmt, — falls sie sich nicht anderweitig „organisire“ — unter dem Einflusse der angeblich weit lebensfähigeren abendländischen

Digitized by Google

Civilisation zertrümmert zu werden, — eine irrige Vorstellung, welche nicht nur die Glaubwürdigkeit der hier in Kürze versuchten Schilderung der chinesischen Familienverhältnisse beeinträchtigt, sondern auch dem Erfassen des ganzen Ernstes der „gelben Gefahr" im Wege steht, — — so daß es wohl angezeigt erscheint, zunächst der Natur und Herkunft all' dieser Mißverständnisse und Verleumdungen einige Worte zu widmen; sodann eine kurze Charakteristik des wirklichen Chinesenthums, wie es thatsächlich besteht, zu geben, — und endlich darzulegen, worin das schrecklich Bedrohliche der „gelben Gefahr" zu erblicken ist.

Vor allem mag das thatsächliche Bestehen nicht nur der abendländischen Unkenntniß hinsichtlich chinesischer Dinge, — sondern auch ihrer im Abendlande allgemeinen Verkennung, ja Verketzerung an der Hand gewichtigter Zeugnisse festgestellt werden. — Das abendländische Publikum pflege nach Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse über China kein Verlangen zu tragen, da ihm doch davon in genügendem Maße das Bemerkenswertheste bekannt sei, nämlich der „Zopf" und die „chinesische Mauer"; — welche beiden Dinge man aber keineswegs kenne, sondern vollkommen mißverstehe; denn der Zopf sei überhaupt nichts Chinesisches und werde unfehlbar zusammen mit der Mandschu-Dynastie verschwinden; und das Riesenwerk der großen Mauer habe niemals der Abschließung der chinesischen Welt dienen sollen.[51] — China sei im Abendlande kaum „an seinen Rändern" bekannt.[52] — Der Einblick des Abendlandes in das Leben und Treiben der Chinesen sei zumeist nur ein sehr oberflächlicher; „denn selbst die alten Residenten in den größeren der geöffneten Häfen wüßten wenig mehr von der Bevölkerung des Landes, als sie zufällig auf der Straße sähen,"[53] — wohin, wie noch gezeigt werden wird, der Abschaum des ganzen unermeßlichen

Digitized by Google

Reiches sich zusammendrängt. — „Als wenig oder gar nicht Bekanntes habe China sehr verkehrte Begriffe hervorgerufen und zu zahllosen falschen Legenden Anlaß gegeben ... Die ungeheuren ... von einer eigenartigen Kultur beherrschten ... Menschenmassen Chinas böten eine merkwürdige Erscheinung dar, deren politische, wirthschaftliche und ethnographische Bedeutung nur von ungebührlichem Dünkel oder von der bodenlosesten Unwissenheit geleugnet werden können."[54] — „Zur Steuer der Wahrheit müsse doch gesagt werden, ... daß die meisten Reisenden das Bild, das sie von Shanghai entwerfen, mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten ausschmücken."[55] Und Shanghai genießt keineswegs das Privileg, mit „absichtlich" übertriebenen Scheußlichkeiten ausgeschmückt zu werden! Für ganz China gilt Georg von der Gabelentz' Wort: unter allen Kulturländern der Welt sei es das bestverleumdete.

Woher aber genießt unter allen Kulturländern gerade China den Vorzug, nicht nur ungekannt, mißverstanden und verkannt zu sein, sondern sogar verleumdet zu werden? Kann dasselbe doch z. B. vom alten Kulturlande Aegypten durchaus nicht gesagt werden! Vielleicht gewährt darüber die Thatsache, daß die Kenntniß von China bei uns vor einem Jahrhunderte, nach der Gesandtschaftsreise des Lord Macartney,[56] eine wohl noch lückenhafte, aber doch viel zutreffendere als heute war, einen vorläufigen Aufschluß ... eine Ahnung von den Momenten, welche inzwischen das Bild verdunkelt und verzerrt haben. ...

Reisen zur gründlichen Erforschung Chinas, nicht nur seines geologischen Aufbaues, seiner Mineralschätze, seiner Flora und Fauna, sondern auch seiner Bewohner, ihres geistigen Wesens, ihres staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens, — solche Reisen wohlvorbereiteter Forscher sind nach China im ganzen erst wenige unternommen worden; und es bedarf geraumer Zeit, bevor ins Publikum von zweiter und dritter

Digitized by Google

Hand aus ihren, demselben fast unzugänglichen Berichten etwas herabgelangt; für wen wäre z. B. das monumentale Werk des Freiherrn Ferdinand von Richthofen ein geeignetes „Lesebuch"? Und von den verhältnißmäßig wenigen Personen, welche hinlänglich lange Zeit hindurch zu anderen Zwecken das Reich der Mitte bewohnt und seine sehr verschiedenartigen Theile gut kennen gelernt haben,[57] sind nur wenige geneigt (oder auch nur befähigt) „zur Feder zu greifen;" und unter diesen Wenigen sind nicht alle frei von Vorurtheilen und gefärbten Brillen, welche das Entstehen von Mißverständnissen unvermeidlich machen. Dazu aber kommt noch Folgendes:

Ein China nur flüchtig berührender Feuilletonist kann nicht plötzlich alles Verständniß für die so sehr eigenartigen Verhältnisse gewinnen, deren eingehende Erläuterung ja auch seinem Leserpöbel viel zu langweilig wäre, — und er vermag ihm fast nur entsetzliche Mißverständnisse aufzutischen, zu denen die berührten großen Handelsplätze der Küste um so schönere Gelegenheit bieten, als sie in mehr als einer Hinsicht ganz ungeeignet sind, vom Innern des Reiches und vom Leben seiner Bewohner eine Vorstellung zu gewähren. Hierher drängt sich nämlich die verhältnißmäßig geringe, im ganzen aber doch bedeutende Zahl der schwersten Verbrecher des Fünfhundertmillionenreiches zusammen, deren Bestrafung die Kompetenz der Familienjustiz überschritten hätte; — denen, damit der Name der Familie nicht durch ein Kriminalurtheil geschändet werde, die Wahl zwischen freiwilliger Entleibung oder Exil gelassen wurde, und die nun, ohne den moralischen Muth zur Selbstvollziehung der Strafe und meist mittellos als ein Proletariat der schlimmsten Sorte die großen Hafenstädte verpesten und hier, die Gelegenheit zur Auswanderung abwartend, inzwischen Excesse aller Art verüben. Daher sind hier Hinrichtungen, von welchen also nur Recidivisten betroffen werden, ziemlich häufig, während sie im

Digitized by Google

Reichsinnern zu den größten Seltenheiten gehören. (In der Provinz Tsche-li, welche außer der Residenzstadt Peking fünfundzwanzig Millionen Bewohner zählt, hat es in den Jahren 1866 und 1867 nur zwölf Hinrichtungen gegeben, wiewohl auf die dritte Diebstahlrecidive Todesstrafe steht; in der fast zwei Millionen Einwohner zählenden Handelsstadt Hankau hat es im Verlaufe von vierunddreißig Jahren nur einen einzigen Fall von Mord gegeben;[58] — kein Land der Welt bietet so große Sicherheit für Leben und Eigenthum, wie China.[59]) Und nach diesen Küstenstädten, in denen sich der Auswurf des ganzen unermeßlichen Reiches zusammendrängt,[60] wird dann das gesamte Chinesenthum durch Feuilletonisten und Missionare, welchen das Reich der Mitte „nur an seinen Rändern" bekannt wurde, nicht nur kompetent und objektiv beurtheilt, sondern noch dazu, unter „Ausschmückung mit absichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten", von Rechtswegen verurtheilt!

Wozu aber das „absichtliche Uebertreiben", wozu die Verleumdungen? Wer macht sich ein Geschäft daraus? — Wir werden sehen, daß auch hier die Antwort lautet: cui prodest — wer daraus Vortheil zu ziehen meint. — Vorher aber mag noch bemerkt werden, daß neuerdings allen den Mißverständnissen und Verleumdungen ganz gewaltig Vorschub geleistet und Glaubwürdigkeit verliehen worden ist durch — die wohlfeilen japanischen Siege, die nicht etwa über den chinesischen Soldaten erfochten worden sind, sondern lediglich über das verkommene Diebsgesindel der Militärmandarine und namentlich der mandschurischen Generale. Der Chinese hat keineswegs seine, im Laufe der Jahrtausende so oft bewährte Kriegstüchtigkeit eingebüßt. Nicht nur für seine graue Vorzeit gilt das Wort: er „lese in seinen Annalen Thermopylengeschichten von Feldherren und Armeen, die, dem erhaltenen Befehle gehorsam, ihren Posten bis auf den letzten Mann vertheidigt haben".[61] Die Zähigkeit,

Digitized by Google

mit welcher China Jahrhunderte hindurch des Mongolenandranges sich erwehrte — (während die russischen Großfürsten- und Fürstenthümer von ihm allesamt im Laufe weniger Wochen über den Haufen gerannt wurden) —, mit welcher China noch unter der traurigsten Verkommenheit der letzten Sung-Regierungen während zweier voller Menschenalter standhielt, ein Volksheer nach dem andern aus dem Boden zaubernd, — diese ausdauernde, todesverachtende Zähigkeit ist dem chinesischen Volke noch nicht abhanden gekommen; sie macht sich noch heute geltend bei den unzähligen, über das ganze Reich verbreiteten, über alles Lob erhabenen freiwilligen Feuerwehren;[62] sie ist von Gordon gegen den Taipingaufstand mit Erfolg verwerthet worden;[63] sie vermochte auch europäischen Truppen gegenüber sich in empfindlicher Weise zu bewähren, wie es die Engländer am 24. Juni 1859 an der Pei-ho-Barre und die Franzosen im Kriege von 1884 und 1885 erfahren haben; sie hat noch während des letzten Krieges, trotz der durch die Führer verschuldeten wiederholten Ueberrumpelungen, in schwierigstem Terrain zu Leistungen befähigt, welche selbst von den preußischen Gardefüselieren auf guten europäischen Straßen nicht übertroffen worden wären.[64] Diese, dem Chinesen innewohnende Kriegstüchtigkeit wird ohne irgend einen Zweifel unter tüchtigen Führern wieder glänzend zu Tage treten, sobald der, gleichsam in der Luft liegende, von Kyffhäusersagen verkündete[65] Dynastiewechsel sich wird vollzogen haben. Es wird gezeigt werden, daß kein Land der Welt so sehr wie China befähigt gewesen und noch befähigt ist, die durch eine schlechte Regierung verbrochenen Schäden gleichsam im Handumdrehen verschwinden zu machen. Inzwischen aber läßt man sich im Abendlande durch die wohlfeilen japanischen Siege blenden und meint, Denen glauben zu dürfen, welche verleumderisch behaupten: nicht nur die Regierung Chinas sei verderbt und verkommen, sondern auch sein Volk.

Digitized by Google

Das Verleumdungsgeschäft ist eigentlich verhältnißmäßig neuen Datums, wiewohl damit die ersten, wenig gelungenen Versuche schon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts gemacht worden sind. Bis dahin hatten die alten Missionare, die bei den Chinesen noch heute im besten Andenken stehenden[66] Nachfolger des Pater Ricci (seit d. J. 1580), wahrhaft bewerkenswerther Erfolge sich zu erfreuen gehabt. Sie selbst standen in hohen Ehren; mancher von ihnen wurde Großwürdenträger des Reiches; in den höchsten Schichten der Gesellschaft, in der Umgebung des Kaisers fand ihre Lehre willige Aufnahme; selbst im Censorenamte zählte sie begeisterte Anhänger, die für ihre Weiterverbreitung auch persönliche Opfer nicht scheuten.[67] Nicht übertrieben erschien damals die Hoffnung, die nach Hunderten von Millionen zählenden Bewohner des Reiches der Mitte für das Christenthum zu gewinnen, weil dieses zur Anpassung an die Anschauungen der Chinesen manches für seine Lehre Unwesentliche, z. B. den, dem Chinesen anstößigen Gebrauch der Marienbilder, fortgelassen hatte,[68] und weil es noch nicht, wie verblendete Herrschsucht es später gethan hat, in willkürlich und künstlich konstruirten Gegensatz gebracht worden war zu dem offiziellen Ritualwesen Chinas, namentlich zu seinem Ahnendienste, welcher, als prägnanteste Bethätigung des Familien- und Staatsgedankens, gar keinen religiösen Charakter besitzt, religiös vollkommen indifferent und daher mit den Grundgedanken jeder beliebigen religiösen Anschauung vereinbar ist, woher auch in China noch nie eine Religion als solche bedrückt oder gar verfolgt wurde, und woher auch, so gut wie seit Jahrhunderten die Juden und Moslims, die Tao- und Fo-Leute Chinas es gethan, auch die dortigen Christen vom XVI. Jahrhunderte bis zum Anfange des XVIII. keinen Anstand genommen hatten, die Ceremonien des Ahnendienstes gewissenhaft zu vollziehen. Diese friedlichen und für das Christenthum so aussichts-

Digitized by Google

vollen Verhältnisse wurden, in anscheinend unwiederbringlicher Weise, durch das Einrücken der Dominikaner zerstört, welche darauf ausgingen, das Reich der Mitte zur ausschließlichen Domäne ihres Ordens zu machen und es der unbedingten Oberherrschaft des heiligen Stuhles zu unterwerfen.[69] Dazu und zur taktischen Verwendung des für das Abendland charakteristischen Schlachtrufes: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich", bedurfte es eines leicht kenntlichen Unterscheidungsmerkmales: unter päpstlicher Billigung ward die nach den kanonischen Schriften Chinas und nach den Aussprüchen seiner ersten Autoritäten ganz unhaltbare, aber seitdem auch von den protestantischen Missionen adoptirte[70] Doktrin aufgestellt und aufs Schärfste betont: der chinesische Ahnendienst sei Abgötterei und daher mit dem Christenthume unvereinbar. In Uebereinstimmung mit dieser beleidigenden Abweisung des chinesischen Staatsgedankens nahm die nunmehr maßgebende neue Schule der christlichen Mission überhaupt eine feindliche Stellung zum chinesischen Staatswesen ein: durchweg das Bestreben, über die Neophyten ausschließliche Jurisdiktion auszuüben,[71] Verbrecher und Empörer dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen u. s. w. — kurz in allen Dingen einen Staat im Staate zu bilden; — kein Wunder, daß der dem Christenthume bisher so wohlgewogen gewesene, kräftige Kaiser Kang-hi nunmehr in der christlichen Mission eine ernste Gefahr für die öffentliche Ruhe und Ordnung erblickte und sie kurzer Hand gänzlich auswies. Für ihr aufrührerisches Treiben hatte die Mission im Abendlande Rückhalt und Stütze suchen müssen, und um dieses für ihre Zwecke zu gewinnen, hatte sie sich darauf verlegt, die empörendsten Verleumdungen über das Chinesenthum in Kurs zu setzen; u. a. stammen schon aus jener Zeit die abscheulichen Fabeln über den in China angeblich zu einer normalen, vom Staate gebilligten, gesellschaftlichen Institution gewordenen Kindermord, Fabeln, gegen welche schon

im vorigen Jahrhunderte der Pater Amiot aufs Energischte protestirt hat in einem Briefe, der „die Verleumder hätte erröthen machen sollen".[72] Das eigentliche Verleumdungsgeschäft kam somit, infolge der Ausweisung der Mission, im XVIII. Jahrhunderte nicht über einen wenig gelungenen Versuch hinaus.

Zu voller Blüthe gelangte es erst später, nach Zulassung katholischer und protestantischer Missionäre (seit d. J. 1840), welche es für angezeigt gehalten haben, das Treiben der Dominikaner des vorigen Jahrhunderts in allen Stücken sich zur Richtschnur zu nehmen; und nachdem die unzähligen englischen und amerikanischen Missionäre sich darauf verlegt haben, auch Handelsgeschäften eifrig obzuliegen, denen auch die katholischen sich hingeben müssen, da sie ihre Subsidien in Form von Waren erhalten,[73] so kann es nicht überraschen, daß nach chinesischer Vorstellung ein „Christ" nichts anderes ist als ein Empörer und ein Opiumgiftmischer.[74] Es braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, daß einerseits sowohl das herrschsüchtige Streben der Mission, Staat im Staate zu bilden, erfolglos, als auch der habsüchtige Drang, Opium und Baumwollwaren den Chinesen aufzuzwingen, unbefriedigt bleiben würde ohne schneidige Beihülfe der auf Kanonenboote sich stützenden Gesandtschaften, welchen beständig zugemuthet wird, zur Durchführung unbegründeter und frecher Anforderungen[75] ihren Einfluß geltend zu machen; und daß andererseits die gewünschte Willfährigkeit der Gesandtschaften von der Mission und vom Kommerz, ihrem „stillen Kompagnon" im Geschäfte, nicht zu erlangen wäre ohne Ausübung eines gelinden Druckes seitens der abendländischen öffentlichen Meinung; diese muß daher durch die aberwitzigsten Entstellungen und Verleumdungen systematisch gegen das angeblich verrottete Chinesenthum aufgebracht und verhetzt und in der hochherzigen Ueberzeugung gefestigt werden: das Vorgehen zur „Aufschließung" Chinas geschehe lediglich in

Digitized by Google

dessen eigenstem Interesse, im heiligen Namen des Christenthums und der Civilisation. In welche peinliche Lage die abendländischen Gesandtschaften durch diese infamen Machenschaften versetzt werden, ergiebt sich aus den sogleich anzuführenden, ihren Kreisen entstammenden Aeußerungen über das gefährliche Treiben der Missionäre, unter denen übrigens die deutschen eine verhältnißmäßig ehrenvolle Stellung einnehmen.

Unter den über China ausgestreuten Verleumdungen hat die Fabel von den dortigen Kindermorden von jeher als wirksamstes Zugstück gedient, und mit seiner Vorführung wird unverfroren fortgefahren, obschon dem erwähnten Proteste des Paters Amiot zahlreiche andere gefolgt sind, aus denen es genügen wird die nachstehenden anzuführen: „Der Kindermord komme in China keineswegs so häufig vor, wie behauptet werde."[76] „Ein großer Theil dessen, was über die Abneigung der Chinesen gegen weibliche Kinder von ausländischen Schriftstellern, namentlich von Missionären, in neuerer Zeit geschrieben worden, sei übertrieben, zum Theil unsinnig. Besonders grell und unwahr seien viele Berichte über die angeblich außerordentliche Allgemeinheit der Tödtung neugeborener Mädchen."[77] „Während zehn Jahren habe Referent das Reich nach allen Himmelsrichtungen durchzogen, und doch sei ihm nicht ein einziger Fall von Kindermord in China zu Ohren gekommen, weder am Aufenthaltsorte, noch von der Nachbarschaft. Das wolle nicht sagen, daß ein solches Verbrechen nicht vorkommen könnte, jedenfalls aber sei es in China viel seltener als in Frankreich, schon darum, weil das Hauptmotiv, welches in Europa zum Kindermord führe, nämlich die illegitime Geburt eines Kindes, in China, wo es keine Hagestolze gebe, absolut fortfalle."[78] „Ausnahmsweise würden in China auch lebendige Kinder ausgesetzt, was ja auch in Europa geschehe. Uebrigens gelte dort der Kindermord für ein Verbrechen, und die Behörden hätten

Digitized by Google

allezeit gegen einen solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt gewarnt."[79] „In China bestrafe das Gesetz den Kindesmord wie einen an einem nahen Verwandten begangenen Mord, jedoch mit ganz besonderer Strenge: nicht nur der Thäter selbst werde bestraft, sondern auch das Familienhaupt und die Nachbarn, ersterer, weil ihn die Verantwortung treffe, letztere als Mitschuldige (complices). Zudem gebe es kein Motiv für den Kindesmord, weil verarmte Familien überall Gelegenheit hätten, entweder ihre Kinder den privaten oder öffentlichen Anstalten zur Pflege zu übergeben, oder aber sie an wohlhabende Familien zu „verkaufen", d. h. zur Erziehung abzutreten. Außerdem würden den Hebammen von den Waisenhäusern statutenmäßig Prämien gewährt, sowohl fürs Einliefern von Findlingen, als auch für die Anzeige eines Kindesmordes."[80]

Um die Ausbeutung der Kindermord-Fabeln in ihr richtiges Licht zu stellen, darf nicht verschwiegen werden, daß man sich nicht damit begnügt, sie immer wieder und wieder in abgeschmackten Zeitungsartikeln vorzuführen, als angebliche Referate von Augenzeugen, sondern daß man daraus sogar ein systematisch betriebenes, sehr lukratives Geschäft zu machen gewußt hat. U. a. beutet die „Sainte enfance" in Frankreich ein solches frommes Unternehmen aus, welches nach den Angaben eines sachkundigen Gewährmannes in folgender Weise betrieben wird. Traktätchen mit Holzschnitten, welche es veranschaulichen, wie man in China die kleinen Kinder den Schweinen als Fraß vorwirft, werden in den Schulen vertheilt; mit Fahnen, auf welchen dieselben rührsamen Scenen dargestellt sind, werden Kinderprozessionen veranstaltet u. s. w. Und die dabei ins Werk gesetzten Kollekten läppern sich zu einem Jahres-Einnahmebudget von sage 5 bis 6 Millionen Franken. Das wäre eine noch allenfalls zu entschuldigende pia fraus, wenn aus dem bezüglichen Ausgabebudget Entsprechendes bestritten würde. Die von

Digitized by Google

der Sainte enfance in China unterhaltenen Findelhäuser aber gehören zu den ärgsten Scheußlichkeiten der Welt. Während es in den chinesischen Findelhäusern absolut ausgeschlossen ist, daß einer Amme mehr als ein Kind zugetheilt werde, kommen in den französischen Anstalten drei bis vier und auch mehr Säuglinge auf eine Amme, woher denn auch hier die Sterblichkeit eine entsetzliche ist. Und während dort die Kinderleichen in schöne Särge gebettet werden — der Beerdigungspomp ist in China bekanntlich der einzige, aber auch unentbehrliche Luxus des armen Mannes —, so werden hier die Leichen fast nackend, mit Stroh spärlich umhüllt, fortgeschafft, u. s. w. Begreiflich, daß es der Sainte enfance unter solchen Umständen schwer fällt, ja fast unmöglich wird, überhaupt zu Chinesenkindern zu gelangen. Während dreier Jahre nach seiner Fertigstellung hat in Tien-tsin das französische Findelhaus absolut leer gestanden. Wenn aber zufolge einer Ueberschwemmung oder einer sonstigen Kalamität die frommen Patres zu Chinesenkindern gekommen sind, so sehen sie dieselben als wahre „Impedimenta" an, und sie klagen über die gar zu geringe Sterblichkeit unter ihnen: „Wenn doch eine kleine nette Epidemie käme, uns diese Waisenkinder vom Halse zu schaffen," hat in solch' einem Falle ein Bischof ausgerufen, offenbar in der korrekten Meinung, daß es nichts Schöneres gäbe, als wenn die armen Würmer sofort nach der heiligen Taufe direkt in den Himmel abführen. Zur Annäherung an dieses Ideal wird gelegentlich durch „Verwechselung" nachgeholfen — d. h. lebende Kinder werden, sagen wir aus Unachtsamkeit, „für todt genommen und lebendig begraben —, was in einem Falle ein zufällig hinzukommender Bischof hat verhindern können".[81] Nach alledem arbeitet die Sainte enfance recht eigentlich wie der Bock als Gärtner: sie allein scheint in China Kindesmorde zu begehen, und zwar schwunghaft, mit offenbar sehr ansehnlichem Geschäftsgewinne. Wohin mag dieser wohl

Digitized by Google

abgeführt werden? Vielleicht langen die Peterspfennige nicht zur Beschaffung des Lagerstrohes für den armen Gefangenen.

Die Vorführung des Gesamtbildes der christlichen Mission in China, wie scharfe Beobachter und gute Kenner es zeichnen, darf nicht unterlassen werden; denn von Niemand anderem, als vom modernen Missionär, ist die gelbe Gefahr hervorgerufen worden, und er ist es, der sie unterhält und täglich verschärft. Ihrer eigentlichen Aufgabe ist die Mission ganz und gar nicht gerecht geworden, auch gar nicht gewachsen gewesen. „Außerhalb der betheiligten Kreise ahnen wohl nur wenige Menschen, welche Unsummen von Geld und geistiger Kraft die katholische Kirche seit Jahrhunderten und die evangelische seit Jahrzehnten zur Bekehrung der Chinesen aufgewendet hat."[82] Dennoch beträgt nach der höchsten der zugänglich gewordenen Schätzungen die Zahl der chinesischen Katholiken nur 525000, und die der evangelischen nur 37000, die der sog. Christen zusammen nur 562000 Köpfe (was kaum mehr als nur ein Promille der Gesamtbevölkerung und im Verhältniß etwa soviel ausmacht, als ob es in Deutschland nur 56000 Christen gäbe, also verschwindend wenig), wiewohl nicht weniger als 530 ausländische katholische Priester und 1300 ausländische evangelische Missionäre — bezw. missionirende Händler — in China unterhalten werden.[83] Diese an sich schon verschwindend geringe Zahl von Bekehrten muß als stark übertrieben gelten wegen der unvermeidlichen Doppel- und Multipelzählungen; denn wie dem betriebsamen Chinesen selbst „eine verrostete Nähnadel zur Vermögensquelle zu werden vermag",[84] so hat er es auch verstanden, die Taufgelder zahlenden Missionsanstalten auszubeuten: er läßt — (nach mündlicher Mittheilung eines Ortskundigen) — sich des öfteren taufen, an verschiedenen Orten; ein Chinese aber, der „auf sich hält", thut es überhaupt gar niemals. Und es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die moderne Mission jemals mehr Erfolg

Digitized by Google

habe. „Der Missionserfolg ist verschwindend gering geblieben, obschon die Regierung eigentlich religiös indifferent ist. . . . Nur solche Sekten werden verfolgt, welche geheime Gesellschaften zum Sturze der Dynastie sind, — wozu das Christenthum meist gerechnet wird. . . . Das Christenthum der Chinesen ist ganz oberflächlich . . . ihr Grundzug ist Gleichgültigkeit gegen jede Religion, welche ihm höchstens zum Zeitvertreib dient. . . . Warum soll man sich, sagt er, mit zwei Leben zugleich beschäftigen, da die Sorge für Gesundheit und dergleichen schon genügend zu schaffen macht."[85] — Von aufrichtigen Missionären könne man es hören, daß im Grunde noch kein Chinese wirklich Christ geworden sei; bestenfalls sei die Anzahl seiner — sc. taoistischen oder buddhistischen — Götter um diejenige der christlichen Heiligen vermehrt worden. . . . Von einem, bei Empfang der Sterbesakramente Ermahnten: er solle um seiner Seelenseligkeit willen seinen Göttern abschwören, — sei die charakteristische Antwort erfolgt: das wäre ein schlechtes, weil zu riskirtes Geschäft; man wisse nicht, ob man überhaupt in ein anderes Land gelange und in welches, und wer da regiere. . . .[86] Alles was man sehe, lasse auf völlige und allgemeine Glaubenlosigkeit schließen, auf Gleichgültigkeit gegen jeden Kultus . . . (sc. mit Ausnahme des Ahnendienstes) . . . nur den staatlichen Pflichten genügen . . . (welche den Ahnendienst in sich mitbegreifen) . . . im übrigen, wie es gefällig sei. . . . Alle Kenner des Landes seien darin übereinstimmend, daß seine Civilisation eine vollständige Umwandlung erfahren müsse, ehe von wirklichen Bekehrungsversuchen — (soll wohl heißen: Erfolgen) — die Rede sein könne. Bis heute seien die Erfolge verschwindend gering. Nach Mittheilungen französischer Missionäre gebe es im ganzen 300 000 Christen, und doch sei das Christenthum schon vor 1200 Jahren gepredigt worden, schon im Jahre 650 habe es Nestorianer-Gemeinden gegeben,[87] welche nie ver-

Digitized by Google

folgt wurden, aber sehr bald spurlos verschwanden. So vollständig geht dem Chinesen des Sensorium für das eigentliche, historisch gewordene Christenthum ab — (im XVII. Jahrhunderte hat man einen Deismus ihm zugänglich zu machen verstanden) —, daß sogar seine wunderbar ausgiebige Sprache[88] sich vollständig unfähig erwiesen hat, die anscheinend einfachsten christlichen Vorstellungen überhaupt nur auszudrücken. „Von den Predigten der Missionäre, die dem im Christenthume aufgewachsenen Europäer leicht verständlich sind" — (oder doch verständlich erscheinen) — „versteht selbst der gebildete Chinese wohl kaum die Hälfte, und was er versteht, oft falsch."[89] Allein schon die Anfangsworte der Genesis können absolut gar nicht in chinesischer Sprache wiedergegeben werden. Eine von protestantischen Missionären in Batavia riskirte Uebersetzung der Schöpfungsworte hat nicht anders als burlesk ausfallen können.[90]

Wäre das von der christlichen Mission in China Betriebene nur sehr kostspielige Danaidenarbeit, so könnte das Abendland die Kraftvergeudung allenfalls verschmerzen. Wird es aber ihre thatsächlichen Leistungen verwinden? Für diese dürfte ein sozusagen negatives Merkmal recht bezeichnend erscheinen. Während die alten Missionäre des XVII. Jahrhunderts und ihre geistigen Nachfolger mit erstaunlichem Fleiße rastlos daran gearbeitet haben, China dem Verständnisse des Abendlandes näher zu bringen, namentlich durch Erforschung seiner historischen und philosophischen Litteratur, so daß noch heute ihre Arbeiten zum Gediegensten gehören unter allem, was über das Reich der Mitte veröffentlicht worden; und während ihre Beurtheilung chinesischer Dinge eine durchweg wohlwollende ist, ja sich sogar zu wahren Lobeshymnen erhebt, wie z. B. im Eingange der erwähnten großen Abhandlung des P. Amiot, so ist es den katholischen Missionären in neuerer Zeit bald nach ihrer Wiederzulassung (1840) streng untersagt, etwas über China zu publiziren, ja über-

Digitized by Google

haupt mit wissenschaftlichen Forschungen sich abzugeben; nur ausnahmsweise werden einem oder dem anderen Sprachstudien und Kompilationen gestattet.[91] „Die französischen Missionäre in Ningpo führen ein geheimnißvolles Klosterleben, und man weiß nur aus ihren eigenen freiwilligen — (soll wohl heißen: gegen Verbot entschlüpften) — Mittheilungen, was sie im Innern von China . . . thun und treiben.[92] Die übrigen Missionäre stehen offenbar unter demselben Regime; die Leiter der Missionsanstalten behalten es sich vor, von sich aus zu bestimmen, was das Abendland über China erfahren darf: so Zutreffendes, als von der Sainte enfance mitgetheilt wird! Namentlich ist die Mittheilung solcher Dinge verpönt, aus welchen ersichtlich wäre, daß der gebildete Abendländer und der gebildete Chinese im Grunde dieselben Ueberzeugungen theilen und sich sehr wohl zu verständigen vermöchten. Dahin gehört der Tchi-Pen-Ti-Kang, eine im Jahre 1747 publizirte zehnbändige Encyklopädie, welche von den Missionären „für äußerst gefährlich erklärt wird und nicht übersetzt werden darf: sie stehe der Predigt des Evangeliums dadurch im Wege, daß sie sich auf einen Deismus und auf eine Naturreligion beschränke und daß sie sich überall auf den Standpunkt der Vernunft und des Gewissens stelle, welche beide so befriedigt werden, daß sie die Nothwendigkeit einer Offenbarung nicht mehr recht empfinden lassen.“[93] Was aber die positiven Leistungen der Mission anbetrifft, so erfahren wir von ihnen im allgemeinen folgendes. „Es lasse sich nicht leugnen, daß . . . mancherlei Unangenehmes durch die Missionäre geschaffen werde; man brauche nur bei den diplomatischen Vertretern im Osten nachzufragen, und man werde daselbst wenig Sympathie für diese Pioniere finden: sollen doch sie es sein, durch deren Vorgehen gar oft die unangenehmsten diplomatischen Verhandlungen herauf beschworen werden.“ . . . Im Reichsinnern würden von den Missionären „Unruhen und Verfolgungen hervorgerufen, deren

Digitized by Google

Konsequenzen dem europäischen Einfluß zum Schaden gereichen. Der Ehrgeiz, die Herrschsucht und die Urtheilslosigkeit eines gewissen Theils" — (auch von anderen Seiten werden ehrenwerthe Ausnahmen, aber auch nur Ausnahmen von der Regel zugegeben) — „der in China wirkenden französischen, englischen und amerikanischen Missionäre trügen die Schuld an dem durchaus berechtigten Mißtrauen, welches die chinesischen Behörden der Propaganda des Christenthums . . . entgegenbringen. . . . Sehr viele der in China thätigen Missionäre zeigen ein ununterbrochenes Bestreben, zu Gunsten ihrer Proselyten einen direkten Druck auf die Verwaltungsbehörden im Innern des Reiches auszuüben und so einen Einfluß auf deren Entschließungen zu gewinnen." . . . In jeder Nummer der englisch-chinesischen Monatsschriften fänden sich haarsträubende Belege dafür, wie z. B. u. s. w. „Wenn im Laufe der letzten Jahrzehnte wiederholt Christenverfolgungen in China stattgefunden haben, so dürfte der Grund dafür weniger in einer Feindseligkeit gegen den fremden Glauben, als vielmehr in der Art des Vorgehens vieler Missionäre zu suchen sein." (Es folgen Belege für die Toleranz der Chinesen, offenbar entnommen aus dem Werke des Rev. J. H. Gray bei Leopold Katscher.)[94] Aus eigener Erfahrung und eigenem Augenscheine wird berichtet, daß die Patres sich den Haß der Bevölkerung dadurch zuziehen, daß sie von ihr — von Leuten, welche mit gleichsam „religiöser" Genauigkeit die Ceremonievorschriften befolgen — die Bezeugung derjenigen Ehrerbietungen verlangen, welche nur hohen Würdenträgern zukommen.[95] Der Bischof Faurie und sein Begleiter haben sich sogar angemaßt, die Abzeichen der höchsten Würdenträger zu tragen. Ja, vom Pater Delamarre wird uns berichtet, daß er, als ihm die Ehrungen eines Beamten erster Klasse im Hofe des Vizekönigs verweigert wurden, alles verprügelt habe.[96] Der Bischof Desflèches bietet alles auf, um

Digitized by Google

einen europäischen Reisenden vom Betreten seiner Diözese abzuhalten, damit es dort nicht ruchtbar werde, wie es auch solche Europäer gebe, die weder zur Messe gehen, noch dem Bischof unter Kniebeugung die Hand küssen; und als jener sich nicht abhalten läßt, streut er das Gerücht aus: es sei ein hoher Gesandtschaftsbeamte, der gekommen, um die Berechtigung der Entschädigungsklage zu prüfen, mittels welcher, wie erwähnt, von der Regierung 800 000 Franken rein erpreßt wurden.[97] Gegen einen eingeborenen Priester der vom Bischofe vergewaltigt worden und sich auf sein, durch die kanonischen Satzungen verbürgtes Recht beruft, requirirt der Bischof den örtlichen Präfekten, was doch in den Augen dieses Mandarinen als eine freche Anmaßung erscheinen muß.[98] Pater Delamarre rühmt sich, in das Traktatexemplar der Gesandtschaft Bestimmungen hineingefälscht zu haben, durch welche dieselbe zu Forderungen veranlaßt werde, welche von der chinesischen Regierung gar nicht bewilligt worden waren. (Simon.) Das alles sind Dinge, welche zu den folgenden Urtheilen berechtigen. „Die Missionäre unterstützen die unberechtigten Anforderungen schlechter Menschen. Sie bedrücken die Nichtchristen und erbittern das Volk durch Lästerungen des Confucius. Sie veranlassen die Christen, sich ihren Unterthanenpflichten zu entziehen und die Steuern zu verweigern; sie vertreten vor Gericht die Sache der Widerspenstigen, lösen Eheversprechungen, mischen sich in Familienangelegenheiten und stiften aus eigennützigen Beweggründen Unfrieden. Sie bilden einen Staat im Staate." (Der hochgestellte Referent stützt sich „auf den Ausspruch von Männern, welche durch ihre Stellung, durch ihre Erfahrung, die Frucht eines langjährigen Aufenthalts in China, durch ihre Kenntniß der Sprache, der Menschen und Dinge vorzugsweise befähigt erschienen, ihn zu belehren.")[99] „Die Missionsgesellschaften in England und Amerika haben seit einigen Jahren

Digitized by Google

das System verfolgt, ihre Anstrengungen durch Vermehrung ihrer Mannschaften zu verdoppeln. Wo früher nur ein Dutzend Missionäre zu wirken versuchte, werden jetzt Hunderte von zum Theil recht jungen und unerfahrenen Leuten hinausgeschickt, oft ohne tiefere Geistesbildung, durch weiter nichts als Glaubenseifer ausgezeichnet. Dadurch wird der Sache nur geschadet... Früher oder später sind von der pilzartigen Vermehrung des Missionspersonals schlimme Folgen zu erwarten."[100] „Den Missionären hat man die Schuld beizumessen für die schlimmsten Konflikte, die wir mit den Chinesen gehabt haben... Mit ehrenwerthen Ausnahmen sind die Missionäre eine wahrhafte Geißel; schrecklichere Agenten, als sie, könnte die europäische Civilisation in China nicht haben ... Man darf es glauben: sie würden keinen Augenblick zögern, einen neuen Krieg herbeizuführen, wenn sie hoffen dürften, dadurch einen, wenn auch nur ganz kleinen Artikel, sei es auch nur nach Delamarrescher Art, in den neuen Traktat hineinzubringen, der ihnen die Jurisdiktion über die Christen zuspräche . . ."[101]

Hier mag das Kapitel von den Verleumdungen und vom sonstigen Missionsunfuge abgebrochen werden, um zu einer kurzen Skizzirung der in China thatsächlich obwaltenden Verhältnisse überzugehen. Diese bieten freilich insofern ein beklagenswerthes Bild dar, als in der Staatsverwaltung Unterschlagungen und Bestechungen an der Tagesordnung sind und auch Erpressungen ausgeübt werden; doch sind, aus mehreren Gründen, diese Uebelstände nicht so tragisch zu nehmen, als man es darzustellen liebt. Erstlich liegen sie nicht in der Natur des Volkes und des Staatswesens; vielmehr stimmen alle vorurtheilslosen Sachkundigen darin überein, daß die Staatsverwaltung bis vor kurzem eine wahrhaft väterliche und ehrliche gewesen ist;[102] daß ihr System ein unübertrefflich gescheut kombinirtes und so trefflich bewährtes sei, daß daran seit Abschaffung des Feudal-

Digitized by Google

wesens, also seit mehr als zweitausend Jahren, nichts Wesentliches zu ändern gewesen ist[103] und in Zukunft schwerlich zu ändern sein wird, wodurch aber keineswegs „Versteinerung" bedingt, noch Entwickelungsfähigkeit zur Anpassung an veränderte Verhältnisse prinzipiell ausgeschlossen wird;[104] vielmehr wird die Pflicht, zeitgemäße Aenderungen eintreten zu lassen, von den kanonischen Schriften Chinas mehrfach betont, u. a. durch den Ausspruch des Confucius: „Wer im Glück und in der Weisheit beständig sein will, muß oft ändern";[105] ja es wird konstatirt, daß China sich bereits angeschickt habe, den neuen Lebensbedingungen zu entsprechen,[106] nur daß es zögernd und besonnen vorgehe, tiefen staatsmännischen Blick verrathend.[107] Zu besonnenem Zögern ist wahrlich aller Grund vorhanden; wie z. B. stellt man es an, sich dem modernen Industriewesen hinzugeben, ohne zugleich die Familienverhältnisse zu untergraben, ein Fabrikproletariat zu schaffen und die Gesellschaft in ihren Grundvesten zu erschüttern? Keinenfalls braucht China mit solchen Ueberstürzungen, Vergewaltigungen und Konfiskationen[108] vorzugehen, welche vielleicht unvermeidlich waren, um Japan aus dem Feudalwesen zu befreien, welche aber zu besorglichen und unberechenbaren Zuständen geführt haben. Wenn das bedächtige China zu weiterer kulturlicher Entwickelung sich in Bewegung setzt, so wird es sicher zu ganz anders soliden Erfolgen gelangen, als die seichte und leichtsinnige und bei allem kulturlichen Firnisse doch herzlich barbarische[109] japanische Nation.

Sodann ist zu bemerken, daß die erwähnten Schäden der Staatsverwaltung erst seit dem Jahre 1830 datiren, da der damalige Kaiser aus Geiz und Habsucht, der Tradition zuwider, den Aemterverkauf einführte;[110] daß es einem tüchtigen Herrscher, wie er aus einem Dynastiewechsel hervorgehen würde, ein Leichtes wäre, durch Abschaffung dieses Unwesens den ganzen

Digitized by Google

Staatsmechanismus wieder ad integrum zu restituiren und „binnen kurzem die Spuren der schlechten Regierung seiner Vorgänger verschwinden zu machen,“[111] wie solches in China mehr als einmal, bei noch viel schlimmer gewordenen Zuständen gleichsam im Handumdrehen geschehen ist, z. B. nach dem Tode des schwachen, von Mystikern und Okkultisten dominirten Sung-Kaisers Shên-Dsung, als i. J. 1085 n. Chr. die Regierung des während zwanzig Jahre von dem sozialistischen Minister Wang-Nan-She und seinen Kreaturen systematisch zerütteten Reiches von der Regentin dem noch heute hochverehrten, als Historiker und Philosoph berühmten Sse-Ma-Kuang übertragen wurde.[112] Daß es in China so besonders leicht ist, das durch Mißwirthschaft zerrüttete Staatswesen wiederherzustellen, erklärt sich, außer durch die absolute Machtvollkommenheit des Herrschers, durch den Umstand, daß das, in landsmannschaftlichen und lokalen Verbänden festgegliederte Litteratenthum, aus welchem die Beamten hervorgehen, eine gewaltige Reserve an tüchtigen Kräften darbietet (die Korporation zählt im ganzen eine Million Köpfe, von denen jeweils nur 160 000 dienstliche Verwendung finden).[113] Die Ersetzung der schlimmen Beamten durch ehrenwerthe bietet um so weniger Schwierigkeit, als die lokale Verwaltung thatsächlich durch die Notabeln-Beirath-Versammlungen und die tüchtigen[114] Selbstverwaltungskörperschaften ausgeübt wird, welche der Staatsbeamte auch ohne besondere verwaltungstechnische Routine zu präsidiren vermag. Was aber die durch die Beamten ausgeübten Erpressungen anlangt, so steht es damit bei weitem nicht so schlimm als gefabelt wird. Von ihnen wird der kleine Mann und der friedliche Bürger so gut wie gar nicht betroffen; und ein Mandarin, der es sich beikommen läßt, die Bevölkerung erheblich zu brandschatzen, wird, da er zumeist über eine Machtmittel gebietet, von den örtlichen Notabeln mittelst einer landesüblichen sehr einfachen Prozedur, in aller Ruhe, in

Digitized by Google

höflichster, aber sehr bestimmter Weise der Regierung zurückexpedirt, womit dann seine Carriere beschlossen ist. Etwa angewandten Machtmitteln aber tritt die Bevölkerung mit einer Revolte entgegen, welche gleichfalls, wenn auch indirekt, des Beamten Laufbahn beschließt.[115] Wie sehr auch im Laufe zweier Menschenalter Chinas Verkehrswege und seine Wehrkraft durch die Unterschleife der Beamten tief geschädigt worden sind, so hat doch ein guter Kenner sagen können: „Uebrigens ist es noch gar nicht so lange her, daß die Zustände Europas denen in China verzweifelt ähnlich sahen, daß Aemter und Würden an den Meistbietenden verkauft wurden oder zum mindesten verkäuflich waren.“ [116]

Bestritten kann es nicht werden, daß durch die Mißregierung in wirthschaftlicher Hinsicht das wirthschaftliche Leben Chinas schwer geschädigt worden ist; die Festigkeit des Staatsgebäudes aber und die Moralität des chinesischen Volkes scheinen davon noch ganz unberührt geblieben zu sein. „In China ist die Sicherheit für Leben und Eigenthum größer als in allen anderen sogenannten zivilisirten Ländern. . . . Außer in Japan sind Anarchisten und Dynamit in Ostasien als Todesursachen unbekannt;“ [117] letzteres, da in China ebenso Pauperismus à l'européenne und Arbeitslosigkeits-Kalamität, wie auch die Branntweinpest unbekannt sind,[118] und auch trotz unübertroffener Bevölkerungsdichtigkeit keine bedrohlichen Anzeichen von Uebervölkerung zu Tage getreten sind,[119] einmal weil ein dortiges Sprichwort sagt: „Wohl ist der Flächenraum des Ackers begrenzt, nicht aber seine Fruchtbarkeit“ (bei gleich intensivem Anbaue könnte Frankreich statt seiner ca. 40 vielmehr 140 Millionen Einwohner ernähren! [120]); sodann weil der Bevölkerungsüberschuß stetig, ruhig und geräuschlos in die benachbarten Länder sich ergießt. Geradezu verblüffend für den Abendländer ist es zu beobachten, in welchem Grade in China auf gegen-

seitigem Vertrauen und auf Ehrlichkeit alle geschäftlichen Transaktionen beruhen: Handelsabschlüsse werden in größten Umfängen perfekt, ohne daß eine Unterschrift verlangt oder gegeben würde und ohne officiellen Schlußzettel; das Wort und eine Notiz, die jeder Betheiligte sich macht, genügen.[121] Zur Aufnahme in eine Kaufmannsgilde bedarf es keines Ballotements, und doch haften ihre Mitglieder solidarisch für einander und leisten sich gegenseitig allen Schutz.[122] Die Leichtigkeit, mit welcher die chinesischen Banken jedem Unbescholtenen gegen mäßigen Zins Blankokredit und Delkredere gewähren, muß im Abendlande unfaßlich erscheinen. Freilich giebt sich der chinesische Geschäftsmann nie wüsten Spekulationen hin, zur Bereicherung über Nacht, wie weitausschauend und kühn auch seine Unternehmungen sind.[123] Die chinesischen Auswanderer, die immer mittellos sind, erhalten, trotz ihrer zumeist verbrecherischen Vergangenheit, von Aktiengesellschaften Vorschüsse nicht nur zur Bestreitung der Reisekosten, sondern auch zur Geschäftsbegründung im Auslande, lediglich gegen das Versprechen monatlicher Abzahlungen zur Schuldentilgung, welche zumeist schon im ersten Jahre beendigt wird. Tritt ein chinesischer Auswanderer im Auslande ein verantwortliches Amt an, so leistet die chinesische Aktiengesellschaft gegen eine Versicherungsprämie des Prinzipals für ihn Bürgschaft, wie z. B. mit 40 000 Dollars für den Kassirer des Pariser Comptoir d'Escompte in Jokohama, offenbar ohne dabei ein nennenswerthes Risiko zu laufen; denn andernfalls könnte die Gesellschaft sich nicht ihres hohen Kredites erfreuen.[124] (Freilich ist die Moral des Chinesen keine quietistische; er bietet nicht die andere Backe dar; dem Vergewaltiger und Betrüger setzt er überlegene List entgegen.) Zieht man außerdem in Betracht die bescheidene Anspruchlosigkeit und den unermüdlich emsigen Fleiß des Chinesen, welcher nicht wie der abendländische „Jenseiter" die Arbeit als eine Strafe, als die Folge eines

Digitized by Google

Fluches ansieht, sondern sich ihr freudig hingiebt als einer selbstverständlichen Bethätigung der „Menschlichkeit", so begreift man es, daß die Chinesen sich allen Konkurrenten ohne irgend eine Ausnahme weit überlegen erwiesen haben: im Wettkampfe mit ihnen „haben selbst die Angehörigen der semitischen Stämme und europäischer Nationen keinen Erfolg gehabt";[125] wiederholt hat man auch durch Massenmorde sich ihrer zu entledigen gesucht; z. B. in Manila wurden an einem einzigen Tage i. J. 1603 in einer von der Regierung begünstigten Hetze 25000 Chinesen niedergemacht, ebenso im Jahre 1740 in Batavia 20000, alles vergeblich; alsbald gab es mehr Chinesen als jemals, und schließlich hat überall die Regierung den Widerstand aufgegeben, einsehend, daß sie tüchtigere und ruhigere Unterthanen als die Chinesen nicht finden könnte.[126]

Alles das aber, wie auch der nicht fernliegende Gedanke, daß eines Tages „Europa als Ganzes hinausgeworfen werden könnte, und zwar aus ganz Ostasien",[127] — das alles genügt noch nicht, den ganzen Umfang der „gelben Gefahr" zu kennzeichnen. Erst dann wird dieselbe wirklich akut werden — und es ist unabwendbar, daß sie es früher und später werde —, wenn China in den Wettbewerb mit der sich ihm aufdrängenden abendländischen Industrie eingetreten sein wird (was ohne Zweifel viel wuchtiger noch als durch Japan geschehen würde); — wenn sich Chinas enorme Kapital- und Kreditmächte,[128] die sich von ihr noch fern halten, der Industrie werden zugewandt und wenn seine unermeßliche Steuerkraft[129] sich wird enthüllt haben, dann dürfte des Abendlandes wirthschaftliches Schicksal besiegelt sein:[130] schon wird Englands Industrie von der indischen und japanischen aus dem Felde geschlagen und schon hat China begonnen, indische und japanische Erzeugnisse zu verdrängen![131] Und wer weiß, ob dann nicht auch der — (sich als schwungvoll rühmende, aber doch verhältnißmäßig lustige) — „Idealismus"

Digitized by Google

des Abendlandes — (seiner Kriegsheldensagen, seiner Mythen und seines Mysticismus) — durch den (wegen seiner Friedlichkeit als philiströs und trivial gescholtenen, aber doch soliden) idealen Inhalt von Chinas Menschlichkeitsprinzip auf den Aussterbeetat gestellt wird?

Alle diese Gefahren wären wohl niemals heraufbeschworen worden ohne die anmaßenden, herrsch- und gewinnsüchtigen Zudringlichkeiten, denen China ausgesetzt gewesen ist und deren es sich einst, als Urtheilvollstrecker der Nemesis, wird entledigen wollen; dann wird es offenbar werden, daß Mission und Kommerz es waren, durch welche die „gelbe Gefahr" herbeigeführt wurde. Kann sie überhaupt noch fern gehalten werden, und mit welchen Mitteln? An eine Rettung durch Eroberung oder Auftheilung Chinas könnte nur denken, wen Chinas Geschichte noch nicht gelehrt hätte, daß es jedesmal seine Eroberer sich zu unterwerfen wußte,[132] und daß seine zeitweilig losgetrennten Theile immer dem Stamm selbstthätig sich wieder angefügt haben;[133] und es könnte an diese Art von Rettung nur denken, wer einestheils die Schwierigkeiten einer Unternehmung unterschätzte, deren „Operationsbasis" dem halben Erdumfange gleichkäme; und wer anderentheils das Verhältniß vernachlässigte zwischen der Zusammenhangslosigkeit der unheilbar zerklüfteten und überlasteten Kräfte des Abendlandes und der imposant kompakten Einheitlichkeit des leistungsfähigen Fünfhundertmillionenreiches. Eine wirkliche und dauernde Abwehr Chinas könnte nur gelingen, wenn es mit seinen eigenen Waffen bekämpft würde, mit dem, was allein Chinas andauende Größe und Macht begründet hat: mit friedlicher Moralität.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Chinas Geschichte kennt weder Eroberungs-, noch Religionskriege, und sein Volk besitzt weder einen kriegerischen Mythus noch ein Heldenepos. (Th. Pavie in Revue des Deux Mondes. 1845. I. S. 166.)

[2] Buchner, Max: „Chinesen und Japaner" in „Beil. z. Allg. Ztg." 1896. Nr. 20. — Giles, Herbert A.: nach „Ausland" XLIX. 274.

[3] Gabelentz, Georg v. d.: „Confucius und seine Lehre" (Leipzig 1888). 2.

[4] Schäffle, Dr. A. E. Fr.: „Bau und Leben des sozialen Körpers ꝛc." I. (Tübingen 1875.) 213 f.

[5] Simon, G. Eugène, ancien Consul de France en Chine: „La famille chinoise", in „Nouvelle Revue" XXI (Paris 1883). 404. 405.

[6] Ebd. 410. 411.

[7] Biot, Edouard: „Mémoire sur la constitution politique au XII. Siècle avant notre ère", in „Mém. prés. p. div. savants à l'Acad. d. inscript. et belles lettres" Ire série t. II (Paris 1852). 26—28. 40.

[8] Dvořák, Dr. Rudolf: „Confucius und seine Lehre" (Münster i. W. 1895). 156. — Plath, Dr. J. H.: „Die häuslichen Verhältnisse der Chinesen" im Sitzungsb. d. k. bayr. Akad. d. Wissensch. 1862. III. 214. 247.

[9] Plath; 212. 214.

[10] Simon, G. Eugène: „La cité chinoise" (Paris 1891). 279. — Williamson, J.: „Auf Chinas Heerstraße" (Basel 1888). 46.

[11] Plath, Dr. J. H.: „Gesetz und Recht im alten China" in „Ausland" (1867). 610. — Tcheng-Ki-Tong, colonel, attaché militaire à l'Ambassade de Chine à Paris: „La Chine et les Chinois" in „Rev. des Deux Mondes", 3ième période, t. LXIII (15 Mai, 1 et 15 Juin 1884). 291.

[12] Simon, cité, 279.

[13] Tcheng-Ki-Tong, 292.

[14] Plath, Häusl. Verh. 227. — Williamson, 48.

[15] Simon, Famille, 406.

[16] Brandt, M. von: „Im Lande des Zopfes" (1894). 101.

[17] Simon, Famille, 405. — Plath, Häusl. Verh. 246. — Williamson 67. — Simon, cité, Abschnitt Quang-Ming-Che.

[18] Simon, Famille, 406.

[19] Ebd.

[20] Huc: „Das Chinesische Reich" (Leipzig 1856). II. 140. — Tcheng-Ki-Tong, 289—300.

[21] Ebd., 828.

[22] Simon, cité, 120.

[23] Williamson, 67, 68.

Digitized by Google

[24] Brandt, M. von: „Sittenbilder aus China" (Stuttgart 1895). 64. 65.

[25] Obrutschew, W.: „Aus China" (Leipzig 1896). I. 156.

[26] Brandt: Sittenb. 45.

[27] Simon, cité, 149. 150.

[28] Williamson, 50.

[29] Ebd.

[30] Gray, Rev. John Henry: „China, a history of the Laws, Manners and Customs of the people" bei Katscher, Leopold: „Bilder aus dem chinesischen Leben" (Leipzig und Heidelberg 1881). 61. NB. Rev. Gray hat während dreißig Jahren verschiedene Theile des Reiches bewohnt in vertrautem Umgange mit chinesischen Familien. — Simon: Famille, 413. — Brandt: Sittenbilder, 101.

[31] Ebd., 65. — Tcheng-Ki-Tong, 836.

[32] Roy, E. J.: „La Chine et la Cochinchine" (Lille et Paris 1877). 9. 10. — Simon: Famille, 382. 413.

[33] Tcheng-Ki-Tong, 303.

[34] Brandt: Sittenb., 64.

[35] Ebd., 61. 86. — Buchner, a. a. O. — Tcheng-Ki-Tong, 304. 841.

[36] Schüller, Dr. Ludwig: „Enquete über Wiener Frauenarbeit" in „Beil. z. Allg. Ztg." 1896, Nr. 165.

[37] Tcheng-Ki-Tong, 298.

[38] Ebd. — Für die finanzielle Spekulationsehe hat Schäffle (III. [Tübingen 1878] 41) den wissenschaftlich-technischen Ausdruck „Legalprostitution" eingeführt.

[39] Tcheng-Ki-Tong, 289. — Simon: Famille, 387—408.

[40] Putjäta, D. W., Generalstabsobrist: „Skizzen aus dem chinesischen Leben", in „Wojennij Sbornik", 1892, Heft VI. 413. — Tcheng-Ki-Tong, 300. — Simon: Famille, 407. 408.

[41] Simon: Famille, 408—412.

[42] Gray bei Katscher, 193.

[43] Tcheng-Ki-Tong, 291.

[44] Plath: Häusl. Verh., 216.

[45] Brandt: Land des Zopfes, 121.

[46] Simon: Famille, 413. 414.

[47] Barthélemy St. Hilaire: „Les livres sacrés de la chine" in „Journ. des Savants" (1894). 511. 512. — Dvořák, 109.

[48] Vergl. Dr. Wilhelm Haacke: „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale" (Jena 1895), passim, insbesondere 418 f. und 448 f.; auch Schäffle II, passim, insbesondere 485 f.

Digitized by Google

[49] Barthélemy St. Hilaire, 328. — Dvořák, 165. — Plath·Häusl. Verh., 241. 242.

[50] Huc, II. 36. 38. — Simon: Famille, 385. — Gabelentz, 15. — Hellwald, Friedrich von: „Kulturgeschichte rc." (Augsburg 1876). 152. — Plath: Gesetz und Recht, 611.

[51] Peschel, Oscar: „China und seine Kultur", in „Ausland" (1872). 313.

[52] Buchner, a. a. O.

[53] Brandt: Land des Zopfes, 7.

[54] Gray bei Katscher, V. VI.

[55] Hübner, Freiherr Alexander von: „Ein Spaziergang um die Welt", 3. Aufl. (Leipzig 1875). III. 18.

[56] Staunton, Sir George: „Die Reise der britischen Gesandtschaft unter Lord Macartney an den Kaiser von China" (Halle 1798). Diese dürftige Uebersetzung entbehrt der wissenschaftlichen und Kunstbeilagen des Originales, dessen prachtvolle Ausstattung sie nicht ahnen läßt.

[57] Wie z. B. der Belgier Paul Splingaert (bei Obrutschew, I. 179 f.), seines Zeichens ein Maurer, seit mehr als dreißig Jahren in China, anfangs als dienender Bruder einer Missionsanstalt, dann bei der deutschen Gesandtschaft, sodann als Reisedolmetscher von Richthofens, ferner als Baumwollenwaren-Agent das ganze Reich durchstreifend, endlich seit fünfzehn Jahren auf Li-Hung-Tchangs Verwendung Zollbeamter an der Nordwestgrenze u. s. w., Gemahl einer chinesischen Frau, die ihm ein Dutzend Kinder geschenkt hat.

[58] Simon: Famille, 379.

[59] Brandt: Land des Zopfes, 1, 11.

[60] Lindau, Rudolf: „China und Japan" (Berlin 1896). 145. — Hérisson, Graf Maurice de: „Tagebuch eines Dolmetschers in China" (Augsburg und Leipzig 1886). 56. — Gundlach, Kapitän Jobst von: „Die Vertragshäfen Chinas" in „Beil. z. Allg. Ztg." 1891, Nr. 269. — Hier wird eine, auch anderorts konstatirte Thatsache erwähnt, daß nämlich zur moralischen Infizirung dieser Hafenplätze auch Europa beiträgt; es hat sich hier ein, im Reichsinnern unbekanntes „Jung-China" aufgethan, welches kaukasische Mätressen unterhält u. s. w.

[61] Gabelentz, 15.

[62] Gray bei Katscher, 12.

[63] Buchner, a. a. O.

[64] Krebs, Wilhelm: „Der Koreakrieg" in Virch. u. Holtzend. Samml. gemeinverst. wiss. Vortr. N. F. X. Nr. 232 (Hamburg 1895). 19. 22. 25—27.

[65] Brandt: Land des Zopfes, 75. — „Ausland" XLIX. 356.

[66] Tcheng-Ki-Tong, 851.

Digitized by Google

[67] P. Amiot, in „Mémoires concernant l'histoire etc. des Chinois" IV. (Paris 1779). 295 f. Hier findet sich in der großen Abhandlung: „Doctrine sur la piété filiale" die ergreifende Erzählung von einem vornehmen christlichen Zensor, der durch heroisch-kindliches Verhalten seine alte Mutter zur Annahme der Taufe bewogen hat.

[68] „Die christliche Mission in China" (Korrespondenz vom Oktober 1892 aus Shanghai) in „Grenzboten" 1892. IV. 566.

[69] Gray bei Katscher, 364.

[70] „Die christliche Mission in China", 568.

[71] Simon, cité, 181.

[72] Simon: Famille. 389.

[73] Simon, cité, 183.

[74] Gray bei Katscher, 365. — Tcheng-Ki-Tong, 613, 614. — Hübner, III. 313.

[75] Simon, der als Konsul gute Gelegenheit zum Einblicke in diese Treibereien gehabt hat, weiß beispielsweise von einem Falle zu erzählen, in welchem ein Bischof, monseigneur Desflèches, es fertig brachte, über eine Million herauszuschlagen, wo er nur eine Entschädigung im Betrage von höchstens 200000 Fr. zu beanspruchen hatte. (Cité chinoise, S. 183.)

[76] Huc, II. 208.

[77] Gray bei Katscher, 56.

[78] Simon: Famille, 389. 390.

[79] „Globus" X. (Hildburghausen 1866): „Aus dem Haus- und Volksleben in China", S. 35.

[80] Tcheng-Ki-Tong, 827. 828.

[81] Simon: Famille, 389—393.

[82] „Die christliche Mission in China", 536.

[83] Ebd., 566—568.

[84] Putjäta, VII. 172.

[85] Huc, I. 91. 95. 97.

[86] Putjäta, VI. 412.

[87] Lindau, 210. 211.

[88] Peschel, 315. 316.

[89] Hirth, Dr. Friedr.: „Aufenthalt in der chinesischen Provinz Szechuen" in „Beil. z. Allg. Ztg.", 1896, Nr. 14.

[90] Plath, Dr. J. H.: „Religion und Kultus der alten Chinesen" (München 1862). 34. 35.

[91] Simon, cité, 174.

[92] Lindau, 208.

[93] Simon, cité, 92.

Digitized by Google

[94] Exner, A. H., vormaliger Delegirter der Deutschen Bank im deutschen Eisenbahnkonsortium in China: „China, Skizzen von Land und Leuten, mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse“ (Leipzig 1889). 90. 91.

[95] Cooper, T. T.: „Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien“ (Leipzig 1877). 116.

[96] Simon, cité, 182.

[97] Ebd., 183.

[98] Cooper, 117.

[99] Hübner, III. 80. 313—315.

[100] Hirth, a. a. O.

[101] Simon, cité, 172. 177. 181. 182.

[102] Huc, I. 204. — Obrutschew, II. 156. — Barthélemy St. Hilaire, 77. 78.

[103] Biot, 10.

[104] Huc, II. 30. 34. — Obrutschew, I. 6. — Bazin ainé: „Sur l'organisation intérieure des écoles chinoises“ in „Journal asiatique“, 3ième série, VIII. (Paris 1839). 34. 35.

[105] Gray bei Katscher, VI.

[106] Agricola, H.: „Der Steinkohlenreichthum der verschiedenen Länder und sein Einfluß auf den Wohlstand der Nationen“ in „Ausland“, XLIX, 761. — Obrutschew, I. 218.

[107] Buchner, a. a. O. — Brandt: Land des Zopfes, 129. 130. — Gundlach, a. a. O.

[108] Hübner, II. 245. 248. 353. 355.

[109] Buchner, a. a. O. — Hübner, II. 302. 373. 383.

[110] Gützlaff, Karl: „Das Leben des Tao-Kuang, verstorbenen Kaisers von China“ (Leipzig 1852). 49—51. — Huc, I. 208. — Hübner, III. 85.

[111] Ebd.

[112] De Mailla: „Histoire générale de la chine“, VIII. (Paris 1778), année 1085.

[113] Strauß, Louis, consul honoraire de Belgique: „La Chine, son histoire, ses ressources“ (Bruxelles et Paris 1874). 124.

[114] Exner, 51.

[115] Huc, II. 49. — Simon, cité, 146. — Brandt: Land des Zopfes, 55.

[116] Ebd., 58. 117. — Hübner, III. 83. 103. — Simon, cité, 192. 267.

[117] Brandt: Land des Zopfes, 1. 11.

Digitized by Google

[118] „Ausland", XLIX. 274. — Exner, 59. — Giles, 274. — Wie im Abendlande Morphiophagen nur in den höheren Gesellschaftsschichten vorkommen, so geben sich auch in China nur reiche Leute dem sehr kostspieligen Laster des Opiumrauchens hin, welches zudem weniger verbreitet ist, als gefabelt wird.

[119] Simon: Famille, 377.

[120] Simon, cité, 358.

[121] Exner, 47. 48. — Graf Kleczkowski in „Ausland", XLIX. 763.

[122] Exner, 49.

[123] Brandt: Land des Zopfes, 129. 130.

[124] Ratzel, Friedr.: „Die chinesische Auswanderung" in „Ausland", XLIX, 805. — Strauß, 110.

[125] Richthofen, Freiherr Ferdinand von: „China", II. (Berlin 1882). 484. — Ratzel, 803. — Hübner, III. 15. 44.

[126] Ratzel, 804.

[127] Buchner, a. a. O.

[128] Brandt: Land des Zopfes, 129. 130. — Simon, cité, 121—126. — Kleczkowski, a. a. O.

[129] Gray bei Katscher, VII.

[130] Metzger, Emil: „Der Zukunftskampf der weißen und gelben Rasse", in Virch. u. Holtzend. Samml. gemeinverst. wiss. Vortr. N. F. IX Nr. 194, S. 6. — Agricola, II. a. a. O., am Schluß des Artikels. — Buchner, a. a. O. — Richthofen, a. a. O. — Putjäta, VII. 171. 172. — Simon, cité, 85.

[131] Estournelles, le baron d': „Le péril prochain" in „Rev. d. Deux Mondes", 1896, 15. April.

[132] Barthélemy St. Hilaire, 510.

[133] Simon, cité, 292. 293.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Digitized by Google

Die westöstlichen Kontraste.

Von

H. von Samson-Himmelstjerna.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE
JUN 18 1897
LIBRARY
Heinot fund

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 268.

Homer und die Sibylle
in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte.

Von

Victor Kaiser.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber Litteratur, Kunst und Musik.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21 Mark.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10)	ℳ 1.60
Alberti, Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur und die Grenzen seiner Berechtigung. (N. F. 52)	1.—
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155)	—.80
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205)	1.—
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215)	1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? [G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.] (173)	1.20
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschnitten. (245/246)	2.—
Genée, Das deutsche Theater und die Reformfrage. (99)	1.—
Hagen, Ueber litterarische Fälschungen. (N. F. 60/61)	1.60
v. Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. (136/137)	1.60
Jansen, Deutsche Schlachtendenkmäler, wie sie sind und wie sie sein sollen. (N. F. 50/51)	1.60
Kalischer, Musik und Moral. (N. F. 30/31)	2.—
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10)	1.—
Michel, Lessing und die heutigen Schauspieler. (N. F. 34)	1.40
Minckwitz, Die Entwickelung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. (203)	1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82)	1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177)	1.—
Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. N. F. 88/89	1.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen" erschienenen Hefte.

by Google

Homer und die Sibylle
in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte.

Von

Victor Kaiser.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JUN 18 1897
LIBRARY

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Das zweite Hauptbild in Wilhelm Kaulbachs Cyklus der Weltgeschichte — wir nennen es Homer und die Sibylle — ist die freieste, wenn auch nicht die einwandfreieste, Schöpfung seiner dichtenden Phantasie; die typenbildende Idealität des Künstlers spottet der Schranke von Zeit und Raum, der äußeren Natur und der äußeren Geschichte. Die Koryphäen der hellenischen Bildung, welche die Hauptgruppe in demselben Gefühle der Bewunderung für die homerische Dichtung vereinigt, sind mehr als ein halbes Jahrtausend voneinander getrennt, und mit den Liedern der Ilias, die der Altmeister Homer den Joniern in Kleinasien tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung sang, entzückt er jetzt, in den Gewässern von Salamis erscheinend, noch den Aristophanes, der bis zum Untergang der athenischen Redefreiheit die Bühne beherrschte. Auch nach den kausalen Bedingungen der Erfahrung dürfen wir nicht fragen, wenn wir sehen, wie die kymerische Sibylle vom jenseitigen Ufer des ägäischen Meeres den ionischen Sänger an die Küste von Kynosura herangerudert hat, und zwar auf einem Nachen, womit sie kaum von Sunion her See halten konnte. Allein nicht ein einzelnes Ereigniß der äußeren Geschichte in seiner natürlichen und chronologischen Wirklichkeit will der Künstler zur Anschauung bringen, sondern die vernünftige Entwickelung des Menschengeistes in der Weltgeschichte, und hier zunächst die ideale Schönheit des klassischen

Alterthums, welche der Idealität seines eigenen künstlerischen Standpunktes entspricht.

Kaulbach spart gerade hier nicht seine Ausfälle gegen den ästhetischen Naturalismus unserer Zeit und steigert den ironischen Grundton in dem entsprechenden Theil des Arabeskenfrieses zur einschneidenden Satire. Wenn die Alten von Zeuxis erzählten, sein Pinsel habe so naturgetreu Aehren und Trauben auf die Tafel gezaubert, daß die gefräßigen Vögel herbeigelockt worden, so fügt Kaulbach übertreibend hinzu, ein englischer Windhund habe sogar die nassen Farben von der Palette abgeleckt, um alle die potentiellen Leckerbissen, die der Maler damit anschaulich darstellen könnte, materiell an der Quelle zu genießen. Neben Zeuxis folgt der kleine Architekt weder dem Vorbilde der Nester bauenden Vögel noch dem Höhlen bauenden Dachs, so geschäftig auch dieser sich ihm als Lehrmeister aufdringen will, sondern aus der künstlerischen Idee von dem ebenmäßigen Verhältniß tragender Glieder zur lastenden Masse entwirft er bereits das rohe Muster eines dorischen Tempels, in dessen vollendete Nachbilder einst die edelsten Göttergestalten des Olymp einziehen werden. Ferner, so unvollkommen auch noch das Instrument ist, das der kleine Musiker aus rohem Stoff, aus dem Rückenschild eines Chelidoniers und drei Stäben zusammenfügt, es ist doch bereits eine apollinische Kithara, die seinem Geiste vorschwebt. Und wird er den Drang seines Innern in Tönen aushauchen, dann wird sein Lied menschliche Kunst sein und nicht der wilde Naturtrieb des an die Arabeske gelehnten Satyrs.

I.

So frei auch Kaulbach in der Mittelgruppe und im Fries mit Zeit und Ort gespielt hat, so ist doch dem Gemälde, wie allen anderen Hauptbildern, eine bestimmte Begebenheit zu Grunde gelegt und ihr Schauplatz und sogar der Tag und die

Digitized by Google

Tageszeit künstlerisch bezeichnet, nämlich der Abend des 19. Boëdromions oder des 20. September 480 v. Chr., d. h. die Siegesfeier nach der Schlacht bei Salamis. Der Schauplatz des Gemäldes ist die schmale Landzunge Kynosura, die östliche Spitze der Felseninsel Salamis; sie durchschneidet quer den Mittelgrund des Bildes, vorn bespült von den Wogen des saronischen Meerbusens, am hinteren Ufer vom schmalen Sunde von Salamis, auf dem gegenüberliegenden Gestade erhebt sich, den Sund beherrschend, eine niedere Terrasse des Berges Aigaleos und darüber im fernen Hintergrunde die Spitze des Gebirges. Auf diesem Bergvorsprung ließ vor der Schlacht der Perserkönig Xerxes voll eitler Siegeszuversicht seinen silberfüßigen Thron aufrichten, um seine Augen am Untergang der griechischen Freiheit zu weiden. In dieser Meerenge von Salamis triumphirte aber sodann die dreimal schwächere Griechenflotte über das despotische Gelüste des Großherrn von Susa. Auf diesem Vorgebirge Kynosura endlich errichtete Themistokles das Siegesdenkmal oder Tropäon zu Ehren der siegverleihenden Götter. Während die Oertlichkeiten, an welche sich diese drei Begebenheiten knüpfen, in den landschaftlichen Theilen des Bildes deutlich zu erkennen sind, wird die Erinnerung an die beiden ersten Momente durch den Orakelspruch Apollons erweckt, dessen Anfangsverse der alte Wahrsager Bakis im Vorgrunde links auf den Felsen schreibt[1] und welchen der Geschichtsschreiber Herodot als eine unzweideutige Hinweisung auf die Niederlage der Perser bei Salamis betrachtet und überliefert hat.

„Aber wann sie (die Perser) dereinst der Artemis heilige Küste
Rings mit Schiffen bedeckt und den Strand des Meers Kynosura,
Rasender Hoffnung voll, weil Athenas Stadt sie zerstöret:
Dann trifft Rache den Sohn der Hybris, jenen gewalt'gen
Jüngling, welcher mit Ruhm den Erdkreis denket zu füllen.
Denn Erz schläget an Erz, und purpurn färbet die Meerfluth
Ares mit Blut. Da führet den Tag, der Hellas befreiet,
Kronos' waltender Sohn herauf und die göttliche Nike."

Der Abend nach der Schlacht von Salamis wird symbolisch bezeichnet durch das hinter Bakis am Boden liegende Schwert und den darüber gelegten Thyrsosstab, der dem Dionysos geweiht und mit Rebengewinde festlich geschmückt ist. Am Abend des Schlachttages begann nämlich in Athen der Jakchostag oder das Bacchusfest, wo das Bild des Dionysos in feierlichem Zuge nach Eleusis getragen ward.

Ist auf diese Weise die Schlacht von Salamis im Bilde nur angedeutet, so wird dagegen der dritte Moment, die Siegesfeier, in sinnlicher Lebendigkeit ausgeführt und wie ein abschließender Rahmen oder Kranz über die Hauptgruppe des Gemäldes gelegt. Das Tropäon, welches Themistokles auf Kynosura errichtete, war im Sinne der Alten nicht so fast ein Denkmal menschlicher Willenskraft und Einsicht, als ein Zeichen des Dankes, den die Hellenen den Göttern zollten. Nach dem frommen Glauben des Aeschylos und Herodot ist der wunderbare Erfolg der griechischen Waffen ein Sieg der hellenischen Götter über die Hybris oder den Frevelmuth des Barbarenkönigs. Das Tropäon ist also ein Ehrenmal der siegspendenden Götter, welche deshalb die Tropäen genannt werden. Sie versammeln sich daher rechts im Hintergrund über dem rauchenden Opferaltar und genießen den aufsteigenden Duft der Siegeshekatombe, während die Freiheitskämpfer von Salamis in heiterer Festversammlung um den Altar tanzen und jubeln. Wie nach einem heißen Gewittertage spannt die Abendsonne das Symbol des Friedens, den Regenbogen, über das freie Land und Meer von Attika aus, und hinüber schweben die Gottheiten der Kunst und edeln Geistesbildung, Apollon und die Musen, die Grazien und Eros, sie ergreifen Besitz von den prächtigen Tempeln, die das dankbare Volk von Athen als Wohnungen der Götter gestaltet und ausschmückt. Staunend blicken die Bauleute und Maler von den Gerüsten empor und begrüßen

Digitized by Google

die erhabenen Ankömmlinge. Auf dem Fels, vor welchem der Chresmolog Bakis gekauert ist, schaut Phidias die Göttererscheinung oder Theophanie mit dem begeisterten Auge des Künstlers, der die wundervolle Gabe besitzt, mit dem göttlichen Leben, das er innerlich schaut, den Marmor zu beseelen. In schöner Linie wölbt sich dieser Figurenkranz über die salaminische Landschaft gleich dem Regenbogen, der ihn zu stützen scheint, an den entlegenen Enden des Bogens vereinigt die tanzenden Krieger und die staunenden Künstler dasselbe ehrfurchtsvolle Gefühl, womit sie Augen und Hände emporrichten, und von oben neigen sich die siegverleihenden Götter huldvoll zu den Sterblichen herab. Schön und sinnvoll schließt sich dieser Rahmen siegfeiernder Götter und Menschen in sich selbst zum Siegeskranze von Salamis zusammen.

Wie verknüpft er sich aber mit der Mittelgruppe des Bildes, die äußerlich von ihm umspannt wird, jedoch davon unabhängig ihren Mittelpunkt in dem Sänger Homer hat? Im Zuhörerkreise sitzt voran der siegreiche Feldherr, neben ihm liegt das Symbol der salaminischen Schlacht, das Schwert mit dem Thyrsosstab, und mit dem Abzeichen des Jakchosfestes hat er den Weinkrug und die Schale geschmückt. Den Siegeskranz hat ihm also das Schwert von Salamis erworben, und wir haben in ihm zunächst den Sieger von Salamis, Themistokles, zu erkennen, der, die Weiheschale in der Linken haltend, bereits den siegverleihenden Göttern die Spende dargebracht hat. Da er jedoch im Geiste des Künstlers eine typische Gestalt ist, dürfen wir deren Bedeutung erweitern und noch an andere Feldherren und Staatsmänner Athens, besonders an den Repräsentanten der politischen und künstlerischen Blüthe Griechenlands, an Perikles denken. Auch ihm schließen sich hier, wie in der oberen Abtheilung des Bildes den um den Altar tanzenden Kriegern Künstler und Dichter in der begeisterten Theilnahme für den-

Digitized by Google

selben Gegenstand an. Im Halbkreis, der sich vor dem epischen Sänger schließt, sitzen voran die großen dramatischen Dichter des perikleischen Zeitalters, die Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides, der Komiker Aristophanes und die lyrischen Dichter Anakreon und Pindar. Hinter diesen stehen der Erbauer der Propyläen Mnesikles und der Gesetzgeber Solon. Seitwärts hinter Aeschylos sitzt der grämliche Hesiod, der Helotendichter, wie die Spartiaten ihn nannten, und neben ihm drängt sich der attische Demos herbei, Hirten, Jäger, Krieger, sogar der Satyr lauscht mit lüsternem Behagen. Aller Augen richten sich hier ebenso auf den die Kithara spielenden Homer, wie dort Apollon Kitharödos als Herr und Führer der Musen der Mittelpunkt des über das Ganze sich wölbenden Figurenkranzes ist. Die Richtung endlich, welche die beiden Hauptgestalten verfolgen, ist hier wie dort dieselbe: sie geht von der Rechten zur Linken, oder gemäß dem geographischen Anhaltspunkte, den uns die Insel und Umgebung von Salamis darbietet, ist sie die Richtung von Osten nach Westen.

Allein je mehr der Parallelismus zwischen dem obern und untern Haupttheil des Gemäldes in die Augen springt, desto unabweislicher ist die Frage nach dem Zusammenhang der Mittelgruppe mit der salaminischen Siegesfeier. An eine reale Beziehung zu denken, erlaubt die Art, wie die drei großen Tragiker dargestellt sind, ebensowenig als das Erscheinen des um ein halbes Jahrtausend älteren Homer; denn Aeschylos war am Morgen des Schlachttages unter den kämpfenden Männern, Sophokles abends in den Reihen der tanzenden Jünglinge und Euripides wurde an diesem Tage geboren. Eine ideale Siegesfeier ist es also, welche die historischen Schranken von sechsthalbhundert Jahren durchbrechend, die Blüthe Griechenlands auf Kynosura versammelt, und was sie feiert, ist nicht die einzelne Begebenheit, der Seesieg von Salamis, sondern die

Digitized by Google

ideale Quelle, aus welcher diese und jede andere Großthat des Griechenvolkes entsprang. Darum sehen wir das stolze Siegeszeichen nicht allein auf der Stirn des Siegers von Salamis und nicht auf dem Haupte des Freiheitskämpfers, sondern des Dichters Aeschylos, und neben ihm trägt denselben Schmuck sein siegreicher Genosse in den Wettkämpfen der tragischen Kunst, Sophokles und vor ihm Homer und die Sibylle. Ueber ihnen im Kreis der siegverleihenden Götter glänzt es auf der Stirn und in der Hand der Musen, und das Gewand des voranschreitenden Gottes selbst ist mit dem Lorbeerschmuck bedeckt. Der apollinische Lorbeer ist also das erhabene Siegeszeichen, das die Götter- und Menschenwelt vereint und im Kampf und Frieden alles hellenische Leben schmückt.

Was bedeutet dieser national-hellenische Schmuck, der apollinische Lorbeer? Nur dem freien Mann winkte der Siegespreis in den gymnischen Wettkämpfen von Delphi und Olympia, vom Isthmus und Nemea, und ebenso in den musischen Wettkämpfen der dramatischen Dichter an den Dionysosfesten Athens. Nur der Freie war berufen zur nationalen Erziehung in den Musenkünsten und der Gymnastik, und von da her trug er den Ehrennamen der Schöne-Gute, Kalokagathos. Das Wort Kalokagathie bezeichnet im Volksbewußtsein der Griechen den Anstand und die Würde in der äußern Erscheinung, in Gang und Haltung, Geberde und Gewandung. Die platonische Philosophie bemächtigte sich aber auch hierin der nationalhellenischen Sprachform und Anschauung, vertiefte sie jedoch und verinnerlichte sie. Die Ideen des Schönen und Edeln läuterte sie von den Schlacken gemeiner Antriebe, der sinnlichen Lust und berechnenden Klugheit und erkannte darin die reine Quelle alles Werthes und aller persönlichen Würde, zugleich erfaßte sie die innere Uebereinstimmung und Verwandtschaft der beiden Ideen des Schönen und des Guten, wie sie die griechische Sprache in dem

Digitized by Google

Wortganzen Kalokagathie ausgedrückt, und Goethe dieses mit dem entsprechenden Wortganzen: das Schöne-Gute übersetzt hat. Was im nationalen Bewußtsein die äußerliche Würde des freien Hellenen bedeutete, verwandelte sich im philosophischen Geiste Platons in den Begriff der innern Freiheit und Menschenwürde ebenso, wie das nationalhellenische Ideal persönlicher Würde, die Sophrosyne, in der platonischen Tugendlehre wissenschaftlich verarbeitet worden ist, weßhalb hier wie dort Platon als der echt hellenische Nationalphilosoph sich erweist. Auch der nüchterne Aristoteles[2] folgt den Spuren seines großen Lehrers, wenn er der Megalopsychie oder Hochsinnigkeit, mit welchem Namen er die platonische Kalokagathie bezeichnet, die Kraft beilegt, edel und freigesinnte Jünglinge zur Tugend heranzuziehen und einen wohlgebildeten und wahrhaft das Schöne liebenden Geist von ihr ganz zu beseelen. Der großen Masse der Menschen hingegen spricht er die Empfänglichkeit für das Ideal der Kalokagathie ab, weil sie das Schöne nicht um seiner selbst willen liebt und übt, sondern sich durch Reichthum und Herrschaft bestechen läßt, und nicht durch die Scheu vor dem Häßlichen, sondern nur durch die Furcht vor Strafen vom Schlechten zurückgehalten wird. Denn, sagt Aristoteles, da sie nur nach materiellen Eindrücken lebt, strebt sie nur nach materiellen Genüssen und flieht die ihnen entgegengesetzten Schmerzempfindungen; für das Schöne aber und für das Edle und wahrhaft Wohlgefällige hat die große Masse der Menschen gar kein Verständniß, da sie es nie gekostet haben.

Die Idee des Schönen-Guten als der sittlichen Unabhängigkeit des Wissens und Wollens von dem Eigennutz des materiellen Interesses oder der gemeinen Jagd nach Genuß und Gewinn ist von der griechischen Philosophie im reinen Elemente des begriffsmäßigen Denkens gewonnen und mit dem Stempel wissenschaftlicher Wahrheit, der Allgemeingültigkeit und Noth-

Digitized by Google

wendigkeit der Erkenntniß geprägt worden. Aber in der Dichtung und im Volksbewußtsein der Griechen schließt sich die reine Idee der Kalokagathie an die Religion an, und zwar an den apollinischen Lorbeer und das apollinische Gottesideal. Apollon verleiht sie den Sterblichen, wenn sie im edlen Wetteifer, sei es in gymnischen oder musischen Kämpfen, nach dem Siegeskranze streben; daher Pindar zum Preise eines Siegers in den pythischen Festspielen singt: Apollon gab den Sterblichen die Kithara, er legt mit der musischen Kraft innern Frieden und gesetzliche Ordnung in die Brust seiner Lieblinge. Im reichen Farbenschmuck der Poesie schildert Alkäos[3] jene gesunde Lebenslust der platonischen Kalokagathie[4] als die Frühlingswonne, die der Gott der Dichtung in die leblose wie in die belebte Natur ausgießt, und zugleich die sittliche Mission, die er aus der Hand des höchsten Gottes empfing, um der vernünftigen Menschenwelt das Natur- und Sittengesetz zu offenbaren und die Gerechtigkeit auf Erden zu verbreiten: Mit goldener Mitra und Kithara geschmückt wurde von Vater Zeus der auf dem Felseneiland Delos geborene Gott im von Schwänen gezogenen Wagen nach Delphi entsandt, um Recht und Gesetz den Hellenen zu verkünden; und wenn er alljährlich im Frühling mit seinen Schwänen aus dem seligen Nordland der Hyperboreer wiederkehrt, dann strahlt die Natur von der Freude an Sonnenlicht und Wärme, es klingt die Kithara überall auf der Fahrt des Gottes, es singen die Nachtigallen, die Schwalben, die Cikaden, alle nicht ihr eigenes Lied, sondern die Lieder des Gottes, und auch die Flüsse empfinden seine Nähe und die Kastalia quillt mit silberner Strömung, und der Kephissos rauscht mit höhern Wogen.

Die Verschwisterung des Schönen und Guten, die Kalokagathie ist der Schmuck des gesamten hellenischen Lebens bei den Dichtern und Denkern, in der Götter- und Menschenwelt,

sogar in der Natur, im Himmel und auf Erden, und ihr sichtbares Zeichen ist der apollinische Lorbeer, der in Kaulbachs Bild von der Blüthe Griechenlands beide Haupttheile zu einem übereinstimmenden Ganzen verknüpft.

II.

Den Prototyp der hellenischen Kalokagathie haben wir bereits im ersten Hauptbilde des Cyklus,[5] in der Völkerscheidung unter den Japhetiten kennen gelernt als Apollino oder jugendlichen Apollon. Das Pferd des germanischen Geleitsherrn an der Mähne fassend und im Wettlauf mit ihm von Babel fliehend, ist er der unbekleidete, gymnastisch gebildete Ephebe Apollon, mit dessen Standbildern die Ringschulen geschmückt wurden, und mit Pfeil und Bogen bewehrt, ist er der ferntreffende Apollon. Durch seinen Abscheu gegen die hamitische Knechtesgesinnung kennzeichnet er die apollinische Kalokagathie als das Freie und Sieghafte im Kampfe mit dem Gemeinen und Häßlichen und gleicht dem Apollon Kallinikos, den die berühmte Statue im Vatikan darstellt. Im Gegensatz zu dem patriarchalischen Gottvertrauen der Semitengruppe vertritt er das reinmenschliche Vernunftstreben und den reingeschichtlichen Charakter der hellenischen Kultur. Wie sein älterer Bruder, der germanische Geleitsherr kehrt er der zertrümmerten Gewaltherrschaft Nimrods den Rücken und nach Westen vorwärtsstrebend, betritt er die Rennbahn des geschichtlichen Fortschritts, von dem freudigen Muthe beseelt, der nach dem Urtheil des größten unter den griechischen Geschichtsschreibern die Bedingung der Freiheit und des Glückes ist. Andere Völker derselben indogermanischen Rasse wenden sich in anderer Richtung nach der Tiefe des Bildes, auf Kameelen reitend ziehen sie ostwärts, wie die Perser und Hindus nach Iran und ins Stromgebiet des Indus und Ganges. Je näher sie aber, sei es nach Westen oder Osten, bei den

Trümmern des Babelthurmes als dem mythischen Stammsitze des orientalischen Despotismus zurückbleiben und dort ihre Heimath finden, wie die Assyrer im Westen, die Perser im Osten von Babylon, um so stärker erwacht in ihnen der alte Geist Nimrods und treibt ihre großen Eroberer Nebukadnezar und den Achämeniden Cyrus, mit dem Schwert und roher Gewalt die Menschen zu knechten und in kolossalen Weltreichen das eigenartige Streben der Völker zu ersticken.

Am weitesten von Babel hinweg eilt das apollinische Volk der Hellenen, vereint mit den geistesverwandten Germanen gelangt es an die westlichen Grenzen des Welttheils. Hier trennen sich ihre Wege: während die Germanen nach dem Nordwesten Europas sich wenden und ihrem geschichtlich vorwärts strebenden Muthe der Alpenwall keine Grenzen setzt, bleiben die Griechen in Kleinasien zurück und gründen auf der Küste und den Inseln des ägäischen Meeres ihre Heimath. Die Inselkette der Cykladen ist die Brücke, auf welcher das apollinische Volk das letzte Ziel seiner Wanderung von Osten nach Westen erreicht, und die zahlreichen Kultstätten des Apollon, die es überall auf den Küsten Kleinasiens und den Inseln des Archipels errichtet, zusammengenommen mit dem hohen Alter ihrer Traditionen, bezeichnen uns den Weg und die Richtung seines Fortschreitens von Lycien und der Westküste Kleinasiens nebst der Insel Kreta nach dem Mittelpunkte des jonischen Apollodienstes inmitten der Cykladen, nach Delos, dann nach Athen und Euböa, ferner nach der national-hellenischen Orakelstätte des Apollon, nach Delphi, bis endlich die apollinische Bewegung, von da sich über Böotien nach Thessalien wendend, in den Lorbeerhainen des schönen Tempethales nicht ihren Ausgangspunkt, sondern ihr nördliches Endziel erreicht.

Diese vorzugsweise von Osten nach Westen gehende Verbreitung des Apollokultes war das Band, welches die viel-

Digitized by Google

gestaltigen Landschaften und die eigenartigen Stämme und Städte Griechenlands umschlang und besonders in dem Insel- und Küstenreich des ägäischen Meeres das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit erzeugte. Es war stark genug, um an den Hauptpunkten jenes Weges, in Delos und Delphi, unter dem Schutze des Gottes religiös-humane Bundesanstalten, seien es temporäre Festversammlungen, Panegyris, oder geschlossene Eidgenossenschaften, Amphiktionien hervorzurufen, welche durch gemeinsame Freude an den apollinischen Kampfspielen und gemeinsame Verehrung des menschenfreundlichen Gottes die räumlich getrennten und oft feindlich gesinnten Völkerschaften vereinigten und zum Ideal des apollinischen Lebens heranbildeten. Denn die Erziehungsmittel des apollinischen Volkes, musische und gymnische Wettkämpfe erwähnt schon der älteste unter den homerischen Hymnen an einer von Thukydides angeführten Stelle[6] und verbindet sie mit den attisch-ionischen Festversammlungen, den uralten Panegyris auf dem Felseneilande Delos das nach der Sage im Meere herumgetrieben ward, bis es inmitten der Cykladen mit ragenden Säulen im Meeresgrunde befestigt ward, um dem Allsieger Apollon als Geburtsstätte zu dienen.

„Aber an Delos erfreut dein Herz sich, o Phöbos Apollon!
Dort wo festlich vereint die Joner im langen Gewande
Mit den Kindern zugleich und züchtigen Frauen erscheinen,
Ehren mit Faustkampf dich, mit heiterem Tanz und Gesange
Nach der Väter Gebrauch, wenn angeordnet das Festspiel.“

Der geistige Mittelpunkt Griechenlands, Athen verdankte seine Größe nach innen und außen der apollinischen Grundlage seiner Staatsordnung und der Saat jener gemeinsamen Gesittung und Bildung, welche das apollinische Volk in Kleinasien und auf seinem Entwickelungsgang über den Archipel bis ins Herz Griechenlands ausstreute. An der Spitze einer ionischen

Digitized by Google

Wanderung kam Jon, der Sohn des Apollon-Xuthos aus Kleinasien nach Attika und gründete den Staatskultus des „väterlichen Apollon“ (Patroos). An seinen Namen knüpft die Sage die älteste Bürgereintheilung in die vier ionischen Stämme. Die staatenbildende Kraft des Apollon Amphiktion bewährte sich, als der attische Heros Theseus die zwölf zerstreuten Gemeinden Attikas zu einem Staate vereinigte. Die Athener betrachteten deshalb Theseus als den Urheber der athenischen Demokratie, und mit apollinischen Festspielen feierten sie alljährlich als seine That die Gründung von Gesamtathen am Feste der Panathenäen. Mit dem apollinischen Lorbeerkranze geschmückt erscheint das Bild des Theseus im unteren Theil des Arabeskenpilasters, der die zweite Hauptfigur, den athenischen Gesetzgeber Solon mit dem zweiten Hauptbilde verbindet, und oben strahlt als Lichtgott der ionische Apollon Patroos nebst der ebenfalls ionischen Artemis von Ephesos.

In den Gestalten des Jon und Theseus war die apollinische Kraft der Staatenbildung noch in das Gewand des Götter- und Heldenmythos gehüllt, aber mit Solon tritt sie in das volle Licht des geschichtlichen Bewußtseins und Lebens. In dem Staate des Theseus bestanden die vier ionischen Stämme aus einer geschlossenen Anzahl von Geschlechtern, die sich durch den Namen „Wohlgeborene“ oder Eupatriden von den freigeborenen Landleuten und Handwerkern unterschieden, nun aber berief sich Solon auf den Staatskultus des Apollon, der mit der ionischen Stammeseintheilung auch von sämtlichen Geschlechtern anerkannt worden war, und daraus leitete er das gleiche Recht der staatsbürgerlichen Freiheit für alle freigeborenen Athener wie für die edelgeborenen Geschlechter ab. So wurde Solon der Gründer der athenischen Demokratie nicht bloß in politischen, sondern im weitesten Sinne des Wortes. Das freie Prüfen und Erforschen des Bestehenden und das vernünftige Erwägen

Digitized by Google

des Zweckmäßigen und Würdigen ist das Motiv, das der Künstler in der Hauptfigur des Solon versinnlicht und durch den Gegensatz zum Propheten von Sinai ins Licht setzt. Die typische Gestalt Solons bezeichnet auf allen Gebieten des Kulturlebens eben so sehr den vorwärtsstrebenden Geist des apollinischen Volkes, wie die Stabilität der jüdischen Theokratie durch die mosaische Autorität der göttlichen Gebote bedingt wird. Der solonische Knabe ist der typische Repräsentant der athenischen Jugend, für welche der weise Solon liebevoll sorgt, um sie zu dem apollinischen Ideal der Kalokagathie zu erziehen und das Werk des Jon und Theseus oder die apollinische Entwickelung des attischen Staates zu krönen. Für sie hat er die Fesseln des Herkommens und der drakonischen Satzungen gesprengt, um ein Reich der vernünftigen Freiheit und edler Menschlichkeit zu stiften. Mit dem Blumenkranz geschmückt und gymnastisch geübt verräth der wißbegierige Knabe die reiche Empfänglichkeit für die liebevolle Sorge, die der Gesetzgeber ihm widmet, den vorwärtsstrebenden Geist der Forschung, die edle Freude am Schönen und am frischen, muthigen Thun. Er ist zugleich das Abbild jenes portotypischen Apollino in der Japhetitengruppe und ein hoffnungsreiches Ziel jenes Entwickelungsganges, der das apollinische Volk aus dem fernen Orient nach Attika führte. Allein sein höchstes Ziel, der einfache Kranz vom unfruchtbaren Lorbeerbaum als das Zeichen der uneigenützigen Hingebung für das Vaterland glänzt noch nicht auf dem Haupte des weisen Solon und des solonischen Knaben, sondern erst in der ähnlichen Gruppe des Hauptbildes auf der Stirn des Siegers von Salamis, Themistokles.

Eine neue Nimrodherrschaft war im fernen Osten in dem Achämeniden-Reiche des Xerxes entstanden, und wiederum folgten Semiten, Hamiten und Arier der Laune eines orientalischen Gewaltherrn. Auf seinen Wink wälzten sich jetzt die ungeheuren

Digitized by Google

Heeresmassen Großasiens und Afrikas nach dem Hellespont, um die Freiheit zu vernichten, welche das apollinische Volk, auf demselben Wege ehedem von Babel fliehend, auf den schönen Küsten des ägäischen Meeres gegründet hatte. Vom Indus und den Abhängen des Hindukusch bis Kleinasien, von den hamitischen Aethiopiern im oberen Nilthal bis zu den wilden Stämmen des Kaukasus, von den semitischen Seefahrern am libyschen und syrischen Strande bis zum Pontus sammelten sich an der alten Völkerscheide zwischen Europa und Asien nach den Angaben Herodots 800000 streitbare Männer und drei- bis viertausend Schiffe. Auf seinem Marmorsessel auf Abydos sitzend, genoß der persische Großkönig das Schauspiel der maßlosen Entfaltung seiner Macht, indem er den Scheingefechten seiner Flotte und dem Uebergang seines Landheeres zuschaute, welches nach Sklavenart mit Peitschenhieben über die Schiffsbrücke getrieben ward. Allein kaum hatten die Perser den Boden von Hellas betreten, als die Ahnuug von der Würde und Macht des apollinischen Volksgeistes und von dem Schicksal, welches dieses ihnen bei Salamis bereitete, die Führer im Gefolge des Großherrn ergriff. Als sie hörten, daß während des Anrückens der furchbaren Land- und Seemacht der Perser die Griechen ihre olympischen Spiele feierten, und daß sie nicht um schnöden Geldgewinn, weder um Lohn noch aus sklavischer Furcht vor Bestrafung kämpften, wie die Barbaren, sondern um den Olivenkranz, da erschracken sie, wie Herodot erzählt, und der Achämenidenprinz Tritantächmes rief bewundernd und besorgt aus: Welche Helden werden in der Feldschlacht diese Männer sein, da sie in den Festspielen nicht um Lohn kämpfen, sondern um der Tüchtigkeit und Tugend willen. Die höchste Blüthe dieser uneigennützigen Gesinnung, der Aufopferung des Privatinteresses für das Gesamtwohl ist die Schlacht von Salamis. Die größten Opfer, die ein Grieche darbringen konnte, verlangte von den Athenern,

auf ihre vernünftige Einsicht bauend, der Sieger von Salamis: das Liebste, den heimischen Herd und die heiligen Stätten der Gottesverehrung, die Vaterstadt und die Tempel mußten sie vor der Schlacht aus freier Entschließung verlassen und der Zerstörungswuth der Barbaren preisgeben; denn „von den hölzernen Mauern aus", wie der Orakelspruch des Apollon lautete, d. h. auf den Schiffen sollten sie sich vertheidigen und durch ihre Seetüchtigkeit die Feinde überwinden. Nicht durch blinde Gewalt und nicht durch materiellen Lohn und körperliche Strafen, wie der Nimrodherrscher von Susa zu siegen gehofft hatte, sondern durch intellektuelle und sittliche Ueberlegenheit oder durch die Macht des apollinischen Geistes siegten die Hellenen bei Salamis über die maßlose äußere Gewalt der Barbaren.

III.

Die geistige und sittliche Blüthe Griechenlands versammelt der Künstler zur idealen Siegesfeier auf Kynosura, d. h. zum Preise der apollinischen Kalokagathie. Die hellenischen Götter nahen der freien Erde Attikas und den herrlichen Götterwohnungen, den Tempeln, welche die Athener in der vollendeten Blüthe ihrer Kunst wiederaufbauen. Von Osten kommen sie über das ägäische Meer, das jetzt wieder stolz die Griechen „dies unser Meer" nennen dürfen. Voran schreitet Phöbos Apollon im langen, schleppenden Gewande der Jonier, das Haupt von strahlendem Glanz umflossen, in der Hand ruht die Kithara, mit deren harmonischen Klängen er den inneren Frieden und die wahre Schönheit des Lebens um sich verbreitet. Ihm folgen zunächst die edelsten Gestalten unter den Musen, voran im verhüllenden Gewande die ernste Polyhymnia, die mythenbildende Muse nicht bloß der höheren Lyrik, sondern auch die philosophische Muse Platons.[7] Den einsamen Fels, auf welchen gelehnt sie in den schönsten Werken der griechischen Kunst dar-

Digitized by Google

gestellt ist, hat sie verlassen und den schlichten Windenkranz abgelegt, um mit dem stolzen Lorbeerreise geschmückt, den festlichen Chor der Schwestern zu führen. Hinter ihr folgt die ernste Muse der tragischen Kunst, und den Zug schließen die heiteren Gestalten der erotischen Lyrik und der Komödie. Auch die kymeïsche Sibylle fährt auf ihrem Nachen von Osten her von der äolischen Küstenstadt Kyme über das vom Perserjoch befreite ägäische Meer und landet festlich bekränzt mit dem ionischen Sänger am Gestade von Salamis. Als Seherin gehört sie wie der Wahrsager Bakis zum apollinischen Kultus, und die Diener Apollons, die heiligen Schwäne von Delos geleiten mit den Nereiden den epischen Sänger.

Auf Kynosura sitzt Themistokles voran und hält als Sieger von Salamis die eine Weiheschale in der Hand, womit nach dem sinnreichen Wort des Aristophanes alle Hellenen den Unsterblichen opfern. Zugleich ist er der Typus der reifen männlichen Kraft und des heiteren Lebensmuthes, welche durch die apollinische Ringkunst gepflegt sich im Freiheitskampf gegen die Perser erprobten, und bezeichnet die Vollendung der gymnastischen Bildung, die mythisch in der Japhetitengruppe und historisch durch die Hauptfigur des Solon vorgebildet ist. In derselben Hauptgruppe stellen die Dichter und Künstler auch die Reife der musischen Bildung dar und lassen gleichfalls in dem Apollino und dem solonischen Knaben ihre mythische und historische Voraussetzung erkennen. Was also dort in einzelnen Figuren typisch vereinigt war, Gymnastik und Musik als die apollinischen Mittel der hellenischen Nationalbildung, tritt hier durch die Gliederung der Mittelgruppe in dem Feldherrn mit dem Knaben und in den Künstlern und Dichtern reich entfaltet auseinander, wie in dem sie überspannenden Figurenkranze die Gruppen der Krieger und Künstler. Was aber Aller Augen an die Lippen Homers fesselt und bereits die Hand des Phidias

Digitized by Google

beseelt, und was diese schon im Marmor festgehalten hat, ist das gemeinsame Ideal der apollinisch gebildeten Jugendkraft, welches der Dichter der Ilias besingt. Es ist der Preis des Heldenjünglings Achilleus als des schnellfüßigen Renners und des Allsiegers im Streite, ferner des Freundes der apollinischen Kithara, die er schlägt, wenn er fern vom Toben der Schlacht im Zelte sitzt und den Unmuth der gekränkten Seele besänftigend Lieder vom Heldenruhm der Väter singt, endlich ist es der Preis edler Freundschaft, als deren Muster das Verhältniß Achills zu Patroklos immerdar gegolten hat. In allen Richtungen des apollinischen Strebens ist also Achilleus das heroische Urbild hellenischer Tüchtigkeit und Tugend oder der Kalokagathie, und der Sänger der Ilias ist der Herold seines Ruhmes, der seinem kurzen Heldenleben ewige Fortdauer im Andenken der Menschen gesichert hat. Seine göttliche Mutter schwebt daher, von der süßen Gewalt des homerischen Gesanges angezogen, aus dem Nereidengeleit empor, und eine Thräne der Wehmuth rinnt aus ihrem Auge auf den Aschenkrug des Peliden.

In der Seele aller Hörer wie des epischen Sängers lebt ein Gedanke. Dessen sichtbares Zeichen auf der Stirn tragend, sitzt die Geistesaristokratie der hellenischen Bildung zu den Füßen Homers: die Aristeien Apollons, die Lorbeerkränze sind das gemeinsame Zeichen der gemeinsamen Idee, die Alle beseelt, sie glänzen auf dem Haupt des athenischen Feldherrn und Staatsmanns und der athenischen Tragiker, wie auf der Stirn des epischen Dichters. Der begeisterte Mahnruf, den sie symbolisch bezeichnen, von der erhobenen Hand des Sängers ausdrucksvoll begleitet, strömt von den Lippen Homers und widerhallt in der Brust aller Hellenen:

„Stets um den Lorber gekämpft und vorangestrebet den Andern!"
Il. VI, 208.

In demselben Siegeszeichen, im Zweig vom unfruchtbaren

Digitized by Google

Lorbeer, vereinigt der Aufruf Homers den Kampf um die äußere Freiheit der Nation mit dem Streben nach der inneren Freiheit der hellenischen Kalokagathie. Alles lauscht den Worten des Sängers in allen Stufen freudiger Theilnahme von dem harmonischen Behagen des glücklichen Wett- und Freiheitskämpfers und dem begeisterten Entzücken der lyrischen Dichter bis zur ausgelassenen Lust des bockbeinigen Satyrs, und von dem heiteren Ernste der Tragiker bis zur Wonne der Wehmuth, welche den Augen der Thetis Thränen entlockt. Nur zwei Gestalten im Kreise der Hörer folgen dem Rufe Homers zwar wohl mit gleicher Aufmerksamkeit, aber nicht mit gleichem Interesse, die eine von ebenso unendlicher Trauer erfüllt, wie die andere von tiefem Haß und Groll.

Was den prophetischen Geist der Sibylle in trübe Ahnung des nationalen Unterganges versenkt, ist derselbe den göttlichen Achilleus verherrlichende Gesang, der den Mutterschmerz der Thetis verklärt und zum unvergänglichen Ideal des nationalen Ruhmes erhebt. Zur Nationalfeier hat sie sich mit dem Lorbeer geschmückt und als Priesterin Apollons bereits ihrem Gotte ein festliches Dankopfer angezündet. Allein mitten in der höchsten Festfreude, da die edelsten Geister der Nation zu einer idealen Panegyris versammelt sind, und Homer in der Heldengestalt des Achilleus das Musterbild der nationalen Würde entwerfend, alle Kräfte zum Wettkampf um den apollinischen Siegespreis aufruft, da blickt die weißsagende Dienerin Apollons über die glückliche Gegenwart hinaus in die düstere Zukunft; denn kaum ein halbes Jahrhundert, nachdem die aristophanische Komödie von der attischen Bühne verschwunden war, erlosch mit dem Untergang der nationalen Freiheit auch die reiche Produktivität des hellenischen Geistes. Am Festtage der Freiheitsschlacht von Salamis schaut daher die Sibylle den Unglückstag von Chäronea. Der weißsagende Geist bezeichnet aber nach dem

Digitized by Google

homerischen Begriff der Mantik nicht bloß die geheimnißvolle Ahnung der Zukunft, sondern mit seinem Januskopf blickt er auch rückwärts in die Vergangenheit und stützt die dunkle Vorempfindung der Zukunft auf seine Kenntniß der Vergangenheit. Kaulbachs Sibylle ist nun in der Schriftrolle, auf die das trauernde Haupt sich stützt, als die kymeïsche Sibylle bezeichnet, sie stammt demnach aus einer der ältesten Stätten des Apollokultes in Kleinasien, welche durch religiöse Festversammlungen oder Panegyris und durch musische und gymnische Wettkämpfe auch die ältesten Stätten der hellenischen Nationalbildung geworden waren, und von wo aus diese über das ägäische Meer nach Hellas verpflanzt wurde. Nach Kaulbachs Darstellung hat ferner die kymeïsche Sibylle den ältesten Nationaldichter der Griechen, den Homer aus Kleinasien nach Salamis hinübergesetzt, um zur idealen Panegyris die Blüthe Griechenlands um sich zu versammeln. Als typische Persönlichkeit faßt sie also den Entwickelungsgang des hellenischen Geistes von der Urzeit bis zum Untergang der nationalen Selbständigkeit in sich zusammen, oder — sie ist der Typus der hellenischen Geschichte.

Der Sibyllentypus ist von Kaulbach nicht erfunden worden, sondern enthält eine freie Anlehnung an die überlieferte Kunstform, die vom mittelalterlichen Kirchengesang entworfen und durch Michelangelo künstlerisch gestaltet wurde. Darin drückt sich das Bewußtsein der antiken Welt von der Hinfälligkeit der irdischen Dinge und dem endlichen Untergang der Welt aus. Da er aber von der Kirchenlehre als Folge einer ursprünglichen Schuld des Menschengeschlechts gedacht wird, verwandelt sich die Ahnung des Weltunterganges in den Glauben an das Weltgericht. Wir müssen daher auch die Bedeutung von Kaulbachs Typus der Sibylle über die Grenzen der hellenischen Geschichte hinaus erweitern, und wenn auch keine Glaubensbegriffe der christlichen Eschatologie ihm untergelegt werden

Digitized by Google

dürfen, spricht sich doch darin das moderne Bewußtsein einer ursprünglichen Schranke der hellenischen Kultur und eine Ahnung des Weltgerichtes aus, das in der Weltgeschichte sich vollzieht.

Wo ist diese ursprüngliche Schranke, die unter das Gericht der Weltgeschichte fällt und die Blüthe Griechenlands dem Untergange weiht? Daß sie im Sänger der Ilias zu suchen ist, darüber läßt Kaulbachs Bild, dessen Mittelpunkt er ist, keinen Zweifel aufkommen. Aber worin besteht sie? Wenn nicht eine christlich-religiöse, ist sie vielleicht eine sittliche Schranke, oder — ist sie bloß von ästhetischer Art? Diese Fragen greifen ihrer Natur nach über die Grenzen des zweiten Hauptgemäldes hinaus und sind erst durch die Vergleichung mit der Humanistengruppe im sechsten Hauptgemälde zu lösen, deren Mittelpunkt wiederum die homerische Frage ist. Wir werden übrigens noch von einer anderen Seite auf Kaulbachs Auffassung der Renaissance im Reformationsbilde verwiesen.

Mit der Sibylle ist im zweiten Hauptbilde noch eine andere typische Persönlichkeit zu verbinden, die auch, und zwar in verschärfter Weise einen Gegensatz zu Homer und dem Kreise der anderen Zuhörer bildet. Es ist dies der finsterblickende Mann, der hinter dem Halbkreis der lyrischen und dramatischen Dichter und dem Homer gerade gegenübersteht. Das dunkle Gefühl des Mißfallens, das der Gesang Homers in der Seele der Sibylle erregt, und das ihren Seherblick in die Zukunft lenkt, steigert sich in ihm zum harten Urtheil der Verdammung, zum priesterlichen Anathema. Die rohere Form seiner Kithara und die geringere Zahl ihrer Saiten lassen in ihm einen Anhänger der vorhomerischen Dichterschule erkennen, welche nach dem mythischen Sänger Orpheus benannt, das Priesterthum und die Mantik mit der Poesie vereinigte, während die homerische Dichtung zwar wohl ein theologisches, aber durchaus kein priesterliches Gepräge hat. Die Orphiker widersetzten sich der poly-

Digitized by Google

theistischen und plastisch-sinnlichen Theologie des Homer und Hesiod, im Anschluß an den ursprünglichen pantheistischen Naturdienst der Griechen behaupteten sie die Einheit des göttlichen Wesens: „Eins ist Zeus, eins Hades, Helios und Dionysos; Ein Gott waltet in Allem.“ Mit der zu Ende des 7. Jahrhunderts erwachenden Philosophie verschmolzen die Orphiker dergestalt, daß dem Herodot orphische und pythagoreische Lehren gleichbedeutend zu sein scheinen. Selbst Platon geht in seiner mythischen Darstellung des Weltbaus auf orphische Anschauungen zurück, wenn er den Weltbaumeister oder Demiurgen planmäßig die vorhandenen Elemente mischen läßt. Denn die Orphiker nannten die Welt bald einen Peplos, d. h. das von der Gottheit gewobene Gewand, „der Gottheit lebendiges Kleid“, bald einen Krater, d. i. den Becher, worin Zeus nach den Zwecken seiner Weisheit die ursprünglich gebundenen, dann im Streit entfesselten Elemente hermonisch mischt. Sie gingen also wie Platon von einer teleologischen Weltansicht aus und setzten sich der kosmogonischen Vorstellung des Homer und Hesiod entgegen, wonach die Welt durch innewohnende Lebenskraft aus einem dunkeln Urgrund erwächst und zu immer lichtvolleren und feineren Gebilden sich entfaltet. Ferner ist es eine orphische Anschauung, die Platon in den schönsten Mythen ausgestaltet hat: der Leib sei der Kerker, woraus die Seele durch Leiden stufenweise geläutert und verklärt, ihre ursprüngliche Gottähnlichkeit wieder erlange. Das unglückselige Menschengeschlecht, sang ein Orphiker, entsprang aus den Thränen des weltbildenden Eros, aus seinem Lächeln aber das heilige Geschlecht der Götter. Die zweite typische Persönlichkeit, die einen Gegensatz zu Homer bildet, repräsentirt also zunächst die asketisch-religiöse Geheimlehre der Orphiker, und ihre Bedeutung erweitert sich zu der mit jener verwandten pythagoreischen Philosophie und den pythagorisirenden, mythisch eingekleideten Lehren Platons. Die platonische Philo-

Digitized by Google

sophie bildet nun zwar einen entschiedenen Gegensatz zu dem Anthropomorphismus Homers, jedoch nicht mehr als die lyrische Poesie Pindars, und dieser sitzt doch in Kaulbachs Bild unter den begeisterten Zuhörern des epischen Sängers; und die Alten hielten trotz allem den Geist Platons diesem so nahe befreundet, daß sie ihm eine „homerische Seele“ zuschrieben. Allein jener Mann mit dem gehässigen Seitenblick, der aus den zusammengekniffenen Augen auf Homer fällt, mit dem finsteren Groll, der auf Mund und Stirne liegt, ist doch nicht der wahre typische Ausdruck des berechtigten Gegensatzes Platons zu Homer, sondern er bedeutet einen feindlichen Gegensatz. Vielleicht verräth sich aber eben darin eine persönliche Anschauung und eine eigenthümliche Intention Kaulbachs.

Dieser Zweifel über das Verhältniß der platonischen Philosophie zu Kaulbachs Homer ist wie jene Fragen über das weltgeschichtliche Weltgericht, das die kymeïsche Sibylle verkündet, nur dadurch zu entscheiden, daß wir das Verhältniß der modernen zur antiken Bildung, das im letzten Hauptgemälde des Cyklus dargestellt ist, damit vergleichen und dabei unserer Methode folgen, deren Prinzip darin besteht, das historisch Gegebene der Untersuchung zu Grunde zu legen und an den Abweichungen die Intention des Künstlers zu erkennen.

IV.

Das sechste Hauptgemälde bringt wie das zweite geistige Bildungszustände zur Anschauung, während die vier anderen wesentlich mythische und historische Ereignisse darstellen; denn die Reformation erscheint hier im Zusammenhang mit den humanistischen und künstlerischen und den naturwissenschaftlichen Bestrebungen im Zeitalter der Ueberganges aus dem eigentlichen Mittelalter zur neueren Zeit. Es reicht also der Hauptsache nach vom Anfang des 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts,

Digitized by Google

und rechnet man dazu noch die Vorläufer der Reformation, so umfaßt es, wie das zweite Hauptbild einen Zeitraum von beiläufig sechsthalbhundert Jahren. Innerlich ist der Zusammenhang zwischen beiden Gemälden durch eine der Hauptgruppen des Vorgrundes, durch die Humanisten bedingt: hier sind es vorzugsweise Homer und Platon, deren Schriftwerke gemeinschaftlich zu neuem Leben erweckt werden, und der Sänger der Ilias versammelt um sich die großen Dichter der Neuzeit, die Häupter der englischen und spanischen Renaissance, Shakespeare und Cervantes, wie er dort die hervorragendsten seiner Nation zur idealen Panegyris zusammenrief.

Die Wiedererwecker des klassischen Alterthums, die Häupter der italienischen Renaissance, Dichter und Philosophen gruppirt Kaulbach um einen geöffneten griechisch-römischen Sarkophag, ein griechisches Exemplar des Homer, und zwar die Ilias hat Petrarca daraus hervorgeholt und hält es den modernen Dichtern, Shakespeare und Cervantes als klassisches Muster vor. Die Werke Platons trägt der neben ihm stehende Pico von Mirandola im Arm und andere Akademiker von Florenz wie Marsiglio Ficino blicken voll Bewunderung zu den neuentdeckten Schätzen empor. Der Gegensatz, der im nationalen Leben der Griechen zwischen Platon und Homer hervorgetreten und von Kaulbach als ein feindlicher Gegensatz im orphisch-platonischen Typus verkörpert worden ist, hat sich also im Tode versöhnt. So tiefinnerlich verwandt wie die Griechen selbst die Seelen beider Männer beurtheilten, hat hier die unsterblichen Werke beider eine Grabstätte eingeschlossen, und dieselbe Grabschrift verkündet die geistige Gemeinschaft beider in dem sinnreichen Reliefschmuck ihres Sarkophags. Es ist das Bild der hellenischen Sophrosyne, das Thorvaldsen an antiken Sarkophagen entdeckt und Cornelius als vollendeten Ausdruck des hellenischen Sittenideals erkannt und im Mittelpunkt seiner Glyptothekbilder zur Geltung

Digitized by Google

gebracht hat. Beide, Homer und Platon haben das nationale Ethos, jeder in seiner Art vollendet: Homer als epischer Dichter im Achilleus, dem Haupthelden der Ilias, Platon als Denker in seiner Tugendlehre. Das Geschenk, das nach der antiken Reliefkomposition der Titan Prometheus dem von ihm geschaffenen Menschen verleiht, ist der tapfere Muth, und die Gabe der Pallas, die das Menschenbild mit dem Schmetterling beseelt, ist die weise Einsicht; die negative Beziehung der beiden sittlichen Grundkräfte nach außen hin nennt Platon Sophrosyne im engeren Sinne, d. h. die Zügelung der sinnlichen Lust, und ihre innere positive Beziehung oder das Ebenmaß von Wille und Vernunft heißt bei Platon die Gerechtigkeit. Es ist also der gemeinsame Geist der von Pallas und Prometheus geschaffenen Humanität und der von Homer geschilderten und von Platon erkannten Kalokagathie, der aus dem mehr als tausendjährigen Grab erwacht und die Wiedererwecker des klassischen Alterthums, die Humanisten zur modernen Panegyris versammelt.

Petrarca konnte zwar noch nicht den Homer und Platon im Urtexte lesen, aber aus den römischen Schriftstellern, aus Cicero, Seneca, Apulejus und sogar aus den christlichen Kirchenvätern lernte er sie als die Fürsten unter den griechischen Dichtern und Denkern schätzen. Er ahnte den Werth, den die Griechen dem Wettkampfe beilegten, und die Würde seines Zieles, des apollinischen Lorbeers. Ihn reizte nicht das Zeichen einer übersinnlichen Seligkeit, die Dornenkrone, die sich im fünften Bilde des Cyklus die Kreuzfahrer aufs Haupt gesetzt hatten, sondern das Zeichen der vernünftig-sinnlichen Menschenwürde, nach dem die Griechen im musischen und gymnischen Wettkampfe rangen. Sein ganzes Leben hindurch von früher Jugend bis ins Greisenalter vernahm er jenen Mahnruf Homers: „Stets um den Lorber zu kämpfen und voranzustreben den Andern“, und als er am Ostertage des Jahres 1341 „über der Asche

der Sänger" auf dem römischen Kapitol mit dem Lorbeer gekrönt wurde, erklärte er, nicht um des eitlen Ruhmes willen habe er den Lorbeer erstrebt, sondern um Andere zum gleichen Wettkampfe zu entzünden. In der That Patrarcas tiefe Sehnsucht nach dem Lorbeer (laurus), die in seinen melodischen Sonetten wie dem Worte so auch dem Sinne nach mit der Sehnsucht nach Laura verschmilzt, ist noch mehr als eine Ahnung des homerischen Geistes, sie ist auch der orphisch-platonische Gedanke einer Verklärung der venünftigen Menschenseele, die aus der irdischen Schwere hinaus zu einem reineren himmlischen Dasein emporstrebt, von der er singt:

„Sie ist ein Zweig, im Paradies entsprungen,
Ein Engel in der irdischen Beschwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimath sich zurückgeschwungen."

Was der Prophet des wiedererwachenden Alterthums mit genialem Blick geahnt, die orphisch-platonische Weisheit, hat ein Jahrhundert nachher Pico von Mirandola aus den Quellen geschöpft und mit seinem eigenen Geiste neu belebt. Als ein Weltwunder angestaunt von seinen Zeitgenossen, von Macchiavelli und Savanorola und diesseits der Alpen von Luther geschätzt, wurde er der Phönix genannt, der den Geist des Altherthums aus seiner Asche zu neuem verjüngten Dasein erweckte. Die humanistische Philosophie Picos und Ficinos betrachtete den Menschen als den Mittelpunkt des Weltalls, und Vernunft und Wille als die beiden Weltmächte, wodurch er alle Gebiete des Seins, die unter und über ihm sind, die Elemente, die Pflanzen und die Thiere wie die himmlische Welt in sich koncentrirt. „Während alle Dinge in ihre Art des Seins als ihr unwandelbares Loos gebannt sind, dringt die menschliche Vernunft in das Wesen Aller ein und eignet sie sich an, sie erkennt den Baum nicht in der Rinde, sondern in der dumpfen unempfindlichen

Seele, das Lastthier nicht im Fell, sondern in der empfindenden aber vernunftlosen Seele, die übersinnlichen Dinge nicht in ihrer Körperlosigkeit, sondern in ihrer intellektuellen Natur." In den Willen des Menschen hat der Schöpfer die Samen und Keime aller Dinge gelegt: je nachdem er sie ausbildet, sinkt er zur Pflanze und zum Thier hinab, oder erhebt sich zur himmlischen Welt der Ideen. Was den Willen emporzieht, ist die Liebe zum Schönen als dem Vollkommenen — dem Schönen-Guten, stufenweise erhebt sie sich vom Sinnlichen als dem Unvollkommenen zur übersinnlichen Schönheit und gelangt zu Gott als dem nicht mehr Schönen, sondern dem Künstler alles Schönen. So ist der Mensch sein eigener Bildner und sein eigenes Bildwerk, der kleine Gott der Welt: er ist das Ebenbild der Gottheit als das Ziel und die Vollendung aller Dinge, wie Gott ihr Anfang ist. In die Mitte gestellt zwischen die materielle Welt der Sinne und die intelligible Welt der Ideen, hat der Mensch an beiden theil, indem er mit seinem Denken und Wollen die Glieder des Gegensatzes umfaßt und harmonisch verknüpft. Es ist daher seine Aufgabe, beide zu bilden, weder die Sinne auf Kosten der übersinnlichen Welt zu pflegen und dadurch verthiert zu werden, noch durch die Pflege der idealen Welt den Sinnen abzusterben, sondern das Niedere zum Höheren zu erziehen und das Höhere durch das Niedere zu ernähren. Das harmonische Entgegenstreben und veredelnde Emporstreben aller Kräfte und Elemente setzt die humanistische Philosophie entgegen einer einseitigen und in einer bestimmten Art und Stufe zurückgebliebenen und verkommenen Bildung, und darin findet sie den wahren Sinn der Verwandlungen und Wanderungen der Menschenseele, von denen die alten Dichter und Denker, Orphiker, Pythagoreer und Platon gesungen und gesagt haben.

Durch seine Lehren von der Menschenwürde ward Pico von Mirandola der Philosoph des Humanismus und das Haupt

Digitized by Google

der platonischen Akademie in Florenz. Sie blühte unter Lorenzo il Magnifico, als sie die Geburts- und Todestage Platons in den Gärten der Medici und Rucellai oder im Kloster von Camaldoli feierte, und die orphischen Hymnen zu erneuern suchte. Ihre freiere Denkweise verdrängte in Florenz und Italien die mittelalterliche Anschauung, die von Dante poetisch ausgeprägt worden war, und verbreitete sich in den folgenden Jahrhunderten über das ganze gebildete Europa, sie ließ in den Meisterwerken der spanischen und englischen Litteratur, in Cervantes und Shakespeare deutliche Spuren ihres Einflusses zurück. Diese beiden Häupter der englischen und spanischen Renaissance zeigen aber in Kaulbachs Darstellung der Humanistengruppe einen offenbaren Gegensatz zu den Wiedererweckern des klassischen Alterthums in Italien. Mit italienischer Gentilezza fast in unterwürfiger Haltung wendet sich Petrarca an die gegenübersitzende Reihe der nationalen Vertreter der Renaissance, um so auffallender ist die stolz zugeknöpfte Art, wie Shakespeare sich zu ihm stellt, und der Spanier lacht über das höfliche Anerbieten des Italieners, während neben ihm der Franzose mit Ernst und Eifer ihm folgt. Ist nun dieser Gegensatz ein in sich berechtigter, wie ein solcher zwischen Platon und Homer bestand, ohne eine innere Uebereinstimmung und Verwandtschaft zwischen dem Denker und dem Dichter auszuschließen? Oder ist er ein feindlicher Gegensatz, wie Kaulbach im zweiten Hauptbild einen solchen zwischen dem epischen und dem orphischen Dichter darstellt? Diese Fragen sind methodisch zu entscheiden durch die Vergleichung des historischen Shakespeare mit Kaulbachs Auffassung und Darstellung in der Humanistengruppe.

V.

Die platonische Idee der Kalokagathie spielt fast in allen dramatischen Werken Shakespeares eine Rolle: bald als Ver-

Digitized by Google

wandtschaft des Schönen mit dem Guten, bald als Tugend oder Ebenmaß von Vernunft und Wille, bald vollendet sie sich auch zur reinen Idee des Guten; und in allen diesen Beziehungen gehört sie sogar bisweilen zu den leitenden Gedanken der dramatischen Komposition, oder tritt auch nur vereinzelt auf.[8]

Die platonische Idee des Schönen-Guten bildet in drei Stücken Shakespeares den leitenden Grundgedanken: das eine von den beiden ersten dieser Art, ein Jugendwerk des Dichters, ist dasjenige unter seinen Dramen, über welches die heiterste Laune, das andere, aus der spätern Zeit seines dichterischen Schaffens stammend, dasjenige, über welches der heiterste Ernst ausgegossen ist. Jenes ist: „Verlorne Liebesmühen", dieses „Der Sturm". Dort wird der König von Navarra, gleich den Mediceern in Florenz, von der Begierde nach litterarischem Ruhm ergriffen und will seinen Hof in eine philosophische Akademie verwandeln, und seine Hofleute geloben ihm, „sie wollen der Lust, dem Pomp, dem Reichthum absterben, um in der Philosophie all dies zu erben."[9] Wie hier Picos Idee des Schönen-Guten einseitig und falsch, wird sie in Shakespeares „Sturm" von dem weisen Prospero in ihrer Wahrheit erfaßt; und wie dort durch die schöne und geistreiche Prinzessin von Frankreich und deren Gefolge die Thorheit der gelehrten Akademiker im Sinne Picos aufgelöst und witzig bestraft wird, ist es hier die von Prospero geübte Zaubermacht der Poesie und Musik,[10] welche den argen Sinn von Prosperos Bruder zur Reue erweckt[11] und die glücklich Liebenden, Miranda und Ferdinand, vor den Ausschreitungen der Leidenschaft bewahrt.[12]

In dem dritten Drama, in Shakespeares „Cymbeline" handelt es sich wesentlich um die Probe, welche die Verbindung der Schönheit mit der Tugend in der Hauptgestalt des Dramas, in der edlen Imogen zu bestehen hat. Der Italiener Jachimo greift aus den Vollkommenheiten, welche der Brite Postumus

Digitized by Google

an seiner Gattin preist, die Prädikate der Schönheit und Tugend heraus und nennt das Schöne-Gute „fast eine zu verschwisterte Vergleichung, wenigstens etwas zu schön und zu gut für irgend eine Frau in Britannien."[13] Und nachdem die Verschwisterung von schön und gut durch die Treue der britischen Gattin sich bewährt hat, aber durch die List des Italieners der Schein des Gegentheils in beiden Gatten erzeugt wird, ist es wiederum der gemeisame Grundgedanke der Kalokagathie, worauf sich beide berufen, wenn sie sich wechselseitig der Untreue anklagen.[14]

In den historischen Dramen wird das Verhältniß des Schönen und des Guten nicht berührt, dagegen sind Vernunft und Wille die Grundkräfte, die nach der Ansicht Shakespeares das geschichtliche Leben ebenso bedingen, wie die Platoniker Pico von Mirandola und Ficino sie als Weltmächte bezeichnet hatten. Ihr harmonisches oder disharmonisches Verhältniß bestimmt bei Shakespeare wie bei Platon das Schicksal der Einzelnen und der Staaten. Dem Himmel, sagt er in „Ende gut, Alles gut", ist zwar unser Loos anvertraut, jedoch läßt er uns freien Spielraum; nur durchkreuzt er unsere zögernden Entschließungen und macht sie rückgängig, wenn wir selbst stumpf und träge sind. Worin besteht diese eigene freie Kraft des Menschen? Shakespeare vergleicht in „Othello"[15] unsere sinnliche Natur mit einem Garten und unsern Willen mit dem Gärtner, dessen Hand den Garten entweder fleißig in Zucht hält, oder ihn sorglos verwildern läßt. Diese Hand nennt er eine Macht und lenksame Autorität, die unserm Willen angehört, und fügt hinzu: Hätte die Wage unseres Lebens nicht eine Schale von Vernunft, um die andere von Sinnlichkeit aufzuwiegen, so würde unser Blut und die Bösartigkeit unserer Triebe uns zu den ausschweifendsten Verkehrtheiten führen; aber wir haben die Vernunft, um die tobenden Leidenschaften und die zügellosen Lüste zu kühlen. Daß jene Macht, welche der Hand des Gärtners

im Bilde entspricht, von Shakespeare eine zu lenkende, nicht aber eine lenkende genannt werde (der Ausdruck ist corrigible) hat Delius, der Herausgeber der Werke Shakespeares[16] erwiesen: sie ist die Kraft des Handelns oder die Thatkraft, welche im Dienste des Willens steht, indem sie ihn in Thaten und Handlungen sich äußern läßt.[17] Wovon sie aber gelenkt wird oder gelenkt werden kann, das ist nicht, wie es Delius erklärt, der Wille als die natürliche Quelle der Handlung und That, sondern es ist das vorbildende Urtheil der Vernunft. Denn im „Sommernachtstraum"[18] sagt Shakespeare ausdrücklich: Wenn die Fähigkeiten der Seele zu ihrer vollen Reife gelangt sind, wird der Wille des Menschen von der Vernunft gelenkt. Jene Stelle des „Othello" enthält also dieselbe Entgegensetzung von Vernunft und Wille gegen die sinnliche Lust, die Platon in seiner Tugendlehre philosophisch entwickelt hat.

Zwei Charaktere aus der römischen und englischen Geschichte, der Triumvir Antonius und König Richard II. stellen diesen Gedanken dramatisch dar. Antonius und Kleopatra, beide Muster des Lebens- und Liebesgenusses finden den Adel des menschlichen Lebens im Vergleich mit den Thieren nur darin begründet, daß der Mensch den thierischen Genuß verfeinert, also sein Urtheil den Sinnen dienstbar macht; denn lenkt nicht mehr die Vernunft den thatkräftigen Willen — diese „zu lenkende Macht", dann lenkt ihn die Sinneslust. Darum wirft dem Antonius sein Freund Oenobarbus vor, er mache seinen niedern Trieb zum Herrscher der Vernunft und stürze dadurch sich selbst ins Verderben. Denn der Menschen Urtheil nennt er ein Stück ihres Glücks, und äußere Dinge, sagt er, ziehen so das innere Wesen sich nach, daß eines wie das andere krankt. Und in einem lichten Momente gelangt der von Leidenschaft geblendete Sinn des Antonius selbst zu der Einsicht: Wenn wir im Laster uns selbst verhärtet haben, dann verblenden die Götter unsere

Digitized by Google

Augen und trüben unser klares Urtheil, daß wir unsern Irrthum anbeten, und sie lachen über uns.[19] Wie Oenobarbus den Antonius, so tadelt der Herzog von York den verschwenderischen König Richard II., sein Wille empöre sich gegen die Vernunft,[20] und als er vom Usurpator Bolingbroke entthront wird, urtheilen die Gärtner über ihn, er hätte den Staat und die Großen des Reichs wie ein Gärtner seinen Garten behandeln, die Rinde vollsaftiger Fruchtbäume verwunden und überflüssige Aeste weghauen sollen, damit die Bäume nicht im eigenen Reichthum sich verzehren.[21] Bei seiner Entthronung erscheint sein Charakter in einem neuen Lichte, sein Schmerz nimmt eine so königliche Haltung an, daß sein siegreicher Gegner, der klug berechnende Bolingbroke von ihm in Schatten gestellt wird. In dem tiefsinnigen Gedankenspiel und dem bittern Humor, womit er seine Umgebung geißelt, zeigt der willensschwache König eine Feinsinnigkeit und geistige Ueberlegenheit, die eine mit dem Prinzen Hamlet verwandte Natur offenbart. Sein einschneidender Sarkasmus wird von Northumberland als ein Irrsinn bezeichnet,[22] wie die Umgebung Hamlets ähnliche Reden von dessen fingirtem Wahnsinn nicht unterscheidet.

Das thatenlose Gedankenspiel Hamlets und Richards ist das Gegentheil des vernünftigen Zusammenhangs von Denken und Wollen, den die Alten die Gesundheit des Geistes oder Sophrosyne nannten. Umgekehrt erscheint es dem Oenobarbus als ein krankhafter Geisteszustand des Antonius, daß sein Urtheil als der wesentliche Bestandtheil des menschlichen Glückes von seinem Wollen abhängig geworden war. Erinnern wir uns auch an das Gleichniß von unserer sinnlichen Lust als dem Garten und unserem Willen, als der zu lenkenden Hand des Gärtners und von der Lenkerin Vernunft, so erhellt: die einseitige Genialität des Genusses zieht im Charakter des Antonius die Vernunft zum Raffinement der Lust herab, läßt den Garten der sinnlichen

Digitized by Google

Lust üppig emporschießen und entnervt die Hand des Gärtners Wille, oder wie Goethe den Antonius kennzeichnet, der Genuß lähmt die Thatkraft. Andererseits lähmt auch die einseitig gebildete Genialität des Denkens den Willen im Charakter des Königs Richard und läßt in dem „seeumgürteten Garten" England die üppigen Triebe des Vasallenthums wuchern, bis der kluge Gärtner Bolingbroke die verwilderten Fruchtbäume abschneidet und als König Heinrich IV. mit allen Mitteln der List und Gewalt das Unkraut des Lehenstaates, „die erhöhten Großen", Northumberland und den Heißsporn Percy, Glendower und Douglas, Mortimer und den Erzbischof von York niederwirft, wie dort der kalt berechnende Cäsar Oktavianus den heißblütigen Antonius und die entartete römische Republik vernichtet.

Die Idee des Guten endlich, welche Platon zuerst als reinen Selbstwerth bestimmt und der gemeinen Vorstellung und der sinnlichen Lust dialektisch entgegengesetzt hat, ist von Shakespeare in keinem Drama so klar ausgesprochen und von allen Seiten durch den Gegensatz der scheinbaren und unabhängigen Werthe beleuchtet worden, wie in „Troilus und Cressida". Als in sich selbst begründeter Werth ist das Gute in den Worten Hektors bezeichnet: „Nicht des Einzelnen Willkür giebt den Werth,

Er hat Gehalt und Würdigkeit sowohl
In eigenthümlich inn'rer Kostbarkeit
Als in dem Schätzer: Wahn und Tollheit ist's,
Den Dienst zu machen größer als den Gott!
Und thöricht schwärmt der Wille, der sich neigt
Zu dem, was seine Liebe fälschlich adelt,
Wenn innrer Werth dem Scheinverdienst gebricht." [23]

Eine Schätzung, die nicht auf äußere Güter, Rang und Gunst gerichtet ist, sondern den Menschen selbst trifft, setzt der Dichter als die wahre voraus, wenn Achilles vom Urtheil der

Digitized by Google

Menge sagt: Keinen Menschen giebts, der, weil er Mensch ist, irgend Ehre hat, er hat nur Ehre um jener Ehre willen, die Zuthat ist, als Reichthum, Rang und Gunst.[24] Die Aufschrift auf dem Helm des Neoptolemus: „Das ist er selbst" wird von Hektor so gedeutet, daß die Selbstehre durch keine fremde Zuthat vermehrt werden könne, wie durch den Ruhm, der im Siege über einen Andern diesem entrissen würde.[25] Die Unabhängigkeit des sittlichen Charakters von den Launen des Glücks schildern die Worte Agamemnons, welche Nestor in glänzenden Bildern weiter ausführt.[26] Das einseitig gebildete Verhältniß von Vernunft und Wille tadelt der junge Troilus[27] und ist ursprünglich vom Zusammenhang des Guten mit dem Schönen so fest überzeugt, daß er an Cressidas Untreue nicht glauben will, und die Unterscheidung fingirt zwischen einer untreuen Cressida, die er des Diomedes Cressida nennt, und seiner Geliebten.[28]

Die Seelenlosigkeit, die Disharmonie der äußeren Erscheinung und des innern Wesens ist der Grundgedanke von „Troilus und Cressida". Zunächst wird er in der Untreue der schönen Griechin gegenüber Troilus naivem Glauben an die Kalokagathie dramatisch entwickelt, dann an dem Hauptthelden der Ilias, Achilles, der im Gespräch mit Ullysses schöne Worte über den Selbstwerth der Ehre im Munde führt, aber den unbewaffneten Hektor von seinen Myrmidonen treulos hinmorden läßt, endlich an den griechischen Heerführern Agamemnon, Ullysses, Nestor, die eben so schön über die Würde des charakterfesten Wollens und die Nothwendigkett der Abstufung und Ordnung im Staate reden, aber selbst die Zwietracht zwischen Ajax und Achilles nähren und beide gegen einander hetzen. Der Hohlheit dieser dramatischen Charaktere entsprechen auch das Motiv und der Zweck des trojanischen Krieges. Davon ist nicht bloß der Lästerer Thersites, sondern auch der Trojaner Hektor und

Digitized by Google

der Grieche Diomedes überzeugt, daß der Gegenstand des Streites für beide Theile die darauf gewandte Mühe nicht lohne: es handle sich im Grunde auf griechischer Seite nur um den Hahnrei Menelaus und für die Trojaner nur um die Dirne Helena.[29] Darin ist nicht bloß das Urtheil Shakespeares über den Gegenstand der Ilias ausgedrückt, sondern auch das seines Zeitgenossen und geistigen Zwillingsbruders Cervantes, der seinen Don Quixote sagen läßt: Hätte es in jener Zeit, als Paris die Helena raubte, fahrende Ritter gegeben, oder hätte er damals gelebt, so wäre das ganze Unheil des trojanischen Krieges dadurch vermieden worden, daß er den Paris getödtet hätte.

Die sittliche Forderung der Vergeltung, die hierin Cervantes scherzhaft ausspricht, ist allerdings von dem Sänger der Ilias nicht vernommen worden, aber den sittlichen Ernst des britischen Dichters reizte sie, in „Troilus und Cressida" zu einer Kritik, in welcher die sittliche Gesinnungslosigkeit seiner homerischen Helden zur Karrikatur gesteigert ist, ohne daß es darum nöthig wäre, ihm die Absicht unterzulegen, er habe Homers poetischen Ruhm schmälern oder gar mit ihm rivalisiren wollen. Vielmehr faßt er die philosophischen Ideen, die in seinem Zeitalter von Petrarca angeregt und von der platonischen Akademie in Florenz über die gebildeten Nationen Europas verbreitet worden waren, zusammen und löst das Leben der griechischen Helden dadurch in sich selbst auf und verspottet es, daß er ihnen die schönsten Gesinnungen in den Mund legt, denen jedoch die Thaten nicht entsprechen. Dadurch ist das Drama eine Komödie geworden, wie Shakespeare es selbst genannt hat, trotz dem tragischen Ausgang, Hektors Tod. Jene schönen Gesinnungen aber will Shakespeare hier so wenig auflösen, als in der Komödie „Verlorne Liebesmühen" die ursprünglich von den Akademikern von Navarra einseitig aufgefaßte Kalokagathie.

Eben so wenig will Cervantes die 4 Kardinaltugenden des Ritterthums, die Courtoisie und Liberalität, die Loyalität und Tapferkeit dadurch verwerfen, daß er sie zu den veränderten Anschauungen und realen Lebensverhältnissen der neueren Zeit in einen komischen Gegensatz stellt und als mittelalterliche Zerrbilder des Frauendienstes, der Verachtung des Geldes an seinem edeln Ritter von der Mancha zu Spott und Schanden werden läßt.

In Troilus und Cressida sind es dieselben sittlichen Grundbegriffe, die der Dichter in seinen anderen Dramen vereinzelt dargestellt oder tiefer in die Handlung verwoben hat, aber nirgends sind sie so vollständig und in solcher Pracht und Fülle der poetischen Bilder ausgedrückt. Die platonischen Gedanken der Menschenwürde, der Verschwisterung von schön und gut, der Elemente und Verhältnisse der Tugend hat Shakespeare anderwärts wie hier, aber den Selbstwerth des Guten hier in seiner Reinheit dargestellt. Die homerischen Helden schlägt er mit denselben Waffen, mit denen Platon die homerischen Götter bekämpfte, und wenn er es Wahn und Tollheit nennt, den Dienst zu machen größer als den Gott, so ist dies gerade der Hauptgedanke der platonischen Philosophie in ihrem Kampfe gegen die vermenschlichten Götter Homers: es ist die reine Idee des Guten.

VI.

In Shakespeares Werken ist keine Spur von einem feindlichen Gegensatz des Dichters zum klassischen Alterthum, sondern die antiken Humanitätsgedanken von der Kalokagathie und der Sophrosyne bilden den Kern und Mittelpunkt in der sittlichen Lebensanschauung Shakesspeares. Wenn nun in Kaulbachs Humanistengruppe der Dichter mit verschränkten Armen das Geschenk der italienischen Renaissance, die Schöpfungen Homers

Digitized by Google

und Platons, stolz ablehnt, und Cervantes darüber lacht, so sind dies nicht die historisch gegebenen, aus ihrer Zeitbildung hervorgewachsenen Dichter, die Häupter der englischen und spanischen Renaissance, sondern es sind von Kaulbach untergeschobene unechte Gestalten. Und wie diese nicht als Träger ihrer nationalen Formen der Renaissance erscheinen, so wird auch die italienische Renaissance selbst verneint durch den Sarkophag, woraus Petrarca und Pico die antiken Schriftwerke hervorholen; denn das Wort Sarkophag bezeichnet die „lebenverschlingende“ Grabstätte, und wo das Leben verneint ist, wie wäre da das Wiederaufleben, die Renaissance möglich? Ja Kaulbach verneint sogar das klassische Alterthum selbst da, wo er es in der Blüthe seines Lebens darstellen wollte, durch die feindlichen, auf dessen Vernichtung gerichteten Gegensätze, die uns schon in zwei typischen Gestalten des zweiten Hauptbildes befremdend entgegentraten. Wie ein böser Dämon taucht plötzlich der orphisch-platonische Sänger auf inmitten der Festfreude der apollinischen Panegyris, die sich um Homer schart, um das Siegesfest der äußeren und der inneren Freiheit, der hellenischen Kalokagathie zu feiern. Platon selbst zwar glänzt durch seine Abwesenheit im Bilde Kaulbachs und verbirgt sich unter der Maske des orphischen Mystikers. Warum diese typische Hülle für den Mann der ernsten Wissenschaft? Auch der Gesetzgeber Solon, der attische Demos haben da ebenso gut ihren Platz gefunden, wie die Männer des poetischen und künstlerischen Schaffens. Und ist nicht Platon selbst Dichter so gut als einer im Bilde Kaulbachs, und schwebt nicht unter den Musen voran die mythenbildende Polyhymnia, die Muse Platons! Wenn also auch ein Gegensatz zwischen Platon und Homer gegeben ist, so ist er doch ein berechtigter, aber kein feindlicher Gegensatz.

Ein gegenständlicher, historischer Grund, warum Kaulbach den Platon als Gegner Homers in einen Feind Homers ver-

Digitized by Google

wandelt, ist gar nicht vorhanden, sondern der wahre Grund ist persönlicher Art, und darüber kann uns wieder sein Reformationsbild Aufschluß geben. Ein wesentliches Element der deutschen Reformation ist die Mystik, deren Hauptwerk „Die deutsche Theologia" Luther ein Jahr bevor er das Reformationswerk unternahm, herausgab und voll Bewunderung des „ungekränzten, ungefränzten Büchleins" seinen Lesern empfahl. Dieses mystische Element kannte Kaulbach aus der Schrift seines Freundes und historischen Gewährsmannes M. Carriere, „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit", aber er wollte es nicht in seinem Lieblingswerk als einen positiven Faktor der Reformation anerkennen, obwohl er sein Gemälde in dem weiten kulturhistorischen Rahmen von drei Jahrhunderten entwarf; denn er war ein erklärter Feind des priesterlichen Fanatismus und aller Mystik. Diese persönliche Gesinnung, die er dort nicht aussprechen wollte, fand nun hier ihren unpassenden Ausdruck in dem vorhomerischen Sänger und Priester. Unser Maler der Weltgeschichte gehört zu den Historikern, von denen Faust sagt: Es ist der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.

Der zweite feindliche Gegensatz in Kaulbachs Bild von der Blüthe Griechenlands ist die Sibylle. Drei verschiedene Typen der Sibylle sind uns historisch überliefert: der platonische, der heraklitische und der Sibyllentypus der Kirchenväter. Welchem von diesen entspricht nun die Sibylle Kaulbachs? Seine trauernde Sibylle ist nicht die Sibylle Platons, der alles sibyllinisch nennt, was aus der Flucht der Erscheinung den Menschen erhebt und erzieht, und was Raphael in seinem Bilderkreis der Segnatura verherrlichte, nämlich Religion und Kunst, Wissenschaft und sittliches Leben. Sie ist auch nicht die Sibylle Michelangelos, die schöne Delphica, welche die philosophische Reihe der Sibyllen und Propheten in der Sistina eröffnete. Sie ist vielmehr die

Digitized by Google

düstere Sibylle Heraklits, welche die rauhe Stimme durch tausend Jahre erschallen ließ und Tod und Verderben den Menschen verkündete, sie ist dem grund- und zwecklosen Werden, der Heimarmene des dunkeln Ephesiers verwandt, der das Schöne wie das Häßliche, das Edle wie das Gemeine unterschiedslos dem Untergange weihte. Was sich Kaulbach diesem traurigen Lose verfallen denkt, darüber giebt uns sichere Kunde der Arabeskenfries, der als ein reizendes Kinderspiel über alle Haupt- und Nebenbilder des Cyklus fortgeht und vom Künstler selbst als eine fortlaufende Erklärung der darunter befindlichen Bilder, als commentarius perpetuus bezeichnet wurde.[30] Die ganze antike Welt, die hellenische Freiheit wie der orientalische Despotismus, die Wissenschaft und Kunst der Hellenen wie das Weltreich der Römer erscheint dort dem Schicksal des Todes, der Vernichtung verfallen. Die letzte unter den gräßlichen Schicksalsgöttinnen, welche die antike Hälfte des Bilderkreises im Fries abschließen, verhüllt ihr Haupt und stürzt sich selbst in den Abgrund, und neben ihr schleudert der Genius der letzten Arabeskenranke die todte Maus in den weit aufgesperrten Rachen der Schlange, nachdem der erste den Arabeskenkranz eröffnende Genius das flatternde Dämmerungsgeschöpf, halb Maus halb Vogel, auf die antike Spielbahn des geschichtlichen Lebens ausgesandt hatte. Insbesondere die klassische Zeit, die vom homerischen bis zum augusteischen Zeitalter der römischen Kultur reicht, ist das Millennium, worin die Sibylle Kaulbachs durch tausend Jahre ihre rauhe Stimme vernehmen läßt und den Untergang alles Lebens verkündet. Der Pfau breitet auf der letzten Ranke sein prächtiges Gefieder über das monumentale Grab der Antike, aber es ist doch nichts als ein glänzendes Grab, und wird der „lebenverschlingende" Sarkophag die Blüthe des Alterthums verschlungen haben, dann ist auch das Wiederaufleben, die Renaissance von ihm verschlungen: die antike Welt

Digitized by Google

ist gestorben und verdorben — das ist der Sinn von Kaulbachs Sibylle.

Der größte Geschichtschreiber des perikleischen Zeitalters, Thukydides, glänzt durch seine Abwesenheit im Bild unseres Malers der Weltgeschichte ebenso, wie der größte Denker des perikleischen Zeitalters. Und doch war im Geiste der Alten die Geschichte ebensowohl Kunst als Forschung, und im Geleit Apollons malt Kaulbach unter den himmlischen Verwalterinnen des Schönen Klio, die Muse der Geschichte, aber den größten Verwalter der Geschichte auf Erden vermissen wir im Bilde Kaulbachs. Oder ist er unter der typischen Maske der Sibylle versteckt? Die Alten hielten ja den Geist der Geschichte verwandt der Sibylle, da sie aus der Kenntniß des vergangenen Lebens die Zukunft ahnte. Allein worin Thukydides den Nerv des geschichtlichen Lebens erkennt, das ist der frische, freudige Muth, das freie Denken und Wollen, und das reimt sich weder mit der mattherzigen Trauer der Sibylle noch mit den blinden Schicksalsmächten des Frieses. Die menschliche Natur ist der Gesichtspunkt, unter welchem Thukydides die Thaten und Schicksale der Menschen historisch betrachtet, und zugleich der Maßstab, wonach er diese beurtheilt, wenn er von ihnen sagt, daß sie „also seien und also sein werden“; denn unter der menschlichen Natur versteht er nicht bloß das Menschenthum im heutigen Sinne des Wortes als das, was der Mensch *ist*, sondern auch als das, was er sein *soll*, und was, wenn es *nicht wäre*, doch sein *sollte*. Danach unterscheidet er die schändlichen von den edeln, die thörichten von den weisen Thaten und nennt die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens. Er bezeichnet sie auch als „ein ewiges Besitzthum der Menschheit“ (*Κτῆμα ἐς ἀεί*), nicht in dem Sinne, daß die Errungenschaften der Generationen und Völker untergegangen und vernichtet wären, sondern daß sie wohl vergangen sind, aber aufbewahrt werden — nicht als

Digitized by Google

todte Produkte, sondern so, daß sie von der Folgezeit „erworben", d. h. angeeignet und in das eigene Leben verarbeitet, erst dadurch zum wahren Eigenthum geworden und in den dauernden Besitz der Menschen umgewandelt sind. Das ist nicht Kaulbachs Anschauung von der Weltgeschichte als der Schädelstätte und dem „lebenverschlingenden" Sarkophag der Menschheit, nicht die Selbstvernichtung der Schicksalsmächte, nicht das grund- und zwecklose Geschehen, die schlaffe Todtenklage der Sibylle, nicht die stolze Ablehnung und die höhnische Verneinung der Renaissance.

Der thukydideische Gedanke von der Geschichte und Kultur der Menschen ist aber nicht untergegangen, thatsächlich lebte er wieder auf in dem wunderbar umfassenden und tiefen Geiste Picos von Mirandola, und gleichzeitig erwachte wieder in ihm der platonische Humanitätsgedanke, das Hinaufläutern und Emporstreben des wahren Menschenthums zu den Idealen der göttlichen und menschlichen Vollkommenheit. Derselbe thukydideische Gedanke von der geschichtlichen Kontinuität menschlicher Bildungszustände lebte auch wieder auf in der Kunst Michelangelos, sein Marmorbild der Nacht in der Medicea verkündete sichtbar die Wahrheit: Es giebt keinen Tod des Geistes, so wenig im Gesamtleben der Menschengeschichte als im Einzelleben der Person. Und die ewigen Vernunftideen: Gott, Freiheit und Seele verherrlichte der Platoniker unter den Künstlern der Renaissance an der Decke der Sistina, während Kaulbach sie dem Kinderspott seines Arabeskenfrieses preisgiebt. Es darf uns daher nicht mehr befremden, daß die historischen Gestalten Platons und Thukydides' unter der typischen Hülle des vorhomerischen Sängers und der Sibylle ganz verschwinden: sie selbst sind Fremdlinge im Bilde Kaulbachs von der Blüthe Griechenlands. Jedoch im Bildungsschatze der Menschheit sind sie die reife Frucht jenes apollinischen Geistes, welcher, der Nacht

Digitized by Google

des Orients entnommen, aus dem Morgengrauen der sibyllinisch-orphischen Dichtung zuerst im Altmeister Homeros als hell-leuchtender Tag hervorbrach und zur Mittagshöhe der perikleischen Bildung emporstieg. Sein älterer japhetischer Bruder, der typische Geist des germanischen Geleitsherrn, der in Kaulbachs Bild von der Völkerscheidung mit ihm von Babel geflohen war, hatte zwar langwierige Kämpfe mit der wilden nordischen Natur Europas bestanden und neue germanische Reiche und Nationen von den skandinavischen Fjords bis zum Ebro gestiftet, neue Welttheile entdeckt und den Erdball dem Fortschritte der menschlichen Kultur erobert. Aber das ideale Reich des edeln Menschenthums, das sein jüngerer Bruder, Kaulbachs Apollino, in Hellas gegründet und bereits im alexandrinisch-römischen Hellenismus nach dem Morgen- und Abendlande verbreitet hatte, dieses brüderliche Erbe wollte er nicht, wie Kaulbach meint, untergehen, sondern im strahlenden Lichte des neuen Tages wieder aufleben lassen, d. h. im echt historischen, thukidideischen Sinne: es sollten alle modernen, die romanisch-germanischen Kulturvölker, jedes in seiner Eigenart, das Erbe des antiken apollinischen Geistes erwerben, um es als unvergängliches Eigenthum der Menschheit — zu besitzen.

Die Sibylle Kaulbachs bietet uns noch einen letzten historischen Vergleichungspunkt dar in der dritten Art des Sibyllentypus: das ist die Sibylle der christlichen Kirchenväter. Sie geht gleichfalls über die platonische Sibylle hinweg und auf die Sibylle Heraklits zurück, sie betrachtet auch den Weltuntergang als ein Weltgericht für die Erbschuld vergangener Zeiten. Aber in Kaulbachs Sibylle ist die Erbschuld nicht von religiös-sittlicher, sondern von ästhetischer Art, und sein Chiliasmus geht nicht voraus auf das erste christliche, sondern rückwärts auf das erste vorchristliche Jahrtausend. Der Weltuntergang trifft das tausendjährige Reich des klassischen Alterthums, und die Weltrichter

Digitized by Google

sind — Shakespeare und Cervantes. Die Sibylle Kaulbachs steht auf dem ästhetischen Kampfplatz unseres Jahrhunderts und vertritt in Poesie und Kunst den feindlichen Gegensatz der Romantik zum Klassizismus. Die alte romantische Schule berief sich gern auf den in der Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur entstandenen Begriff der wilden oder Naturgenies und betrachtete Shakespeare als ein Naturgenie, das auf wunderbare Weise ohne fremde Muster aus sich allein das Mustergültige erzeuge, während die heutige litterarhistorische Einsicht ihn aus seiner Zeitbildung zu begreifen sucht, und diese steht nicht in Feindschaft, sondern in Uebereinstimmung mit der italienischen als der Urform aller nationalen Arten der Renaissance. Wie die Romantik zerreißt Kaulbachs Humanistengruppe den historischen Zusammenhang Shakespeares mit der italienischen Renaissance und durch diese mit der Antike. Die jüngere romantische Schule, an ihrer Spitze der geistreiche Spötter Heinrich Heine, verwandelte den Ernst des Lebens in das höhnische Spiel der Selbstironie, wonach das Schöne, das der Dichter geschaffen, im Nu sich schließlich in sein Gegentheil verkehrte und sich selbst verneinte. So verfährt auch Kaulbach. Sein schön angelegtes Gemälde von der Blüthe Griechenlands zeigt den Einklang der hellenischen Kalokagathie im Himmel und auf Erden, zwischen den apollinischen Gestalten, die auf dem Regenbogen zur idealen Festfeier heranschweben und den Künstlern und lyrischen und dramatischen Dichtern als den Verwaltern alles Schönen und Edeln auf Erden. Alle drängen sich heran, die Mutter Thetis, sogar die Hirten und Jäger der Diakria und der bockbeinige Satyr, um den Ruhm des göttlichen Achilleus, des Urbildes der hellenischen Sophrosyne aus dem Munde des epischen Sängers zu vernehmen. Allein hinter ihm wehklagt die kymeïsche Sibylle über die Vergänglichkeit alles Schönen und Edeln, die sie im Geiste schaut, und vor ihm grollt in fanatischem Eifer

der priesterliche Sänger über die heitere Lebens- und Kampfeslust, die Homer an Göttern und Heroen schildert. Diese grellen Mißtöne vernichten plötzlich den schönen Einklang im Bilde der hellenischen Kalokagathie.

Beide, der Künstler und der Dichter der romantischen Selbstironie, können die ernstesten Gegenstände mit der ernsthaftesten Miene behandeln, und doch sitzt ihnen im Nacken der Schalk und löst das Schöne, das sie gestalteten, in ein spöttisches Nichts, den garstigen Traum der Romantik auf. Kann es irgend in der Welt ernstere Dinge geben, als die Ideen: Gott, Freiheit und Seele? Und doch übten beide daran auf ähnliche Weise ihren blendenden und zersetzenden Witz. Im „Romanzero", den er auf seinem vieljährigen Krankenlager schrieb, erzählt Heine: In seiner Jugend habe er als enfant perdu bei den Hegelianern die Schweine gehütet, im Louvre in Paris sei er dann vor der Venus von Milo auf die Knie niedergesunken, aber sie habe im Laufe der Jahrtausende die Arme verloren und könne auf seinem Schmerzenslager ihm nicht helfen, jetzt sei er zum Vater zurückgekehrt und besitze einen persönlichen Gott, der die Ellenbogen frei habe, und als Gratisbeilage schenken ihm noch die Theologen die Unsterblichkeitsidee. Mit derselben Ironie verwendet Kaulbach in seinem geistreichen Arabeskenfries die Erzählung von dem französischen Astronomen Laplace, der, von Napoleon gefragt, ob er in seinem berühmten Werk: La mécanique céleste auch von Gott gehandelt habe, antwortete: Er habe eine so strenge Naturgesetzmäßigkeit in den Bewegungen der Gestirne erkannt, daß für eine zwecksetzende Intelligenz kein Platz zu finden sei. Das köstliche Figürchen in Kaulbachs Kinderspiel der Weltgeschichte, das den Astronomen Laplace darstellt, trägt unterm Arm die Schrift: die Mechanik des Himmels, und im Angesicht des kopernikanisch erkannten Planetensystems sinkt es spöttisch vor dem Herrn der Welt auf

Digitized by Google

die Knie nieder; mit höflicher Geberde den hohen Herrn empfangend, aber bedauernd zuckt es die Achseln und scheint mit schelmisch vor- und zur Seite geneigtem Köpfchen zu sprechen: Excusez, Monsieur, il n'y a pas de place pour vous dans l'univers!

Zum Schlusse möge es vergönnt sein, mit den beiden Häuptern der cyklischen Kunst Italiens und Deutschlands unseren Maler der Weltgeschichte kurz in Parallele zu setzen. Michelangelo ist der Philosoph unter den Künstlern der italienischen Renaissance, auch wenn er die alttestamentliche Genesis malt, und wenn er den historischen Niedergang der Mediceerherrschaft in Marmor meißelt. Aber Cornelius ist der „christliche Maler",[31] auch wenn er die griechischen Götter- und Heroenmythen malt. Und Kaulbach spielt mit seinem Gegenstand, auch wenn er den Ernst der Weltgeschichte malt: er ist der romantische Maler des subjektiven Scheines,[32] der subjektiven Idealität, und ein verneinender Geist, jedoch der Schalk, den der Herr in Goethes Faust unter allen Geistern, die verneinen, willkommen heißt — er ist der Mephistopheles unter den Malern der neueren deutschen Renaissance.

Anmerkungen.

1 *Βάκιδος χρησμός. Ἀλλ᾽ὅταν Ἀρτέμιδος χρυσαόρου κ. τ. λ.* Herodot. VIII, 77.

2 Aristot. Eth. Nicom. IV, 3. 16; X, 9. 3. Magn. Moral. II, 9.

3 Poetae lyr. gr. ed. Bergk. p. 569.

4 Plat. Resp., p. 401 a—e. Pind. Pyth. V. 61—63.

5 Des Verfassers Vortrag: Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte. Berlin 1879. Samml. v. Virchow und v. Holtzendorff XIV, 319. S. 31 f.

6 Homer. hymn. ad Apoll. 146. Thucyd. III, 104. 4.

Digitized by Google

[7] Das herkulaneische Gemälde der Polyhymnia trägt an der Plinthe die Aufschrift. *Πολυμνία μυθους ποιεῖ.* Pitture d'Ercolano II, 7. Millin, Gal. mythol. 294, LXXVII.

[8] Im weiteren Sinne wird von Shakespeare der Begriff des Schönen gefaßt als Schönheit der Gesinnung, wenn in Twelfth-night III, 5 Antonio sagt: Virtue is beauty, but the beauteous-evil are empty trunks o'erflourishd by the devil. Auf den Grund, den er anführt: Nur die Gesinnung schändet die Natur, stützt sich auch der Doge von Venedig, wenn er den Mohr Othello gegen die Anklage von Desdemonas Vater in Schutz nimmt, Othello I, 3: If virtue no delighted beauty lack your son-in-law is far more fair than black. Wendet Shakespeare den Begriff des Schönen im engeren Sinne oder des äußeren Schönen an, so denkt er es als Aeußerung des Guten, oder wenigstens als mit ihm verwandt. Im ersten Falle nennt er es die Hülle der Tugend und sagt davon in Romeo and Juliet I, 4: It is much pride for fair without the fair within to hide. Vergl. Measure for measure III, 1: The hand that hath made you fair hath made you good etc. Im zweiten Falle schließt sich das Gute passend an das Schöne an. In All's well that ends well I, 2 lobt und ermahnt der König den jungen Bertram: Frank nature hath well composed thee, thy father's moral parts may'st thou inherit too. Umgekehrt schließt sich auch das Schöne an das Gute an, indem Othello III, 3 gesteht: Nicht erweckt es mir Eifersucht, wenn man sagt, mein Weib ist schön; wo Tugend ist, macht das noch tugendhafter. Wo aber das Innere der äußeren Anmuth nicht entspricht, wird es ein Widersinn genannt: eine reine Sündlichkeit und eine sündhafte Reinheit, pure impiety and impious purity. Much ado about nothing IV, 1, und Hamlet bezeichnet die Kalokagathie im Gegensatz zum Alterthum als ein modernes Paradoxon, III, 1. The power of beauty will transform honesty to a bawd: this was sometime a paradox, but now the time gives it proof.

[9] Love's labours lost I, 1.

[10] Auf der einsamen Zauberinsel der Bermudas aufgewachsen und durch die Zaubermacht der Poesie und Musik von ihrem Vater Prospero erzogen, ist Miranda, sobald sie Ferdinand zum ersten Male erblickt, des Schönen-Guten sich bewußt. The tempest I, 2: There 's nothing ill can dwell in such a temple: if the ill spirit have so fair a house, good things will strive to dwell with it. Dagegen unempfänglich für die ästhetische Erziehungskunst Prosperos erweist sich der wilde Caliban. Zwar hat er von ihm die Sprache erlernt, aber sie dient ihm nur dazu, seinem rohen Begehren Bewußtsein und Ausdruck zu geben, und er bekennt, von ihr keinen anderen Gewinn zu haben, als daß er zu fluchen wisse. Obwohl er lernte, sagt daher Prospero, hing ihm etwas an, das edlere Naturen

Digitized by Google

nicht um sich leiden mochten: es ist der Mangel der echt menschlichen Kalokagathie. Er nennt ihn ebenso ungeschlacht in seinen Sitten als von Gestalt, einen schnöden Sklaven, in welchem keine Spur des Guten haftet. The tempest I, 2.

[11] The tempest V, 1; III, 3.

[12] A. a. O. IV, 1; V, 1.

[13] Cimbeline I, 15.

[14] A. a. O. Postumus gegen Imogen II, 4. Imogen gegen Postumus III, 4.

[15] Othello I, 3.

[16] Delius, Shakespeares Werke, herausgeg. u. erkl. 6. Bd. 1854. Othello, Anmerk. 99.

[17] The winter's tale III, 2.

[18] The midsummernight's dream II, 3. So I, being young, till now ripe not to reason, and touching now the point of human skill reason becomes the marshal to my will.

[19] Antony and Cleopatra III, 11.

[20] King Richard II. II, 2.

[21] A. a. O. III, 5.

[22] A. a. O. III, 4.

[23] Troilus and Cressida II, 2. Vergl. Macbeth IV, 3. Though all things foul would wear the brows of grace, yet grace must still look so.

[24] A. a. O. III, 3.

[25] A. a. O. IV, 5.

[26] A. a. O. I, 3.

[27] A. a. O. II, 2.

[28] A. a. O. V, 2.

[29] A. a. O. II, 3; II, 2; IV, 1.

[30] In einem Gespräch W. v. Kaulbachs mit dem Verfasser i. J. 1862.

[31] Des Verfassers Dedikationsschrift: Der Humanismus in der Kunst. Frauenfeld, Hubers Verlag. S. 46. 57.

[32] Des Verfassers Vortrag: Cornelius und Kaulbach in ihren Lieblingswerken. Basel 1877. S. 16 ff., 40 ff.

Digitized by Google

Biblische und profane Wunderthäter. Von Amort d. J. ℳ. 1.60

Die Vorstellungen von der Seele. Von Adolph Bastian . 1.—

Der Alp. Von Dr. Cubasch ..... —.75

Die Pflege der Irren sonst und jetzt. Von Dr. E. Engelhorn . —.60

Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke. Von Geh. Med.-Rath Dr. C. F. Flemming ..... —.60

Schlaf und Traum. Von Dr. Frensberg ..... —.60

Spiritismus und Schule. Von Dr. med. Hedler ..... 1.—

Träumen und Denken. 2. Aufl. Von Dr. Julius Jensen . —.75

Thun und Handeln. Von Dr. Julius Jensen ..... —.75

Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. Von Lic. Dr. Kirchner ..... 2.—

Ueber die Sinneswahrnehmungen. 2. Aufl. Von Prof. Dr. E. Leyden ..... —.90

Ueber Sinnestäuschungen. Von Prof. Dr. Hermann Meyer . —.75

Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Von Friedrich Nippold ..... 2.—

Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung. Von Dr. Pelman ..... —.75

Theorie des Aberglaubens. Von Dr. Pfleiderer ..... —.75

Ueber Empfindungen. 2. Abz. Von Dr. W. Preyer ..... —.75

Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medizin. 2. Aufl. Von Prof. Siegmund Rosenstein ..... —.75

Erinnerung und Gedächtniß. Von Ferdinand Schultz ... —.60

Das Traumleben der Seele. Von Prof. Dr. H. Siebeck . —.75

Die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedanken. Von Prof. Ludw. Strümpell ..... —.75

Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen. Von Dr. H. Wendt ..... —.60

Die ersten Sätze der Erkenntniß, insbesondere das Gesetz der Ursächlichkeit und die Wirklichkeit der Außenwelt. Von Dr. Christian Wiener. —.60

Digitized by Google

Homer und die Sibylle

in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte.

Von

Victor Kaiser.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

JUL 23 1897

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 269.

Geschichte und Theorie
der
Kälteerzeugung.

Von
Dr. C. G. von Wirkner
in Göttingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Grenzen des Irreseins.

Von **Dr. A. Cullerre.**

Ins Deutsche übertragen
von Dr. med. **Otto Dornblüth,**
zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzburg O.-Sch.

Gr. 8° (VIII und 272 S.). Preis ℳ 5.— eleg. geh., ℳ 6.— eleg. geb.

In diesem Werke werden die interessanten Uebergangszustände von der geistigen Gesundheit zum Irresein (Zweifelsucht, Selbstmord, Brandstiftungstriebe, Erfinder, Querulanten Mystiker, hysterische Lügner u. s. w.) in fesselnder Weise behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreise zu dringen, wird es manchen Nutzen stiften können.

(Dr. Joh. v. Buschmann in Med.-Chir. Rundschau, Wien.)

Das recht gut ausgestattete Buch sei hiermit auf das wärmste empfohlen.

(Deutsche Medicinal-Zeitung 21. 3. 1891.)

Nicht bloß der Arzt und der Psychologe, sondern jeder Gebildete wird in dieser Arbeit des französischen Gelehrten mancherlei Anregendes und Belehrendes finden.

(Voss. Zeitung 24. 8. 1891.)

Das ganze Werk ist äußerst gewandt geschrieben und birgt bei Benutzung der vorzüglichsten Quellen einen Schatz von Wissen, der für Aerzte wie für Laien in gleichem Grade von Interesse ist. (Schlesische Zeitung 27. 6. 1891.)

Ein Abschnitt über das Irresein in der Geschichte, Litteratur und Kunst vervollständigt das Werk, das, in leicht verständlicher Weise geschrieben, zur Orientirung über diese Fragen empfohlen werden kann. (Archiv für Strafrecht.)

— — So werden nicht nur der Arzt, welcher gelernt hat, die pathologischen Erscheinungen der Psyche in ihren Aeußerungen zu erkennen, sondern auch der Socialpolitiker und Jurist aus Lombrosos Studie manches Neue und viele Anregung erfahren.

(Prof. Dr. Loebisch in Die Therapie der Gegenwart, März 1895.)

Digitized by Google

Geschichte und Theorie

der

Kälteerzeugung.

Von

Dr. C. G. von Wirkner
in Göttingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Die künstliche Kälteerzeugung spielt bei physikalischen und chemischen Forschungen eine große Rolle. Die Arbeiten auf diesem Gebiete lenken gerade auch wieder in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise in erhöhtem Maße auf sich.

Eine Betrachtung über die geschichtliche Entwickelung der Erzeugung sehr niederer Temperaturen dürfte daher nicht ohne Interesse und um so zweckdienlicher sein, als sich eine zusammenfassende Behandlung dieses Gebietes in der Litteratur bisher nicht findet.

Bevor auf die Ausführungen über die historische Entwickelung der einzelnen Arten der Erzeugung tiefer Temperaturen näher eingegangen wird, ist es nöthig, diese selbst erst wenigstens einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Temperaturerniedrigung kann auf folgende Weise erzielt werden:

1. Durch Verflüssigung von festen Körpern entweder durch Lösen (Mischen mit einem flüssigen), — oder durch Schmelzen (Mischen mit einem anderen festen Körper), — die sogenannte „chemische Methode" oder kurzweg „Kältemischung" benannt.

2. Durch Verdampfung, das ist durch Uebergang vom festen oder flüssigen Zustand in den gasförmigen, — oder durch rasche Ausdehnung (Expansion) von komprimirten Gasen, — die sogenannte „physikalische Methode".

Digitized by Google

Streng genommen ist die Unterscheidung „chemische und physikalische Methode" nicht richtig, denn in beiden Fällen haben wir es nur mit physikalischen Vorgängen zu thun, in dem einen Fall Wärmeverbrauch bei der Lösung, im zweiten beim Verdunsten.

Selbst bei Kältemischungen, bei welchen thatsächlich zunächst chemische Umsetzungen stattfinden, ist die erreichte Temperaturerniedrigung doch wieder auf das Prinzip des Wärmeverbrauches beim Lösen und Schmelzen zurückzuführen.

Haben wir eine Kältemischung von zwei krystallisirten Salzen, beispielsweise aus Ammoniumnitrat und Glaubersalz,[1] so findet allerdings eine chemische Umsetzung, jedoch unter Wärmeentbindung statt; die hierbei frei werdende Wärme wird dann durch das Abspalten des Krystallwassers einmal — und zweitens durch das Lösen der neugebildeten Produkte in demselben nicht nur vollkommen verbraucht, sondern es findet noch Temperaturerniedrigung statt.

Wir können uns daher den Ausführungen Naumanns[2] anschließen, nach welchen die Vorgänge unter Wärmebindung und Temperaturerniedrigung keine eigentlich chemischen zu nennen sind, denn alle unter Abkühlung verlaufenden Vorgänge zeigen das gemeinsame Merkmal, daß bei ihnen eine Entfernung der Molekeln voneinander stattfindet, die vorzunehmen Arbeit, das heißt Wärme, erfordert.

Soviel im kurzen über die Theorie der Kälteerzeugung im allgemeinen. Trotz des theoretisch geringen Unterschiedes werden wir im folgenden bei Schilderung der historischen Entwickelung über die Fortschritte im Erreichen von tiefen Temperaturen zweckmäßig die eingangs erwähnte Trennung in zwei Hauptarten der Kälteerzeugung im wesentlichen beibehalten, so daß also zunächst über die Geschichte der Kältemischungen berichtet wird, als derjenigen Methode, welcher, der bei weitem älteren,

Digitized by Google

die Erwähnung in erster Linie gebührt, und uns sodann dem Entwickelungsgang der zweiten, wissenschaftlich bedeutsameren Art der Kälteerzeugung und mit der damit im engsten Zusammenhang stehenden Verflüssigung der Gase zuwenden werden.

Es scheint seit langer Zeit schon bekannt gewesen zu sein, daß man durch Auflösen von Salzen in Wasser eine Temperaturerniedrigung erzielen kann.

Als älteste diesbezügliche Mittheilung ist die aus dem Jahre 1550 von einem spanischen Arzte in Rom, Blasius Villafranca,[3] bekannt, welcher in seiner Schrift: „Methodus refrigerandi ex vocato salenitro vinum aquamque ac potus quodvis aliud genus“ namentlich die Abkühlung des Wassers durch Auflösen von Salpeter erwähnt. Aehnliche Angaben finden sich auch bei Porta in seiner Magia naturalis vom Jahre 1589.[4] Latinus Trancredus nimmt 1607 statt Wasser Schnee und erzielt dadurch noch größere Temperaturerniedrigungen.

Das Verdienst indes, Kältemischungen wohl zuerst zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt zu haben, gebührt den Florentiner Physikern der Academia del Cimento,[5] indem sie sich derselben schon im Jahre 1657 bei ihren Versuchen über die Einwirkung der Wärme und Kälte auf die Geräumigkeit von Gefäßen bedienen. Auch waren denselben schon verschiedene Gemische zur künstlichen Kälteerzeugung bekannt, solche von Schnee mit Kochsalz, mit Weingeist, mit Salz und Weingeist, mit Salpeter und mit Salmiak, mit welch' letzterem Gemisch sie die größte Kälte erzielten.

Gleichzeitig beschäftigte sich auch der englische Forscher Boyle[6] mit ähnlichen Versuchen, wie uns seine „Historia experimentalis de frigore“ berichtet, so daß es nicht unmöglich ist, daß einige der vorhin erwähnten Erscheinungen von ihm zuerst beobachtet worden sind, — sein Werk ist indes erst 1665 erschienen. Boyle machte bei seinen Untersuchungen die wichtige

Digitized by Google

Entdeckung, daß alle Salze das Eis und den Schnee zum Schmelzen bringen und daß sie nur dadurch allein Kälte erzeugen.[7]

Er führt eine ganze Reihe von Mischungen zur Kälteerzeugung an, unter denen namentlich die durch Vermischen von Schnee und Eis mit Säuren besondere Erwähnung verdienen.

Sehr interessant ist die Thatsache, daß einige damalige Gelehrte durch die Wirkungen der Kältemischungen, namentlich durch die damals schon allbekannte Wirkung des Salpeters in ihren Anschauungen über die Wirkung der Kälte irregeleitet wurden, so unter anderem der französische Gelehrte Gassendi (1592—1655), welcher behauptet, man könne die Kälte nicht als negative Wärme oder als Abwesenheit der Wärme erklären, sondern man müsse eine kaltmachende Materie annehmen, welche in die Zwischenräume der Körper eindringe und die meisten flüssigen Körper in feste verwandle. Die Veranlassung zu dieser Meinung gab ihnen, wie schon erwähnt, die damals bekannte Wirkung des Salpeters, welcher mit Wasser vermischt Kälte erzeugt; — ja, er geht sogar so weit, daß er die Salpetertheilchen selbst als die kaltmachende Materie annimmt. Er sagt, die Theile dieses Salzes hätten die Gestalt eines Tetraeders; mit den dreieckigen Spitzen wirkten sie nun auf unsern Körper und brächten dadurch die Empfindung der Kälte zuwege. Bei dem Gefrieren des Wassers sollten sich die tetraedrischen Theile an die Wassertheile ansetzen, sie gleichsam mit Stacheln auf allen Seiten umringen und in einander verwickeln. Bei den künstlichen Gefrierungen sollten die Salpetertheilchen durch die Zwischenräume der Gefäße in das darin befindliche Wasser eindringen.

Boyle wendet sich gegen diese Auffassung verschiedener Physiker, wonach das Vermögen, Kälte zu erzeugen, einigen Substanzen ausschließlich zukommen sollte. „Wie könnte dies," sagt er, „z. B. der Salpeter sein, da andere Salze und zuweilen

Digitized by Google

die Luft selbst geschickter sind, das Wasser zum Gefrieren zu bringen, und da der Salpeter das Eis schmilzt."[8] Er behauptet vielmehr, die Kälte sei nichts weiter als Mangel an Wärme.

Nach Boyle haben sich mit Versuchen über Temperaturerniedrigung zunächst St. Geoffroy[9] im Jahre 1700, dann 1701 Homberg[10] beschäftigt, indes war es erst Réaumur,[11] der sich 1734 eingehender damit befaßte und auch schon mit Hülfe seines Thermometers bestimmtere Angaben über die Größe der Temperaturerniedrigung machen konnte; ferner berichtet er auch schon über Mischungsverhältnisse.

Fahrenheit[12] befaßte sich ebenfalls mit ähnlichen Versuchen und wandte bekanntlich eine Kältemischung von Salmiak und Schnee zur Festlegung des Nullpunktes seines Thermometers an.

Nach der Beobachtung von de l'Isle[13] im Jahre 1736 zu Irkutsk in Sibirien über das Gefrieren des Quecksilbers in natürlicher Kälte hat die künstliche Kälteerzeugung wieder neue Anregung gefunden, indem zahlreiche Versuche zur Wiederholung dieses Experimentes unter Anwendung von Kältemischungen unternommen wurden.

Braun[14] gelang es 1759, diesen Versuch auszuführen; er verwandte hierzu eine Mischung von Schnee mit verdünnter Salpetersäure. Auch anderen Forschern gelang es, das Experiment zu wiederholen, so Rab,[15] der durch Mischen von Schnee mit Schwefelsäure noch tiefere Temperaturen erreichte. Ausführlich berichtet uns darüber „Blagden's Geschichte der Versuche über das Gefrieren des Quecksilbers" vom Jahre 1783.

Richard Walker,[16] Apotheker in Oxford, beschäftigte sich um 1787 ebenso wie einige Jahre später Lowitz[17] in Petersburg mit Versuchen über Kältemischungen. Lowitz erreichte 1796 sogar eine Temperaturerniedrigung bis zu — 40° aus

Digitized by Google

einer Mischung von salzsaurer Kalkerde und Schnee, welcher Mischung sich auch Fourcroy und Vauquelin 1799 bei ihren Versuchen über das Verhalten verschiedener Stoffe in großer Kälte bedienten. Parry[18] wandte 1825 auf der Insel Melville eine Auflösung von Schnee in Alkohol an, um die ohnehin enorme äußere Kälte noch mehr zu verstärken.

Außer den oben genannten Forschern beschäftigten sich in unserem Jahrhundert noch einige andere mit Kältemischungen. Diese Untersuchungen gingen aber weniger darauf hinaus, eine noch größere Temperaturerniedrigung zu erreichen, der ja, wie schon Blagden nachgewiesen, durch den Erstarrungspunkt der entstehenden Lösungen eine Grenze gesetzt ist, als vielmehr die dabei in Frage kommenden Gesetzmäßigkeiten zu erforschen. Als die wichtigsten Arbeiten auf diesem Gebiete mögen jene im Jahre 1840 von Karsten[19] ausgeführten, die von Hanamann[20] 1864, die von Rüdorff[21] 1869 und die späteren von seinen Schülern und endlich die in der Mitte der siebziger Jahre von Pfaundler[22] und seinen Schülern veröffentlichten genannt werden.

Bei Betrachtung der Anwendung und Wirkung der Kältemischungen von der ältesten Zeit, da sie bekannt geworden, bis jetzt gelangt man zu dem Schluß, daß sie gewiß mancherlei Dienste geleistet haben und noch leisten, auch selbst der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen sind, im allgemeinen aber, trotzdem man auch mit ihrer Hülfe zu ganz beträchtlichen Temperaturerniedrigungen gelangen konnte, bei weitem nicht diese Bedeutung gewannen und solche Resultate erzielten wie die zweite Art der Kälteerzeugung, nämlich die durch Verdampfung oder durch Expansion, die wir nunmehr besprechen wollen.

Der Erste, der die Entdeckung machte, daß durch Verdampfung beziehungsweise Verdunstung Kälte erzeugt wird, war Mairau im Jahre 1715. Es fiel ihm nämlich auf, daß stets

Digitized by Google

beim Herausziehen eines Thermometers aus einer Flüssigkeit, wenn auch die Luft wärmer war, ein Sinken des Quecksilbers eintrat. Doch wußte er so wenig wie Richmann diese Erscheinung richtig zu erklären, was erst 1755 Cullen gelang, der sie aus der Verdunstung der Flüssigkeitstheilchen herleitete, wobei Wärme verbraucht wird.[23]

Baumé[24] hat dann 1759 gefunden, daß das Eintauchen der Thermometerkugel in Vitrioläther die schnellste und stärkste Kältewirkung hervorbringe, und Braun[25] konstatirte bereits 1766, daß die Erkältung desto größer, je geschwinder die Verdunstung ist.

Der vorhin erwähnte englische Forscher Cullen hatte auch schon im Jahre 1755 gefunden, daß das Thermometer unter der Glocke der Luftpumpe beim Evakuiren 2 bis 3° fiel, beim Hereinlassen der Luft aber wieder stieg. Genauere Versuche hat 1771 der schwedische Gelehrte Wilcke[26] angestellt bei Gelegenheit seiner Arbeit über die ungleiche Vertheilung der Wärme in den verschiedenen Stoffen. Er fand u. a., daß die Verdünnung der Luft die Verdampfung befördere, und erreichte auf diese Weise durch Verdunstung von Alkohol im Vacuum eine Temperaturerniedrigung bis — 12° und durch Verdunstung von Vitrioläther sogar bis — 18°. Es gelang ihm auf diese Weise auch zum ersten Male, in gewöhnlicher Zimmertemperatur unter der Luftpumpe Wasser in Eis zu verwandeln. Wilcke gab für diese Erscheinungen, namentlich auch für die durch die Expansion der Luft herbeigeführte Abkühlung im Sinne der damals gültigen stofflichen Wärmetheorie die richtige Erklärung.

Aehnliche Versuche wie die von Cullen beschreibt 1761 noch Joh. Heinr. Lambert. Bei Erasmus,[27] dem Großvater von Charles Darwin, findet sich 1788 bereits die Bemerkung, wonach die mechanische Ausdehnung der Luft ein Mittel sein soll, Kälte hervorzurufen.

Digitized by Google

Aus all' dem erhellt, daß man am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts über die Verdunstungs- und Verdampfungskälte bereits ziemlich genaue Kenntniß hatte, ohne jedoch vorerst daran zu denken, auf diesem Wege Kälte in größerem Maßstabe zu erzeugen.

Erst nachdem es Faraday 1823 gelungen war, das Chlor und danach andere Gasarten zu verflüssigen, war damit der Anstoß zur weiteren Entwickelung der Fortschritte auf diesem Gebiete gegeben, und werden wir im folgenden sehen, in wie innigem Zusammenhange die Möglichkeit des Erreichens tiefer Temperaturen mit den Fortschritten der Liquefaktion der Gase steht.

Es dürfte demnach angebracht sein, hier einiges über die Vorgeschichte der Verflüssigung der Gase auszuführen.

Ohne Zweifel ist die Erwägung des Gedankens, ob sich vielleicht Luft in Wasser überführen lasse, als der erste Anfang in dieser Richtung anzusehen. Dieser Gedanke ist sehr alt. Seit Aristoteles beschäftigte man sich bereits mit dieser Frage. Plinius hielt sogar die Verwandlung von Luft in Wasser für möglich, was nach seiner Meinung deutlich daraus hervorgeht, daß er die Entstehung der Wolken (Wasser) durch Verdickung der Luft erklärt. Lange Zeit blieb man bei dieser Anschauung. Erst van Helmont (1577—1644) trat ihr entgegen. Kopp[28] berichtet darüber folgendes: „Durch die stärkste Kompression, versicherte van Helmont, könne die Luft nicht zu Wasser verdichtet werden, und er stützte sich auf einen Versuch, wo bei starker Zusammendrückung der Luft in einer eisernen Pumpe diese zersprengt wurde, was nicht geschehen sein könne, wenn sich die Luft zu Wasser verdichtet hätte." Boyle war auch dieser Ansicht, nichtsdestoweniger drang sie aber nicht vollends durch, denn noch 1745 behauptet Eller in Deutschland, und 1774 Demachy in Frankreich, daß eine Verwandlung von Luft in Wasser statthaben könne, wovon auch noch de Luc[29] 1786

Digitized by Google

überzeugt ist, der sich auf diese Weise unter Mitwirkung der Elektrizität die oft plötzliche Wolkenbildung erklärt. Erst mit der genaueren Kenntniß der chemischen Bestandtheile der Luft wurden diese Ansichten endgültig widerlegt.

Auffallend ist es, daß sich in der Litteratur mit Ausnahme der eben genannten Experimente mit Luft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts keinerlei Angaben über Versuche finden, die sich mit dem Flüssigmachen von anderen luftartigen Körpern oder Gasen befaßt hätten. Daß indes solche Versuche unternommen worden sind, geht aus folgendem deutlich hervor.

Von der Zeit an, da eigentlich erst unsere Kenntnisse über die Gase beginnen, da man Gase, Dämpfe und Luft genauer zu unterscheiden anfing, das ist seit van Helmont, mußten eben zu dieser Unterscheidung nothwendig Kondensirversuche mit den verschiedenen Gasen und Dämpfen unternommen worden sein. van Helmont unterschied nämlich die Gase von den Dämpfen in der Weise, daß er die Gase als solche luftartige Körper bezeichnete, die sich durch Erkältung nicht in den tropfbarflüssigen Zustand überführen lassen, während man Dämpfe kondensiren könne. — Diese Ansicht erhielt sich übrigens sehr lange im Ansehen, denn erst durch Faradays Entdeckung wurde die Erkenntniß des wahren Verhältnisses der Gase und Dämpfe wesentlich gefördert und erweitert. —

Mit den Fortschritten im Erreichen von größeren Temperaturtiefen durch Kältemischungen sehen wir im Jahre 1799 die beiden französischen Forscher Fourcroy und Vauquelin[30] sich mit Versuchen über das Verhalten einiger Gase unter Einwirkung von großer Kälte (ca. — 40°) befassen. Sie bedienten sich hierbei der schon oben erwähnten Mischung von salzsaurer Kalkerde mit Schnee. Auf diese Weise gelang es ihnen, Ammoniakgas zu verflüssigen und nach ihrer Meinung sogar krystallisirt zu erhalten. Dieser Erfolg ermuthigte sie zu weiteren Versuchen.

Digitized by Google

Ihre Bemühungen, mehrere andere brennbare und salzige Gasarten durch Kälte tropfbar flüssig und gefrieren zu machen, blieben jedoch fruchtlos.

Guyton[31] hat die Versuche mit Ammoniakgas wiederholt und gefunden, daß das ganz trockene Gas auch bei einer Temperatur von — 43° nur verflüssigt, nicht aber auch fest werde, wie die beiden vorgenannten Forscher beobachtet haben wollten.

Weitere Angaben über Versuche in dieser Richtung bis Faradays Entdeckung sind in der einschlägigen Litteratur nicht vorzufinden. Um so wichtiger ist daher diese und einer eingehenderen Besprechung wohl werth.

Faraday[32] beschäftigte sich im Frühling 1823 mit der Analyse von Chlorhydrat und schrieb einen Bericht über seine Zusammensetzung. Bei der Durchsicht dieses Berichtes schlug Davy die Erwärmung des Hydrates unter Druck in einer geschlossenen Glasröhre vor. Dieses geschah. Das Hydrat schmolz bei Blutwärme; ein gelber Dunst erfüllte die Glasröhre, worauf deren Inhalt sich in zwei verschiedene Flüssigkeiten schied. — Dr. Paris trat zufällig in das Laboratorium, während Faraday an der Arbeit war, und spottete über den jungen Chemiker wegen des unvorsichtigen Gebrauches von unreinen Gefäßen. Beim Abfeilen von dem einen Ende der Röhre explodirte deren Inhalt, und die ölige Masse verschwand. Früh am nächsten Morgen erhielt Dr. Paris die folgenden Zeilen: „Verehrter Herr! Das Oel, welches Sie gestern bemerkten, war nichts anderes als flüssiges Chlor. Ihr treu ergebener Faraday." Das Gas war durch seinen eigenen Druck flüssig geworden. Faraday versuchte alsdann das Zusammenpressen und Verflüssigen der Gase in einer Glasröhre mittelst einer kleinen Kompressionspumpe herzustellen, was ihm auch gelang.

Der Bericht über diese erste Untersuchung wurde am 10. April 1823 in der Royal Society vorgetragen. Faraday

Digitized by Google

setzte seine Versuche fort, und es gelang ihm, mehrere bis dahin für permanent gehaltene Gase auf ganz ähnliche Weise tropfbar flüssig zu machen, so unter anderen Schwefelwasserstoffgas, Kohlensäure, schweflige Säure, Stickoxydul, Cyansäure. Gleichzeitig hatte auch Davy das salzsaure Gas verflüssigt.

Die Erfolge Faradays veranlaßten viele Forscher, auf diesem Gebiete weiterzuarbeiten. So findet sich im Journal of Science 1823 die damals kühne Behauptung, daß einige Versuche Perkins es wahrscheinlich machen, daß selbst die atmosphärische Luft unter einem Drucke von mehreren Hundert Atmosphären ihren Zustand ändere. Brunel[33] machte zuerst den Versuch zur Kondensation der Gase mittelst einer gewöhnlichen Druckpumpe.

Bussy[34] stellt 1824, wenn man so sagen darf, wieder nach der älteren Methode flüssige schweflige Säure dar, nämlich ohne Anwendung von Druck, nur durch Abkühlung bis circa — 20°, und betont bei Beschreibung der Eigenschaften der flüssigen Säure namentlich ihre große Flüchtigkeit, wodurch sie als Mittel zur Erzeugung großer Kälte verwendet werden könne. Er ist also der Erste gewesen, der auf die Verwendung von kondensirten Gasen zur Kälteerzeugung aufmerksam gemacht hat. Bussy erreichte auf diese Weise eine Temperatur von — 57°, im Vacuum sogar — 68°, und stellt auch Versuche bei diesen tiefen Temperaturen an, wobei es ihm gelingt, 33grädigen Alkohol zum Gefrieren zu bringen. Auch benützte er die schweflige Säure als Erkältungsmittel zur Liquefaktion von anderen Gasarten, die schwieriger zu kondensiren sind, so von Chlor, Ammoniak, Cyansäure; letztere erhielt er angeblich auch in fester Form. Schließlich beabsichtigte Bussy damals, sich der Verdunstungskälte dieser eben genannten Stoffe weiter zur Kondensation derjenigen Gasarten zu bedienen, welche bei der durch flüssige schweflige Säure erzeugten bisher widerstanden haben.

Digitized by Google

Er scheint indes leider seine Absicht nicht ausgeführt zu haben, wenigstens ist nichts weiteres darüber verlautet.

Bussy hat also, und zwar unter Betonung der schwefligen Säure als Abkühlungsmittel, genau den Weg zur endlichen Erreichung der Verflüssigung aller Gase gewiesen, — denselben Weg, den fünfzig Jahre später Raoul Pictet und andere Forscher mit so vielem Erfolge betreten haben. Wir kommen darauf später noch einmal zurück.

Gewissermaßen eine Fortsetzung von Bussys Arbeiten bilden die von de la Rive[35] in Genf, der sich 1829 gleichfalls mit der Darstellung von flüssiger, schwefliger Säure beschäftigte, dabei auch besonders auf das Trocknen des Gases vor der Liquefaktion größere Sorgfalt verwandte. Er beobachtete bei der Kondensation des Gases auch die Bildung kleiner weißer Kryställchen, die er für ein Hydrat der Säure hielt.

1828 hat auch Colladon[36] einen Apparat zur Verflüssigung von permanenten Gasen konstruirt, und der italienische Forscher Matteucci will 1833 schon flüssiges Sauerstoffgas gemacht haben nach einer Bemerkung im „L'Institut", jedoch ist später nicht wieder die Rede davon und dürfte demnach wohl nur eine irrige Mittheilung gewesen sein.[37]

Der Erste, der Faradays Methode auch im großen ausführte, war ein Franzose Namens Thilorier.[38] In seinem Berichte an die Pariser Akademie im Jahre 1834 schreibt derselbe, daß er mit seinem Apparate in wenigen Augenblicken nicht weniger als einen Liter flüssiger Kohlensäure darzustellen im stande sei. Der Apparat ist nicht näher beschrieben, doch dürfte es der von ihm schon 1829 ausgeführte zur Kompression von Gasen sein, wobei er statt der von Faraday verwendeten Glasröhren große Eisenzylinder nimmt. Wie gefährlich übrigens diese Darstellungsmethode war, darüber giebt uns Liebig[39] in seinen chemischen Briefen Nachricht, wonach ein solcher Zylinder

Digitized by Google

in dem Laboratorium der pharmazeutischen Schule in Paris zersprang, wodurch der gerade anwesende Assistent sein Leben einbüßte.

Thilorier beschreibt in seinen weiteren Berichten[40] die Eigenschaften der flüssigen Kohlensäure, welche bei 0° unter einem Druck von 36 Atmosphären entsteht, und die Darstellung der festen Kohlensäure, die bis dahin noch nicht gelungen war. Die Verdunstungskälte der flüssigen Säure bestimmt Thilorier mit dem Alkoholthermometer zu — 90°, bemerkt aber, daß die Kältewirkungen nicht diesen Temperaturerniedrigungen entsprechen, was er durch den fast gänzlichen Mangel an Leitungsvermögen und durch die geringe Wärmekapazität erklärt. Er vermuthete nun, daß er eine größere Kältewirkung durch ein Gemisch von Aether und flüssiger Kohlensäure, später auch von fester erlangen würde, und fand dies auch in der That bestätigt. Er nannte es éther explosible.

Wie gesagt, war Thilorier der Erste, der starre Kohlensäure darstellte. Zunächst erkannte er aber, wie er selbst zugiebt, die Natur derselben nicht, sondern hielt sie für aus der Feuchtigkeit der Luft niedergeschlagenen Schnee, und erst, als er seine Versuche vor einer Kommission der Pariser Akademie, bestehend aus den Herren Arago, Thenard und Dulong, anstellte, wurde sie als feste Kohlensäure erkannt. Die Temperatur, bei welcher Kohlensäure fest wird, schätzte er auf — 100° C. Thilorier bezeichnete weiter die von ihm dargestellte feste Kohlensäure als das „erste Beispiel einer Gas-Erstarrung", was aber, wie wir gesehen haben, keineswegs zutrifft.

Originell sind dann die Versuche von Aimé,[41] welcher verschiedene Gase in die Tiefe des Meeres versenkte und somit einem großen Drucke aussetzte, doch konnten die Resultate nicht im Zustande der Kompression und nur bei gewöhnlicher Temperatur beobachtet werden.

Digitized by Google

Faraday hat 1844[42] seine Versuche über die Verflüssigung der Gase unter Anwendung des Thilorierschen Gemisches, deren Kältewirkung er durch beschleunigtes Verdunsten im Vacuum bis auf — 110° C. brachte, wieder aufgenommen.

Es gelang ihm theils durch die Einwirkung dieser niederen Temperatur allein, theils unter gleichzeitiger Anwendung von verstärktem Druck eine große Anzahl von Gasen in den flüssigen Aggregatzustand überzuführen. Seine Versuche mit Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Stickoxyd und Kohlenoxydgas ergaben indes negative Resultate. Faraday erkannte ganz richtig den Grund hierfür in der noch nicht hinreichend niedrigen Temperatur.

In demselben Jahre veröffentlichte der noch heute lebende Doktor, damals noch Studirender der Medizin, Johannes Natterer in Wien ein „Verfahren im Gegensatz zu der gefährlichen und kostspieligen Methode Thiloriers, Kohlensäure in größerer Menge auf ganz gefahrlose und billige Weise im flüssigen Zustande darzustellen“[43] und zwar mittelst einer eigens hierzu konstruirten Kompressionsmaschine. Der Hauptvortheil des Nattererschen Verfahrens besteht darin, daß die Entwickelung der Kohlensäure und ihre Flüssigmachung in zwei gesonderten Apparaten vorgenommen und zu letzterem eine gewöhnliche Druckpumpe verwendet wird, mittelst welcher das Gas in ein starkes, auf sehr hohen Druck geprüftes Gefäß von Schmiedeeisen gepreßt wird, der sogenannten Nattererschen Flasche, die ja heute noch im Gebrauch ist. Ein weiterer Vortheil liegt in der Möglichkeit der Anwendung von außergewöhnlich hohen Drucken.

Durch das Gelingen dieses Verfahrens wurde Natterer angeregt, auch andere Gasarten auf dieselbe Weise zu behandeln, so zunächst Stickstoffoxydul, welches er in ziemlich großen Mengen flüssig erhielt. Faraday hatte es zwar auch schon dargestellt, aber nur in ganz geringen Quantitäten. Das

Digitized by Google

flüssige Stickstoffoxydul hatte nach Natterers Beschreibung ein milchiges Aussehen, wahrscheinlich von dem darin enthaltenen festen Oxydul herrührend. Auf freies Filter gegossen, erstarrte es zu einer weißen, festen Masse. Ein eingetauchtes, eigens dazu vorgerichtetes Thermometer sank auf — 105°, den Siedepunkt, und heraufgezogen auf — 115°, den Gefrierpunkt der Flüssigkeit, wobei sich das Instrument mit einer Kruste festen Stickstoffoxyduls umgab. Damit war Natterer zu ganz beträchtlichen Temperaturerniedrigungen, der tiefsten damals erreichten Temperatur, gelangt. Alkohol von 0,84 spez. Gew. wurde in dieser Temperatur zähe, von 0,797 spez. Gew. dickflüssig. Schwefelkohlenstoff und Phosphorchlorür blieben leichtflüssig, Kalium wirkte nicht auf die Kühlflüssigkeit ein und behielt sogar seinen metallischen Glanz.

Ein Versuch mit Kohlenoxydgas mißlang trotz Anwendung von 150 Atmosphären Druck. Natterer glaubte nunmehr den Hauptwerth auf noch stärkeren Druck legen zu müssen. Zu dem Zwecke verbesserte er seinen Apparat in vielfacher Richtung, damit er allen Anforderungen entspreche, die bei Anwendung von einem Druck bis zu 1000 Atmosphären an ihn gestellt würden. Hierbei stieß er aber auf mannigfache mechanische Schwierigkeiten, namentlich waren es Hindernisse, die sich einer unbeschränkten Verdichtung entgegenstellten, so daß er eine Zeit lang weitere Versuche aufgab. Erst als er im Jahre 1850 an Dr. Ludwig Redtenbacher einen bereitwilligen Mitarbeiter fand, entschloß er sich zur Wiederaufnahme seiner Versuche. Durch durchgreifende Veränderungen an seinem Apparate, namentlich durch wesentliche Verbesserungen am Verschluß des Ventilstückes gelang es endlich, einen Apparat herzustellen, der bei einem Drucke von über 1000 Atmosphären absolut dicht hielt. Dagegen war durch diesen kolossalen Druck die Elastizitätsgrenze des Schmiedeeisens, aus dem der Recipient gemacht war, überschritten worden. Der

Eisenzylinder zeigte außen Risse, der Durchmesser hatte sich vergrößert. Durch Ersatz des Zylinders aus Schmiedeeisen durch einen solchen aus Stahl war auch dieses Hinderniß gehoben.

Natterer spricht in seiner an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien gerichteten Abhandlung[44] die Ansicht aus, daß die Verflüssigung der bis dahin noch widerstehenden Gase, namentlich des Wasserstoffes, Sauerstoffes und Stickstoffes, nicht nur aus Gründen zur Kenntniß der metallischen oder nicht metallischen Natur dieser Stoffe, sondern auch deswegen besonders wünschenswerth sei, um dieselben als weitere Abkühlungsmittel zu gebrauchen, dadurch sehr bedeutende, vielleicht nie geahnte Temperaturerniedrigungen zu erreichen, welche „bei vielen chemischen Arbeiten, besonders aber bei den von Professor Schrötter zuerst angestellten Versuchen über das Aufhören der chemischen Aktion bei sehr niederer Temperatur von großem Vortheile wäre.“[45] Er erwähnt ferner, daß er Versuche zu unternehmen beabsichtigt, die bisher sogenannten permanenten Gase nicht nur in geschlossenen Gefäßen zu verflüssigen, sondern dieselben auch in freier Luft als Flüssigkeit bei dem wirklichen Siedepunkte derselben kennen zu lernen.

Natterer ist der Meinung, daß alle permanenten Gase durch entsprechend hohen Druck verflüssigt werden können und daß die Wirksamkeit desselben sich noch durch künstliche Abkühlung, wenn auch nicht bedeutend, noch vermehren läßt.

Darum ließ er sich auch durch die negativen Resultate seiner Versuche, indem nämlich trotz Anwendung von dem kolossalen Drucke von 1000 Atmosphären Luft sowohl wie Leuchtgas vollkommen unverändert blieb, nicht hindern, dieselben fortzusetzen.

In den folgenden Jahren[46] versuchte Natterer nichtsdestoweniger durch weitere Verbesserungen an seinem Apparate, durch welche er in die Lage versetzt war, den Druck immer noch weiter zu verstärken, die Verflüssigung von Stickstoff, Sauerstoff,

Digitized by Google

Wasserstoff, Leuchtgas und anderen zu erreichen, und so gelangte er durch fortwährende Steigerung des Druckes zu der enormen Höhe von 3600 Atmosphären, doch stets ohne Erfolg. Damit war der Beweis geliefert, daß man durch Druck allein diese Gase nicht verflüssigen könne.

Es ist nun vielfach in der Litteratur die irrige Meinung verbreitet, Natterer habe nicht gewußt, daß unter gleichzeitiger Anwendung von Kälte eher ein Resultat zu erzielen gewesen wäre. Dies trifft aber keineswegs zu, nur scheint er anfangs, wie wir schon oben gesehen, der Wirksamkeit der Abkühlung weniger Bedeutung zugeschrieben zu haben, und meinte, durch Anwendung von mechanischen Kräften allein auch schon zum Ziele zu gelangen.

Als ihn seine vergeblichen Versuche erkennen ließen, daß seine Voraussetzungen nicht zutreffend waren, entschloß er sich, wie er wörtlich in seinen weiteren Abhandlungen[47] sagt, „ein zweites mächtiges Agens mit in Thätigkeit zu setzen, um die Moleküle der Gase zu nähern, nämlich die Abkühlung".

Thatsächlich führte er auch einen solchen Versuch am Leuchtgas aus, indem er den Apparat mit dem bekannten Brei aus fester Kohlensäure und Aether umgab; dabei ergaben sich aber derartige praktische Schwierigkeiten, daß er von einer weiteren Ausführung des Versuches absehen mußte. Es war nämlich das Oel, mit welchem das Leder des Kolbens weich erhalten werden muß, bei dieser niederen Temperatur erstarrt, und infolgedessen schloß der Kolben nicht mehr genügend.

Natterer hat somit bei seinen Versuchen, die bislang als permanent bezeichneten Gase zu verflüssigen, keine positiven Resultate in dieser Beziehung erreicht. Dagegen machte er hierbei, da er stets mit Meßvorrichtungen arbeitete, die sehr wichtige Entdeckung, daß das Boyle-Mariottesche Gesetz bei sehr hohen Drucken nicht nur beim Wasserstoff Abweichungen zeige, sondern

Digitized by Google

auch bei anderen Gasen. Wenn auch seine Messungen bei der von ihm angewandten Methode nicht gerade die exaktesten sein konnten, so sind sie immerhin werthvoll und verdienen Beachtung.[48]

Nach den letzten Versuchen von Natterer im Jahre 1854 sehen wir in diesen Arbeiten eine längere Pause eintreten. Die von Faraday zuerst ausgesprochene und von Natterer bestätigte Folgerung, daß die sogenannten permanenten Gase der Verflüssigung bisher deshalb widerstanden haben, weil entweder die angewandten Drucke nicht hoch genug oder die Temperatur nicht tief genug war, findet inzwischen eine Erklärung durch die interessanten Versuche von dem Engländer Andrews,[49] welcher in seiner im Jahre 1869 veröffentlichten Arbeit (derselbe beschäftigte sich übrigens schon in den Jahren 1861[50] und 1863[51] mit Versuchen über die Liquefaktion der Gase) nachwies, daß den Gasen eine allgemeine Eigenschaft zukomme, welche er als den kritischen Zustand bezeichnete. Demnach ist nämlich allen Gasen eine gewisse Temperatur — die sogenannte kritische Temperatur — eigen, oberhalb welcher sie durch keinen Druck mehr verdichtbar sind. Der Druck, welchen das Gas bei der kritischen Temperatur ausübt, heißt der kritische Druck, das Volum, das eine Flüssigkeit oder ein Gas bei derselben einnimmt, das kritische Volum.

War die Andrewsche Theorie richtig, so mußte andererseits auch für Flüssigkeiten ein kritischer Zustand existiren, das heißt, sie müssen, wenn sie über eine bestimmte Temperatur hinaus erhitzt werden, auch unter den stärksten Drucken in Gasform übergehen. In der That hat schon Cagniard de la Tour 1822[52] am Aether eine solche Beobachtung gemacht. Aehnliche Untersuchungen in dieser Richtung sind weiter noch von Wolf 1858,[53] Drion 1859[54] und Mendelejeff 1860[55] unternommen worden. Letzterer hält die schon 1861 von ihm in die Wissen-

Digitized by Google

schaft eingeführte Bezeichnung „absolute Siedetemperatur" als mit der „kritischen Temperatur" von Andrews vollkommen identisch, indem er, allerdings von einer anderen Seite ausgehend, damals schon den Satz aufgestellt habe, daß allen Flüssigkeiten eine solche „absolute Siedetemperatur" zukommt, über welcher die Flüssigkeit nicht mehr bestehen kann, sondern in ein Gas von derselben Dichte übergehen muß. Demnach definirte Mendelejeff die absolute Siedetemperatur als diejenige Temperatur, bei welcher eine Flüssigkeit nicht mehr existirt, sondern in ein Gas übergeht, das sich bei keiner Drucksteigerung mehr verflüssigen läßt, — bei welcher ferner die Kohäsion gleich Null wird und die latente Verdampfungswärme ebenfalls gleich Null ist.

An einer anderen Stelle[56] gelangt Mendelejeff zu der Schlußfolgerung, daß Wasserstoff und ähnliche Gase eine sehr niedrige „absolute Siedetemperatur" haben müssen, daß also die Verflüssigung derselben nur bei sehr starker Abkühlung und starkem Drucke möglich sein würde.

Während seit Natterer, wie wir eben gesehen haben, die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Verflüssigung der Gase und mithin im Erreichen von niederen Temperaturen hauptsächlich nur theoretischen Zwecken dienten, sehen wir inzwischen die Ausnützung der durch Verdampfung oder Expansion erzeugten tiefen Temperaturen in der Technik sich verwirklichen und einen raschen Aufschwung nehmen.

Wir werden uns daher im Folgenden auch mit einem kurzen Rückblick auf die allmähliche Entwickelung der in die Praxis eingeführten Kälteerzeugungsmethoden zu befassen haben.

Es wurde bereits gelegentlich unserer Betrachtung über Kältemischungen hervorgehoben, daß die Bedeutung derselben im Vergleich mit den auf anderen Wegen erreichten Temperatur-

Digitized by Google

tiefen hinter diesen bei weitem zurücksteht. Dies hat sich auch in der Praxis gezeigt.

Als man sich mit der Frage befaßte, ob das Mittel der Kälteerzeugung durch Salzauflösung sich nicht etwa für technische Fabrikation von Eis im Großen eignet, ergab die Rechnung ein ungünstiges Resultat. Es wäre nämlich zur Wiedergewinnung des angewendeten Materiales ein zu großer Wärmeaufwand oder aber ein solcher vom Material selbst nöthig. Man hat daher auch davon abgesehen, technische Apparate zu konstruiren, um auf diese Weise Eis im großen darzustellen, und dürfte auch in Hinkunft kaum daran denken; es müßten sich denn gerade Salze finden, welche bei ihrer Auflösung eine um ein Mehrfaches größere Temperaturerniedrigung bewirkten, als die bisher bekannten Mischungen, was aber auch nicht zu erwarten ist, da alle bekannten Salze, soweit sie überhaupt hier in Betracht kommen, auf dieses Verhalten geprüft sind.

Die Anwendung der Kältemischungen hat also weder für den Großbetrieb, noch für die eigentliche chemische Technik eine größere Bedeutung erlangt, wohl aber spielt sie bei Laboratoriumsversuchen, namentlich bei solchen, wo es sich um Temperaturen unter 0° handelt, eine nicht unbedeutende Rolle, und auch im gewöhnlichen Leben, im Haushalte, wo es im großen und ganzen darauf ankommt, eine möglichst rasche Abkühlung herbeizuführen, wird sie häufig angewendet, und so ist sie namentlich für den Konditor unentbehrlich. Zur handlichen Verwendung von Kältemischungen sind nun auch eine Menge von Apparaten konstruirt worden; hier mögen die von Meidinger[57] erwähnt werden, welche hauptsächlich für die am meisten verbreitete Mischung von Eis und Kochsalz bestimmt sind und sich auch gut bewährt haben.

Als Grundlage der großen Eismaschinen oder Kältemaschinen dient also das Prinzip der Kälteerzeugung durch Ver-

Digitized by Google

dampfung von Flüssigkeiten oder durch rasche Ausdehnung (Expansion) von gasförmigen Körpern. Die Abkühlung ist um so intensiver, je rascher die Verdampfung oder die Ausdehnung vor sich geht, daher auch nur solche Flüssigkeiten verwendet werden, welche einen niederen Siedepunkt haben, also Kohlensäure, Schwefeldioxyd, Aether, Ammoniak u. a.

Meist sind die Eismaschinen von ziemlich komplizirter Konstruktion, namentlich solche, welche mit Einrichtungen zur Aenderung des Druckes versehen sind. Der Druck spielt insofern auch eine Rolle hierbei, weil der Siedepunkt einer Flüssigkeit vom Drucke abhängig ist. Der Siedepunkt sinkt, wenn der Druck vermindert wird, demnach wird die Temperatur um so niedriger werden, je geringer der Druck und je niedriger der Siedepunkt der Flüssigkeit ist.

Man unterscheidet nach dem Gesagten Eismaschinen, welche mit flüssiger Kohlensäure, flüssigem Ammoniak, flüssigem Schwefeldioxyd oder einer anderen leichtflüchtigen Substanz betrieben werden, oder aber solche, welche durch komprimirte Luft wirken.

Die ältesten sind die mit Aether betriebenen Eismaschinen. Das Prinzip ließ sich schon 1834 Jac. Perkins zu London patentiren, 1856 erwarb John Harrison ein Patent auf eine Aethereismaschine. Lawrence[58] errichtete 1859 in Liverpool bereits eine Fabrik zur Erzeugung künstlichen Eises. F. Carré[59] in Frankreich konstruirte 1860 auch eine Aethereismaschine, welche er aber bald aufgab, nachdem er die viel wirksamere Ammoniakmaschine erfunden hatte. Die Aethereismaschine gelangte zu keiner großen Verbreitung; auf dem Kontinente kam sie überhaupt nie in Gebrauch, und am Anfang der siebziger Jahre wurde sie von den inzwischen erfundenen anderen Maschinen ziemlich vollkommen verdrängt. Man bemühte sich zwar noch, an derselben Verbesserungen anzubringen; so wandte Tellier in Paris statt Aethyläther den wirksameren Methyläther an und

Digitized by Google

gelangte auch dadurch zu viel niederen Temperaturen. van der Weyde[60] wandte des billigen Materiales wegen Chymogen an, Lienard und Hugon sollen Schwefelkohlenstoff anzuwenden versucht haben.

Bedeutendere Vortheile besaßen schon die Kohlensäure-Eismaschinen, sowohl der Billigkeit wegen, als auch wegen der durch die Unverbrennlichkeit des angewandten Materiales bedingten Ungefährlichkeit. Ein diesbezügliches englisches Patent, welches dieses Verfahren beschreibt, datirt vom Jahre 1867. — L. Seyboth konstruirte eine solche Maschine. Neben den vorhin angeführten Vorzügen haben solche aber auch einen entschiedenen Nachtheil dadurch, daß bei einem sehr großen Druck gearbeitet werden muß, nämlich von 16—46 Atmosphären.

Doch erst mit der Erfindung der Ammoniak-Eismaschine durch F. Carré war eine Maschine geschaffen, welche den Bedürfnissen der Industrie auch durchaus zu entsprechen geeignet war. Durch eine Mittheilung an die Pariser Akademie im Jahre 1860 erfolgte die erste Kunde über die Erfindung Carrés.[61] — Die Ammoniakmaschine stellt ohne Zweifel einen sehr vollkommenen, handlichen und wirksamen Apparat dar, um Eis überall und in jedem Umfange zu gewinnen. Sie fand denn auch bald rasche Verbreitung und verhalf durch ihre Vorzüge der gesamten Kälteindustrie zu einem bedeutenden Aufschwung. Im Jahre 1869 konstruirten Mort und Nicolle in Sydney eine Ammoniakmaschine mit Luftpumpe, welche sich als eine Kombination von dieser mit der Aethermaschine ansehen läßt.

Zu den zur Zeit bedeutendsten Kältemaschinen ist zunächst die Lindesche Ammoniak-Kompressionsmaschine zu rechnen, welche auf der Verdampfung von reinem, wasserfreien Ammoniak und Wiederverdichtung der Dämpfe durch Druck und Abkühlung beruht, ferner die Pictetsche Maschine,[62] welche mit Schwefeldioxyd betrieben wurde. Neuerdings verwendet Pictet ein Ge-

Digitized by Google

misch von Schwefeldioxyd und Kohlensäure, welches bei etwa — 19° siedet und sich als sehr leistungsfähig erwiesen hat,[63] die sogenannte Pictetsche Flüssigkeit.

Eine lediglich auf Expansion beruhende Maschine ist die zuerst 1862 von A. C. Kirk patentirte Lufteismaschine. Indem nämlich die Luft, wenn sie komprimirt wird, Wärme frei macht, bei der Expansion aber solche wieder aufnimmt, wirkt sie auf die nächste Umgebung abkühlend. Daß diese Abkühlung je nach Stärke der erfolgten Kompression eine ganz erhebliche sein kann, beweist die Thatsache, daß man bei der Wiederausdehnung von unter einem Druck von 4 Atmosphären komprimirter Luft eine Temperaturerniedrigung bis zu — 70° erreichen kann. Wesentlich verändert und verbessert wurde die Lufteismaschine durch F. Windhausen[64] im Jahre 1869. Dieselbe ist auch heute noch vielfach in Verwendung. Die Lufteismaschinen scheinen nach den bisherigen Erfahrungen sich mehr für die unmittelbare Verwendung der kalten Luft, als für die Erzeugung von Eis zu eignen, so für die Abkühlung von Keller- und Lagerräumen, für Ventilationszwecke u. s. w. Thatsächlich ist auch ihre Anwendung in dieser Art sehr verbreitet, so namentlich in Brauereien.

Wenden wir uns nach dieser längeren Abschweifung wieder den wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Kälteerzeugung zu.

Da gewahren wir, daß es inzwischen den jahrelang fortgesetzten Bemühungen der beiden Forscher, Cailletet in Paris und Raoul Pictet in Genf, beinahe zu gleicher Zeit im Dezember 1877 geglückt war, die bislang als permanent bezeichneten Gase zu kondensiren. Damit waren die schon von Faraday und Natterer ausgesprochenen und von Andrews und Mandelejeff des Näheren wissenschaftlich begründeten Vermuthungen realisirt worden.

Cailletet[65] drückte die Gase in einer engen, dickwandigen

Digitized by Google

Glasröhre, welche außen gleichzeitig durch flüssige schweflige Säure stark abgekühlt war, mittelst einer hydraulischen Presse auf einen Druck von mehreren Hunderten Atmosphären und ließ sie dann durch rasches Herauslassen des absperrenden Quecksilbers plötzlich entspannen, so daß die Gase durch ihre eigene rasche Expansion sehr stark abgekühlt wurden. Indem nämlich bei der schnellen Ausdehnung die Molekeln der Gase die höhere Temperatur der Glasröhre nicht erlangen konnten, mußte die Abkühlung eine um so intensivere sein und lediglich auf Kosten der Gase selbst vor sich gehen. Die Folge dieser außerordentlich raschen und intensiven Abkühlung war, daß sich ein Theil der sich ausdehnenden Gase in Flüssigkeit verwandelte, was sich in Form eines dichten Nebels oder in kleinen Tröpfchen kundthat. Auf diese verhältnißmäßig leichte und einfache Weise hat Cailletet die Möglichkeit der Verflüssigung der permanenten Gase beobachtet und nachgewiesen; die verflüssigten Gase zu isoliren, ist ihm jedoch nicht gelungen.

Zu augenscheinlichen Resultaten führten die zu derselben Zeit ausgeführten Versuche von Pictet,[66] die allerdings auch in viel komplizirteren und theureren Apparaten vorgenommen wurden. Pictet bediente sich eines ähnlichen Verfahrens wie Faraday, indem er die Gase in einem geschlossenen Gefäße entwickelte und sie unter ihrem eigenen Drucke in einem mit dem Gefäß verbundenen Kupferrohr komprimiren ließ unter gleichzeitiger starker Abkühlung dieses Rohres von außen bis auf — 140° mittelst Verdampfung von fester Kohlensäure, welche ihrerseits vorher durch verdampfende schweflige Säure auf — 75° gekühlt wurde.

Pictet benutzte zu seinen Versuchen die Apparate, die auf seiner Fabrik zur Erzeugung künstlichen Eises mittelst Verdampfung von durch Druck verdichtetem, flüssigem Schwefligsäureanhydrid vorhanden waren.[67] Dieses Anhydrid ist ein Gas, das sich bei gewöhnlicher Temperatur unter dem Druck

Digitized by Google

von mehreren Atmosphären zu einer Flüssigkeit verdichtet, die unter gewöhnlichem Drucke bei — 10° siedet. Unter vermindertem Drucke siedet diese Flüssigkeit, wie eine jede andere, bei niedrigerer Temperatur; wird hierbei das sich entwickelnde Gas fortwährend mittelst einer starken Luftpumpe entfernt, so sinkt die Temperatur des siedenden Schwefligsäureanhydrids auf — 75°. Wird also in ein Gefäß von der einen Seite flüssiges Anhydrid eingepreßt und von der anderen Seite mittelst starker Pumpen das Gas entfernt, so wird durch das Sieden dieses Anhydrides eine Temperaturerniedrigung von — 75° hervorgerufen. Befindet sich nun in einem so weit abgekühlten Gefäß ein zweites, so läßt sich in diesem letzteren durch die hervorgerufene Kälte leicht ein anderes Gas verflüssigen. Auf diese Weise verfuhr auch Pictet, um bei — 60° bis — 75° unter 4 bis 6 Atmosphären das Kohlensäuregas zu verflüssigen, das sich schwerer als das Schwefligsäureanhydrid dazu bringen läßt, das aber auch beim Verdampfen eine bedeutendere Temperaturerniedrigung hervorruft, als sich durch letzteres erreichen läßt. Durch Verdampfen des verflüssigten Kohlensäuregases läßt sich unter 760 mm Druck eine Kälte von — 80° und durch gleichzeitiges Verdünnen mittelst einer starken Pumpe sogar von — 140° erzeugen. Solche niedrige Temperaturen ermöglichen es jetzt, die meisten anderen Gase zu verflüssigen, wenn dieselben gleichzeitig einem starken Drucke ausgesetzt werden.

Um in dem Raume, in welchem die schweflige Säure und die Kohlensäure zum Sieden gebracht werden, einen niedrigen Druck zu unterhalten, sind besondere, Verdünnung hervorrufende Pumpen erforderlich, wogegen zum Verflüssigen dieser genannten Gase besondere Druckpumpen nöthig sind, welche dann die verflüssigten Gase wieder in den abzukühlenden Raum treiben. Pictet komprimirte mittelst einer Pumpe Kohlensäure unter einem Drucke von 4—6 Atmosphären und trieb es in eine Röhre,

Digitized by Google

welche mit siedendem, flüssigem und abgekühltem Schwefligsäureanhydrid umgeben war, das in einem Zylinder auch seinerseits von einer Druckpumpe komprimirt und dann durch eine Saugpumpe wieder verdünnt wurde. In diesem durch schweflige Säure gekühlten Rohre wurde die hineingepreßte Kohlensäure flüssig und floß in einen Zylinder, in welchem durch eine weitere Saugpumpe ein niedriger Druck unterhalten und hierdurch eine Kälte von — 140 ° erzeugt wurde. Durch die genannte Saugpumpe wurden dann die Dämpfe des Kohlensäureanhydrides wieder in die erste Pumpe übergeführt, in der dasselbe neuerdings verflüssigt wurde, so daß es sich in einem fortwährenden Kreislauf befand, indem es aus dem Zustande eines verdünnten Dampfes von geringer Tension und niedriger Temperatur durch Kompression und Abkühlung verflüssigt wurde und durch Verdampfen wieder Kälte erzeugte. In dem Zylinder, in welchem das Kohlensäureanhydrid zum Verdampfen gebracht und dadurch eine Temperatur von — 140 ° erzeugt worden war, befand sich eine engere Röhre, welche zur Aufnahme des zu verflüssigenden Gases bestimmt war. Dieselbe war aus starkem Kupfer gefertigt und im stande, einen hohen Druck auszuhalten, ebenso wie auch das mit demselben verbundene Gefäß, in welchem die Entwickelung der betreffenden Gase vorgenommen wurde. Gefäß und Rohr waren überall hermetisch verschlossen, so daß das sich darin entwickelnde Gas keinen Ausweg hatte und in dem Maße, wie es sich ansammelte, einen immer größeren Druck ausüben mußte. Diesen Druck zeigte ein an dem Rohre aufgesetztes Manometer an. An dem einen Ende des Kupferrohres befand sich ein Hahn. — Befand sich nun ein Gas in dem Apparate und wurde auf die eben beschriebene Weise behandelt, so sah man beim Oeffnen des Hahnes das Gas in Form eines flüssigen Strahles entweichen.

Die vorhin genannten beiden Forscher erhielten bei An-

Digitized by Google

wendung ihrer Methoden Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenoxyd, atmosphärische Luft und selbst Wasserstoff vorübergehend und allerdings nur in sehr geringen Mengen in flüssiger Form. Letzteren erhielt Pictet nicht in deutlich sichtbarer Gestalt als Flüssigkeit, sondern nur in Form eines rasch verdampfenden Strahles, ging aber dabei vermuthlich sogar in den festen Zustand über, wie aus dem eigenthümlichen hagelartigen Geräusch, welches derselbe beim Ausströmen auf dem Boden verursachte und das dem Aufschlagen von Schrotkörnern glich, zu schließen war.

Wesentlich verbessert wurden diese Methoden in den darauffolgenden Jahren durch die beiden polnischen Gelehrten Wroblewski und Olszewski [68] in Krakau, welche Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenoxyd auch dauernd in flüssiger Form — als statische Flüssigkeit — erhielten durch Anwendung von flüssigem Aethylen als äußere Kühlung an Stelle der schwefligen Säure, durch dessen Verdampfung unter vermindertem Druck noch größere Temperaturtiefen erreicht werden konnten. Durch die Möglichkeit der Darstellung von isolirten Flüssigkeiten dieser schwer kondensirbaren Gase war man im stande, die den Siedepunkten dieser Flüssigkeiten entsprechenden sehr niederen Temperaturen zu erreichen, was einen gewaltigen Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte der Kälteerzeugung bedeutete, — war man doch dadurch dahin gelangt, daß diese Temperaturerniedrigung im Vacuum bis unter — 200 ° gebracht werden konnte.

Freilich war man zunächst nur in der Lage, mit ganz kleinen Quantitäten von solchen Flüssigkeiten und damit nur für ganz kurze Zeit bei solchen Kältegraden zu operiren, doch reichte es immerhin schon zur Untersuchung einer Menge von Erscheinungen aus. [69] Uebrigens mag darauf hingewiesen werden, daß infolge der unerläßlichen Anwendung von so enormen Drucken das Arbeiten auf diesem Forschungsgebiet durchaus nicht ungefährlich ist. Einen bedauernswerthen Beweis lieferte

Digitized by Google

uns einer der beiden Forscher, Wroblewski, der ein Opfer dieser gefahrvollen Untersuchungen geworden.

Einen erheblichen Fortschritt bedeutet das Verfahren Olszewskis,[70] dem es 1890 gelang, flüssigen Sauerstoff in ähnlicher Weise zu verwenden, wie etwa flüssige Kohlensäure, das heißt, es wird der Sauerstoff in einem schmiedeeisernen Zylinder auf 80 Atmosphären komprimirt, dieser steht in Verbindung mit einem Stahlzylinder, der außen durch flüssiges Aethylen bis auf — 140 ° gekühlt wird; der Stahlzylinder hat an seinem anderen Ende ein mit einem Schraubhahn versehenes Ausflußrohr, woraus man den flüssigen Sauerstoff in ein gegen die Außentemperatur geschütztes Glasgefäß bei gewöhnlichem Atmosphärendruck ausfließen lassen kann.

Auch Pictet[71] hatte inzwischen auf diesem Gebiete fortgearbeitet und so namentlich erst vor drei Jahren in seinem Laboratorium in Berlin mit großen Kosten Einrichtungen getroffen, durch welche es ihm möglich wurde, in größerem Maßstabe bei Temperaturen bis — 200 ° Untersuchungen auszuführen. Diese Temperatur wird nicht auf einmal, sondern allmählich in drei Stadien durch Gebrauch von kontinuirlich wirkenden Apparaten und durch die folgeweise Anwendung von drei verschiedenen verflüssigten Gasen erreicht.

Das erste bei — 80 bis 100 ° mittelst der schon erwähnten Pictetschen Flüssigkeit (vgl. S. 25), das zweite bei — 130 ° bis 160 ° mit Stickstoffoxydul und das dritte endlich bei — 200 ° bis 210 ° durch Verdampfung von komprimirter Luft.

Neuerdings beschäftigt sich auch der englische Forscher Dewar[72] sehr viel mit Untersuchungen bei sehr tiefen Temperaturen, welche er durch Verdampfung von flüssigem Sauerstoff oder von flüssiger atmosphärischer Luft erhält. Er gelangt hierbei ebenfalls zu Temperaturen bis gegen — 200 °; Dewar erhielt übrigens durch Verdampfung von Stickstoff bei 5—10 mm

Digitized by Google

Druck eine Temperatur von — 224° und hat somit, vorausgesetzt, daß die Methoden zur Bestimmung so niedriger Temperaturen richtige Resultate geben, das Minimum der bis jetzt erhaltenen Kältegrade erreicht. Im wesentlichen bedeuten indes diese Versuche nur eine Wiederholung der Olszewskischen Arbeiten. Die direkte technische Verwendung dieser wissenschaftlichen Untersuchungen bildet Lindes neues Verfahren zur Verflüssigung der Luft, welches in jüngster Zeit berechtigtes Aufsehen erregt, da dasselbe nicht nur die Möglichkeit giebt, auf bequeme Art hohe Kälte zu erzeugen und diese in größerem Maße in Anwendung zu bringen, sondern auch in der gleichzeitigen Gewinnung und Verwerthung sauerstoffreicher Gasgemische für manche chemische Prozesse eine große technische Bedeutung zu gewinnen verspricht.[73]

Es fragt sich nun, wird es uns gelingen, noch tiefere Temperaturen zu erzielen? Ohne Zweifel kann man diese Frage mit Ja beantworten, nämlich sobald es gelingt, Wasserstoff in größeren Mengen flüssig und als statische Flüssigkeit zu erhalten.

Daß wir aber nie durch irgendwelche Zustandsänderung eines Körpers eine solche Kälte hervorbringen, um bis zum absoluten Nullpunkte (— 273°) zu gelangen, sagt uns eine mathematische Folgerung der Clausiusschen kinetischen Gastheorie.[74]

Es wäre nun vielleicht angebracht, zum Schlusse unserer Ausführungen auch über den Einfluß so tiefer Temperaturen auf die Stoffe in physikalischer, chemischer und biologischer Beziehung zu berichten, durch welchen unsere Kenntnisse über den Zusammenhang der Aggregatzustände, über das Verhalten der Gase und die Natur derselben, sowie über das Verhalten von chemischen Vorgängen wesentlich erweitert werden.

Eine ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes würde

Digitized by Google

uns indes zu weit von dem ursprünglichen Gegenstande unserer Betrachtungen ablenken und infolgedessen doch wohl nicht mehr ganz in den Rahmen dieser Abhandlung passen. Auch haben wir schon verschiedentlich im Verlaufe derselben Gelegenheit gehabt, auf derartige Untersuchungen hinzuweisen, namentlich auf solche aus früheren Zeiten, welche aus historischem Interesse besondere Erwähnung verdienten.

Aus historischen Gründen sei denn auch noch eine Bemerkung hinzugefügt, welche eine wissenschaftlich hervorragende und sehr merkwürdige Untersuchung betrifft.

Pictet[75] hat auf der schweizerischen Naturforscherversammlung im Jahre 1893 in Lausanne und der deutschen in Nürnberg durch seine „Versuche über das Aufhören der chemischen Reaktionsfähigkeit bei sehr niederen Temperaturen" mit Recht großes Aufsehen erregt, neu sind aber diese Versuche nicht gewesen. Denn schon 1845, also nahezu fünfzig Jahre früher, hat Professor A. Schrötter[76] in Wien ganz ähnliche Versuche ausgeführt und bekannt gegeben, wie das aus den verschiedenen Mittheilungen in den Comptes rendus, Band 20, dann in Schrötters Werk „Die Chemie in ihrem gegenwärtigen Zustand" und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie vom Jahre 1850 ersichtlich ist. Uebrigens erwähnt auch Natterer in seinen Abhandlungen die Schrötterschen Versuche (siehe S. 18).

Professor Schrötter legte in der Sitzung vom 12. Dezember 1850 der k. Akademie der Wissenschaften in Wien eine für die „Denkschriften" der Berichte derselben bestimmte Abhandlung: „Ueber das Verhältniß der chemischen Anziehung zur Wärme" vor.[77] Die beabsichtigte Veröffentlichung in den „Denkschriften" der Akademie scheint jedoch aus unbekannten Gründen unterblieben zu sein, da sie dort nicht aufzufinden ist. Den Inhalt der Abhandlung theilte jedoch Schrötter in der damaligen Sitzung in kürze mit, den wir auch hier folgen lassen wollen.

Digitized by Google

Die Abhandlung sollte demnach in zwei Theile zerfallen, von denen der erste bloße Thatsachen, der zweite hingegen die daraus abgeleiteten theoretischen Folgerungen enthält.

Im ersteren befindet sich die Beschreibung einer Reihe von Versuchen über das Aufhören der chemischen Wirkung bei einer Temperatur von ungefähr — 80° C., von denen einige schon im Jahre 1845 in den Comptes rendus der Pariser Akademie veröffentlicht wurden. Es sind dieselben seit dieser Zeit auf eine so große Zahl von Körpern, welche bei gewöhnlicher Temperatur mit großer Heftigkeit aufeinander wirken, ausgedehnt worden, daß daraus der Schluß gezogen werden kann, es höre bei obiger Temperatur jede gegenseitige chemische Wirksamkeit, sowohl von einfachen als zusammengesetzten Körpern vollkommen auf, oder mit anderen Worten, die Körper sind bei hinreichend niedriger Temperatur in chemischer Beziehung gänzlich indifferent gegen einander.

Es wird ferner das Verfahren genau beschrieben, das bei Anstellung dieser Versuche befolgt werden muß, um sie ganz gefahrlos und beweisend zu machen.

Im zweiten Theile werden theoretische Betrachtungen über die Form der Funktion angestellt, welche die Beziehung zwischen der chemischen Anziehung, der Wärme und der Kohäsionskraft ausdrückt, die uns jedoch hier nicht weiter interessiren.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge die Uebereinstimmung der Schrötterschen Versuche und Resultate mit denen von Pictet hervor.

Pictet brachte u. a. durch feste Kohlensäure gekühltes metallisches Natrium und Salzsäure zusammen, ohne daß sie die geringste chemische Wirkung aufeinander ausübten, Schrötter unter denselben Bedingungen und mit demselben Erfolge metallisches Kalium mit Salpetersäure, sämtlich Körper, die unter normalen Umständen eine außerordentlich heftige Reaktionsfähigkeit aufeinander zeigen.

Digitized by Google

Bemerkenswerth ist es bei diesen Versuchen, daß auch in der Wissenschaft der Satz gilt, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen, d. h. wie zwei ganz unabhängig voneinander arbeitende Forscher genau den gleichen Weg geführt werden.

Durch das Verfahren von Natterer wird Schrötter in die Lage gesetzt, auf bequeme Art und im größeren Maßstabe sehr niedere Temperaturen zu erreichen. Alsbald geht er auch daran, zu untersuchen, ob die Wechselbeziehung der Stoffe bei den niederen Temperaturen die gleichen bleiben. — Durch eigene Arbeit stehen Pictet ausgiebige Kältequellen zur Verfügung und sicher, ohne auch nur die geringste Kenntniß der Schrötterschen Arbeit zu haben, untersucht auch er die Verwandtschaftsbeziehung fast der gleichen Stoffe bei niederen Temperaturen.

In beiden Fällen hatte offenbar die leichte Ausführbarkeit zu dem Anstellen der Versuche, zu dem Indiehandnehmen der Frage überhaupt geführt.

Der praktischen Lösung war aber der Gedanke bei weitem vorausgeeilt und hatte in der Fragestellung selbst schon die Antwort gefunden.

Ungefähr vierzig Jahre vor Schrötter behandelt nämlich Joh. Wilh. Ritter in seinen „Fragmenten" vom Jahre 1810 denselben Gegenstand in der Frage, zu der auch wir wieder gedrängt werden:

„Möchten wohl alle Körper ohne Wärme, möchte alle Materie ohne Wärme vielleicht gar keine Verwandtschaft mehr untereinander haben?"

Litteraturangaben und Anmerkungen.

[1] Compt. rend., Tome 90, 1880, p. 1282.

[2] Naumann, „Lehr- und Handbuch der Thermochemie", Braunschweig, Vieweg, 1882.

[3] H. Kopp, „Geschichte der Chemie", Braunschweig, Vieweg, 1843, Bd. III, S. 222.

[4] J. C. Poggendorff, „Geschichte der Physik", Leipzig, Barth, 1879, S. 395.

[5] Ebd., S. 394.

[6] Ebd., S. 395.

[7] J. C. Fischer, Geschichte der Naturwissenschaften", Göttingen, Röwer, 1801. Bd. II, S. 219 ff.

[8] Ebd., Bd. II, S. 222.

[9] Kopp, „Geschichte der Chemie", Bd. 2, S. 401.

[10] Ebd., S. 402.

[11] Paris, Mém. Acad. Sci., 1734.

[12] Boerhave, Elem. Chym. d'Igne, Exp. IV, Coroll. 3.

[13] Vergl. De admirando frigore artificali quo mercurius est congelatus. — Diss. in conventu publ. Acad. sc. Petropolit. praelecta, Sept. 6. 1760, auct. R. A. Braunis, Petrop. 4.

[14] Nov. Comm. So. Pet. I. X., p. 218.

[15] Vergl. Blagdens Geschichte der Versuche über das Gefrieren des Quecksilbers in den Phil. Transact., Vol. 73, 1783, p. 329—397; übersetzt in den Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, Bd. 3, S. 347—383.

[16] Phil. Trans., Vol. 77, 1787, p. 282, und Vol. 78, 1788, p. 277.

[17] Crells chem. Annal., 1793, Lt. 1, S. 352.

[18] Gilbert, Annal., Bd. 38, 1811, S. 365.

[19] Berlin, Sitzgsber. d. Akad., 1840, S. 95.

[20] Wittsteins Vierteljahrsschrift f. prakt. Pharm., München, 1864, Bd. 13, S. 8.

[21] Poggendorff, Annal., Bd. 122, 1864, S. 337, und Bd. 136, 1869, S. 276. — Deutsch. chem. Ges. Ber., Bd. 2, S. 68. — C. Brendel, „Ueber Kältemischungen". Dissertation, Basel, 1892.

[22] Wien., Berichte, Bd. 71, II, 1875, S. 509; Bd. 72, II, 1875, S. 535; Bd. 78, II, 1878, S. 59.

[23] „On the cold produced by evaporating fluids and of some other means of producing cold." — Essays and observations, physical and literary, of a Society at Edinburgh, vol. II, 1755.

[24] Mém. prés. à l'acad., T. V.

[25] Nov. Comm. Petrop. X & XI.

[26] Vetensk. Acad. Handl. 1771.

[27] Phil. Trans., Vol. 78, 1788, und Grens Journal, I, 1790.

[28] Kopp, „Geschichte der Chemie", Bd. III, S. 189.

[29] „Idées sur la Météorologie", 1786.

[30] Annal. de chim., T. 29, 1799.

[31] „Sur les refroidissements artificielles". Bullet. Soc. philomat. An XII.

[32] Vergl. J. Tyndall, „Faraday und seine Entdeckungen", autorisirte deutsche Uebersetzung von H. Helmholtz, Braunschweig, Vieweg, 1870 — und Phil. Trans. f. 1823, S. 160 und 189.

[33] Phil. Mag., Vol. 62, 1823, p. 139.

[34] Annal. de Chim. et Phys., T. 26, 1824, p. 63, und Poggendorff, Annal., Bd. 1, 1824, S. 237—240.

[35] Bibl. univers., T. 40, S. 196.

[36] Annal. de Chim. et Phys., T. 38, 1828, S. 226.

[37] L'Institut No. 25, Nov. 1833.

[38] Ebd. Nr. 58, S. 197.

[39] Liebig, „Chemische Briefe" Leipzig und Heidelberg, Winter, 1865.

[40] L'Institut No. 126, p. 327, und No. 127, p. 331.

[41] Jagnaux, „Histoire de la Chemie", Paris, Baudry & Cie., 1892.

[42] Phil. Trans. f. 1845, S. 155.

[43] Poggendorff, Annal., Bd. 62, 1844, S. 132.

[44] Wien, Berichte, Bd. 5, 1850, S. 351.

[45] Compt. rend., T. 20, 1845, S. 193, und Wien, Berichte, Bd. 5, 1850, S. 352.

[46] Wien, Berichte, Bd. 6, 1851, S. 557, und Bd. 12, 1854, S. 199.

[47] Ebd., Bd. 6, 1851, S. 557—570.

[48] Ebd., Bd. 12, 1854, S. 207 ff.

[49] Phil. Trans. f. 1869, S. 11.

[50] Report of the British Assoc. f. 1861.

[51] Millers Chemical Physics, Edit. III, p. 328.

[52] Annal. de Chim. et Phys., T. 21, 1822, p. 127 und 178, und T. 22, 1823, p. 140.

[53] Ebd., T. 49, 1832, p. 259.

[54] Ebd., T. 56, 1834, p. 221.

[55] Russisch. chem. Journal von 1860 und Liebig, Annal., Bd. 119, 1861, S. 11.

[56] Poggendorff, Annal., Bd. 141, 1870, S. 623.

Digitized by Google

57 Dingler, polyt. Journ., Bd. 204, 1872, S. 409, und Bd. 217, 1875, S. 474.

58 Ebd., Bd. 158, 1860, S. 115, und Polytechn. Centralblatt 1863, S. 656.

59 Laboulay, Bullet de la Soc. d'Encouragement, 1860, p. 129.

60 Wagners Jahresbericht, 1869, S. 506.

61 Dingler, polyt. Journ., Bd. 168, 1863, S. 171.

62 Deutsche Industriezeitung, 1878, S. 319.

63 Archiv d. Sc. Phys. et Nat. (3), Vol. 13, 1885, p. 212.

64 Dingler, polyt. Journ., Bd. 170, 1863, S. 241, und Bd. 195, 1870, S. 11. — Näheres über die technische Kälteerzeugung in H. Lorenz, „Neuere Kühlmaschinen", München, Oldenbourg, 1896.

65 Compt. rend., T. 84, 1877, p. 1016; T. 85, 1877, p. 851 und 1213; T. 86, p. 97; T. 94, 1882, p. 623 und 1224; T. 97, 1883, p. 1115; T. 98, 1884, p. 1565; T. 99, 1884, p. 213; T. 100, 1885, p. 1033; T. 106, 1888, p. 1055, 1489, 1631; — Soc. franç. de phys. 1891, p. 1.

66 Compt. rend., T. 85, 1877, p. 1214 und 1220. — Journ. de Genève, 11. Jan. 1878. — Archiv de Genève, T. 41, 1878, p. 16. — Ebd., T. 6, 1881, p. 236. — Verhandlg. d. Phys. Ges. Berlin, 1891, S. 52. — Wiedemann, Beibl., Bd. 16, 1892, S. 272. — Compt. rend., T. 114, 1892, p. 1245. — Ebd., T. 115, 1892, p. 813. — Ebd., T. 116, 1893, p. 815 und 1057.

67 Vergl. D. Mendelejeff, „Grundlagen der Chemie", Petersburg, Ricker, 1891, p. 154 ff.

68 Wiedemann, Annal., Bd. 20, 1883, S. 243. — Compt. rend., T. 96, 1883, S. 1140 und 1225.

69 Compt. rend., T. 95, 1882, S. 284 und 342; T. 96, 1883, p. 1140 und 1225; T. 102, 1886, p. 1010. — Wiedemann, Annal., Bd. 20, 1883, S. 243; Bd. 25, 1885, S. 371; Bd. 26, 1885, S. 134. — Monatsh. d. Chem. 1884, S. 47. — Berlin, Sitzgsber. d. Akad., 1884, S. 31. — Wien, Berichte, Bd. 97, 1889, S. 1321. — Vergl. ferner die Arbeiten Olszewskis allein: Compt. rend., T. 98, 1884, p. 365; T. 100, 1885, p. 350 und 940. — Wiener Anzeiger 1884, Nr. 5—9. — Bull. Ac. Scienc. Krakau, 1886, p. 181; ebd., 1890, p. 57. — Monatsh. d. Chem., Bd. 8, 1887, S. 69. — Wiedemann, Annal., Bd. 31, 1887, S. 58.

70 Bull. Ac. Sciences Krakau, 1890, p. 176. — Eine zusammenfassende Darstellung seiner Arbeiten auf diesem Gebiete giebt Olszewski neuerdings im Phil. Mag., Vol. 39, 1895, p. 188.

71 Verhandlg. d. Phys. Ges. Berlin, 1891, S. 52.

72 Phil. Mag., Vol. 34, 1892, p. 205 und 326; Vol. 36, 1893, p. 328. — Electrician (29), 735, 1892, p. 169. — Proc. Roy. Ind. Great Britain, 1893, p. 10.

Digitized by Google

[73] Zeitschrift für die ges. Kälte-Industrie, 1894, S. 15. — Schroeter, Ztschr. Ver. d. Ingenieure, 1895, 391, S. 1157.

[74] R. Clausius, „Abhandlung über die mechanische Wärmetheorie", Braunschweig, Vieweg, 1864.

[75] Verhandlg. d. schweiz. naturf. Gesellschaft zu Lausanne 1893; — Verhandlg. d. Gesellsch. deutscher Naturforscher u. Aerzte zu Nürnberg 1893.

[76] Compt. rend., T. 20, 1845, p. 193. — Wien, Berichte, Bd. 5, 1850, S. 479. — Schrötter, A., „Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande". Wien, Gerold, 1847, Bd. 1, S. 129.

[77] Wien, Berichte, Bd. 5, 1850, S. 479.

Digitized by Google

Der Hypnotismus
und die verwandten Zustände
vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin

von

Dr. Gilles de la Tourette

Chef de clinique de maladies du système nerveux à la Salpêtrière, ancien préparateur du cours de médecine légale à la Faculté de Paris.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit einem Vorwort von Professor J. M. Charcot (de l'Institut).

Gr. 8° (IV. u. 546 S.). Preis 9 Mk. geh., 11 Mk. eleg. geb.

Inhalt:

I. Die hypnotischen Zustände.

Von Meßmer bis Braid. — Braid und Charcot. Die verschiedenen hypnotischen Zustände. — Die hypnotischen Suggestionen.

II. Die dem Hypnotismus verwandten Zustände.

Der natürliche Somnambulismus. — Der pathologische Somnambulismus, soweit es sich nicht um Hysterie handelt. — Erscheinungen der Hysterie. — Der zweite Zustand.

III. Nutzen und Gefahren des Hypnotismus.

Anwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken. — Gefahren des Hypnotismus.

IV. Der Hypnotismus vor dem Gesetz.

Der Hypnotismus bei Ausführung von Verbrechen und Vergehen. — Die Ausbeutung des Magnetismus. — Der Magnetismus als Gewerbe und das Gesetz. — Das gerichtsärztliche Gutachten in Fällen, wo es sich um Hypnotismus und verwandte Zustände handelt.

Urtheil der Presse.

Dr. Gilles de la Tourette, ein Schüler Charcots, hat in dem uns vorliegenden Werke die in dem Titel angedeuteten Zustände vom gerichtsärztlichen Standpunkte einer sehr genauen und ausführlichen Betrachtung unterworfen, und die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg vermittelt uns diese Arbeit in deutscher Uebersetzung, die, wie wir hier gleich anfügen wollen, dem anonymen Uebersetzer vollständig gelungen ist. Prof. Charcot giebt in einem kurzen Vorworte der Arbeit seines Schülers eine gewichtige Empfehlung mit auf den Weg, und man muß gestehen, daß diese Empfehlung vollberechtigt ist. Das Werk von Gilles de la Tourette ist eine überaus fleißige Studie, die mit Benützung der gesamten, sehr umfangreichen Litteratur über den fraglichen Gegenstand eine erschöpfende Darstellung der Einzelheiten des Hypnotismus liefert. (Bohemia.)

Cesare Lombroso
und die Naturgeschichte des Verbrechers.
Von Dr. Hans Kurella.

Preis M. 1.—.

Eine recht gut orientirende Darstellung der Lombrososchen Lehre.

(Deutsche Litteraturzeitung 1892.)

Die treffliche Schrift wird Vielen erwünscht kommen, denn sie enthält in knapper Darstellung die Hauptpunkte der Lombrososchen Lehren und eine Kritik ihrer Inhaltes wie ihrer Methode. (Westermanns Monatshefte Mai 1893.)

Digitized by Google

Geschichte und Theorie

der

Kälteerzeugung.

Von

Dr. C. G. von Wirkner
in Göttingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 173 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

JUL 23 1897

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 270.

Lord Byron.

Von
Dr. Louis Lewes †
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.

Uebersetzt von

E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet Mk. 3.—.

Urtheile der Presse.

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht.
(Deutsche Zeitung, Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte.
(Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwangslosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat.
(Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25. 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Digitized by Google

Lord Byron.

Von

Dr. Louis Lewes †
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wenn man die europäische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem Zusammenhang studiren will, so sind die Werke Lord Byrons der nothwendige Ausgangspunkt. Alle großen Strömungen der modernen Poesie haben durch ihn den gewaltigsten Antrieb erhalten. Alle französischen Romantiker, vor allem Victor Hugo und Alfred Musset, haben die Töne, welche Byron zuerst angeschlagen, in sich aufgenommen und in der mannigfaltigsten Weise variirt, und wenn in Deutschland auch die Romantik aus anderen Wurzeln erwachsen ist und auf anderen Voraussetzungen beruht, so wären doch ohne den Vorgang Byrons weder Heine, noch die politische Dichtung des dritten und vierten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, noch die pessimistische und im sogenannten Weltschmerz sich ergehende Dichterschule möglich gewesen. Auch in Spanien, Italien, Dänemark und besonders bei den slavischen Völkern, den Polen und Russen, hat Byron einen sehr tiefgehenden Einfluß ausgeübt, ohne welchen manche der bedeutendsten Erscheinungen dieser Litteraturen geradezu unmöglich gewesen wären. Byron war ein kosmopolitischer Dichter. Trotz seiner glühenden Liebe zu seinem Vaterland, welche oft genug in seinen Dichtungen hervortritt, war er bis in sein innerstes Mark, bis in geringe Kleinigkeiten durchaus unenglisch. Jene Liebe zu der Größe des englischen Volks theilte sich in sein Herz mit einem so erbitterten Haß gegen die in England so verbreitete religiöse und sittliche

Digitized by Google

Heuchelei und gegen den kunst- und poesiefeindlichen Sinn großer Kreise der Bevölkerung, daß sich die Herzen seiner Landsleute ihm entfremdeten und daß bis in die neueste Zeit von ihnen kein unbefangenes Urtheil über Byron und seine Dichtungen zu erwarten war. Byron brachte die Jahre, in welchen sich sein dichterischer Genius am gewaltigsten entfaltete, fern von England zu; sein Herz und sein Geist zogen ihn nach dem Kontinent, nach Spanien, nach den klassischen Stätten Italiens und Griechenlands. Er war von jeder insularen Beschränkung ganz frei. Goethe hat Byrons Weltstellung als Dichter in ihrer ganzen Großartigkeit richtig aufgefaßt, wenn er, allerdings mit einem Selbstbewußtsein, wie es sich nur ein Goethe erlauben darf, sagt: Byron allein lasse ich neben mir gelten! und die Nachwelt hat sein Urtheil voll bestätigt. Nur seine Landsleute haben keinen Sinn für Byron, und man möchte manchmal an eine förmliche Lähmung des poetischen Geschmacks der Engländer glauben, wenn von Byron die Rede ist. Sittliche Heuchelei, die Rücksicht auf die strengen Regeln der Konvenienz, mit einem Worte alles das, was man englisch, unübersetzbar, cant nennt, trägt dazu bei, daß die englischen Litteraturhistoriker und Biographen oft geradezu albern werden, wenn sie auf Byron kommen. Der Historiker Macaulay und einige andere machen eine ehrenwerthe Ausnahme. Im allgemeinen gilt es aber noch heute in einer guten englischen Familie fast für unanständig, Byrons Namen auch nur auszusprechen. Wenn man Byrons Dichtungen richtig beurtheilen und voll genießen will, muß man sie in stetem Zusammenhange mit seinem Leben betrachten, welches der beste Kommentar zu jenen ist. Dies Leben gleicht einem modernen Roman mit tragisch-heroischem Abschluß. Alles, was er geschrieben, nur einige Dramen ausgenommen, ist einem tief bewegten Herzen entquollen. Um so zu schreiben, daß das Menschenherz im Innersten erschüttert werde, schreibt er selbst, muß das Herz

Digitized by Google

des Dichters selbst erschüttert gewesen sein oder noch besser, es schon überstanden haben. Alle Zuckungen endigen bei mir in Versen. Er brachte die Poesie des Weltschmerzes in die Welt, welcher durch die Litteraturen aller Zeiten und Völker hindurch klingt, welche aber bei ihm in einem so furchtbaren, aber dennoch so wohlklingenden Schmerzensschrei ausbrach, wie bei Niemandem vor ihm und nach ihm. Byrons Leben war ein sehr bewegtes und schicksalsvolles. Selbst das so reiche Leben Goethes erscheint dagegen fast spießbürgerlich, gleichsam seßhaft beschaulich und kleinstädtisch. Ein englischer Lord, durch die Familie seiner Mutter mit dem königlichen Hause der Stuarts verwandt, väterlicherseits abstammend von Badelph de Biron, dem Kampfgenossen Wilhelms des Eroberers, mit zwanzig Jahren durch ein giftiges, aber schon hoch geniales Pasquill Aufsehen erregend, mit vierundzwanzig Jahren ein hochberühmter und bewunderter Dichter, mit achtundzwanzig Jahren von seinen Landsleuten in Acht und Bann gethan und für immer aus seinem Vaterland vertrieben, dann eine glänzende Dichterlaufbahn, ein leidenschaftliches, oft wildes Leben und endlich das traurige Ende auf fremdem Boden, fern von der Heimath für Griechenland sterbend, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde. George Gordon Byron wurde am 22. Januar 1788 in London geboren. Vater und Mutter waren beide sehr excentrische Naturen. Sein Vater, der tolle Jack genannt, wild, leidenschaftlich und lüderlich, hatte die Mitgift seiner Frau, einer reichen schottischen Erbin, rasch verschwendet und ließ bei seinem wahrscheinlich durch Selbstmord herbeigeführten frühen Tode Frau und Kind in sehr beschränkten Verhältnissen zurück. Goethe sagt über Byrons Eltern: „Lord Byron erzählt, sein Vater habe drei Frauen entführt. Da sei Einer einmal ein vernünftiger Sohn!“ Seine Mutter machte ihm durch ihren launischen Charakter und dementsprechende Erziehung das Vernünftigsein nicht weniger schwer. Es giebt ein Märchen, nach welchem jede der

zu der Feier der Geburt eines Königskindes eingeladenen Feen demselben eine kostbare Gabe für das zukünftige Glück seines Lebens darbrachte, eine böse Fee aber, deren Einladung vergessen worden war, durch ein verhängnißvolles Geschenk die segensreichen Folgen der anderen Feengaben gefährdete. Eine solche böse Fee scheint auch bei Byrons Geburt gewaltet zu haben. Er war von bemerkenswerther Schönheit, sein Kopf war ein Lieblingsmodell für Bildhauer, aber er wurde mit einem verkrüppelten Fuß geboren. Dies Mißgeschick wurde eine früh fließende Quelle von Byrons misanthropischer Verstimmung. Die Spöttereien seiner Schulkameraden, selbst seiner Mutter, über Lahmheit hetzten ihn früh in jene düstere Verbitterung hinein, welche sein Leben und seine Werke dämonisch durchwaltet. „Wie zum Teufel," sagt er einmal, „hat man eine Welt wie die unsrige machen können? In welcher Absicht und zu welchem Zwecke Stutzer schaffen können und Könige und Magister und Weiber von einem gewissen Alter und eine Menge Männer von jedem Alter und nun vollends mich? Wozu denn?" Nach dem Tode ihres Gatten zog sich Byrons Mutter mit ihm nach ihrem Geburtsort Aberdeen in Schottland zurück, wo sie mehrere Jahre ein fast dürftiges Leben führten. Hier empfing der jugendliche Byron die ersten dichterischen Eindrücke, welche in manchen seiner Dichtungen Spuren hinterlassen haben. Aber seine geistige Entwickelung machte unter der eigenthümlichen, zwischen maßloser Zärtlichkeit und übertriebener Strenge abwechselnden Behandlung seitens seiner Mutter nur langsam Fortschritte, während sein Körper in der herrlichen gesunden Bergluft Schottlands wunderbar gedieh. Er war trotz seines Klumpfußes schon als Knabe ein kühner Schwimmer und bildete sich als junger Mann zu einem vollendeten Reiter, Fechter, Schützen und Boxer aus, auf welche Vorzüge er sich sein ganzes Leben lang mit einer gewissen kindlichen Freude viel zu gute that.

Digitized by Google

In seinem zehnten Jahre trat Byron in die Aristokratie seines Landes ein, indem er von Lord William, seinem Oheim, einem wegen seiner Excentrizitäten berüchtigten Sonderling, eine Peerschaft und den Familiensitz Newstead-Abbey erbte. Unter so veränderten Glücksumständen ging seine Mutter mit ihm nach England zurück, wo er auf der berühmten Schule zu Harrow seine vorbereitenden Studien beendigte. In seinem letzten Gymnasialjahre knüpfte er während eines Ferienaufenthalts bei seiner Mutter in Nottingham ein Verhältniß mit Miß Mary Chaworth an, welches von Seite des Mädchens nur als ein kühles Freundschaftsverhältniß aufgefaßt wurde, während in dem Herzen des werdenden Dichters die heiße Flamme der ersten leidenschaftlichen Liebe aufloderte. Das Mädchen machte sich aber aus dem „lahmen Jungen" nichts und zog ihm einen unbedeutenden Landgentleman vor, was den krankhaft empfindsamen Jüngling furchtbar kränkte. Er ward schwer gerächt. Marys Ehe wurde äußerst unglücklich und endete in Noth und Wahnsinn. Wie tief diese knabenhafte Liebe gewesen, wie lange sie in ihm nachzitterte, beweist das schöne, schwermüthig innige Gedicht „Der Traum", welches er 1816 am Ufer des Genfer Sees schrieb, und von dem Goethe sagt, daß, nur um das Gedicht im Original lesen zu können, es der Mühe werth wäre' englisch zu lernen:

Ich sah zwei Wesen in der Jugend Farben
Auf einem Hügel, sanft zu Thale sinkend
Und grün bewachsen, gleich als wär's der letzte
Von einer Hügelreih' am Küstensaum.
Nur dehnte sich kein Meer zu seinen Füßen,
Nur ringsum schönes Land und Well' auf Welle
Der windbewegten Wälder und der
Zerstreuten Menschenwohnungen und Rauch,
Der von den Dächern kräuselnd aufwärts stieg.
Den Hügel krönt ein seltsam Diadem

Digitized by Google

Von Bäumen, und im Kreise, so geordnet
Von Menschenhand und nicht durch Zufallslaune.
Die Beiden, eine Jungfrau und ein Knabe,
Sah'n staunend nieder, sie nur auf die Flur,
Ihr gleich an Schönheit, er sah nur auf sie,
Und Beide waren jung, und eines schön,
Und Beide waren jung, nicht gleichen Alters.
Gleich wie der süße Mond am Himmelsrande,
Stand auf der Grenze sie, halb Kind, halb Weib.
Um wen'ge Sommer jünger war der Knabe,
Doch älter war das Herz, als seine Jahre.
Sein Auge sah ein schönes Antlitz nur,
Auf weiter Welt, und das schien auf ihn nieder,
Er hatte fast es in sich eingesogen,
Er athmete, er lebte nur in ihr,
Und sie war seine Stimme, scheu zu sprechen,
Erbebte er bei ihrem Wort, sie war
Sein Licht, sein Auge folgte ihrem nur,
Er sah mit ihrem Auge alle Dinge,
Mit ihren Farben, nicht mehr lebte er
Für sich, sie ward sein ganzes Sein und Leben,
Das Meer, d'rin all sein Denken sich ergoß,
D'rin all sein Wünschen lag. Ein Blick von ihr,
Ein sanft Berühren nur ließ all sein Blut
Zum Herzen fluthen und zurück erbeben
Und heftig seiner Wangen Farbe wechseln,
Ob auch der Schmerzen Grund sein Herz nicht wußte.
Sie aber theilte seine Sehnsucht nicht,
Ihr Seufzen galt nicht ihm, er war ihr nur
Ein Bruder und nicht mehr, das war schon viel,
Denn sie war bruderlos, und Bruder hieß
Er ihr nur in der Jugendfreundschaft Sprache.
Sie war der einsam letzte Sproß vom alten
Ehrwürdigen Geschlecht, deß Name ihm
Gefiel und wieder nicht gefiel — warum?
Die Zukunft gab ihm tiefe Antwort drauf,
Als liebend sie dem Andern angehörte,
Dem Andern, den schon damals sie geliebt!
Und auf des Hügels Spitze stand sie da,
Ausspähend, ob des Liebsten Roß auch Schritt
Mit ihrer Sehnsucht hielt, und eilte weg.

Digitized by Google

9

Ein Wechsel kam in meines Traum's Erscheinung,
Da stand ein stattlich altes Haus, und draußen
An seiner Mauer war ein Roß gezäumt.
In einem düster ernsten Betgemach
Derselbe Knabe stand — er war allein.
Und bleich und auf und nieder schritt sein Fuß,
Dann saß er nieder, griff zur Feder, schrieb
Manch Wort, das ich nicht lesen konnte, lehnte
Sein Haupt gebeugt auf seine Hand, und krampfhaft
Erbebte er, wie fiebernd, stand dann auf,
Zerriß, was er geschrieben, mit den Zähnen
Und mit den Händen, zitternd ohne Thränen.
Dann ward er ruh'ger und bezwang sein Antlitz,
Daß still es ward; und wie er stand gefaßt,
Da trat zu ihm das Mädchen seiner Liebe;
Sie blickte heiter, lächelnd — ob sie gleich
Wohl wußte, wie sie lieb ihm war, sie wußte,
Denn schnell kommt solches Wissen, daß ins Herz
Sie ihm der Liebe tiefen Schatten warf;
Sie sah, wie elend er, nicht sah sie alles.
Er nahte sich, mit kalter Höflichkeit
Griff er nach ihrer Hand, es flog ein Schwarm
Unsagbarer Gedanken um sein Haupt
Im Augenblick, die schwanden wie sie kamen.
Dann ließ er finster ihre Hand und ging
Mit langsam abgemess'nem Schritt, doch nicht,
Als habe Lebewohl er ihr gesagt,
Sie schieden ruhig, lächelnd von einander;
Er trat durchs wucht'ge Thor der alten Halle,
Schwang sich aufs Roß und ritt des Wegs dahin,
Und nie betrat er mehr die morsche Schwelle.

Ein Wechsel kam in meines Traums Erscheinung,
Der Knabe war zum Mann gereift und hatte
In glühender Zonen Wildniß eine Heimath
Gesucht und jener Strahlen trank sein Herz.
Seltsam und düster war er anzusehn,
Er war nicht mehr wie früher — auf dem Meer
Und auf dem Lande war er jetzt ein Wand'rer,
Und eine Menge Bilder drängten sich
Vor meinem Blick wie Wellen, — doch er war

Ein Theil von allen. In dem letzten lag er
Ausruhend von des Mittags dumpfer Schwüle,
Inmitten morscher Säulen in dem Schatten
Zerstörter Mauern, die der Gründer Namen
Lang' überlebt; er schlief, und ihm zur Seite
Sah man Kamele grasen und befestigt
Nächst einem Quell ein paar bewährte Rosse.
Ein Mann in wallendem Gewande wachte,
Derweilen And're seines Stammes schliefen
Ringsum zerstreut, zum Zelt den blauen Himmel,
So wolkenlos und schön und sonnig rein,
Daß Gott allein zu sehen war im Himmel.

Ein Wechsel kam in meines Traums Erscheinung —
Die Dame seiner Liebe war vermählt
Mit einem And'ren, der sie mehr nicht liebte,
Wohl tausend Meilen fern in ihrer Heimath
Jetzt wohnend und umringt von holden Kindern,
Von Töchtern und von Söhnen, — aber sieh!
Auf ihrem Antlitz lag des Kummers Zug,
Der stille Schatten innerlichen Kampfes,
Und unstät zitterte ihr tiefes Auge,
Als sei ihr Lid von ungeheuren Thränen
Beschwert. Was war der Grund? Sie hatte alles,
Was theuer ihr, — und Er, der sie so sehr
Geliebt doch, war nicht nahe, zu beläst'gen
Mit nied'ren Hoffnungen und falschen Wünschen
Und schlecht verhehltem Weh den reinen Sinn.
Was war ihr Gram? Sie hatte ihn ja nie
Geliebt, noch Grund gegeben, dies zu glauben, —
Er war nicht schuld an dem, was ihr am Herzen
Jetzt nagte, ein Gespenst vergang'ner Zeit.

Es ist natürlich, daß diese trübe Erfahrung bei seiner ersten Liebe, welche er so ernst nahm und so innig empfand, seine Menschenfeindlichkeit nicht verringerte. Seine ersten poetischen Versuche fallen noch in seine Schulzeit in Harrow, welches er 1805 zur Vollendung seiner Studien mit der Universität Cambridge vertauschte. 1807 erschien ein Bändchen seiner Jugendgedichte „Stunden des Müssiggangs von einem Minder-

Digitized by Google

jährigen", wie sie etwas geschmacklos ruhmredig betitelt waren Wenn man den ganzen großartigen Entwickelungsgang des Byronschen Genius vor sich sieht, so ist es leicht, schon in diesen Erstlingen seiner Muse Spuren seiner einstigen Größe zu entdecken, aber wenn das Publikum dieselben auch im ganzen ziemlich günstig aufnahm, so darf man sich doch nicht wundern, wenn viele Zeitgenossen darin nur schülerhafte Versuche zu erkennen glaubten. Jedoch, trotzdem manches ganz Schwache darunter ist, das Ganze war nicht schlechter, als die englische Lyrik jener Zeit überhaupt. Jedenfalls ging die überaus bittere, in Form und Inhalt unpassende Kritik in der „Edinburgh Review", welches damals an der Spitze der litterarischen Kritik stand, weit über das erlaubte Maß hinaus. Aber die Herren Kritiker hatten sich an den Unrechten gemacht, sie hatten einen schlafenden Löwen geweckt. Es geschah etwas in den Annalen der englischen Litteratur und Kritik Unerhörtes. Der neunzehnjährige Jüngling, der litterarische Neuling, welchen sie mit der Keule ihrer Kritik niedergeschmettert zu haben glaubten, griff, von einem wilden Trinkgelage heimkommend, zur Feder und warf im März 1807 als Antwort auf ihre Kritik seine zornerfüllte Satire „Englische Dichter und schottische Reviewer" auf das Papier. Der namenlose, eben zu Tode kritisirte „Minderjährige" wagte es, allen Autoritäten, die in England die Feder führten, Männern wie Scott, Moore, den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern und in schärfster Polemik zu beweisen, daß sie Charlatane, Stümper und Dummköpfe wären. Die Satire wirkte überraschend, ja geradezu verblüffend durch die freche, rücksichtslose, aber meist sehr witzige Sprache. Byron selbst bereute lebhaft seine ungerechten Ausfälle gegen Scott und Moore, mit welchen ihn eine bis an seinen Tod dauernde Freundschaft verband, so daß er sogar, wenn auch vergeblich, versuchte, die Satire gänzlich aus dem Buchhandel zurückzuziehen. Nur der

Digitized by Google

einzige Robert Southey, ein niedriger Charakter und ein litterarischer Denunziant schlimmster Sorte, war unversöhnlich. Es erinnert an Wolfgang Menzel, welcher die deutschen Regierungen gegen Heine und Genossen hetzte, indem er sie durch den von ihm erfundenen Namen des jungen Deutschlands als litterarische Verschwörer denunzirte, wenn Southey seine Nebenbuhler Byron und Shelley als die satanische Schule charakterisirte. Um dieselbe Zeit nahm Byron seinen Sitz im Oberhause ein, wo er sich der Partei der liberalen Whigs anschloß, welcher er während seines ganzen Lebens treu blieb. Die Jahre 1808 bis 1811, in welchem letzteren Jahre seine Mutter starb, waren durch seine erste große Reise nach Portugal, Spanien, Malta und Griechenland ausgefüllt. Die Einzelheiten dieser Reise sind sehr anziehend, aber die Kürze der Broschüre erlaubt mir nicht, ausführlich darauf einzugehen. Ich erwähne daher nur, daß zahlreiche, oft sehr romantische Liebesabenteuer in Cadiz, Athen und auf Malta einen großen Raum einnehmen, was im Interesse der Litteratur nicht zu beklagen ist, da sie mehrere seiner lieblichsten lyrischen Gedichte veranlaßt haben. Er genoß die Gastfreundschaft des furchtbaren, mit blutigen Lettern in die türkisch-griechische Geschichte eingeschriebenen Albanesenhäuptlings Ali Pascha in Janina. Bekannt ist auch, daß er, dem Leander nacheifernd, von Sestos nach Abydos über den Hellespont geschwommen ist. Was aber dieser Reise den Hauptglanz verleiht, ist, daß er von derselben die beiden ersten Gesänge seines großen Werkes Childe Harold's Pilgrimage heimbrachte, welche 1812 in London erschienen. Der Erfolg war unerhört großartig. Byron soll geäußert haben: Eines Morgens erwachte ich und fand mich berühmt. Er wurde der Löwe von London, der Gegenstand begeisterter, fast ausschweifender Huldigungen. Wir erkennen in Childe Harold den Grundton, welcher den meisten Byronschen Werken eigen ist, die überwältigende Schwermuth,

Digitized by Google

welche sich in poesievollen, von Wohllaut getragenen Klagen aushaucht. In jeder Strophe leuchtet hinter der dünnen Maske des Harold Byrons Gesicht hervor. Es ist eine Art von sentimentaler Reise, alle Tonarten des Geistes und des Herzens anschlagend, nur nicht die des Humors, der vollständig fehlt; es ist vielmehr die zur Poesie verkörperte Melancholie. Das prachtvolle Versmaß, die sogenannte Spencerstrophe, in welcher Spencers Feenkönigin geschrieben ist, die üppige und doch korrekte und präzise Sprache, der wunderbare Hintergrund der spanischen und griechischen Städte und Landschaften, dazu die liebenswürdige Schwermuth des von einer abenteuerreichen Reise zurückkehrenden schönen, vornehmen Jünglings, alles dies mußte unwiderstehlich wirken, kurz das Gedicht nahm das Publikum förmlich im Sturm und hob die Begeisterung für Byrons Poesie zu einer Höhe der Raserei, von der wir uns jetzt kaum mehr einen Begriff machen können, und stellte ihn mit einem Schlage auf den Gipfel der litterarischen und gesellschaftlichen Popularität. Unübertroffen und bewundernswerth ist seine Beseelung der todten Natur. Sein Zauberwort giebt den Meeren eine Sprache, dem Berge eine Stimme, jeder Baum, jede geborstene Säule, Himmel und Erde, sprechen zu unserem Geiste und zu unserem Herzen. Harold-Byron wandert über das Schlachtfeld von Marathon und zwischen den Trümmern der Akropolis von Athen, und die Geister der alten Griechen stehen auf und reden von der untergegangenen Herrlichkeit, aber überall begleitet ihn sein eigener Schmerz, der Schmerz um sein Dasein, mächtiger und lauter werdend, als das Weh um die hier untergegangene Welt. Den dritten und vierten Gesang des Childe Harold, welche acht Jahre später entstanden, übertreffen die beiden ersten an vertiefter Weltanschauung, an Gluth der Sprache und Wohllaut der Verse. Ergreifend ist im dritten Gesang die Widmung an seine Tochter Ada und

Digitized by Google

die Abschiedsstrophe an dies geliebte Kind, das er nie wiedergesehen.

> Ada, mein Kind, dein Name schmück' dies Lied,
> Ada, mein Kind, mit dir soll es verhallen!
> Obwohl dich Aug' und Ohr nicht hört und sieht,
> Ich leb' in dir, du bist der Freund vor Allen,
> Auf den die Schatten ferner Jahre fallen.
> Du wirst vielleicht mein Antlitz nimmer sehen,
> Doch soll im Traum dir meine Stimm' erschallen;
> Aus deines Vaters Gruft wird sie erstehen,
> Ein Zeichen und ein Ton, und dir zu Herzen gehen! —
> Der Liebe Kind! Ob auch in Bitterniß
> Geboren und gesäugt in Schmerz und Pein. —
> Die Elemente deines Vaters dies —
> Und auch die deinen beide, aber rein
> Und minder wild wird deine Flamme sein!
> Drum schlummere süß! O könnt' ich, treu gesinnt,
> Von dieser Höh', wo oft gedacht ich dein,
> Zuweh'n den Segen dir im Abendwind,
> Zu dem du mir gewiß geworden wär'st.

Der vierte Gesang des Childe Harold, für dessen 1674 Zeilen Byron, beiläufig gesagt, 1817 2500 Lstrl., also 50000 Mark, von seinem Verleger erhielt, übertrifft an künstlerisch vollendeter Meisterschaft jedes andere Werk Byrons. Es ist die reinste, edelste Poesie von der ersten Strophe an, welche Venedig schildert, bis zur letzten, in welcher der Dichter von seiner Schöpfung Abschied nimmt. Man möchte jede Strophe als besonders schön citiren. Niemand, der die Verse auf Rom, die Niobe der Städte, auf die in Sage und Geschichte berühmten Stätten Italiens gelesen hat, wird je aufhören, diesen Dichter zu bewundern, welcher das Todte, das längst Vergangene neu zu beleben verstand. Den Höhepunkt erreicht er in der Apostrophe an die Zeit und an die Nemesis, wo sein persönliches, häusliches Unglück gleichsam vor unseren Augen zum allgemeinen Leid des ganzen Menschengeschlechtes emporwächst.

Digitized by Google

O Zeit, Verschönerin des Todesschlummers,
Verklärerin der Träume, Trösterin
Und einz'ger Arzt des blut'gen Herzenskummers!
Zeit, die zurechtweist den verirrten Sinn,
Zeit, Rächerin! Zu dir erhoben habe
Ich Auge, Hand und Herz und fleh' um eine Gabe!
Hier unter Trümmern, vor dem Hochaltare
Göttlichster Oede, nimm auch meinen Zoll
Zu stolzen Opfern — Trümmer meiner Jahre.
Nur wen'ge sind es, aber schicksalsvoll.
Wenn je mein Herz zu übermüthig schwoll,
So hör' mich nicht, doch wenn in guten Tagen
Ich still blieb, stolz nur gegen Haß und Groll,
Dann sei dies Eisen nicht umsonst getragen
In meiner Seele, laß auch jene andere klagen!
Und du, die in der Wag' unabgewogen
Kein Unrecht läßt, erhab'ne Nemesis,
Hier, wo die Alten deines Dienstes pflogen,
Du, die die Furien aus der Finsterniß
Rief und Orest preisgab dem Schlangenbiß,
Weil er an einer allzu nahen Brust
Vergeltung übt und die Natur zerriß,
Hier ruf' ich dich aus altem Schutt und Dust.
Hörst du mein Herz nicht schrei'n? Wach' auf! Du sollst und mußt!
Und wenn mein Schrei ausbricht, glaubt darum nicht,
Daß ich dem Schmerz erliege! Wer die Schwäche
Je zucken sah auf meinem Angesicht,
Die Spuren der zerfleischten Brust, der spreche!
Nein, dieses schreib' ich, daß mein Lied mich räche,
Lied, das die Asche meines Leichentuchs
Lang' überleben wird — das Siegel breche!
Erfülle dich, Weissagung dieses Buchs,
Und häuf' auf ihre Stirn die Berge meines Fluchs!
Mein Fluch — er sei Vergebung! Hab' ich nicht —
Hör' mich, o Mutter Erd', und Himmel, du —!
Hab' ich nicht Grund, zu fleh'n um ein Gericht?
Und zu verzeihen, käm' es mir nicht zu?
Wird nicht mein Herz durchbohrt, vergällt die Ruh'?
Die Ehr' erwürgt und unterwühlt mein Hoffen?
Nur deshalb ward ich nicht zermalmt im Nu,
Weil ich nicht ganz aus so verfaulten Stoffen
Geschaffen bin, wie sie, die mich ins Herz getroffen.

Digitized by Google

Ein ungenannter Beurtheiler des Childe Harold in einer deutschen Litteraturzeitung sagt über diese originellste, in sich abgeschlossenste Dichtung Byrons: „Die Sympathie mit der Natur in ihrer Furchtbarkeit und ihrer Schönheit, die Sympathie mit den unterdrückten, um ihre Freiheit kämpfenden Völkern, Begeisterung für das Genie, die Tugend, die Liebe und eine erhabene Melancholie, die sich an den Bildern und Szenen der Trauer und Verwüstung mit geheimer Lust weidet, das sind die Hauptzüge dieses Gedichts, aber der Reichthum der Bilder, der Gedanken, der Szenen ist unermeßlich und die Sprache so edel, so kernig, so treffend, so abwechselnd, mit schmelzender Zartheit und donnernder Kraft, daß sich diesem Produkte echter Inspiration nichts Verwandtes an die Seite setzen läßt. Es ist ein unerklärlicher poetischer Zauber darin, das Ganze ist von einer wunderbaren Atmosphäre umgeben, welche alles mit dem Hauche der Schönheit überweht."

Ich kehre jetzt zu der Zeit nach der Veröffentlichung der ersten beiden Gesänge des Childe Harold 1812 zurück. Aus demselben Jahre stammen sechs der lieblichsten lyrischen Dichtungen Byrons, Lieder an eine Geliebte, die er Thyrsa nennt, deren wirklicher Name nicht bekannt geworden ist. Im April 1813 erschien Byrons erste poetische Erzählung der „Giaur", das tragische Schicksal Leilas, einer türkischen Sklavin, erzählend, welche von ihrem Herrn wegen ihrer Liebe zu einem Ungläubigen, einen Venetianer, in das Meer geworfen, aber von ihrem Geliebten blutig an ihrem Mörder gerächt wird. Das Gedicht funkelt in den Gluthfarben des Orients, und der Enthusiasmus der Liebe, wie der Ingrimm des Hasses sind darin mit wunderbarer Energie gezeichnet. Daran schlossen sich in rascher Aufeinanderfolge die Braut von Abydos und der Corsar, zu welchen 1814 Lara, 1815 die Belagerung von Corinth, 1816 Parisina und der Gefangene von Chillon, 1818 Mazeppa und 1823 Die

Digitized by Google

Insel kamen. Der Corsar, der Giaur und Lara waren es, welche Byrons Namen mit jenem verhängnißvollen Nimbus düsterer geheimnißvoller Verbrechen umgaben, die er auf seiner orientalischen Reise begangen haben sollte. Unendlich war der Reiz, welchen der interessante Mann mit der grausam geheimnißvollen Vergangenheit auf die Frauen ausübte, in seinen Aufzeichnungen finden wir fast unglaubliche Geschichten von Damen der höchsten Aristokratie Londons, welche sich ihm als Trösterinnen aufdrängten. Alle Helden dieser wilden Erzählungen schienen ihnen in Byron verkörpert, und er, der eine von seiner Verbitterung eingegebene Freude daran hatte, sich selbst anzuschwärzen, ließ sie bei ihrem Glauben. Einer seiner besten Freunde sagt, er habe eine wahre Leidenschaft gehabt, sich von der schlechtesten Seite zu zeigen, seine Vorliebe für einen schlechten Ruf sei bis zum Wahnsinn gegangen. Das war dieselbe Eitelkeit, dasselbe Kokettiren mit der Gottlosigkeit, welche wir bei Musset und Heine, den berühmtesten Nachfolgern Byrons, finden. Wenn man von den Gefangenen von Chillon und von Mazeppa absieht, so verdienen jene poetischen Erzählungen ihren Ruhm mehr durch einzelne schöne Stellen, als durch ihren Werth als einheitliche Kunstwerke. Im Giaur, in der Braut von Abydos, dem Corsar und der Belagerung von Corinth ist der Schauplatz nach Griechenland und dem griechischen Archipel verlegt und der malerische Kontrast zwischen Christ und Muselmann, die dramatische Szenerie, die Sitten, das Kostüm jener Gegenden werden dem Leser in mächtigen Bildern vorgeführt. Diese Gedichte bestehen aus intensiven und imponirenden Augenblicken der Handlung und der Leidenschaft. Aber die Mannigfaltigkeit der Charaktere fehlt. Wir finden überall wiederkehrend einen Mann, in welchem ungezügelte Leidenschaft das Herz verwüstet und es kalt und undurchdringlich wie den erstarrten Lavastrom zurückgelassen hat, oder nur fähig, seine

Digitized by Google

verborgenen Gluthen in Augenblicken starker Bewegung hervorbrechen zu lassen, einen Mann, welcher sein Geschlecht verachtet und gerade durch diese Verachtung beherrscht, skeptisch und verzweifelt, doch die sanfteren Regungen fühlend mit einer Stärke, die im Verhältniß zu ihrer Seltenheit steht. Der Stammvater dieser genialen Verbrecher ist ein Landsmann und ein guter Bekannter von uns, er heißt Karl Moor. Das Weib ist das Weib des Orients, liebend und aufopfernd, aber liebend mit der unvernünftigen Anhänglichkeit des Thieres. Diese sich fast bis zur Langweiligkeit wiederholenden Charaktere, unnatürlich, wie sie sind, werden mit so vollendeter Kraft und mit solcher Intensität vorgeführt, daß man beständig die Widersprüche übersieht, und es gab eine Zeit, da man Byrons finstere geheimnißvolle Helden geradezu für das Ideal von allem hielt, was edel und bewundernswerth ist. Mit unübertrefflicher Geschicklichkeit sind in der malerischsten Weise Licht und Schatten auf diese Rembrandtschen Skizzen geworfen. Wir finden unnachahmliche Beschreibungen, zärtlich, belebt, tief, welche mit dem Ton der handelnden Personen harmoniren. Den berühmten Vergleich des geknechteten Griechenlands mit einer Leiche im Giaur, die Nacht- und Kampfszenen im Corsar und Lara, der Vorabend des Sturms und die wilde Energie des Angriffs in der Belagerung von Corinth beweisen einen ganz außerordentlichen Genius. Auch die eingestreuten lyrischen Perlen sind bezaubernd schön. Lesen wir die wundervollen Verse aus dem Giaur:

Kein Lufthauch bricht die Woge hold,
Die unterm Grab des Griechen rollt,
Dem Grab, das, schimmernd von dem Riff,
Begrüßt das heimgewandte Schiff
Hoch übers Land, das er gerettet —
Wo lebt ein Held, gleich ihm, der hier gebettet?

Hold Land, wo jede Jahreszeit
Den Inseln lächelt Seligkeit,

Digitized by Google

Die von Colonnas Höh' erblickt,
Das Herz erfreuen, das entzückt
Von dieser schönen Einsamkeit.
Des Meeres sanft gefurchte Wange
Zeigt her sein Bild manch jähem Hange
In holder Fluth, die lächelnd mild
Des Ostens Eden rings umschwillt.
Und bricht manchmal ein flücht'ger Hauch
Des Wassers blauen Spiegel auch,
Die Blüthen schüttelnd von dem Strauch:
Willkommen ist jedes Weh'n der Luft,
Es weckt und trägt nur süßen Duft,
Hier, wo die Rose an dem Hang,
Wenn Bülbül manche Stunde lang
Ihr tausendfach vom Blüthenzweig
Die Lieder singt, so liebesreich,
Erröthet bei des Liebsten Sang;
Und seine Rosenkön'gin hold,
Von bleichen Stürmen nicht umgrollt,
Geknickt von keinem Winterfrost,
Von jeder Jahr'szeit lau umkost,
Vergilt die Gaben der Natur
Mit sanftem Weihrauch hier der Flur,
Und duft'ger Seufzer, süßer Schein,
Erfreuen dankbar Au' und Hain,
Wo manche Sommerblüthe lacht,
Manch' süße Liebesschattennacht,
Und Grotten ganz gemacht für Rast;
Doch haust dort der Pirat als Gast,
Des Kiel, versteckt in sich'rer Bucht,
Nach harmlos nah'nder Barke lugt,
Bis froh des Schiffers Laute klingt,
Wenn Hesperus ihm freundlich blinkt. —
Da sieh! im Uferschatten naht
Gedämpften Ruders der Pirat
Ganz leis' — er stürzt auf seinen Fang —
Zum Todesröcheln wird der Sang! —
Wie seltsam, daß, wo die Natur
So hold, als sei für Götter nur
Geschaffen dieses Paradies,
Geschmückt mit jedem Reiz so süß,

Der Mensch, auf Unheil stets bedacht,
Es schändet und zur Oede macht,
Und thiergleich tritt auf jede Blüthe,
Die nie ihn kränkte, noch bemühte
Um Pfleg' und Sorge seine Hand,
Zu treiben rings im holden Land!
Nein — die nur springt, um ihn zu freu'n,
Und duftend fleht: o schone mein!
Wie seltsam, daß, wo alles Frieden,
Die Leidenschaften sengend wüthen
Und Raub und Wollust herrschen wild,
Befleckend solches Huldgefild,
Als hätte all' des Bösen Grimm
Gesiegt hier ob der Seraphim, —
Als säßen frei auf Himmels Thronen,
Die sonst im Schlund der Hölle wohnen;
So hold dort alles, was für Lust gemacht,
Und so verflucht, wer zu entweih'n es wagt.

Wer je am Bett des Todten stand,
Eh' noch der Tag des Todes schwand,
Die erste Nacht des dunklen Nichts,
Der letzte Tag qualvollen Lichts,
Eh', von des Würgers Hand verwischt,
Der Schönheit Spur langsam verwischt,
Und von dem Himmelsfrieden da
Die Seligkeit der Ruhe sah,
Den festen Zug, doch weich geschmiegt,
Der auf den müden Wangen liegt,
Und wär' das dunkle Auge nicht,
Das nie mehr lächelt, weint und spricht,
Wär' nicht die kalte, starre Stirn,
Die eis'ge Stockung im Gehirn,
Die bei dem trauervollen Schau'n
Uns anweht wie mit Todesgrau'n,
Ja, gäb' ihm dies nicht sichere Kunde, —
Er zweifelte für kurze Frist,
Für eine trügerische Stunde
An des Tyrannen Macht und List,
So schön, so still, so sanft geschmiegt
Der erste Schritt des Todes liegt!

Digitized by Google

Dagegen ist die Ode an Napoleon 1814 nach dessen Sturz gedichtet, eine von Byrons schwächsten Arbeiten. In demselben Jahre entstanden die hebräischen Melodien. Diese dreiunddreißig alttestamentlichen Lieder, uralten israelitischen Weisen angepaßt, berühren in elegischer Schilderung einzelne Ereignisse der jüdischen Geschichte, oder drücken in unbeschreiblich innigen Herzenslauten die Trauer eines unglücklichen Volkes über seine Vergangenheit und Gegenwart aus. Die musikalische Pracht der Sprache dieser Dichtungen spottet fast jedes Versuchs einer Uebersetzung. Die Vernichtung Sanheribs ist das gewaltigste derselben:

Der Assyrer kam an, wie der Wolf in der Nacht,
Seine Heere in Purpur und strahlender Pracht,
Ihre Speere erglänzten wie Sterne, wenn licht
Auf mächtiger Woge ihr Schimmer sich bricht!

Gleich den Blättern des Hains, wenn der Sommer noch grün,
Ward erschaut dieses Heer bei der Sonne Verglüh'n,
Gleich den Blättern des Hains, wenn der Herbstwind gerast,
Lag am Morgen dies Heer schon zerstreut und erblaßt!

Denn der Engel des Todes fuhr im Sturm daher
Und blies in das Antlitz des Feindes — und schwer
Und gläsern das Auge der Schlummernden ward —
Ein Schlag, und ihr Herz war für immer erstarrt.

Kalt liegt dort das Roß, dessen Nüster weit klafft,
Wo hindurch nimmer strömt sein Odem der Kraft,
Und der Todesschauer liegt auf dem Rasen so kalt,
Und weiß wie der Gischt, wo die Brandung wild wallt!

Und die Reiter all' liegen so bleich auf der Au',
Auf den Panzern all' Rost, auf der Stirn kalter Thau,
Die Banner verlassen, im Zelt kein Gesumm',
Die Lanzen all' müßig, die Trommeln all' stumm.

Und die Witwen von Assur, sie weinen durchs Thal,
Und die Götzen zerbrachen im Tempel des Baal,
Ohne Schwertstreich hinschmolzen so nahe, wie fern,
Die Feinde wie Schnee vor dem Odem des Herrn.

Digitized by Google

Das Jahr 1815 ist verhängnißvoll für Byrons Leben gewesen, da er in demselben die Ehe geschlossen, welche der Fluch seines ganzen Lebens geworden ist. Er paßte gewiß überhaupt nicht zur Ehe und hätte wohl schwer eine Frau gefunden, die im stande gewesen wäre, ihn zu verstehen und zu beglücken, und, muß man hinzusetzen, er war wenig geeignet, einer Frau ein ruhiges Eheglück zu gewähren. Jedenfalls war Anna Isabella Milbank, die Tochter eines reichen Landedelmannes, diese Frau, welche für ihn paßte, nicht. Es war von vornherein nicht eine Heirath, welche aus Liebe geschlossen wurde, sondern zu welcher vielmehr eine gewisse Langeweile und auch wohl eine große Geldnoth Byrons die Triebfeder war. Das Experiment ist denn auch so unglücklich als möglich ausgefallen. In dem schon erwähnten Gedicht „Der Traum“ schildert Byron die Trauung mit folgenden Worten, welche an die Stelle des Gedichtes anknüpfen, wo Byron von seiner Jugendgeliebten Mary Chaworth Abschied nimmt:

Der Wand'rer war zurückgekehrt und stand
Vor einem Altar mit der süßen Braut,
Hold war ihr Antlitz, doch es war nicht jenes,
Das seiner Jugend Sternlicht war.
Und wie er vor dem Altar stand, war seine Miene
Dieselbe und dasselbe Zittern kam,
Das in der alten Halle seine Brust in ihrer Einsamkeit erbeben ließ,
Und dann, wie damals über sein Gesicht
Hinflogen die Gedanken unnennbar
Und schwanden rasch dahin. — Und ruhig stand er dort und still,
Und das Gelübde sprach er und hörte doch die eig'nen Worte nicht
Und alles schwindelte um ihn,
Er konnt' nicht seh'n, was war, noch wie es sollte sein.
Das alte Herrenhaus und seine Halle,
Und die bekannten Zimmer und die Stelle,
Der Tag, die Stunden, Sonnenschein und Schatten,
Und alles, was zu jenem Tag gehörte,
Und sie, die sein Verhängniß, nahten ihm

Digitized by Google

Und drängten zwischen ihn sich und das Licht.
Was wollten sie in dieser Stunde hier?

Wenn die Schatten, die Byron an seinem Hochzeitstage zu sehen glaubte, Unglück prophezeien wollten, so ging diese Prophezeiung rasch und furchtbar in Erfüllung. Am 15. Dezember 1815 wurde seine einzige Tochter Ada geboren und schon am Ende Januar 1816 verließ Lady Byron das Haus ihres Gatten, um nie wieder zu ihm zurückzukehren. Die Scheidung wurde eingeleitet und vollzogen. Wer von beiden die größte Schuld an dieser Katastrophe trug, wird wohl nie ganz klar ergründet werden, und es ist darüber unendlich viel geklatscht, gelogen und verleumdet worden. Die sogenannten Enthüllungen der frommen Amerikanerin Beecher-Stowe gingen so weit, Byron eines verbrecherischen Liebesverhältnisses mit seiner Halbschwester Augusta Leigh zu beschuldigen. Aber die gründliche Diskussion, welche sich in der Tagespresse und in der Litteratur über dieses Buch entspann, hat augenscheinlich bewiesen, daß dasselbe ein abgeschmacktes, verlogenes, verleumderisches Machwerk ist und daß, wenn auch ganz gewiß Byron seiner Gattin gegenüber nicht von jedem Vorwurf freizusprechen ist, Lady Byron ihren Gemahl unter der Einwirkung krankhafter Einbildungen verließ, welche sie bis zu ihrem Tode beherrschten. Es steht fest, daß sie doppelzüngig, so lange Byron lebte, und herzlos nach seinem Tode gegen ihn und die Wahrheit sündigte. Die verruchte Beschuldigung gegen Byron und seine Halbschwester ist nach genauer Prüfung aller Akten und Zeugnisse vollständig unbegründet. Lady Byron trug durch ihre halben Andeutungen, ihr beredtes Schweigen und Achselzucken viel zu dem Benehmen des Londoner Publikums gegen den Dichter bei. Byron hätte jetzt, seinen früheren Ausspruch verändernd, sagen können: Eines Morgens erwachte ich und fand mich berüchtigt. Es erhob sich ein solcher Sturm der sittlich thuenden Gesellschaft

Digitized by Google

gegen ihn, daß er sich zu einer freiwilligen Verbannung aus seinem Vaterlande entschloß. Und was war das für eine Gesellschaft, welche so unbarmherzig den Stab über ihn brach? Es war die Gesellschaft zur Zeit des Prinzregenten, welche an Verworfenheit und Sittenlosigkeit der französischen Gesellschaft unter Philipp von Orleans gleichkam, eine Zeit, die zu der verderbtesten gehört, welche der britische Adel je erlebt hat. Das Haupt des Staats ging mit eifrigem Beispiel in aller Ausschweifung und Schamlosigkeit voran. Die Zügellosigkeit gefiel sich in einer Ungenirtheit, welche an die Tage Charles II. erinnerte. Beispiellose Gedenhaftigkeit, welche den stolzesten und unabhängigsten Adel Europas zu Schmeichlern und Nachahmern des Seifenkönigs und Toilettenkünstlers Brummel, genannt Beau Brummel, machte, war noch die harmloseste Seite dieser fashionablen Welt, von deren Treiben in anderer Beziehung wir geradezu grauenhafte Dinge aktenmäßig kennen. So war die Gesellschaft beschaffen, welche dem jungen Byron alle Lockungen und Verführungen entgegengebracht hatte und die jetzt über ihn den Stab bricht. Macaulay sagt sehr treffend: Wir kennen keine einzige Thatsache, welche uns zu dem Urtheil berechtigt, daß Byron irgendwie härter zu tadeln sei, als irgend ein anderer Ehemann, der mit seiner Frau auf schlechtem Fuße lebt. Es giebt kein lächerlicheres Schauspiel, fährt er fort, als das britische Publikum in einem seiner periodischen Anfälle von Moral. Für gewöhnlich spielen Entführung, Ehebruch, Familienzerwürfnisse aller Art keine Rolle, wir lesen wohl von dem Skandal, sprechen auch wohl einen oder zwei Tage darüber und vergessen ihn dann. Aber einmal, alle sechs oder sieben Jahre, empört sich unsere Tugend, dann stehen wir auf gegen solche Angriffe des Lasters, wir suchen einen Sündenbock, so eine Art von Prügeljungen unserer Tugend, und wenn wir dann an dem unsere Wuth ausgelassen haben, legt sich unsere

Digitized by Google

Tugend für einige weitere Jahre wieder ruhig schlafen. Byron verließ am 26. April England, um es nie wiederzusehen. Er ging zunächst über Belgien und die Rheingegenden in die Schweiz. Den Sommer verlebte er mit seinem neugewonnenen, ebenfalls in freiwilliger Verbannung lebenden Freunde Shelley theils in der Villa Diodati unweit Genf, theils auf Streifereien durch das Berner Oberland, dessen unvergleichliche Herrlichkeit er auf manchen Blättern seines Tagebuchs von 1816 in Leidenschaft geschildert und mehrfach zu Szenerien im Manfred benützt hat. An den Ufern des Genfer Sees entstand ein sehr rührendes Gedicht an seine Gattin, in welchem eine sehr milde Stimmung gegen die, welche ihn böswillig verlassen hatte, herrscht und dessen noch erhaltene erste Niederschrift Spuren von Thränen zeigt:

Lebe wohl, und wär's für immer,
Selbst für immer lebe wohl!
Ob auch unversöhnlich, nimmer
Doch mein Herz dir grollen soll.

Läge dir die Brust erschlossen,
Wo dein Haupt so oft geruht,
Während Schlaf dich sanft umschlossen,
Wie er wohl es nimmer thut,

Ja, und könntest du dort lesen
Jede Regung, würd'st du seh'n,
Daß es nimmer recht gewesen,
Sie so schnöde zu verschmäh'n.

Mag die Welt hierum dich preisen,
Deren Beifall dich beschützt,
Kränkung muß ein Lob dir heißen,
Das auf fremdes Weh' gestützt.

Trübt auch manch' ein Fehl mein Leben,
Fand kein and'rer Arm sich, sprich,
Zu dem Streich, als der soeben
Noch so hold umschlungen mich?

Digitized by Google

Täusche ja dich nicht: versiegen
Kann die Liebe nach und nach;
Aber brechend nicht erliegen
Kann das Herz auf einen Schlag.

Lebt das deine nicht? Das meine
Schlägt noch, blut' es noch so sehr;
Gramvoll fragt es stets alleine:
Soll es nie dich sehen mehr?

Leben ist ein tief'res Leiden,
Als das Weh an theurer Gruft,
Wenn doch nur zum Ewigmeiden
Jeder neue Tag uns ruft.

Wenn dir Trost einst wird bescheren
Uns'res Kindes Stammellaut,
Wirst du's „Vater" sprechen lehren,
Dem es nimmer anvertraut?

Wenn von seinem Arm umschlossen,
Fest sein Mund an deinem hängt,
Denke dessen, der verstoßen,
Stets dich segnend, dein gedenkt!

Und wenn seine Züge gleichen
Denen, die verloren dir,
Lebt dein Herz gewiß in weichen
Schlägen, treu noch immer mir.

Meine Fehler hast gekannt du,
Niemand kennt mein Leiden jetzt,
Dir nur folgt, wohin gewandt du,
All' mein Hoffen bis zuletzt.

Jed' Gefühl gelohnt mit Hassen,
Beugt mein Stolz, den nichts gebeugt,
Dir sich noch, von dir verlassen,
Ist mein Frieden all' verscheucht.

Aber jedes Wort ist müßig,
Eitler noch, kommt es von mir,
Der Gedanke nur, der nie sich
Beuget, bricht sich Bahn zu dir!

Digitized by Google

Lebe wohl denn! so geschieden,
Jedes Band zerrissen, ach!
Herz, sieh, einsam, ohne Frieden,
Kann ich mehr noch sterben? — Sag'!

Diese Verse rühren nicht von einem Manne her, der seinen Ehebund durch furchtbare, nicht zu sühnende Frevel entweiht hat. Aber diese versöhnliche Stimmung ging bald verloren, als er erfuhr, daß Lady Byron durch das, was sie sagte und was sie boshaft und geheimnißvoll andeutete, alle Verleumdungen gegen ihn bestärkte. Die harten Verse, welche er im September 1816 bei der Nachricht von der Erkrankung der Lady Byron schrieb, in welchen er sie die Klytämnestra ihres Gatten nennt, bezeugen die Veränderung. 1814 entstanden auch die drei durch ihre Innigkeit rührenden Gedichte an seine Halbschwester, welche man nur zu lesen braucht, um gewisse nichtswürdige Verleumdungen zu verabscheuen. Das erste lautet:

O süße Schwester! wüßt' ich theurer noch
Und reiner einen Namen, wär' er dein;
Uns scheiden Berg und Meer, und Thränen, doch
Nicht heisch' ich — Liebe bitt' ich ganz allein.
Du warst mir stets, wo auch des Pfad's ich zog,
Ein theures Weh — nie möcht' ich's lassen, nein;
Zwei Dinge steh'n mir offen noch: die Welt
Zum Wandern und bei dir ein heimisch Zelt.

Nichts wär' mir jene, grüßte dieses mich;
Ein Hafen wär' es mir für jedes Glück;
Doch and're zarte Bande fesseln dich,
Die ich nicht lockern möchte. Mein Geschick
Ist seltsam wohl, doch ändern läßt es sich
Jetzt nimmer — vieles ruft sich nie zurück;
Mein Los ist dem des Ahnen noch verwandt:
Ihm gab das Meer nicht Ruh', mir nicht das Land.

Und war mein Erbtheil böser Stürme gleich,
Im andern Element, an Riffen, die,
Oft übersehen, an Gefahren reich,

Digitized by Google

Bestand ich doch mein Theil — wild waren sie.
Mein ist die Schuld, und zu beschön'gen feig,
Was ich geirrt, versuch' ich drum auch nie;
Ich war, vertraut mit dem, was mich bedroht,
Der eig'nen Leiden sorgsamer Pilot.

Mein war, was ich gefehlt — der Lohn sei mein;
Mein Leben war ein Kampf vom Tage an,
Der mir das Sein gab, und was dieses Sein
Vergiftend mich geführt auf falsche Bahn.
Wohl war oft schwer der Kampf und zu befrei'n
Mich von des Staubes Fesseln dacht' ich dann;
Doch jetzt möcht' ich noch leben, wär' es, ach!
Nur um zu sehen, was noch kommen mag.

In meines noch so kurzen Lebens Traum
Hab' überlebt ich Reiche dieser Welt;
Und schau' ich dies, dann scheint das bißchen Schaum
Der eig'nen Jahre, welche sturmzerschellt
Der Brandung gleich dahingerollt, mir kaum
Des Nennens werth noch, und ein Etwas hält
Den Geist empor, als ließe sinken ihn
Der Gram nicht, um nicht selber zu verglüh'n.

Vielleicht ist's Trotz, was jetzt in mir sich regt,
Vielleicht die Kälte der Verzweiflung auch,
Stets nah', wenn Leid auf Leid uns niederschlägt;
Vielleicht auch hat der rein'ren Lüfte Hauch,
Der oft der Seele Wandlung in sich trägt,
Weil leichter, freier jedes Sinn's Gebrauch,
Gelehrt die Ruhe mich, die manches Jahr
Nicht der Gefährte sanft'rer Stunden war.

Ich fühle manchmal noch, wie ich gefühlt
In froher Kindheit; Blumen, Baum und Bach,
Die mich erinnern, wie ich einst gespielt,
Eh' ich den Kopf mit Büchern mir zerbrach,
Sie lächeln mir wie einst, eh' leiddurchwühlt
Mein Herz, und rufen bess're Stunden wach;
Ja manchmal ist es mir, als winke mir
Etwas zu lieben, aber nichts gleich dir.

Digitized by Google

Die Alpen schau' ich -- reichen Stoff verleih'n
Sie der Betrachtung; denn Bewund'rung ist
Ein flüchtiges Gefühl nur, während rein
Und tief sich hier der Seele Macht erschließt
Und einsam sein nicht heißt verlassen sein;
Viel schau' ich, was das Herz entzückt begrüßt,
Und einen See zumal, der schöner zwar,
Doch theurer nicht, als der der Heimath war.

O — daß du mit mir wärest! Doch der Thor
Der eig'nen Wünsche werd' ich — ich vergaß,
Wie jetzt die Einsamkeit, mit der zuvor
Ich mich gebrüstet bei der Menschen Haß,
In diesem einen Punkt den Reiz verlor —
Vielleicht auch noch in and'ren — aber laß —
Ich klage nicht, ob auch in mir vielleicht
Der Gleichmuth ebbt, die Fluth zum Auge steigt.

Ich sprach von uns'rem lieben See, daran
Die alte Halle, die wohl nimmer mein;
Leman ist schön, doch nie vergessen kann
Ich diesen theuren Strand, so lang' noch ein
Gedanke ungetrübt, wird er mich an
Ihn mahnen, werd' ich stets gedenken dein,
Ob ihr, wie alles, was mein Herz geschätzt,
Mir gleich verloren oder ferne jetzt.

Die Welt ist vor mir — doch von der Natur
Erbitt' ich nur, was sie mir nicht versagt:
In ihrer Sonne mich zu wärmen nur,
Zu freuen mich der stillen Sternennacht,
Zu schau'n ihr sanftes Antlitz auf der Flur,
Nie ungerührt von ihrer Zaubermacht;
Einst meine erste Freundin, sei sie mir
Jetzt Schwester, bis ich wieder nahe dir.

Beherrschen kann ich jed' Gefühl, nur dies
Allein nicht, will's auch nicht; ich sehe ein,
Daß Szenen, wie sie mir die Kindheit wies,
Mir angemessen einzig und allein;
Hätt' ich die Welt geflohen, dann gewiß
Wär' ich viel besser, als ich jetzt kann sein;

Digitized by Google

Die Leidenschaften schliefen dann vereint,
Geduldet hätt' ich nicht, du nicht geweint.

Was sollte falscher Ehrgeiz? und was
Gar Liebe oder Ruhm? Doch unbegehrt,
Gesucht nicht, kamen, wuchsen sie, bis daß
Sie einen Namen mir gemacht; nicht werth
Des Strebens hielt ich solchen zwar, vermaß
Mich edlern Zieles wohl: und doch vermehrt
Hab' ich um Einen die Millionen der
Getäuschten nur, die ein unzählig Heer.

Was auch die Zukunft, aller Sorge bar
Bin um der Erde Zukunft ich, derweil
Ich überlebt mich selbst um manches Jahr
Nebst vielem, was mir Glück verhieß und Heil;
Mein Leben war kein Schlummer, sondern war
Des Wachens Beute, mein war solch' ein Theil
Des Lebens, wie es ein Jahrhundert schon
Oft ausfüllt, eh' ein Viertheil mir entfloh'n!

Und ob des Theiles, der noch kommt, bin ich
Gefaßt und selbst für die Vergangenheit
Nicht undankbar: manch Glück schlich leise sich
Durch all' das Elend, all' den Kampf und Streit;
Die Gegenwart soll nicht verdüstern mich,
Und ich verschweige nicht, daß trotz dem Leid
Und Kummer ich auf Thal, Berg, Hain und See
Noch schauen kann so andachtsvoll wie je.

In deiner Brust, o Theure! eingeschreint,
Du in der meinen, sind wir ungetrennt;
Wir sind und waren stets trotz jedem Feind
Ein Seelenpaar, das keine Wandlung kennt;
Gleichviel, ob nah, ob fern, sind wir vereint,
Von Lebens Anfang bis zu seinem End',
Und naht der Tod drum, trotzt auch ihm das Band,
Das unser Leben o so fest umwand.

Das zweite Gedicht lautet:

Als alles rings in Nacht versunken,
Vernunft selbst halb ihr Licht entzog,

Digitized by Google

Und Hoffnung nur gleich trübem Funken,
Der mehr fast irrgeführt mich noch.

In jener Seelenöde Tagen,
In jenes inn'ren Kampfes Glüh'n,
Wenn nur zu nah'n schon bang. die Schwachen
Verzweifeln und die Kalten flieh'n,

Als Glück und Liebe floh und schneller
Des Hasses Pfeil nach mir entsandt,
Warst du der Stern, der um so heller
Mir aufging und mir nie entschwand.

Gesegnet sei sein reiner Schimmer,
Der mein, ein Engelsauge, wacht;
Mir nah erglänzend stand er immer
Hold zwischen mir und grauser Nacht.

Und als die Wolke uns umhüllte,
Die zu verfinstern ihn gedacht,
Glomm reiner nur sein Licht, das milde,
Bis alle Finsterniß verjagt.

Dein Geist umwebe stets den meinen
Und lehr' ihn, was er dulden soll;
Ein sanftes Wort von dir, der Reinen,
Wiegt mehr als all' der Andern Groll.

Du stehst der Weide zu vergleichen,
Die sanft sich beugt, doch nimmer bricht
Und stets mit ihren treuen Zweigen
Ein vielgeliebtes Mal umflicht.

Ob Stürme brausten, Wolken gossen,
Du warst dir gleich und wirst es sein,
In schwerster Wetter wildem Tosen
Dein trauernd Blatt auf mich zu streu'n.

Und welken sollst du mit den Deinen
Drum nie, trifft auch das Schlimmste mich;
Des Himmels Sonne wird bescheinen
Die Treuen stets, und drum auch dich.

Digitized by Google

Mag falscher Liebe Band zerbrechen:
Die deine ist zu himmlisch-licht;
Nie trügt dein Herz — in sanften Schlägen
Fühlt stets es tief, doch wankt es nicht.

Und als sich alles von mir kehrte,
Fand ich es immer so bei dir;
Bleibt solch' ein Herz mir, ist die Erde
Doch keine Wüste, selbst nicht mir.

Das dritte Gedicht an Auguste lautet:

Will der Tag meines Glückes auch schwinden
Und der Stern meiner Hoffnung verglüh'n,
Verschmäht dein sanft Herz doch, zu finden
Die Fehler, deren And're mich zieh'n;
Und kennt es auch all' meine Schmerzen,
Nie erschrak's, sie zu theilen mit mir,
Und die Liebe, die oft ich im Herzen
Geträumt, fand ich einzig bei dir.

Drum wenn die Natur mich umschmeichelt,
Ihr Lächeln so hold zu mir spricht,
Dann glaub' ich nicht, daß es erheuchelt,
Sonst glich es dem deinen ja nicht;
Wenn die Winde im Streit mit den Wellen,
Wie manch' Herz, das mir treu schien, mit mir,
Dann fühl' ich doch einzig ihr Schwellen,
Weil fort sie mich reißen von dir.

Ob der Fels meiner Hoffnung im Schwalle
Der Fluthen auch sinke, zerschellt,
Ob mein Herz auch dem Elend verfalle,
Sein Sklave wird's nie in der Welt;
Ist auch Qual nur mein Los: keinen Feigen
Doch trifft sie, und könnte sie mich
Auch zermalmen: sie kann mich nicht beugen —
Nie denk' ich an sie — nur an dich.

Ob auch fremd mir, mich nie hintergingst du,
Ob ein Weib auch, treu warst du allzeit;
Ob verleumdet: doch fest an mir hingst du,
Ob geliebt auch: nie schufst du mir Leid.

Digitized by Google

Dir vertraut' ich, doch nie mich verriethst du;
Du warst wachsam, doch nicht, zu erspäh'n
Meine Schwächen, — und endlich zwar schiedst du,
Aber nicht, um mich einsam zu seh'n.

Doch die Welt nimmer schelt' und veracht' ich,
Noch die Vielen, mit Einem im Streit;
Da, zu schätzen sie recht, nicht gemacht ich,
War es Thorheit, zu flieh'n nicht bei Zeit.
Hab' nur theuer bezahlt diesen Wahn ich,
Und theurer, als je ich geglaubt,
Fand ich doch, daß, was immer daran ich
Gesetzt, nichts mich deiner beraubt.

Aus dem Wrack der Vergangenheit rettet'
Ich so viel, daß jetzt ich belehrt,
Daß, woran sich am meisten gekettet
Mein Herz, dies am meisten es werth.
Ein Quell selbst im Wüstensand springet,
Eine Blume im öd'sten Revier,
In der Wildniß ein Vöglein noch singet,
Und sie sprechen mir einzig von dir.

Das Unglück, welches Byron aus dem Vaterlande vertrieben, die dadurch verursachte Erschütterung seines ganzen Wesens hat einen vertiefenden Einfluß auf seine dichterische Entwickelung ausgeübt. Die kokette, nur halb wahre Sprache seiner ersten orientalischen Erzählungen weicht einem feierlichen Ernst, dem großen Pathos der echten Leidenschaft und des wahren Schmerzes. Im September 1816 begann er auf der Wengern-Alp im Berner Oberland im Angesicht der erhabenen Gipfel der Jungfrau und des Mönchs das Drama „Manfred". Seit dem Faust, welcher auch die Anregung zu diesem Werke gab, war eine so gewaltig tiefe Dichtung nicht geschaffen worden, welche ihrem großen Vorbilde gegenüber ihre volle dichterische Selbständigkeit bewahrt hat. Goethe sagt: „Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und

Digitized by Google

hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gezogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benützt, so daß keines mehr dasselbe ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen, ewigen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." Die schwächste Seite in Manfred ist die Charakterzeichnung, die glänzendste sind die Naturschilderungen; der Eindruck, den die Hochalpenlandschaft auf das Herz des Beschauers macht, ist nie so machtvoll dargestellt worden. Allerdings ist dies Lob der Dichtung ein Tadel des Dramas. Wir sehen in Manfred eine großartig angelegte Natur, zu Boden gedrückt durch eine furchtbare Schuld, unrettbar den bösen Mächten verfallen. Manfred hat seine Schwester mehr geliebt, als ein Bruder soll, und seine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Vergebens macht er sich die Geisterwelt dienstbar, um diese Erinnerung zu sühnen, welche sein Leben verzehrt, ohne seinen Stolz zu brechen. Ein unheimlich schwerer Gewitterhimmel hängt über dem Stück, nur hier und dort zerreißt die düstere Wolkendecke, und ein prachtvoller Sonnenblitz fällt auf die Szene der Alpennatur, wohin Manfred seine Pein getragen.

Während des nun folgenden Aufenthalts in Venedig führte Byron ein wildes, ausschweifendes Leben, dessen nicht zu leugnende Ausschreitungen den Verleumdungen, welche ihn trafen, und der bösen Meinung seiner Landsleute von ihm nur zu reiche Nahrung boten. Trotzdem aber fand er unter allen Ausschweifungen Kraft und Zeit, herrliche Dichtungen zu schaffen. In Venedig entstanden 1817 die tief

Digitized by Google

rührende Rapsodie „Tassos Klage“, der schon charakterisirte vierte Gesang des Childe Harold, das kleine übermüthige Epos Beppo, eines der gelungensten Kunstwerke dieser Gattung, angeregt durch Pulcis Morgante und Ariostos Orlando furioso, bei welchem der Inhalt fast nichts, die anmuthige, klangreiche, witzige Ausführung alles ist. In der zweiten Hälfte 1818 dichtete Byron die düstere Ode auf Venedig, welche in Anschauung des Verfalls der einst so stolzen Lagunenkönigin das Thema durchführt, daß es für die Völker keine Hoffnung giebt, dann die poetische Erzählung Mazeppa, welche in wilder Kraft dahinstürmt, wie der Steppenrenner der Ukraine, auf dessen Rücken gebunden der Held seinen grauenhaften Ritt besteht. 1818—19 dichtete er die vier ersten Gesänge des Don Juan. Im April 1819 lernte er Theresa Gamba, die sechzehnjährig an den Grafen Guiccioli verheirathet, jetzt einundzwanzig Jahre alt und noch mädchenhaft schön war, kennen. Er blieb mit ihr bis zu seinem Tod in inniger, heißer Liebe verbunden und genoß im Umgang mit ihr zum ersten Male die Reize einer schönen häuslichen Existenz. Sie vermittelte seine Annäherung an die italienischen Carbonari, für die er, wie später für Griechenland, große Opfer brachte. Die lieblichen Frauengestalten in Kain und Sardanapal verdanken ihr ihre besten Züge. Alle Aeußerungen Byrons über Theresa Guiccioli, in Poesie und Prosa athmen eine unbeschreibliche Zartheit und keusche Innigkeit. Er gedenkt ihrer auf seinem Sterbebette in Missolunghi: „Ich lasse etwas Theures auf der Erde zurück!“ waren die letzten Worte des Sterbenden. Mit ihr lebt er 1820—22 in Ravenna und Pisa, nachdem der Papst ihre Ehe getrennt hatte. Sein Leben in Ravenna war von dem in Venedig sehr verschieden, es verfloß unter Arbeit, unter lebhafter Theilnahme an den Plänen der Carbonari und unter Thaten einer rastlosen Wohlthätigkeit. Hier entstanden die Prophezeiung

Digitized by Google

Dantes in Terzinen, eine des größten Dichtergenius Italiens würdige Huldigung, und die zwei tragischen Staatsaktionen aus der Geschichte Venedigs. Das Jahr 1821 war das Dramenjahr Byrons. Denn in dieser Zeit sind entstanden Marino Falieri, Die beiden Foscari, Sardanapal, das Mysterium Kain, und Himmel und Erde, Werner und Der umgestaltete Mißgestaltete. Für die Bühne eignen sich alle diese Dramen sehr wenig, aber das wußte Byron sehr wohl selbst, er hat sie nicht nur nicht für die Bühne geschrieben, sondern hat gegen deren Aufführung protestirt und sogar einem Theaterdirektor eine große Summe dafür gezahlt, daß er seine Stücke nicht aufführte. Die beiden venetianischen Dramen Marino Falieri und Die beiden Foscari, allerdings mehr nur ihrer äußeren Form nach dramatische Dichtungen, die aber durch eine Sprache von außerordentlicher Energie den Mangel an dramatischer Belebtheit der Handlung wenigstens einigermaßen ersetzen, enthalten doch manche große und erhabene Stelle, so namentlich die große Rede des Ersteren vor seiner Hinrichtung, aber das dramatische Leben und die scharfe Charakteristik fehlen. Byrons Charaktere sind fast immer bei ihrem ersten Auftreten schon ganz abgeschlossen und die männlichen sind fast immer Byrons. Dennoch hat er in dieser Zeit eine echte Tragödie von großer Schönheit geschaffen: Sardanapal. Hier wie in dem bald darauf entstandenen viel schwächeren, ja ganz werthlosen Werner ist die Schwäche zu einem tragischen Motiv erhoben. Sardanapal ist eine an sich edle, aber zu weiche Natur, welche sich aber von sorglos heiterer Hingebung an den Lebensgenuß zu königlicher Würde, zu Tapferkeit und zum heldenmüthigen Opfertode erhebt, ein wunderbar tiefes und schönes Seelengemälde. In Werner wird dagegen eine auch an sich edle Natur durch Schwäche zur Gemeinheit fortgerissen und sieht sein ganzes übriges Leben durch die Erinnerung an sein Verbrechen zu Grunde gerichtet. Außerdem waltet in Sarda-

Digitized by Google

napal die Liebe in ihrem höchsten Aufschwung, verkörpert in der Gestalt der griechischen Sklavin Myrrha, die keiner Frauengestalt Shakespeares oder Goethes zu weichen braucht und welche in dem reichen Kranz der Frauengestalten Byrons, vor welchen seine Männer weit zurücktreten, eine der lieblichsten Blüthen ist. Ich möchte überhaupt behaupten, daß die weiblichen Figuren Byrons besser charakterisirt sind als die männlichen. Er hat eben das weibliche Herz recht fleißig studirt. Kain ist geradezu ein Riesenwerk, es ist Byrons tiefstes Wort über irdische und göttliche Dinge. Aeschylus, Prometheus und Goethes Faust allein dürfen neben dieses Werk gestellt werden. Der Letztere sagt: „Byrons Kain ist von so einziger Schönheit, daß es in der Welt zum zweiten Mal nicht vorhanden ist." Die holde Ada, Kains Weib, der düstere Lucifer, kein halbpossenhafter Teufel wie Mephistopheles, sondern ein von der Glückseligkeit ausgestoßener und sich schmerzlich nach ihr zurücksehnender Himmelssohn, Kain selbst, der Brudermörder, nicht aus Neid, sondern von dem überwältigenden Gefühl des Weltelends getrieben, der den Tod, den er fürchtet, unbewußt in die Welt bringt, diese Gestalten werden leben, so lange überhaupt Menschen leben. Die englischen Rezensenten, welche sich in einen heute unbegreiflichen, an Wahnsinn grenzenden Zorn gegen dies gigantische Werk hineinschrieben, bieten ein halb possierliches, halb erbärmliches Schauspiel. Wenn man sie liest, sollte man glauben, nicht Kain, sondern Byron hätte den guten Abel ermordet. Und doch spricht Miltons Satan im Verlorenen Paradiese viel gotteslästerlicher als Lucifer, doch enthält Kain fast nichts, was nicht in der Bibel angedeutet ist, doch sagt Goethe mit Recht: „Im Grunde steht im Kain doch nichts, als was die englischen Bischöfe selbst lehren." Man darf daher wohl, ohne zu streng zu sein, von einer vorübergehenden Verstandeslähmung der Engländer reden, wenn man hört, daß ein Nachdruck des Kain in England für

Digitized by Google

straflos erklärt wurde, weil ein so gottloses Werk, wie dies, nicht unter dem Schutze des Gesetzes stehe. Werner ist die einzige Dichtung Byrons, welche nichts von seiner Eigenart enthält und zugleich — wie charakteristisch! — die einzige, welche auf der englischen Bühne, nicht zur Ehre des englischen Geschmacks, einen dauernden Erfolg errungen hat. Noch in Ravenna schrieb Byron die Vision des jüngsten Gerichts, eine vernichtende Kritik des gleichnamigen Gedichts von Southey, welches nur eine niedrige Lobhudelei des Königs Georg IV. gewesen war. Damit hatte Byron Southey zur Strafe für die von ihm ausgegangene Bezeichnung der satanischen Schule moralisch und litterarisch todtgemacht. In Pisa, wohin ihm Teresa 1822 folgte, schrieb Byron sein letztes größeres Gedicht „Die Insel", womit er noch einmal zu der Form der poetischen Erzählung zurückkehrte. Aber diese Dichtung unterscheidet sich wesentlich von den früheren ähnlichen Werken. Es ist kein vulkanischer Ausbruch des Genius, es ist das Werk eines besonnenen Künstlers. Das Ganze ist milde gefärbt und endet nicht mit einer Byronschen Dissonanz, sondern mit dem Siege der Treue der Heldin über das drohende Verhängniß. Das stolze und empörte Herz des Dichters scheint durch Liebe und Freundschaft besänftigt. Die letzte umfangreichste Dichtung Byrons, welche ihn bis zu seinem Tode beschäftigte, war Don Juan. Hier waren alle glänzendsten Gaben seines Genius zu einem Brillantfeuerwerk von Poesie, Witz, Pathos, sprachlicher und metrischer Kunst in den sechzehn Gesängen dieses gewaltigen Torsos vereinigt. Dies Werk schlug sogar in England durch. Auch die feindseligsten und fanatischst kirchlichen Journale sind einstimmig in der Anerkennung dieser noch nie erreichten Pracht der Sprache und des Verses. Es ist unmöglich, den Inhalt des Don Juan hier anzugeben, auch wäre keine Inhaltsangabe im stande, auch nur ein annäherndes Bild des außerordentlichen

Digitized by Google

Reichthums an Phantasie und Laune, an rührenden und ausgelassenen Situationen, an Wort und Gedankenwitz, an Meisterschaft der Sprache und des Reims zu geben. Dieses moderne Epos, dessen Gleichen nicht existirt, ist schon durch seine Form ein Triumph der englischen Sprache. Die Sprache macht die gewagtesten Sprünge und Wendungen und geht doch mit anmuthigster Sicherheit einher, bald in den schmeichelndsten Tönen der Liebe, bald in heftigem Aufschrei des Hasses und des Zornes, jetzt die üppigsten Bilder behaglich ausmalend, dann Seestürme, Schiffbrüche und Schlachten mit plastischer Anschaulichkeit schildernd, jetzt eine satirische Verachtung der Menschen aussprechend, dann sich wieder zu einer Begeisterung erhebend, welche selbst die leblose Natur zum Kampf gegen die Tyrannen aufzurufen scheint. Im Don Juan ist das ganze Wesen Byrons verkörpert: Gluth und Zweifel, Haß und Liebe, Ueberdruß und Verzweiflung, alle Gefühle, welche dies überreich besaitete Gemüth durchstürmten, führen hier einen bacchantischen Reigen auf, welcher unwiderstehlich bezaubert. Goethe sagt, es sei keine Stelle darin, die schwach wäre, nicht soviel Platz, um den Kopf einer Nadel hinzusetzen, wo man nicht auf Erfindung, auf Geist träfe, es sei nichts im Wege als das Hypochondrische und Negative, und er wäre so groß wie Shakespeare und die Alten. Die ausgelassenste Spottlust erklingt so unvermittelt neben der thränenreichen Idyllik, daß der Leser ohne Widerstand und Wahl gewaltsam aus einer Stimmung in die andere geschleudert wird. Das kalte Sturzbad am Ende so vieler schöner sentimentaler Gedichte, welches wir bei Heine finden, ist hier Prinzip, System, und dazu wartet Byron nicht bis zum Schluß einer Szene, um uns der Rührsamkeit zu entreißen, er stellt in derselben Strophe den weinenden Ernst neben den laut lachenden Scherz. Nur selten hält der Dichter in einer längeren Reihe von Strophen den Ton tiefer Liebesempfindung fest. Leider

eignet sich ein Glanzpunkt des ganzen Werks, die Episode der Liebe Don Juans und des Griechenmädchens Haydie, wo er dies einmal thut, nicht zum Anführen in diesen Zeilen. Byrons poetischer Stil erreicht im Don Juan eine Vollendung, welche Börne entzückt ausrufen ließ: „Wie mild und stark zugleich! Er donnert auf der Flöte!“ Wir finden neben den zartesten lyrischen Tönen die seltenste epische Kraft und Plastik — man denke an den Seesturm im zweiten Gesang und an die mit furchtbarer Energie geschilderte Erstürmung von Ismail im achten; so wird man im Don Juan die Krone aller Byronschen Schöpfungen anerkennen. Aber wie über allen Werken des großen Dichters, so liegt auch über diesem ein düsterer, gewitterschwerer Himmel, welcher kein befriedigendes Aufathmen gestattet und dessen Druck jene trostlose Stimmung erzeugt, die man mit den viel mißbrauchten Worten Weltschmerz und Zerrissenheit bezeichnet. Grelle Blitze der Verzweiflung durchzucken das Dunkel, und in unendlicher Variation erschallt das Mephistophelische Thema: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“ Die ersten Gesänge dieses wunderbaren Werks spiegeln das damalige Schwelgerleben Byrons in Venedig ab. Er schien damals das Leben materiell und geistig nur noch als eine Orgie zu betrachten, die man möglichst schnell durchmachen müßte, um damit zu Ende zu kommen. Der von ihm bewohnte Palast war der Schauplatz burlesker und ärgerlicher Auftritte. Byron war der erste, kühnste, politische Dichter des Jahrhunderts, er griff in vielen Stellen des Don Juan das damals in Europa herrschende System an, welches jede freiere Regung des Volksgeistes mit brutaler Gewalt unterdrückte: er schmetterte seine Spottfanfaren in die Stickluft jener Zeit, als die Despoten sich gegen die Völker verschworen, als die Kongresse von Laibach und Verona freiheitsmörderische Beschlüsse faßten. Daß Don Juan kein Buch für junge Mädchen ist, hat Byron selbst

Digitized by Google

drastisch genug ausgesprochen, indem er sagt: „Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß mein Don Juan in ein englisches Familienzimmer gelange.“ „Ich will,“ schreibt er seinem Verleger, „keine Bücher für junge Mädchen machen; ich habe geschrieben aus meinem vollen Herzen heraus, aus Leidenschaft, innerem Triebe und manchen anderen Gründen, aber nicht um ihrer süßen Stimmen wegen.“ Mehr noch als die sittlichen Bedenken trägt ein anderer Umstand dazu bei, Don Juan zu einem für junge Mädchen, ja für die Jugend überhaupt ungeeigneten Buche zu machen. Das ist die Schonungslosigkeit, mit welcher er die holden Illusionen der Jugend durch seinen herben Spott zerstört. „Don Juan ist,“ sagt Byron selbst, „eine Satire auf die Auswüchse der jetzigen Gesellschaftsverhältnisse, aber keine Verherrlichung des Lasters. Ariosto schlimm, Smollet zehnmal schlimmer, Fielding nicht besser. Nie wird,“ fährt er fort, „ein junges Mädchen durch Don Juan verdorben werden, nein und abermals nein, wenn es das werden will, so muß es sich an Thomas Moores Gedichte, an Rousseaus Romane wenden und selbst an die fleckenreine Madame de Staël.“ Don Juan ist nicht vollendet. 1823 ward der sechzehnte Gesang vollendet, der mitten in einem der pikantesten Abenteuer des Helden im sittenreinen England abbricht. Nach einer Aeußerung der Gräfin Guiccioli hätte Byron noch fünf Gesänge geschrieben, welche aber ebensowenig zum Vorschein gekommen sind, wie die vielbesprochenen Memoiren Byrons. Wenn, wie es heißt, Thomas Moore dieselben verbrannt hat, so hat er dem, den er seinen Freund nannte, sehr wehe gethan, denn ohne Zweifel hätten dieselben manche verleumderische Ausstreuungen seiner Feinde, vor allem seiner Frau, entkräftet. Die mit vielen Briefen 1830 erschienenen Bruchstücke können trotz ihres hohen Werthes für den Verlust der eigentlichen Memoiren nicht entschädigen. Byron war seinem Ziele nahe. Sein Ende schließt

Digitized by Google

sein vielfach verbittertes Leben tragisch versöhnend ab. Ein tragischer, heroischer Tod, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, sollte dies sturmbewegte Herz vor der Zeit zur ewigen Ruhe bringen. Tief ergriffen von den Vorgängen in Griechenland, wo ein von der europäischen Diplomatie verrathenes Volk mit dem eigenen Arm das türkische Joch zu zerbrechen unternommen hatte, beschloß er, das, was er in unzähligen glühenden Zeilen besungen, mit dem Schwerte in der Hand erfechten zu helfen und Gut, Blut und Leben der Sache der Neuhellenen zu weihen. Er raffte zusammen, was er an Geld besaß, und fuhr am 14. Juli 1823 mit vielen Freunden nach Griechenland. Der greise Goethe hatte das bekannte Gedicht:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich Dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

zu seiner Kriegsfahrt an ihn gerichtet. Von Livorno aus dankt er, aber schlicht und bescheiden in Prosa, denn, sagt er, es stände mir übel an, wollte ich Verse mit Dem tauschen, der seit fünfzig Jahren der unbestrittene Fürst der europäischen Litteratur ist. Am 5. Januar 1824 kam er in Missolunghi an, wo er freudig und feierlichst empfangen wurde. Auf eigene Kosten errichtete er eine Brigade von Sulioten und erhielt das Kom-

Digitized by Google

mando der zum Angriff auf Lepanto bestimmten Truppen. Die Verzögerung dieser Expedition versetzte den thatendurstigen Lord in grenzenlose Aufregung, welche einen Anfall von Sumpffieber zu einer tödtlichen Krankheit machte. Der Gefahr bewußt und männlich gefaßt, ging er dem Tode entgegen, welcher ihn am 19. April 1824 im siebenunddreißigsten Lebensjahre, in dem Alter Raphaels und Mozarts, hinraffte. Goethe sang ihm im zweiten Theil des Faust die Todtenklage:

Nicht allein! — wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Los:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.

Digitized by Google

Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

Byron hatte schon lange seinen Tod geahnt. Sein letztes Gedicht, drei Monate vor seinem Tode entstanden, auf welches er geschrieben: An diesem Tage vollendete ich mein sechsunddreißigstes Lebensjahr, spricht in jeder Zeile diese Todesahnung aus:

Zeit wär's, mein Herz, du ruhtest aus,
Da dir kein Herz entgegenschlägt,
Und doch in dir, zwar ungehört,
Sich Liebe regt.

Gelb färbt sich meines Lebens Baum,
Der Herbst der Liebesblüthen kam,
Mir blieb am Herzen nagend nur
Der Wurm, der Gram.

Das Feuer, das im Busen brennt,
Einsam vulkan'schem Eiland gleich,
Entfacht den Holzstoß nur zum Weg
Ins Schattenreich.

Fremd ward mir Liebesleid und -lust,
Mir fremd die süße Eifersucht,
Nichts fühl' ich mehr, als einzig noch
Der Kette Wucht.

Doch sprich's nicht also, sprich's nicht hier,
Wo Heldenschläfen Ruhmesglanz
Der Tod verleiht, das Leben flicht
Den Siegeskranz.

Rings Schwerter, Banner, Kampfgefild,
Und Griechenland in Ruhmeslicht,
Der Spartertod auf seinem Schild
War freier nicht.

Digitized by Google

Wach' auf! — Nicht Griechenland! — Es wacht —
Wach' auf, du selbst, der Ahnen Blut
Durchströme dich, hol' aus zum Streich
Und führ' ihn gut!

Tritt nieder jede Leidenschaft,
Unwürdig Herz, was gilt denn dir
Der Liebe Zorn und Lächeln noch,
Was Schönheitszier?

Klagst du um deine Jugend? — Stirb!
Dies ist ein Land für Ehrentod!
Ins Feld! Und färb' mit deinem Blut
Die Erde roth!

Hier winkt dir ein Soldatengrab,
Das ungesucht so Mancher traf,
Schau' um dich, wähl' dir einen Ort
Zum letzten Schlaf!

Die Griechen betrauerten seinen Tod wie ein Nationalunglück; eine Landestrauer von einundzwanzig Tagen ehrte die Trauernden wie den Betrauerten. Die Häuptlinge wollten ihn in Hellas Erde bestatten und zwar in Athen, aber seine Freunde entschieden anders. Nur sein Herz ruht in Missolunghi, wo ein feierliches Todtenamt stattfand, zu dem die Leiche auf offener, schwarzbehangener Bahre mit Helm, Schwert und Lorbeerkranz durch die Straßen getragen wurde. Acht Jahre, nachdem er England grollend verlassen, kam seine Leiche zur letzten Ruhe dahin zurück. Aber der Fanatismus verfolgte ihn noch im Tode. Die Geistlichkeit der Westminsterabtei und der Paulskirche duldete nicht das Begräbniß in ihren heiligen Mauern, Englands größter moderner Dichter liegt in der kleinen Dorfkirche von Hucknall Torkard unter einer einfachen Gedenktafel, welche seine Schwester Augusta ihm widmete. Im vierten Gesang des Childe Harold stehen die von stolzester Vaterlandsliebe eingegebenen Verse:

Digitized by Google

Und lass' ich auch zurück
Das edle Land der Weisen und der Frei'n
Und suche einen Herd fern über'm Meer allein,
Doch lieb' ich es; und soll in fremder Erd'
Ich einst zur Ruhe legen mein Gebein,
Flieht doch mein Geist dahin, falls ihm gewährt,
Zu wählen sein Asyl; denn ich verein'
Mein Hoffen, daß man einst gedenke mein,
Mit meiner Heimath Sprache.
Und denkt auch Niemand in dem Tempel, wo
Geehrt die Todten, meines Namens mehr:
Wohl! — Schmücke stolz're Stirn der Kranz und so
Sei nur des Sparters Grabschrift mein Begehr:
Sparta hat manchen besseren Sohn als er!

Das hat sich buchstäblich erfüllt. Es regt sich aber auch in seinem Heimathlande, noch schüchtern, aber bemerkbar, als Zeichen, daß der Bann von Byrons Andenken schwindet und daß auch jenes andere Prophetenwort aus Childe Harold nicht mehr lange unerfüllt bleiben wird:

Und doch hab' ich gelebt und nicht vergebens!
Mag auch die Gluth aus Geist und Adern schwinden,
Zerbrech' in Qual die Form auch meines Lebens —
Etwas in mir trotzt selbst der Zeit, den Winden
Und hält noch meinen Athem im Verscheiden!
Etwas, das irdisch nicht, das sie nicht ahnen,
Wird gleich dem Nachklang längst verklungener Saiten,
Den Geist besänft'gend einen Weg sich bahnen
Und spät an Lieb' und Reu' versteinte Herzen mahnen!

Der Dichter, über den wir gelesen haben, hat seinen Namen mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Weltlitteratur eingeschrieben. Er vereinigte in sich auf die seltsamste Weise die Elemente des Dichters und des Helden, des aristokratischen Wüstlings und des kosmopolitischen Revolutionärs, des Titanenthums des Sturms und Drangs des achtzehnten

Digitized by Google

Jahrhunderts mit der modernsten Blasirtheit. So ging er vor den staunenden Augen seiner Zeitgenossen vorüber, ein Meteor, welches, kometenhaft glänzend, in seinem düsterrothen Lichte in ihrem Herzen ein aus Schrecken und Bewunderung gemischtes Gefühl hervorrief und bei seinem Verschwinden in dem Sumpfe von Missolunghi überall da, wo er gewandelt, eine unauslöschliche Flammenfurche zurückließ.

Digitized by Google

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **C. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geb .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband .... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt .... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—
— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75 —

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 12.—
eleg geb. mit Goldschnitt .... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—. eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—
— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **C. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen .... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. geb. .... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. .... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von **Robert Hamerling.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg geb. .... „ 5.—

Digitized by Google

Lord Byron.

Von

Dr. Louis Lewes †
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

AUG 20 1897

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 271.

Die Bedeutung der körperlichen Uebungen
für die Entwickelung des Körpers und für die Gesundheit.

Vortrag, gehalten in Königsberg i. Pr. am 10. Dezember 1896.

Von
Dr. Richard Zander,
a. o. Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Königsberg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Über das Bergsteigen.

Von Dr. J. Buchheister.

Preis Mk. 1.—.

Urtheil der Presse:

Jeder wißbegierige und vernunftgemäß die Berge, wo die Freiheit wohnt, Erklimmende lasse sich diese Schrift seinem Bädeker vorbinden, oder, weil sie sich dann leichter tragen läßt lerne sie von A bis Z in- und auswendig. Sie werde sein Reise-Katechismus.

Nordböhm. Touristen-Zeitung. 1889. Heft 8.

Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens.

Von Dr. J. Buchheister.

Preis Mk. 0.60

Digitized by Google

Die
Bedeutung der körperlichen Uebungen
für die
Entwickelung des Körpers und für die Gesundheit.

Vortrag,
gehalten in Königsberg i. Pr. am 10. Dezember 1896.

Von

Dr. Richard Zander,
a. o. Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Königsberg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
AUG 20 1897
LIBRARY.
Minot fund.
(2 71, 2)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Erfreulicherweise ist in letzterer Zeit das Interesse für körperliche Uebungen auch bei uns in Deutschland in weite Kreise eingedrungen. Jung und Alt beschäftigt sich heutzutage in einem Umfang, wie man es vor kurzem nicht für möglich gehalten hätte, mit Radfahren, Rudern, Turnen und den verschiedensten sportlichen Vergnügungen und Bewegungsspielen.

Diese weite Verbreitung verdanken die körperlichen Uebungen wohl nicht in erster Reihe der Erkenntniß von ihrer Gesundheit fördernden und erhaltenden Wirkung, sondern der allmächtigen Mode und der Sucht nach Geselligkeit.

So segensreich die Körperübungen wirken, wenn sie allein mit Rücksicht auf die Gesundheit und entsprechend den Gesundheitsregeln betrieben werden, so schädlich können sie werden, wenn diese Regeln unberücksichtigt bleiben.

Wenige von Denen, die sich mit körperlichen Uebungen abgeben, wissen, wodurch diese der Gesundheit förderlich sind, noch ahnen sie, unter welchen Bedingungen diese den gegentheiligen Einfluß ausüben.

Der Zweck dieser Zeilen ist, auseinanderzusetzen, warum die körperlichen Uebungen nützlich sind und wodurch sie schädlich werden können.

Die körperlichen Uebungen werden mit den Muskeln ausgeführt. Unter Muskeln versteht man die mit dem populären

Digitized by Google

Ausdruck „Fleisch“ bezeichneten Organe, die die Knochen umhüllen und untereinander verbinden.

Jeder Muskel besitzt die Fähigkeit, sich zu kontrahiren, d. h. sich zu verkürzen. Ist ein Muskel an zwei miteinander beweglich verbundenen Knochen befestigt, so wird er durch seine Kontraktion die Knochen einander nähern. Wenn der bewegte Knochen belastet ist, so wird durch die Kontraktion des Muskels die Last bewegt, also eine Arbeit geleistet. Jede Bewegung unseres Körpers, jede körperliche Arbeit wird durch die Muskeln ausgeführt.

Bei der Kontraktion wird der Muskel hart und verdickt sich, wie man am eigenen Oberarm fühlen kann, wenn der Unterarm gebeugt wird. Kontrahirt sich ein Muskel sehr häufig, so verdickt er sich dauernd, er hypertrophirt und erlangt dadurch die Fähigkeit, eine größere Arbeit zu leisten, denn ein Muskel ist im allgemeinen um so stärker, je dicker er ist.

Da die Muskeln unter unserem Willenseinfluß stehen, von uns willkürlich kontrahirt werden können, so haben wir es in unserer Macht, einen bestimmten Muskel oder eine Muskelgruppe oder die gesamte Muskulatur dicker und damit kräftiger und leistungsfähiger zu machen. Wir haben nur nöthig, die betreffenden Muskeln wiederholt zu kontrahiren. Man nennt das „üben“. Wer seine Muskeln übt und dadurch kräftigt, steigert seine Arbeitskraft und gewinnt damit in der menschlichen Gesellschaft — falls er auf körperliche Arbeit angewiesen ist — einen Vorsprung vor Allen, die ihre Muskeln feiern lassen.

Wenn ein Muskel lange Zeit unthätig ist, so büßt er an Kraft ein, er wird dünn, er atrophirt.

Bei Handwerkern kann man am besten beobachten, wie sehr diejenigen Muskeln, die bei ihrer Arbeit besonders in Anspruch genommen werden, entwickelt sind. Die übrigen Muskeln sind meistens bei ihnen aber leider schlecht ausgebildet. Wenn das

Digitized by Google

auch für ihr Handwerk vielleicht ohne Belang ist, so ist es doch nichts Gleichgültiges, denn das Leben stellt die mannigfachsten Anforderungen an unsere körperliche Leistungsfähigkeit. Was nützt beispielsweise eine noch so bedeutende Kraft der Arme, wenn im gegebenen Falle alles von der Schnelligkeit der Füße abhängt? So vortheilhaft die Ausbildung einzelner Muskeln auch für manche Beschäftigungen sein mag, so wünschenswerth ist doch eine gleichmäßige, harmonische Ausbildung der gesamten Muskulatur.

Bisher wurde nur die Thatsache berücksichtigt, daß der Muskel durch Uebung gestärkt und zu größerer Arbeitsleistung gestählt wird. Es ist von nicht minderer Bedeutung, daß durch Uebung allein die Fähigkeit erworben wird, die Kraftäußerungen der einzelnen Muskeln genau abzustufen und die verschiedenen Muskeln zweckmäßig zusammen wirken zu lassen. Man nennt Den, der diese Fähigkeit besitzt, geschickt und gewandt. Wer im Besitz der vollkommenen Herrschaft über eine gut entwickelte Muskulatur ist, der wird von seiner Körperkraft den höchsten Nutzen ziehen können als geschickter, ausdauernder Arbeiter, im Ertragen von Strapazen, im Ueberwinden von Gefahren. Um dieser mannigfachen Vortheile willen sollte Jedermann nach diesem Besitz streben!

Vor allem wäre es Pflicht der Erzieher, dafür Sorge zu tragen, daß die heranwachsende Jugend ihre in der Entwickelung begriffene Muskulatur zweckmäßig ausbilde.

Von der Geburt ab bis zum vollendeten Wachsthum nimmt die Muskulatur bei einem normalen Menschen in steigendem Maße an Umfang zu. Während das Gewicht des Erwachsenen das des Neugeborenen um das Einundzwanzigfache übertrifft, ist seine Muskulatur siebenunddreißigmal so schwer als die jenes. (Vierort.)

Der Mensch erlangt die Herrschaft über seine Muskulatur

Digitized by Google

erst durch Uebung, ebenso wie im späteren Leben, so auch in der Jugend. Man beachte nur die ersten unbeholfenen Bewegungen des jungen Kindes! Wie oft faßt es an dem vorgehaltenen blanken Gegenstand vorbei, ehe es ihm gelingt, denselben zu ergreifen und dem Munde zuzuführen! Welche Mühe macht der erste Stehversuch, und wie schwer ist erst das Gehenlernen! Das Hüpfen und Tanzen, das Springen und Laufen, alles muß erlernt werden. Jedes gesunde Kind hat Freude an Bewegungen. Spielend gewinnt es die Herrschaft über seine Muskulatur. Man braucht keine systematischen Uebungen für das junge Kind, man hindere es nur nicht daran, seinem Triebe zu Bewegungen zu folgen. Leider aber ist vielen Eltern die nicht immer ohne Lärm einhergehende Beweglichkeit der Kleinen sehr unbequem. Sie wird als Ungezogenheit verwiesen: „Ein artiges Kind sitzt hübsch ruhig und still!“ Hat man es dazu, so schickt man das zarte Wesen in einen Kindergarten, wo das Kind das Stillsitzen lernt. „In den Kindergärten werden ja auch Bewegungsspiele ausgeführt,“ wird man einwenden. Ja, die sind aber auch zum großen Theil danach! Die vielen Varianten der Ringel-Ringel-Reihen mit ihren gemächlichen Bewegungen genügen nicht dem Bedürfniß des jungen Kindes nach Bewegung. Doch die Mutter, welche nach einer den gesellschaftlichen Vergnügungen gewidmeten Nacht an ihrer Migräne leidet, bedarf der Ruhe, und die ist nicht zu erlangen, solange der kleine Bursche umherhüpft und seinen Lärm ausübt.

Dann kommen die Schuljahre, auf die sich so viele Mütter freuen, die aber für das Kind das Ende des goldenen Zeitalters bedeuten.

Unsere Schulmänner wissen den Werth der harmonischen Ausbildung von Körper und Geist, den die Hellenen in ihren Gymnasien erhielten, nicht genügend zu preisen; in unseren Schulen wird aber nach wie vor die geistige Ausbildung ein-

Digitized by Google

seitig bevorzugt. Wenn es auch hie und da besser geworden ist, als es früher war, so ist es doch noch immer ein heikler Punkt in unserem Erziehungswesen, daß die Schule für die körperliche Ausbildung ihrer Zöglinge eine so kärgliche Zeit bemißt. Vielfach hört man die Ansicht, daß die häusliche Erziehung ergänzend eingreifen müsse. Abgesehen von der trotz allem Ableugnens vorhandenen Ueberbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten, die es schwer machen würde, die nöthige Zeit zu finden, sind in den meisten Häuslichkeiten die Bedingungen für diese Mithülfe nicht vorhanden. Und doch sind die Vortheile rationell betriebener Körperübungen für die heranwachsende Jugend so groß, daß es mit allen Mitteln erstrebt werden muß, daß den körperlichen Uebungen ein größerer Raum in der Schule gewährt wird. Gerade in den ersten Schuljahren müßte — darin sind wohl alle Hygieniker einig — der den sogenannten Schulfächern gewidmete Unterricht gekürzt werden zu Gunsten der körperlichen Ausbildung. Das stundenlange Stillsitzen ermüdet die Kinder; die unentwickelten Rückenmuskeln versagen den Dienst; das Kind fängt an schief zu sitzen, das Schiefsitzen wird zur Gewohnheit, und es kann sich daraus eine bleibende Rückgratverkrümmung entwickeln.

Solche Rückgratverkrümmungen treten bei Kindern in den ersten Schuljahren ungemein häufig auf. Eulenburg fand unter 1000 Individuen im Alter von zwei bis dreißig Jahren, die er untersuchte, eine seitliche Verkrümmung des Rückgrates (Scoliosis) 216 mal, d. h. in 21,6 % bei Kindern von sechs bis sieben Jahren, 564 mal, d. h. in 56,4 % bei Kindern von sieben bis zehn Jahren. In einem Vortrage über „Die Ursache und Verhinderung der Rückgratsverkrümmungen und der Kurzsichtigkeit der Schüler", den ich am 10. März 1894 im Lehrerverein zu Königsberg hielt und der im VII. Band der Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von Wilhelm Meyer-

Digitized by Google

Markau, erschienen ist, habe ich nachgewiesen, daß eine der wichtigsten Ursachen für diese in den ersten Schuljahren sich einstellende Mißstaltung des Körpers in der Muskelschwäche der Kinder zu suchen ist. Die sehr auffallende Thatsache, daß die seitlichen Rückgratsverkrümmungen bei Mädchen viel häufiger, nach Eulenburg zehnmal so häufig, als bei Knaben vorkommen, erklärt sich daraus, daß gemeinhin bei Mädchen die Muskulatur schwächer als bei Knaben ist. Es ist das keineswegs eine Naturanlage, sondern eine Folge davon, daß bei Mädchen frühzeitig durch feste, beengende Bekleidung des Rumpfes die Entwickelung der Rumpfmuskulatur gehemmt wird und daß die Erziehung ausreichende Bewegungen als „unweiblich" verhindert. Die Jungen dürfen in ihren Freistunden sich umhertummeln und in Ringkämpfen und Bewegungsspielen ergehen und machen einen Theil des Schadens, den die Schule ihrer körperlichen Entwickelung zufügte, wett. Die Mädchen müssen sich stets gesittet, d. h. mit möglichst wenig Kraftentfaltung bewegen und verbringen einen großen Theil der schulfreien Zeit mit Handarbeiten, die zumeist viel billiger und besser auf andere Weise zu beschaffen sind. Ich habe in dem eben erwähnten Vortrage eine Kräftigung der Muskulatur der Kinder, der Knaben nicht nur, sondern auch der Mädchen, als beste Vorbeugungsmaßregel gegen die Rückgratsverkrümmung empfohlen.

Ein weiterer, meist gar nicht genügend geschätzter Vortheil, den planmäßige Körperübungen dem Kinde bringen, ist, daß die Bewegungen, die bei den meisten Kindern linkisch und ungeschickt sind, bei geeignetem Unterricht geschickt und gewandt werden. So Mancher, bei dem in der Jugend hierauf nicht geachtet wurde, bleibt zeitlebens ungeschickt und fühlt sich im Verkehr mit Anderen im Bewußtsein seiner Ungeschicklichkeit befangen und bedrückt. Das Linkische, das Ungeschickte der Bewegungen

Digitized by Google

äußert sich darin, daß die für eine Thätigkeit nöthigen Muskeln nicht allein benutzt werden, sondern auch andere Muskeln mitbewegt werden. Wie viele Kinder haben es an sich, beim Schreiben Grimassen zu schneiden, oder beim gewöhnlichen Gehen mit den Armen herumzuschlenkern! Solche und ähnliche Mitbewegungen werden unbewußt ausgeführt. Die unschönen Mitbewegungen können leicht abgewöhnt werden. Man achte nur streng darauf, daß die Theile, die nicht unbedingt bei einer Uebung in Thätigkeit kommen müssen, ruhig gehalten werden.

Wenn so eine sichere Herrschaft über die Muskeln erworben ist, so schreite man zu einer weiteren Stärkung derselben durch schwierigere Uebungen, um Behendigkeit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und persönlichen Muth zu entwickeln. Man unterschätze nicht diese ethische Seite der körperlichen Erziehung!

Wenn bei den Körperübungen niemals aus dem Auge gelassen wird, daß eine gleichmäßig gute Ausbildung der gesamten Muskulatur zu erstreben ist, wenn ferner stets auf eine gute Haltung gesehen wird, so wird die in der Entwickelung begriffene Gestalt verschönt werden. In dem vortrefflichen Werke von Ernst Brücke: „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt" wird die Frage: „Was bedingt die Schönheit der menschlichen Gestalt?" folgendermaßen beantwortet: Es ist „in erster Reihe das Skelett. Es muß schön sein in den Proportionen, normal in der Gestalt der einzelnen Knochen und nicht zu plump .... In zweiter Reihe müssen die Muskeln genannt werden. Alle sind einig, daß es keine schöne Männergestalt ohne gut entwickelte Muskeln giebt, aber auch beim Weibe sind sie nicht zu entbehren. Sie müssen nur nicht so deutlich unter der Haut liegen wie beim Manne, sie müssen durch eine mäßige Fettdecke verhüllt sein. Das Fett allein, wenn die darunter liegenden Muskeln schlecht entwickelt sind, giebt keine plastischen Formen, keine gute Linien. Es zeigt sich dies schon

Digitized by Google

an den Armen mancher Frauen, deren Muskulatur schlecht entwickelt ist, sei es wegen ererbter Anlage, sei es, weil sie ihre Arme in der Jugend zu wenig brauchten. Wenn diese auch durch Fettablagerung einen vollen Arm bekommen, so erreicht er doch nie die künstlerische Schönheit des Armes, der auch in seinen Muskeln gut entwickelt ist. Noch auffälliger ist der Unterschied, wenn man den ganzen Körper in Betracht zieht. Man kann deshalb auch nie sagen, daß die Schönheit eines Körpers ihren Höhepunkt erreicht habe, solange die Muskulatur nicht vollständig entwickelt ist.“

Die Vortheile, die der heranwachsende junge Mensch von einer zweckmäßigen Ausbildung der Muskulatur hat, sind sehr bedeutende, sowohl in gesundheitlicher, als auch in ethischer und ästhetischer Beziehung. Es ist deshalb sehr bedauerlich, daß bis jetzt so wenig für dieselbe geschieht. Um so erfreulicher ist es, daß ein großer Theil der männlichen Jugend Deutschlands während des Militärdienstes, also zu einer Zeit, wo die körperliche Entwickelung noch nicht vollkommen abgeschlossen ist, die beste Gelegenheit zu einer gleichmäßigen Ausbildung der Muskulatur hat. Denn beim Militär werden gegenwärtig neben den rein militärischen Exercitien täglich systematische Körperübungen, wie Turnen und Schwimmen, mit großer Energie betrieben, in der richtigen Erkenntniß, daß eine gleichmäßige körperliche Ausbildung die beste Vorbereitung der Soldaten für den Krieg ist. Es ist das ein nicht zu unterschätzender Segen der allgemeinen Militärdienstpflicht.

Die Bedeutung der Körperübungen für die Gesundheit beruht nicht allein auf den bisher besprochenen direkten Einwirkungen auf die Muskulatur. Sie beruht in viel höherem Maße auf der indirekten Beeinflussung mehrerer wichtiger Organe unseres Körpers, ja des Gesamtorganismus. Die Muskel-

Digitized by Google

thätigkeit ist einer der wichtigsten Faktoren für die vitalen Vorgänge unseres Körpers. Es erklärt sich dies erstens daraus, daß die Muskeln einen Hauptbestandtheil des Körpers bilden — ihr Gewicht beträgt 43,40 % des Gesamtgewichts des Körpers — und zweitens daraus, daß der Stoffwechsel des thätigen Muskels außerordentlich lebhaft ist.

Der Muskel ist ein sehr blutreiches Organ. Darauf beruht seine rothe Farbe. Die Blutmenge, welche in einee Minute einen ruhenden Muskel durchströmt, ist auf 17,5 % des Muskelgewichts bestimmt worden (Chauveau und Kaufmann). Bei der Kontraktion erweitern sich die Blutgefäße (Ludwig und Sczelkow) und eine fast fünfmal so große Blutmenge durchfließt den Muskel (Chauveau und Kaufmann). Da die gesamte Blutmenge des Körpers unverändert bleibt, so muß die gesteigerte Blutzufuhr zum thätigen Muskel auf Kosten anderer Organe stattfinden. Lange fortgesetzte Uebungen einer oder einiger weniger Muskelgruppen schädigen die andern, nicht genügend ernährten Muskelgruppen. Während jene hypertrophiren, atrophiren diese. Wie Weber berichtete, verlieren Rennpferde, die in allen Gangarten geschult waren, durch intensive Uebung des Galopps die Fähigkeit im Trab zu gehen. Eine hochgradige Steigerung der Leistungsfähigkeit einer Muskelgruppe setzt die Leistungsfähigkeit der anderen herab. Darum stehen in gesundheitlicher Beziehung die körperlichen Uebungen, bei denen nur wenige Muskelgruppen in Thätigkeit kommen, wie z. B. Reiten, Radfahren, Hiebfechten, denjenigen Uebungen nach, bei denen alle Muskeln gleichzeitig oder alternirend benutzt werden, wie z. B. Turnen, Rudern, Schwimmen, Stoßfechten, Lawn-tennis, Schlittschuhlaufen, Skilaufen.

Die Muskeln gebrauchen, um funktioniren zu können, reichlich Sauerstoff und produciren Kohlensäure. Das Arterienblut führt

Digitized by Google

den Muskeln den Sauerstoff zu, das Venenblut führt die Kohlensäure ab. Bei der Thätigkeit des Muskels ist der Gaswechsel über zwanzigmal so groß als in den ruhenden Muskeln (Chauveau und Kaufmann). Die Kohlensäure-Bildung ist größer als in irgend einem anderem Organ und kann die Sauerstoff-Aufnahme übertreffen (Hermann). Wenn nun größerer Muskelgruppen wiederholt kontrahirt werden, so tritt eine starke Kohlensäure-Anhäufung im Blute auf. Infolge derselben stellt sich eine gesteigerte Athmung ein, durch die die giftige Kohlensäure beseitigt wird und die für die Muskelthätigkeit nöthige vermehrte Sauerstoff-Menge aufgenommen wird. Die Steigerung der Athmung besteht entweder in einer Vertiefung der einzelnen Athemzüge oder in einer Vermehrung derselben. Beim tiefen Ein- und Ausathmen wird die Lunge ausgiebig ventilirt und, darum ist dieses für die Gesundheit sehr förderlich. Bei jedem Einathmen wird viel Sauerstoff aufgenommen, bei jedem Ausathmen wird viel Kohlensäure aus der Lunge ausgepreßt es bleibt verhältnißmäßig wenig unreine Luft (die sog. Residualluft) zurück. Wird dagegen die Athmung nicht durch Vertiefung der Athemzüge, sondern durch Vermehrung derselben gesteigert, so ist die Ventilation der Lunge viel weniger ausgiebig. Je häufiger die Athmung ist, um so oberflächlicher ist sie. Bei dem kurzen Einathmen gelangt nur wenig Sauerstoff in die Lungen, bei dem kurzen Ausathmen wird nur wenig Kohlensäure herausbefördert, es bleibt viel unreine Luft in den Lungen zurück. Es ist deshalb im Interesse der Gesundheit geboten, es durch Uebung dahin zu bringen, daß auch bei anstrengenden Körperübungen dem vermehrten Athembedürfniß hauptsächlich durch Vertiefung, nicht aber durch Vermehrung der Athemzüge genügt wird. Wenn bei einer Körperübung eine leichte Erschwerung der Athmung eintritt, so ist dies ein Zeichen, daß die giftige Kohlensäure nicht in ausreichendem Maße entfernt wird; es sollte die Anstrengung

Digitized by Google

dann stets gemäßigt oder mit der Uebung aufgehört werden. Geschieht dies nicht, so kann die Athmung völlig versagen. Es treten die beängstigenden Erscheinungen der Dyspnoe auf, Athemlosigkeit, Blaufärbung des Gesichts, Vorquellen der Augen, Aktion der Hülfsmuskeln ꝛc. Ein solches völliges Versagen der Athmung kommt nur bei Körperübungen vor, die lange Zeit hindurch ununterbrochen ausgeübt werden. Es ist beim Radfahren und Rudern mehrfach beobachtet worden. Für alle anhaltenden Uebungen, wie Laufen, Rudern, Radfahren sind deshalb systematische Athemübungen durchaus erforderlich. Die Vertiefung der Athmung befördert nicht nur den Gaswechsel in den Lungen und entfernt gründlich die giftige Kohlensäure, sie wirkt auch geradezu als Gymnastik des Respirationsapparates. Sie vergrößert die sogenannte Vitalkapacität — d. h. die Luftmenge, die nach möglichst tiefem Einathmen durch möglichst tiefes Ausathmen entleert wird (Hutchinson), wächst allmählich. Dadurch wird die Leistungsfähigkeit der Lungen gesteigert. Das beste Mittel, um eine Vertiefung der Athmung zu bewirken, sind die Körperübungen. Die Beobachtung ergab z. B., daß ein ruhender Mann, der in einer Minute mit sechzehn Athemzügen acht Liter Luft seinen Lungen zuführte, bei einem Marsch mit einer Geschwindigkeit von 6—9 Kilometer in der Stunde infolge des rascheren und tieferen Athemholens die fünf- bis siebenfache Luftmenge, nämlich 30 bis 56 Liter Luft in der Minute in sich aufnahm (Netolitzky). Marschiren, Bergsteigen, Laufen, Radfahren, Schlittschuh- und Skilaufen, Rudern, Schwimmen sind Uebungen, die ganz besonders geeignet sind, durch Vertiefung der Athmung eine Stärkung der Athmungsorgane und bei jugendlichen Individuen eine gute Entwickelung des Brustkastens zu bewirken.

Selbstverständlich müssen die Uebungen in frischer, reiner Luft stattfinden.

Das Tanzen, das an sich eine recht gute Körperübung ist,

Digitized by Google

wirkt geradezu schädlich, wenn es, wie auf unseren Bällen, in heißen staubigen Räumen und in beengender Kleidung ausgeführt wird.

Die bei unseren jungen Mädchen so verbreitete Bleichsucht ist als eine Folge ungenügender Sauerstoffzufuhr zu den Lungen anzusehen. Es giebt kein besseres Mittel, um dieser Krankheit vorzubeugen und blühende rothe Wangen zu erzielen, als athmungsbefördernde Uebungen in frischer reiner Luft. Natürlich darf die Kleidung die Athmung nicht behindern. Für junge Leute aus schwindsüchtiger Familie mit schmalem flachen Brustkasten empfiehlt es sich, durch geeignete Körperübungen, die in guter reiner Luft ausgeführt werden, eine energischere Thätigkeit der Athmungsorgane hervorzurufen. Mit einer Verbesserung der Form des Brustkastens wird auch die Neigung zu Lungenerkrankungen herabgesetzt.

Am bedeutungsvollsten ist die Wirkung der Muskelthätigkeit auf das Herz und die Blutgefäße.

Jederman hat an sich erfahren, daß bei Körperübungen das Herz schneller und stärker schlägt. Bei jeder Muskelthätigkeit steigt der Blutdruck. Er steigt um so mehr, je länger die Muskelarbeit währt und je größer sie ist. Blutdrucksteigernd wirkt auch die Kohlensäure-Anhäufung im Blute, die sich im Gefolge der Muskelthätigkeit einstellt. Das Herz, welches durch seine Zusammenziehung das Blut vorwärts treibt, hat eine erheblich größere Arbeit zu leisten, um den gesteigerten Blutdruck zu überwinden, es kontrahirt sich daher kräftiger und zugleich schneller.

Wird das Herz sehr häufig und längere Zeit hindurch zu erhöhter Anstrengung veranlaßt, so hypertrophirt es gleich anderen Muskeln. Die Herzhypertrophie ist aber kein Vortheil wie die Hypertrophie der Skelettmuskulatur, sondern in jedem Fall sehr

Digitized by Google

bedenklich. Sie kann zwar lange ohne Krankheitserscheinungen bleiben, früher oder später aber kommt der Zeitpunkt, wo sie für Gesundheit und Leben verhängnißvoll wird, zumeist dann, wenn die Anstrengungen, die die Herzhypertrophie erzeugen, aufhören. Es kommt aber auch vor, daß bei sehr forcirten Uebungen das Herz die Blutdrucksteigerung nicht zu überwinden vermag. Es tritt dann eine Erweiterung des Herzens, eine Dilatation ein. Die Ausdehnung des Herzens kann eine vorübergehende sein. Sie hinterläßt aber stets, auch wenn sie von ganz kurzer Dauer war, eine bleibende Störung, die als „irritable heart“, als „reizbares Herz“ bezeichnet wird. Ist die Dilatation eine bleibende, so stellt sie ein lebensgefährliches Leiden dar. In neuerer Zeit sind von Oertel u. a. Fälle beschrieben, in denen die Erweiterung des Herzens plötzlichen Tod zur Folge hatte.

An Radfahrern sind in den letzten Jahren zahlreiche Untersuchungen darüber angestellt worden, wie der Cirkulationsapparat, spec. das Herz durch lang ausgedehnte Muskelthätigkeit beeinflußt wird. Dr. Albu in Berlin hat Beobachtungen bei Vergnügungsfahrern, bei trainirten und Berufsfahren angestellt, die folgendes ergaben: Eine in mäßigem Tempo ausgeführte und nicht allzulang ausgedehnte Radfahrt hat keinerlei gesundheitsschädliche Wirkungen. Die schädlichen Folgen treten immer erst bei erheblich beschleunigtem Tempo der Fahrt auf, das die Kräfte des Fahrenden übersteigt, sogar schon nach einer einzigen derartig forcirten Fahrt. Sie machen sich um so stärker geltend, je größer die Anstrengung war. Die Stärke der Leistung ist von größerem schädlichen Einfluß, als die Dauer derselben. Albu beobachtete bei Fahrern, die sich im Training befanden, nach viertelstündiger forcirter Fahrt folgende Erscheinungen: Die Athemzahl hebt sich von der normalen Höhe 16 bis auf 32 und 48, der Puls, dessen gewöhnliche Frequenz etwa 70 ausmacht, steigert sich bis auf 96, 120 oder gar 144 Schläge in der Minute und wird dabei meist kräftiger

Digitized by Google

und voller, bei manchen Fahrern aber auch klein und weich, zuweilen sogar etwas unregelmäßig. Die Grenzen des Herzens erweitern sich bei Einzelnen so erheblich, daß man den Spitzenstoß des Herzens um einen bis zwei Fingerbreit nach außen von seiner normalen Stelle und einen bis zwei Zwischenrippenräume tiefer als sonst findet.

Von anderen Beobachtern wurden 250 Herzkontraktionen in einer Minute bei angestrengtem Radfahren nachgewiesen. Dr. Villaret berichtete am 3. Februar 1896 im Verein für innere Medizin zu Berlin, daß bei einem Herrn, der von Berlin nach Brandenburg radgefahren war, noch 30 Stunden nach Beendigung der Fahrt ein Puls von 200 Schlägen in der Minute vorhanden war. Dr. Mendelsohn fand bei einem Radfahrer, der eine zweieinhalbstündige, von einer halben Stunde Ruhe unterbrochene Fahrt gemacht hatte, die Pulsfrequenz noch nach zehnstündiger Ruhepause erhöht. Das Herz hat also nicht nur während der Muskelthätigkeit, sondern noch längere Zeit nach Beendigung derselben gesteigert zu arbeiten. Kein Wunder, wenn solche Steigerung seiner Thätigkeit die Ursache für seine Hypertrophie wird.

Das Auftreten von Herzhypertrophie nach andauernden militärischen Märschen ist von W. Thurn beschrieben. Dr. Schott in Nauheim beobachtete sie bei Ringkämpfern, Dr. Albu beim Drehen einer schweren Centrifugalmaschine.

Von den systematisch betriebenen Körperübungen könnten anstrengende Märsche, Bergtouren, Laufen, Radfahren, Rudern am ehesten das Herz schädlich beeinflussen. Andere Körperübungen werden wohl selten so anhaltend geübt, daß sie für das Herz gefährlich werden könnten.

Die starke Beeinflussung des Herzens, des für unser Leben wichtigsten Organs, durch die Muskelthätigkeit macht größte Vorsicht zur Pflicht. Zunächst sollte Jedermann, der Körper-

Digitized by Google

übungen unternimmt, die irgendwelche nennenswerthen Anstrengungen machen, sich dessen vergewissern, daß sein Herz und sein Gefäßapparat gesund sind. Alsdann müßten alle Uebungen, die über die Kraft des Uebenden hinausgehen, also alle übermäßig schweren und übermäßig lange ausgedehnten Uebungen, unterbleiben. Wachsen die Kräfte durch die Uebungen, so können auch die Aufgaben allmählich erschwert werden. Man vergesse nie auf die Athmung zu achten: je unvollkommener die Kohlensäure aus dem Körper ausgeschieden wird, um so mehr steigt der Blutdruck und die Arbeit des Herzens. Man vermehre auch nicht die Arbeit des Herzens durch reichliche Flüssigkeitsaufnahme unmittelbar vor der Uebung. Während andere Muskeln, wenn sie ermüdet sind, ausruhen können, muß das Herz, auch wenn es übermüdet ist, rastlos ohne Pause, Tag und Nacht, arbeiten. Jede Ueberbürdung des Herzens schädigt es.

Die Körperübungen beeinflussen auch die Stoffwechselvorgänge des Gesamtorganismus bedeutend. Allgemein bekannt ist, daß im Gefolge von körperlichen Anstrengungen eine starke Schweißsekretion eintritt. Der Harnstoff, eines der Endprodukte des Stoffwechsels, wird während der Uebung in vermehrtem Maße ausgeschieden. Rocheblave sah bei einem Studenten die Harnstoffausscheidung anwachsen mit der Zunahme der Kilometer, die er an einem Tage auf dem Rade zurücklegte. Die vermehrte Harnstoffausscheidung ist eine Folge der gesteigerten Herzaktion. Unter deren Einfluß scheint auch eine Nierenreizung vorkommen zu können. Dr. Albu fand bei sämtlichen trainirten Radfahrern, die er untersuchte, Eiweiß im Harn. Er meint, daß eine häufige Wiederholung der Nierenreizung schließlich zu einer chronischen Nierenentzündung führen muß.

Macfarlane konnte ebenfalls bei 29 gesunden jungen Leuten nach Beendigung des Fußballspiels Eiweiß im Harn

Digitized by Google

nachweisen. Die starken Ausscheidungen erklären den gesteigerten Durst und Appetit, eine der bekanntesten Folgen körperlicher Uebungen. Als Regel merke man, daß die Nahrungsaufnahme nie vor oder während der Uebungen stattfinden darf. Durch Flüssigkeitsaufnahme wird — wie schon oben bemerkt wurde — die Blutmenge vermehrt und die Herzarbeit gesteigert. Die Verdauung liegt während der Muskelübung, welche dem Magen das Blut entzieht, darnieder. Man esse und trinke also nach Schluß der Uebung.

Die Assimilation der verdauten Nahrung wird durch Körperübungen günstig beeinflußt.

Die Entfernung der unverdauten Reste der Nahrung wird durch Bewegungen, vor allem durch Bewegungen im Freien, gefördert. Eine geradezu spezifische Wirkung hat das Rudern, das als allgemeine Massage des Unterleibes betrachtet werden kann (Tiburtius).

Die sehr günstige Beeinflussung des Nervensystems, die erfahrungsgemäß einzelne Körperübungen, wie z. B. Radfahren, Rudern, Bergsteigen, Reiten, Eislauf, Schwimmen, ausüben, erklärt sich leicht aus der allgemein fördernden Einwirkung der Körperübungen auf den Stoffumsatz und die günstige Einwirkung der reichlich aufgenommenen frischen Luft. Es werden deshalb in neuerer Zeit die genannten Körperübungen von Aerzten vielfach als Heilmittel der Nervosität empfohlen. Auf diese günstige Beeinflussung des Nervensystems sind die für die Uebenden so überaus angenehmen subjektiven Empfindungen des Kraftgefühls, des frohen Muthes, der gesteigerten Lebenslust zurückzuführen.

Sehr häufig hört man die Frage: welche Körperübung ist die zweckmäßigste? Darauf kann man wohl keine allgemein gültige Antwort ertheilen. Für den Einen paßt dies, für den Anderen jenes besser. Die persönlichen Neigungen, die äußeren

Digitized by Google

Verhältnisse sprechen meist das entscheidende Wort bei der Wahl. Doch lassen sich wohl allgemeinere Gesichtspunkte aufführen, die bei der Wahl von Bedeutung sind.

Für das junge Kind brauchen wir keine besonderen Uebungen. Das Bedürfniß nach Bewegung findet seine ausreichende Befriedigung in den Spielen. Dem Triebe der Kinder zu Bewegungsspielen ziehe man keine Schranken. Für die Schuljugend sind am zweckmäßigsten gut geleitete Turnspiele und das systematische Turnen. Leider wird der Jugend das Turnen vielfach noch allzu sehr verkümmert durch unzweckmäßigen, pedantischen Unterricht. Es geschieht aber gegenwärtig schon recht viel von Staatswegen und von Privaten, um gute Lehrer heranzuziehen. Frühzeitig halte man Knaben sowohl wie Mädchen auch zum Schwimmen und Eislauf an. Es sind das Körperübungen, welche alle Vortheile in sich vereinigen. Für die spätere Zeit sind zu bevorzugen solche Körperübungen, die möglichst alle Muskeln in Anspruch nehmen, wie Turnen, Schwimmen, Rudern, Stoßfechten, Lawn-tennis, eventuell verbinde man mehrere Uebungen, um diesen Zweck zu erreichen. Das Radfahren ist eine vortreffliche Körperübung und ist mit Recht heutzutage außerordentlich beliebt. Es führt auf die wohlfeilste und unabhängigste Weise in die freie Natur, in die frische, reine Luft hinaus. Es kräftigt die Athmungsorgane, stärkt das Nervensystem und schafft eine vortreffliche Erholung von geistiger Arbeit. Es kräftigt auch diejenigen Muskelgruppen des Beines, welche beim gewöhnlichen Gehen feiern. Doch beeinflußt es die Mehrzahl der Muskeln nicht. Es würde sich daher empfehlen und die gesundheitsbefördernden Wirkungen des Radfahrens gewiß steigern, wenn die Radfahrer ergänzende Uebungen, wie z. B. Fechten und Hanteln, ausführen würden. Wer in seinem Beruf Gelegenheit hat, einzelne Muskelgruppen anzustrengen, hat natürlich nur die Uebung der gewöhnlich feiernden Gruppen nöthig.

Digitized by Google

Dem höheren Alter sind mit Maß betriebene Körperübungen durchaus zu empfehlen. Man vergesse nur niemals, daß die Leistungsfähigkeit der Organe eines alten Menschen herabgesetzt ist.

Die segensreichen Wirkungen der Körperübungen werden ausbleiben, wenn die Uebungen unzureichend sind. Dies ist der Fall, wenn die Dauer der Uebungen zu kurz ist, um die Organe zu beeinflussen. Dies ist aber auch bei genügend langer Dauer der Uebungen der Fall, wenn die Uebungen einseitig sind und nur einzelne Körpertheile betreffen.

Die segensreichen Wirkungen der Körperübungen können aber sich auch in das Gegentheil wandeln. Uebungen, die zu schwer sind und die zu anhaltend bis zur völligen Erschöpfung getrieben werden, sind gesundheitsschädlich, können sogar lebensgefährlich werden. Die häufigste Veranlassung zu solchen Uebertreibungen giebt der sportmäßige Betrieb der Körperübungen in Vereinen, wie er gegenwärtig weit verbreitet ist. Nicht etwa die Erkenntniß von der guten Einwirkung der Körperübungen auf die Gesundheit und der Wunsch, die Gesundheit zu fördern, treibt die Leute in die sportlichen Vereine, sondern zumeist der Trieb nach Geselligkeit und Zerstreuung. In den Vereinen sucht man durch Wetteifer die Leistungen zu steigern. Der Endzweck aller Bemühungen ist aber meistens der Sieg bei Wettkämpfen. „Das Hasten nach dem Rekord," sagt Albu in seinen sozial-hygienischen Betrachtungen über den modernen Sport, „ist nichts anderes, als eine von eitler Ruhmessucht oder Geschäftsinteressen eingegebene Effekthascherei, die ebenso in entschiedenem Widerspruch zu jeder vornehmeren Auffassung des Sports wie zu der oft gerühmten Humanität unserer Zeit steht." Es mag dies Urtheil hart sein, es trifft aber oft zu. Es handelt sich nicht einmal immer um die bloße Ehre des Sieges, häufig bringt der Sieg auch nicht unerhebliche materielle Vortheile.

Digitized by Google

Ein jeder sportliche Wettkampf bringt eine große Zahl von Gefahren für Leben und Gesundheit. Fast schädlicher aber noch als der Wettkampf selbst wirken die ihm vorausgehenden langdauernden Vorbereitungen, der Training.

Im alten Hellas und Rom, wo die Leibesübungen in hohem Ansehen standen, verloren sie dies, als sie zu Wettkämpfen entarteten. Hoffen wir, daß bei uns nicht das Gleiche eintrifft. Hoffen wir, daß zum Heile unseres Volkes die Neigung für körperliche Uebungen, die um ihrer selbst willen betrieben werden, in immer weitere Kreise dringe. Auf unsere nervöse Generation wird dann ein gesundes, kraftvolles, widerstandsfähiges Geschlecht folgen!

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(54 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	ℳ
Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	—.80
Conrad, Schillers Realismus. (N. F. 233)	1.—
Corrodi, Rob. Burns und Peter Hebel. Eine litterarhistorische Parallele. (182)	—.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190)	—.80
Diercks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372)	—.75
— Poetische Turniere. (447)	—.60
Ebner, Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (N. F. 227)	1.—
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31)	1.—
— Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53)	1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	—.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. (N. F. 98)	—.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183)	—.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	—.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	—.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	—.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	—.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81)	—.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88)	—.80
Hauff, Shakespeares Hamlet. (N. F. 117)	1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)	—.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	—.60
v. Holtzendorff, Englands Presse (95)	—.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)	1.—
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	—.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79)	—.80
Maas, Das deutsche Märchen. (N. F. 24)	—.80
Mannhardt, Klytia. (239)	1.—
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	—.60
Marx, Die dichterische Entwickelung Shakespeares. (N. F. 211)	—.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45)	—.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92)	1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	—.80
Neményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341)	1.20
Nover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25)	—.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68)	—.80
— Die Thiersage. (N. F. 164)	1.—
— Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. (N. F. 201)	1.—
Radlkofer, Die sieben Schwaben. Mit 1 Abb. (N. F. 221)	1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265)	—.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Aufl. (83)	—.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde. (N. F. 111)	—.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)	—.80

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Digitized by Google

Die deutsche Publizistik

im siebzehnten Jahrhundert.

Ein Vortrag

von

Dr. G. Mentz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die nordfriesischen Inseln
SYLT, FÖHR, AMRUM
und
die Halligen vormals und jetzt.

Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner

bearbeitet von

CHRISTIAN JENSEN.

Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln.

Elegant geheftet Mk. 12.—, elegant gebunden Mk. 14.—.
Auch in 10 Lieferungen à Mk. 1.20 zu beziehen.

Aus den Urtheilen der Presse:

Der Verfasser hat in dem stattlichen und von der Verlagsanstalt in vortrefflicher Weise ausgestatteten Bande ein höchst anschauliches und in den interessantesten Einzelheiten durchgeführtes Bild dieses eigenartigen Theiles unseres Vaterlandes geliefert. Mit Sorgfalt hat er die grosse und weitschichtige Litteratur der nordfriesischen Inseln für seine Arbeit verwerthet und mit seinen eigenen, reichen Erfahrungen zu einer einheitlichen Darstellung verschmolzen. — So ist ein Werk entstanden, das sicherlich für lange Zeit als ein zuverlässiges Quellenbuch dienen und künftigen Geschlechtern eine Fundgrube für die Kenntniss dieser hinschwindenden Welt sein wird. Aber auch das lebende Geschlecht wird neues Interesse gewinnen an diesen Inseln, an deren Bestande die Woge des Meeres täglich und stündlich nagt, und an den Resten des alten Stammes der Nordfriesen, die von Jahr zu Jahr kleiner werden und deren schwacher Nachwuchs durch die moderne Kultur mehr und mehr seiner Eigenthümlichkeiten beraubt wird.

Geheimrath Prof. Rud. Virchow in Zeitschr. f. Ethnologie 1892. Heft 2.

Dazu ist die Darstellung klar und ungesucht, nirgends unnütz in die Breite gehend und doch gründlich und überaus reichhaltig an Stoff. Die Ausstattung des Werkes mit den vielen vortrefflichen Abbildungen und einer historischen Spezialkarte ist ganz vorzüglich der Preis verhältnissmässig gering. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung.

(Nord und Süd, Heft 176.)

Die Capitel über Tracht, über Haus- und Lebenseinrichtung, über das an altheilige Satzungen gebundene Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Grabe, über Jahresfeste und Volksbräuche, reihen sich dem Besten an, was in gleicher Richtung andere Forscher den Sitten und Erinnerungen anderer Volksstämme abgelauscht haben etc.

(Hamb. Nachrichten. 1. 8. 91.)

Während des Aufenthalts selbst bietet das vorliegende Werk reichen Stoff zu Beobachtungen und es erweckt angenehme Erinnerungen an die Tage, in denen wir Erholung und Stärkung am Strande des Meeres suchten.

(Hamb Correspondent. 7. 2. 92.)

Die Bedeutung der körperlichen Uebungen

für die

Entwickelung des Körpers und für die Gesundheit.

Vortrag, gehalten in Königsberg i. Pr. am 10. Dezember 1896.

Von

Dr. Richard Zander,

a. o. Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Königsberg.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

AUG 20 1897

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 272.

Die deutsche Publizistik im siebzehnten Jahrhundert.

Ein Vortrag

von

Dr. G. Mentz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber Sprachwissenschaft

erschienen in der Sammlung bisher folgende Arbeiten:

(19 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 9.50 Mark.)

Abel, Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen.
—, Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. (N. F. 65) M. —.60
Brugsch, Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. Mit einer Tafel in Steindruck. 2. Abz. (64) .... „ —.75
Dannehl, Ueber niederdeutsche Sprache und Litteratur. (219/220) ... „ 1.—
Devantier, Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Mit einem Holzschnitt. (376) .. „ 1.—
Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Mit vielen Holzschn. 2. Aufl. (131) .... „ —.80
Grünbaum, Mischsprachen und Sprachmischung. (473) .... „ 1.—
Kohl, Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache. (175) .... „ 1.—
Lesmann, Ueber deutsche Rechtschreibung. (129) .... „ —.60
Mühlhausen, Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs. (N. F. 55) .. „ 1.—
Osthoff, Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formbildung. (327) .... „ 1.—
—, Schriftsprache und Volksmundart. (411) .... „ —.80
Noesch, Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. (172) .... „ —.60
Schrader, Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung. (427) .... „ —.60
Socin, Der Kampf des niederdeutschen Dialektes gegen die hochdeutsche Schriftsprache. (N. F. 44) .... „ —.80
Stengel, Die Anfänge der Sprache. (N. F. 61) .... „ —.60

Vollständige Verzeichnisse über sämtliche in der Sammlung erschienenen Hefte sind durch alle Buchhandlungen und den Verlag unentgeltlich zu beziehen.

Digitized by Google

Die deutsche Publizistik
im siebzehnten Jahrhundert.

Ein Vortrag

von

Dr. G. Mentz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
AUG 20 1897
LIBRARY.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wenn man hört von deutscher Publizistik im siebzehnten Jahrhundert, so denkt man wohl zunächst an die gelehrten Werke, die damals über das deutsche Staatsrecht, über die Verfassung des Deutschen Reiches erschienen; man erinnert sich etwa an den berühmten Streit über die Frage, ob das Deutsche Reich eine Monarchie oder eine Aristokratie, ein gemischter oder ein unregelmäßiger Staat sei, Namen wie Hippolithus a Lapide und Severinus de Monzambano, Bogislav Chemnitz und Samuel Pufendorf, Conring, Leibniz, Thomasius tauchen im Gedächtnisse auf.

In der That verstand man ja im siebzehnten Jahrhundert unter einem Publizisten einen Kenner und Lehrer des Staatsrechts, und wir würden, wenn wir uns der Terminologie jener Zeit anschließen wollten, vor allem jene staatsrechtlichen Schriften analysiren, ihre Stellung in der Litteratur untersuchen, ihre Bedeutung würdigen müssen. Es würde das Gelegenheit zu nicht uninteressanten Erörterungen aus dem Gebiete der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte geben, aber wir würden wohl nur Wenigen etwas Neues sagen können.

Da wir nun im neunzehnten Jahrhundert leben, ist es uns wohl erlaubt, die jetzt übliche Bedeutung des Wortes Publizistik auf das siebzehnte Jahrhundert zu übertragen und alle die Schriften als publizistische zu betrachten, die sich auf politische, auf Staatsfragen im allgemeinen beziehen, besonders soweit sie

Digitized by Google

nicht als Bücher, sondern als Broschüren und einzelne Aufsätze, als Flugschriften und Zeitungsartikel erschienen. Das siebzehnte Jahrhundert ist an Erzeugnissen dieser Art nicht weniger reich, als irgend ein anderes, doch haben die Historiker erst seit kurzem begonnen, sich mit dieser Publizistik zu beschäftigen. Immerhin ist schon genug bekannt geworden, daß man einmal versuchen kann, diese Litteraturgattung zu charakterisiren und zu untersuchen, welchen Werth sie für die historische Forschung hat.

Es ist kaum nöthig zu betonen, daß dabei unter deutscher Publizistik nicht nur Publizistik in deutscher Sprache gemeint ist, sondern Publizistik, die sich auf deutsche Angelegenheiten, auf Ereignisse in Deutschland bezieht. Ebenso soll damit, daß die Publizistik des siebzehnten Jahrhunderts herausgegriffen wird, nicht gesagt sein, daß dies Jahrhundert gegenüber dem sechzehnten und achtzehnten etwa besondere publizistische Eigenthümlichkeiten habe. Wohl lassen sich auch in der Geschichte der Publizistik gewisse Perioden unterscheiden, aber sie fallen nicht gerade mit den Jahrhunderten zusammen.

Wenn wir die publizistischen Anschauungen über ein Ereigniß der neuesten Zeit kennen lernen wollten, so würden wir unsere Aufmerksamkeit in erster Linie den politischen Zeitschriften und Zeitungen zuwenden.[1] Politische Zeitschriften sind erst eine Erfindung der allerletzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts,[2] Zeitungen dagegen, d. h. periodisch erscheinende Nachrichtenblätter, entstanden schon am Anfange des Jahrhunderts, die erste, die wir kennen, stammt aus dem Jahre 1609. Allerdings muß man schon sehr zwischen den Zeilen lesen, um in ihnen eine politische Anschauung zu entdecken, denn die damaligen Zeitungen bestanden nur aus dem, was man jetzt als Tagesbegebenheiten und telegraphische Depeschen zu bezeichnen pflegt, aus trockenen, meist ganz objektiv gehaltenen Mittheilungen über Thatsachen. Immerhin wird der Historiker auch aus diesen

Digitized by Google

Zeitungen manchen Vortheil ziehen können, und es ist zu bedauern, daß nur so äußerst geringe Reste dieser Litteratur erhalten sind. Die Thatsachen, die da berichtet werden, können noch unbekannt und interessant sein, unsere Kenntnisse bereichern; ferner haben diese Zeitungen vielfach die Tradition beeinflußt. In den halbjährigen Meßrelationen wurden ihre Nachrichten gesammelt, in Flugschriften benutzt, und aus diesen gingen sie dann über in die umfangreichen Kompilationen und Quasigeschichtswerke, die so charakteristisch sind für das siebzehnte Jahrhundert. Bevor man diese Sammlungen, von denen das Theatrum Europaeum, das Diarium Europaeum und Lundorps Acta publica wohl die bekanntesten sind, benutzt, muß man sich also erst klar werden über den Werth der ihnen zu Grunde liegenden Quellen, über die Art, wie sie verarbeitet wurden.

Nicht ohne Interesse ist es ferner zu beobachten, was in diesen Zeitungen nun eigentlich berichtet wird. Wir ersehen daraus, was man damals in Deutschland wußte über die Ereignisse im Ausland; auch mancher kleine Fürst, der nicht in der Lage war, Gesandte oder Agenten an den fremden Höfen zu halten, schöpfte seine Kenntniß über die auswärtigen Verhältnisse aus den Zeitungen und mag durch sie manchmal in seinen Entschlüssen beeinflußt worden sein.

So abonnirte z. B. 1615 der Kurfürst von Mainz bei einem Frankfurter Postmeister auf die einlaufenden Zeitungen, 1620 hielten die Herzöge von Pommern die Berliner Zeitungen u. s. w.

Auch die Großmächte schätzten die Zeitungsnachrichten nicht gering, oft legen ihre Gesandten ihren Berichten die neuesten Zeitungsnummern bei, allwöchentlich sendet z. B. der Kölner Nuntius die Kölnische Zeitung nach Rom.

Die Nachrichten aus dem Auslande, vor allem aus Rom,

Digitized by Google

Venedig, Antwerpen und dem Haag, nahmen in den Zeitungen den Hauptraum ein, außerdem spielten die Ereignisse in den österreichischen Erblanden zeitweilig eine große Rolle. Es ist erstaunlich, wie gut man etwa in den Jahren 1619 und 1620 in Berlin über die Vorgänge in Böhmen und Mähren unterrichtet war. Die Berliner Zeitungen müssen sehr gute Berichterstatter in der unmittelbaren Umgebung der böhmischen Machthaber gehabt haben. Vielleicht haben diese auch selbst dafür gesorgt, daß das protestantische Deutschland über ihre Erfolge unterrichtet wurde. Denn früh schon verstanden es die Regierungen und Parteien, die Zeitungen ihren Zwecken dienstbar zu machen, durch Nachrichten, die sie ihnen zukommen ließen, auf die öffentliche Meinung zu wirken. So sandten Wallensteins Offiziere während seiner Feldzüge in Norddeutschland genaue Berichte über seine Erfolge an die Münchener Zeitungen, ein Bericht Tilli's an Maximilian über die Einnahme von Magdeburg wurde in einer Münchener Zeitung abgedruckt, und so lange die Schweden Frankfurt a. M. besaßen, mußte die dortige Zeitung in ihrem Interesse schreiben.

Eine eigene Meinung bei den Zeitungen zu entdecken, ist nur selten möglich. Mußten sie doch stets vor der Zensur, vor dem Verlust ihres Privilegiums zittern. Immerhin kann man an gewissen zarten Färbungen erkennen, ob eine Zeitung katholisch oder protestantisch ist. Leidenschaftlich nimmt der Münchener Merkur 1631 gegen den König von Schweden Partei, und 1628 beklagte sich die Wiener Regierung sogar bei dem brandenburgischen Minister Schwarzenberg darüber, daß die Berliner Zeitungen so antikaiserlich seien, stets von der kaiserlichen Armee nur Niederlagen, von ihren Gegnern nur Siege berichteten. Auch zur Zeit der Raubkriege Ludwigs XIV. läßt sich in den Zeitungsnachrichten eine gewisse antifranzösische Stimmung nicht verkennen. So mögen denn auch die Zeitungen

Digitized by Google

hier und da die Stimmung im Volke beeinflußt haben. An Lesern hat es ihnen nie gefehlt. Schon aus dem Anfange des Jahrhunderts wird uns berichtet, daß selbst der gemeine Pöbel, Krämer, Handwerker, ja öfters der Bauer auf dem Dorfe aus Vorwitz die neuen Zeitungen aufkauft und liest, während er doch nur den zehnten Theil davon versteht.

Bei ihrem geringen Umfange (sie umfaßten meist nur zwei Quartblätter) waren die Zeitungen nicht im stande, ausführlich über wichtige Ereignisse, über Schlachten und Friedensschlüsse, über Hochzeitsfeierlichkeiten und Leichenbegängnisse hoher Herren zu berichten. In solchen Fällen traten die Relationen an ihre Stelle.[8] Sie sind älter als die Zeitungen, so alt wie die Buchdruckerkunst. Auch sie sind meist ganz trocken und charakterlos, verrathen oft auch bei den allerwichtigsten Ereignissen keine Spur von Theilnahme. Oft lassen sie sich daher mit großem Nutzen als unparteiische Zeugnisse über die Begebenheiten verwerthen. Aber man muß doch auch bei ihrer Benutzung sehr vorsichtig vorgehen, denn auch sie sind vielfach offiziösen Ursprungs. So hat man z. B. festgestellt, daß die Relationen über den Krieg Deutschlands gegen Frankreich in den Jahren 1674 und 1675 größtentheils aus dem Hauptquartiere selbst stammten und bestimmt waren, die öffentliche Meinung zu Gunsten der Heeresleitung zu beeinflussen, vielfach im kaiserlichen Sinne und zu Ungunsten der Brandenburger. Aber auch der große Kurfürst verstand es in andern Fällen, in solcher Weise Geschichte zu machen. Er selbst verfaßte einen Bericht über den Rückzug von Colmar nach Straßburg im Jahre 1674, und für das Theatrum Europaeum mußte einer seiner Militärs eine Schilderung der Schlacht bei Warschau entwerfen, damit das Verdienst der brandenburgischen Truppen ins rechte Licht gesetzt werde. Denn mochten die Herrscher jener Zeit noch so selbstherrlich regieren, so waren sie doch gegenüber der öffent-

Digitized by Google

lichen Meinung nichts weniger als gleichgültig, ähnlich wie das ja aus späterer Zeit von Friedrich dem Großen bekannt ist. Nie hat man sich wohl so sehr wie im siebzehnten Jahrhundert bemüht, jeden Schritt, auch den schreiendsten Rechtsbruch, als rechtlich wohlbegründet zu erweisen. Selbst Ludwig XIV. ließ seinem Einfall in die spanischen Niederlande eine ausführliche Darlegung der Rechte seiner Gemahlin vorausgehen, der es dann nicht an gründlichen Widerlegungen von spanischer Seite fehlte. Und ebenso waren alle Streitigkeiten zwischen deutschen Reichsständen über Gebietsansprüche oder gar über zweifelhafte Erbfolgen von endlosen Federkriegen begleitet. Deduktionen, Manifeste und „kurze, doch gründliche Berichte" flogen herüber und hinüber. Mit einem gewaltigen Aufwande von Gelehrsamkeit suchte jeder Theil sein Recht zu beweisen. Da man schwerlich geglaubt haben wird, den Gegner zu überzeugen, sollten diese Schriften wohl vor allem dazu dienen, auf die öffentliche Meinung, besonders auf benachbarte Höfe zu wirken.

Verfasser dieser „Staatsschriften" sind gewöhnlich die Minister und Diplomaten selbst, zuweilen bei schwierigen rechtlichen Deduktionen werden wohl auch Professoren der Universitäten herangezogen. So schreibt Pufendorf z. B. im Wildfangstreit einen Prodromus Justitiae Palatinae für Karl Ludwig von der Pfalz, Conring tritt in einer Reihe von Schriften für das von Kurköln bestrittene Recht des Kurfürsten von Mainz, den römischen König zu krönen, ein u. dgl. m.

Alle diese Schriften, diese Staatsschriften, erscheinen zwar meist anonym, aber sie bemühen sich in keiner Weise zu verbergen, daß sie offiziösen Ursprungs sind, das Interesse einer bestimmten Regierung vertreten. Ihr Werth besteht in dem Material, das sie benutzen. Mit erstaunlicher Offenheit unterbreiten zuweilen in diesen Schriften die Regierungen den ganzen

Digitized by Google

über einen Streitfall entstandenen Schriftwechsel dem Urtheile des Publikums, ähnlich wie es jetzt bei uns zuweilen in Weiß-, Blau- und Gelbbüchern geschieht, und wir werden jenen alten Veröffentlichungen ganz ebenso viel und ebenso wenig trauen dürfen wie den modernen. Es giebt kaum ein wichtiges Ereigniß jener Zeit, wo nicht der ganze offizielle Schriftwechsel schon den Zeitgenossen bekannt gewesen wäre. Natürlich waren diese Korrespondenzen dann auch schon für die Veröffentlichung eingerichtet, und es liefen stets geheime Korrespondenzen und Verhandlungen nebenher, nach denen wir jetzt die Archive durchsuchen. Daß auch sie nicht allzu ängstlich gehütet wurden, zeigt Pufendorfs Geschichte des großen Kurfürsten, die allerdings bei den meisten anderen Höfen Anstoß erregte.

An diese Staatsschriften schließen sich die eigentlichen Flugschriften an. Man hat ihnen in letzter Zeit vielfach seine Aufmerksamkeit zugewandt, dabei aber zuweilen nicht genügend berücksichtigt, daß auch ein großer Theil dieser Schriften offiziösen Ursprungs ist. Ihr Zweck ist, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, aber sie sind nicht selbst die öffentliche Meinung. Vor allem die Diplomaten sind, zuweilen sogar im Gegensatz gegen ihre eigene Regierung, in dieser Weise thätig. So kämpft etwa Volmar, einer der österreichischen Gesandten auf dem westfälischen Friedenskongreß, gegen die Politik des mit Frankreich liebäugelnden Kurfürsten von Bayern, so vertreten Paul Fuchs, Gottfried v. Jena u. A. die brandenburgischen Interessen, so bemüht sich vor allem Lisola, der österreichische Gesandte im Haag, in packenden und witzigen Broschüren die deutschen Fürsten und das deutsche Volk aufzurütteln zum Kampfe gegen die drohende Weltherrschaft Ludwigs XIV. Oft ist die Tendenz dieser Schriften sehr verborgen; mit großer Geschicklichkeit sucht man jede Spur ihres Ursprungs zu verwischen; wenn man aber irgend welche Schlüsse aus irgend einer dieser Flugschriften

Digitized by Google

ziehen will, muß man stets erst so genau wie möglich ihre Herkunft feststellen.

Nicht unbedeutend ist endlich die Zahl der Schriften, die in der That unabhängig sind, ein wirklicher Ausdruck der im Volke, unter den Gebildeten des Volkes, verbreiteten Meinungen. Wohl sind es auch dann nur die Stimmen Einzelner, die wir hören, aber wo sie sich in gemeinsamen Anschauungen vereinigen, kann man sie doch wohl als Ausdruck der öffentlichen Meinung bezeichnen.

Schon der Investiturstreit war von einer Flugschriftenlitteratur begleitet, aber zu rechter Entwickelung konnte sie doch erst kommen, nachdem die Erfindung der Buchdruckerkunst ihre schnelle und weite Verbreitung ermöglicht hatte. Seitdem rief jedes wichtige Ereigniß der deutschen Geschichte eine Fluth solcher fliegenden Blätter und Broschüren hervor. Ihre Zahl zu bestimmen, ist unmöglich, weiß man doch bis jetzt nicht einmal, was erhalten ist, und viel ist offenbar verloren. Die königliche Staatsbibliothek zu München besitzt etwa 2000 Flugschriften aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, für das Jahr 1689 allein 150 Stück;[4] das Flugschriftenverzeichniß der königlich holländischen Bibliothek im Haag umfaßt allein für die Jahre 1621—48 2683 Nummern ꝛc.

Die Verbreitung der Flugschriften kann nicht gering gewesen sein, liegen uns doch sehr viele in mehreren Auflagen vor, Uebersetzungen und Nachdrucke wurden lohnend gefunden. Und wenn wir hören, daß der Severinus de Monzambano, eine doch immerhin gelehrte, vor allem eine lateinische Schrift, in Deutschland allein in 300 000 Exemplaren nachgedruckt wurde (eine horrende Zahl, selbst wenn wir eine Null streichen), so können wir uns einen Begriff davon machen, wie zahlreiche Leser damals ein publizistischer Schriftsteller fand.

Die Form der Flugschriften ist äußerst manigfaltig, viel-

Digitized by Google

fach treten sie in Versen auf, sind mit Bildern und Karrikaturen geschmückt, denn:

Was Gelehrte durch die Schrift verstahn,
Das lehrt das Gemäl den gemeinen Mann.

Sehr beliebt sind Dialoge, „Streitgespräche.“ Vertreter verschiedener Völker, Parteien, Stände treten auf; der, der die Ansicht des Verfassers vertritt, behält zuletzt den Sieg. — Am verbreitetsten ist vielleicht die Briefform. Ein Freund schreibt seinem Freunde seine Ansichten über diese oder jene Angelegenheit, ein lüttichscher Edelmann berichtet einem vornehmen Holländer über das Vorgehen Ludwigs XIV. Die Antwort der Gegenpartei bleibt nicht aus, auch ein Dritter mischt sich zuweilen ein, und so zieht sich der Streit monatelang hin. — Auch die Form des Gesandtschaftsberichtes liebte man, ja es erscheint sogar der Götterbote Merkur, um im Auftrage der Olympischen die Vorgänge auf der Erde zu beobachten.

Die Größe der Flugschriften ist sehr verschieden, von einzelnen Flugblättern geht es durch alle Stufen bis zum Hunderte von Seiten umfassenden Werke.

Was die Sprache betrifft, so streiten sich die lateinische und deutsche noch um die Vorherrschaft, daneben finden sich französische, holländische und italienische Flugschriften. Die fremdsprachigen wurden, wenn sie einigermaßen von Bedeutung waren, meist bald ins Deutsche übersetzt; manche erschienen auch von vornherein in mehreren Sprachen gleichzeitig. Die Titel sind nach der Art der Zeit meist sehr langatmig, enthalten zugleich die Inhaltsangabe, dienten wohl auch zur Reklame. Fast allen fehlt der Name des Verfassers, die Anoymität war ein beinahe unentbehrliches Erforderniß eines publizistischen Werkes jener Zeit; nur so entging man der Zensur. Die gefährlichsten Sachen wurden im Auslande, in Holland gedruckt, doch gab man auch

Digitized by Google

dann den Druckort oft nicht genau an. Hat es doch sogar bis in unser Jahrhundert einen vollständig fingirten Verlag von Pierre Marteau in Köln gegeben.[5] Köln ist einer der Hauptverlagsorte dieser Schriften, ferner Straßburg und überhaupt die Reichsstädte, weil dort die Zensur weniger streng war.

Der Inhalt der Flugschriften ist sehr mannigfaltig. Jedes wichtigere politische Ereigniß des Jahrhunderts wird aufs Gründlichste in dieser Litteratur erörtert. Wie groß das Interesse für staatsrechtliche Fragen war, zeigt der Monzambanostreit. Auch kirchliche Angelegenheiten sind selbst am Ende des Jahrhunderts noch im Stande, die Gemüther zu erhitzen. Hie und da werden auch soziale Fragen behandelt. Die Mißwirthschaft der Kipper- und Wipperzeit rief eine ganze Litteratur hervor, und nach dem westfälischen Frieden entspann sich eine eifrige Debatte darüber, wie man am besten die während des Krieges aufgelaufenen Schulden aus der Welt schaffen könne.[6]

Doch wir werden in Inhalt und Bedeutung dieser Flugschriftenlitteratur am besten einen Einblick gewinnen, wenn wir einmal einige der Hauptfragen, die das Jahrhundert bewegten, im Spiegel der Publizistik betrachten. Ich wähle die beiden Fragen, die wohl das meiste universalhistorische Interesse beanspruchen können: den Kampf gegen die spanische Universalmonarchie in der ersten Häfte und den gegen die französische Weltherrschaft in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Unter Karl V. und Philipp II. war Spanien die erste Macht Europas gewesen. Sein Plan, sich der Weltherrschaft zu bemächtigen, war gescheitert, aber noch nicht aufgegeben, und die Furcht vor dieser spanischen Universalmonarchie beherrscht noch die Politik der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts.[7] Auch in der Publizistik tritt das hervor. Die Furcht vor Spanien verbindet sich in ihr aufs Engste mit dem Haß gegen die katholische Kirche, vor allem gegen die Jesuiten. Traten

Digitized by Google

doch die katholischen Schriftsteller der Zeit offen auf als Vorkämpfer der spanischen Herrschaft. Spanien erklärte Thomas Campanella in seinem Discursus de monarchia Hispanica für bestimmt, die Aufgabe der christlichen Weltmonarchie zu lösen; im Draconicidium pries Riebel die Verdienste der Spanier um die Ausbreitung der katholischen Kirche und um Deutschland; der Konvertit Scioppius forderte im Classicum belli sacri zum heiligen Kriege gegen die Ketzer auf, und im Consilium regium sprach er es offen aus, daß er vom spanischen Könige den Sieg des Katholizismus abhängig betrachte.[8]

Kein Wunder, wenn für die deutschen Protestanten Jesuit und Spanier fast gleichbedeutend wurde:

Des Papstes List und Spaniens Geld
Greift nach Regierung der ganzen Welt.

Die politischen Ereignisse trugen zur Steigerung des Gegensatzes bei. Die Pulververschwörung in England, die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich hielt man für Folgen jesuitisch-spanischer Komplotte, und auch in Deutschland sah man diese furchtbaren Feinde in Thätigkeit; in alle Streitigkeiten am Rheine mischten sich die Spanier ein, den jülich-cleveschen Erbfolgestreit suchten sie in ihrem Interesse zu benutzen, und der Vorgang in Donauwörth erschien als eine Wirkung jesuitischer Umtriebe.

Für ganz abhängig von den Jesuiten und den Spaniern hielt man die kaiserliche Regierung. Die Meinung begann sich zu bilden, daß sie mit spanischer Hülfe eine absolute Herrschaft in Deutschland errichten, die Reichsverfassung und den Religionsfrieden beseitigen wolle. Die sich fortwährend steigernden Ansprüche des kaiserlichen Reichshofraths schienen ein Anfang dazu. Man wurde bedenklich, ob man die großen Geldforderungen des Kaisers zum Kriege gegen die Türken, die auf jedem Reichs-

Digitized by Google

tage wiederkehrten, bewilligen solle. Glaubte man doch, die Türkengefahr sei oft nur künstlich oder wenigstens übertrieben. Sogar ein Katholik klagt 1605 in einer „vertraulichen Kommunikation allerlei gefährlicher Anschläg im Reich" darüber, daß das für den Türkenkrieg bewilligte Geld den Spaniern zur Bekämpfung der Niederlande gegeben werde.

Auch der böhmische Aufstand, der eine ganz unendlich umfangreiche publizistische Litteratur hervorrief, wurde bald in eine Beziehung zu dem Gegensatze gegen Spanien gebracht. Begründeten doch die böhmischen Stände ihr Recht, Ferdinand II. abzusetzen und Friedrich V. von der Pfalz an seiner Statt zum Könige zu wählen, in ihren Rechtfertigungsschriften mit dem Hinweis auf den Vertrag, den Ferdinand mit Spanien geschlossen habe. Indem er darin ein Erbrecht der spanischen Habsburger auf Böhmen, das doch ein Wahlreich sei, anerkannt habe, habe er den bei seiner Wahl geleisteten Eid gebrochen. Er sei nur ein „Verwalter oder Vicekönig" Spaniens, er habe Böhmen in den „Sumpf der spanischen Inquisition" bringen wollen, „unter einen absoluten spanischen dominatum, davor alle Nationen ohn Unterschied der Religion unice abhorriren." Auch das Reich komme dadurch in große Gefahr. „Im Westen und im Süden habe Spanien seine festgefügte Länderkette, im Innern Deutschlands seien ihm die katholischen Bisthümer ergeben; wenn auch Böhmen ihm in die Hände fiele, dann würde es geschehen sein um die deutsche Libertät, um den evangelischen Glauben."[9]

In Deutschland selbst fehlte es nicht an ähnlichen Aeußerungen. Warnend erhob der Verfasser der „alten Wahrheit" seine Stimme:

Ein Narr nicht fühlt, wie krank er sei, und viele Deutsche nicht merken, wie nahe ihnen das spanische Joch am Halse sei; wenn die polnische Monarchie den ganzen Septentrionem und die spanische den ganzen Meridiem unter sich gebracht haben, so werden alle Jesuiten Nachbarn sein[10] u. s. w.

Digitized by Google

Die Ereignisse der nächsten Jahre lehrten, wie recht die Böhmen hatten. Fast in jedem der zahllosen Spottlieder, die nach dem schnellen Sturze des unglücklichen Winterkönigs von kaiserlicher und bayerischer Seite ausgingen, wird mit Spinola und seinem Heere gedroht. In der That war es vor allem die Hülfe Spaniens, die den Kaiser aus seiner 1619 recht schwierig gewordenen Lage befreite. Noch waren ja die spanischen Truppen die ersten der Welt. Die Pfalz fiel schnell in ihre Hände. Da hatte man die Bestätigung der schlimmsten Befürchtungen. Durch seinen Hofrath, ohne die Fürsten zu fragen, erklärte der Kaiser den Pfalzgrafen in die Acht. Zeigte das nicht, daß Ferdinand Deutschland zu einer absoluten Monarchie machen wollte?

Schon erkannten ihm die kaiserlich gesinnten Flugschriften, wie etwa die Justitia Caesarea von 1621, eine fast unbeschränkte Machtfülle zu; das Reich erscheint ihnen durchaus als eine Monarchie.

Und als es dann den Mansfeldischen Truppen gelang, eine Anzahl kaiserlicher Schreiben aufzufangen, die als „spanische Kanzlei" veröffentlicht wurden, da lag es offen vor aller Augen, daß Spanien und der Papst in reichs-deutschen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort mitsprachen, daß nichts Entscheidendes ohne Zustimmung des Madrider Hofes vorgenommen wurde. Wurde doch hier mit den Spaniern über die Uebertragung der Kurwürde an Maximilian verhandelt, Spanien um Hülfe gegen die deutschen Rebellen gebeten. Hieß es doch hier in einem Briefe des päpstlichen Nuntius Carafa: Prout in Hispania cantabunt, ita saltare poterimus. (Wie man in Spanien pfeife, so müsse man im Reiche tanzen.)

Im „Achtsspiegel" von 1622 und in „der römisch-spanischen Kanzlei Nachtrab" wies Camerarius, der eifrigste und tüchtigste der pfälzischen Diplomaten, auf die große Gefahr hin, die das Vorgehen gegen den Pfälzer für alle deutschen Fürsten habe:

Digitized by Google

„Der Stände Libertät hat ein Ende, der spanische absolutus dominatus hat die höchste Staffel erreicht, und wird kein Stand des Reichs seines Stands, Hoheit, Land, Leut, Ehr, Leibs und Lebens mehr gesichert sein.“ [11]

Jahrelang zog sich der Streit um diese aufgefangenen Briefschaften, der „Kanzleienstreit“ hin.[12] Aber es gelang den Publizisten nicht, die Deutschen oder auch nur die Evangelischen zu einen. Unaufhaltsam drang die spanisch-kaiserlich-ligistische Macht vor. Die auswärtigen Mächte waren einsichtsvoller als die Deutschen. 1625 schlossen England, Dänemark und Holland einen Bund gegen das Haus Habsburg, und Christian IV. ging nun zum Angriffe vor. In der deutschen Publizistik fand er zunächst nur wenig Theilnahme, nur die Gegner bemühten sich nachzuweisen, daß er den Krieg aus selbstsüchtigen Absichten unternommen habe. Erst als nach der Niederlage Christians die maritimen Pläne der Habsburger deutlicher hervortraten, begann wieder eine lebhaftere Thätigkeit der Publizisten. Um den niederländischen Handel und damit die Niederlande zu ruiniren, strebte Spanien damals nach den Mündungen der Weser und Elbe und nach einem Hafen in der Ostsee, ja man dachte den dänischen Krieg zu benutzen, um sich des Sundes und damit einer reichen Einnahmequelle und des dominium maris Baltici zu bemächtigen. Auch die deutschen Katholiken waren diesem Plane nicht allzu geneigt, Wallenstein aber nahm ihn mit Eifer in die Hand. Jetzt trat in der That die Gefahr der spanischen Universalmonarchie ein, mit der man solange gespielt hatte. Gewaltig regten diese spanischen Bestrebungen die öffentliche Meinung, die Publizistik der Zeit auf, einige sehr interessante Flugschriften aus den Jahren 1626—30 verdanken ihnen ihren Ursprung. Allerdings sind auch die hier zu erwähnenden Broschüren nicht ganz unabhängig, die bedeutendsten sind offiziösen, vor allem schwedischen Ursprungs, bestimmt, die Hansestädte vom Anschluß an den

Digitized by Google

Kaiser abzuhalten. Aber man wird doch nirgends eine so vortreffliche Charakteristik der damaligen Stellung des Hauses Habsburg finden, wie in diesen Schriften![13]

Auch die kaiserlichen Publizisten bekannten in jenen Jahren ganz offen, daß man nach der Herrschaft über die Ostsee strebe. Der Verfasser der Broschüre „Classicum paciferum Daniae“ von 1627 z. B. empfiehlt geradezu die Absetzung Christians, die Okkupation ganz Dänemarks und des Sundes. „Wer diesen in der Gewalt hat, der beherrscht den Ostseehandel, der vermag Dänemark, Schweden und die Niederlande von seinem Willen abhängig zu machen.“ Aus der Ostsee beziehen die Holländer das Holz zum Schiffsbau, das muß man ihnen entziehen.

Kein Wunder, daß die großen Flugschriften der Gegenpartei aus jener Zeit, von denen der „hansische Wecker“ und der „Nachklang des hansischen Weckers“ von 1628 und die „Magna horologii campana“ von 1629 die bekanntesten und bedeutendsten sind, voll sind von Warnungen vor den spanischen Plänen:

Niemals habe das Haus Oesterreich solche Gelegenheit gehabt, den lange geplanten Dominatum absolutum ans Licht zu bringen. Nicht leicht wieder habe der König von Spanien auf einen so wohl affektionirten Kaiser zu hoffen. 60 oder 70 Jahre hätten die spanischen Könige auf eine solche Gelegenheit gewartet.[14]

Natürlich dachte man sich die spanische Universalmonarchie verbunden mit voller Wiederherstellung des Katholicismus, und es galt für selbstverständlich, daß der Papst mit diesen Plänen einverstanden sei. Weniger klar war man sich über die Stellung des Kaisers. Manche der Aeußerungen von kaiserlicher Seite ließen die Ansicht nicht unbegründet erscheinen, daß der Kaiser die spanischen Pläne mißbillige, daß er es nicht so böse meine, nur von Spanien und den Jesuiten verführt werde; „daß alles päpstlich und spanisch, mitnichten aber kaiserlicher Majestät Werk

Digitized by Google

sei, daß deren Name nur zum Deckmantel und deroselbst eigenem Nachtheil mißbraucht werde."[15] Bei Vielen waren solche Behauptungen wohl nur ein Mittel, um den Widerstand gegen den Kaiser zu rechtfertigen. Man wollte dadurch „die Larve des bisher getauften kaiserlichen Krieges herunterziehen und allen zeigen, daß Kaiserliche Majestät den Krieg nunmehr nicht fortstellen, sondern der Papst und Spanier dies treibet."[16]

In einer anderen Gruppe von Flugschriften, vor allem der „Magna horologii campana" von 1629 wird dagegen die Ansicht vertreten, daß die Universalmonarchie das gemeinsame Ziel des Kaisers und Spaniens sei. Der unbekannte Verfasser dieser Schrift betrachtet Spanien und Oesterreich als ein Haus und eine Familie, sie haben beide dieselben Freunde und dieselben Feinde, die gleichen Interessen und Ziele, sie sind durch Erbvereinigungen und Verträge eng verbunden und trachten jetzt gemeinsam nach der Universalmonarchie.[17] Schon seit fast hundert Jahren verfolgt Spanien dies Ziel, hat jedoch bisher bei den Kaisern keine Unterstützung gefunden, Ferdinand aber hat sich diesem Projekte mit großem Eifer hingegeben. Mit den Waffen unter Führung Schwedens muß man Widerstand leisten.

Die Warnung vor dem spanischen dominium maris Baltici ist das Hauptziel des „hansischen Weckers" und des „Nachklangs zum hansischen Wecker", die wahrscheinlich beide von dem schwedischen Gesandten Christoph Ludwig Rasch in schwedischem Auftrage verfaßt wurden. Dänemark war unterworfen, die Kaiserlichen brauchten Schiffe, um ihre weiteren Pläne auszuführen, und hofften sie von den Hansestädten zu erhalten. An diese vor allem richten sich daher jene warnenden Broschüren. Auch eine andere berühmte Flugschrift jener Zeit, ein angebliches Schreiben des Paters Lämmermann, des kaiserlichen Beichtvaters, an einen anderen Jesuiten, das ein Programm für die kaiserliche Politik entwirft,[18] bezeichnet die Unterwerfung der Hansestädte als

Digitized by Google

das nächste Ziel der kaiserlichen Partei; von da aus werde man dann gegen die nordischen Reiche vorgehen. Vor allem komme es auf die Besetzung des Sundes an, denn „der Sund ist der fürnehmste Ort in ganz Europa, denn daselbst sind die Ost- von den West- und theils nordischen Ländern zur See ganz abzusondern, vornämlich aber den Niederländern die Kornböden gar zu schließen.“ Man traf mit diesen Worten durchaus die Ansicht der habsburgischen Politiker.

Große Bedenken erregte es, als um dieselbe Zeit auch in Oberdeutschland ein kaiserliches Heer sich sammelte. Auch die Schweiz, auch die katholischen Fürsten Deutschlands begannen jetzt vor dem Dominatus absolutus zu zittern. Oft genug hatte ja Wallenstein seine Geringschätzung gegen die Kurfürsten ausgesprochen, gegen ihn richtete sich der ganze Haß. Die Flugschrift: „Wilt Du den Kaiser sehen, so siehe hinten in diesen Brief“ gab der damaligen Stimmung Ausdruck. Sie soll Uneinigkeit unter den Katholiken säen, außerdem Wallenstein dem Kaiser verdächtig machen. Als Ziel des Kaisers bezeichnet die Schrift die Zurückführung des Reiches „unter einmüthigen Gehorsam der allein selig machenden römischen Kirche.“ Dazu bedarf es der „unbezürkelten Gewalt eines recht wahren Monarchen, der wegen seines Thuns und Lassens nicht allerwege die Stände des Reiches zusammen bescheiden und mit denselben erst darum kostbare Weitläufigkeiten pflegen muß.“ [19] Vielfach glaubte man damals, daß ein Schlag gegen die Reichsverfassung bevorstehe. —

Schon lange sah sich auch Gustav Adolf von den Spaniern, die stets auch in Polen intriguirten, bedroht. Um das dominium maris Baltici mußte er mit ihnen kämpfen. Schon seit 1628 gab es eine schwedische Publizistik im Reiche, schon der „hansische Wecker“ wies hin auf den streitbaren Helden und Gideon, den Gott erweckt habe, auf Gustavum Adolphum, den großmächtigsten und unüberwindlichen König der Schweden. [20] Bald kam

er, „der brüllende Löwe aus Mitternacht, der die Netze der Jesuiten zerreißt". Mit seiner Hülfe, durch das schwedische Fernglas oder Perspektiv konnte nun jeder erkennen, warum es den Feinden zu thun war, was die Kurzsichtigkeit der Menschen bisher nicht erkannt hatte. „Es handelt sich um das heilige Wort Gottes, um die theuer erworbene Freiheit, um Leib und Gut, Haus und Hof, Weib und Kind, Ehr und Gfier und den ganzen Staat des heiligen römischen Reichs, Summa um eine spanisch neu Jebusitische Monarchia. Unter dem Scheine, daß man etliche Rebellen fassen will, will man ein ganz päpstlich Kaiserthum und kaiserlich Papstthum aufrichten." [21]

So wurde von schwedischer Seite neben den Gründen der Religion auch die Furcht vor der spanischen Universalmonarchie benutzt, um die deutschen Protestanten zum Anschluß an Schweden zu bringen. Die Siege Gustav Adolfs aber ließen dann diese Furcht fast ganz zurücktreten, in den Flugschriften von 1631—34 ist kaum mehr von Spanien die Rede,[22] theoretische Erörterungen aber über das Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten begannen jetzt.[23] Der „Postilion an alle und jede Evangelische Könige und Potentaten" bemüht sich 1632 zu beweisen, daß das Reich eine pura Aristocratia sei, daß Ferdinand II. die Verfassung verletzt habe, indem er das Reich zu einer Monarchie machen wollte. Wir haben hier schon einen der Vorläufer des Hippolithus a Lapide.

Mit den Verfassungsverletzungen des Kaisers rechtfertigt auch ein Colloquium politicum von 1632 den Anschluß an Schweden: „Kaiserlich bin ich, so lange der Kaiser ist Kaiser, so lange er hält, was er versprochen, so lange er mich und das Reich schützt."

Ihren vorzüglichsten Ausdruck fand diese Gesinnung in der berühmten Schrift des Hippolithus a Lapide oder Bogislav Chemnitz de ratione status in imperio nostro Romano-Ger-

Digitized by Google

manico. Noch einmal wurde hier der ganze Haß gegen das Haus Habsburg gesammelt, mit großer Gelehrsamkeit und bitterer Schärfe wurden ihm seine Sünden vorgeworfen, energisch wurden die deutschen Fürsten aufgefordert, dies Haus, das nach dem absoluten Dominat strebe, zu vernichten. Chemnitz schrieb in schwedischem Solde, aber ähnliche Ansichten herrschten doch damals in Deutschland. Es dauerte noch lange, bis man sich überzeugte, daß die Gefahr einer habsburgischen Universalmonarchie vorüber sei. Auch der westfälische und pyrenäische Friede vermochten nicht, diese Furcht ganz zu bannen. Erst als die Angriffe Ludwigs XIV. begannen, erkannte man, von wo jetzt die Gefahr drohe. Diese allmähliche Umwandlung der Gesinnung zu beobachten, ist sehr interessant. Es war keine leichte Arbeit für die Publizistik, den bei den Deutschen eingewurzelten Haß gegen Spanien zu überwinden, ähnlich wie es den offiziellen brandenburgischen Publizisten nur schwer gelang, die Hinneigung der lutherischen Geistlichkeit und ihres Anhanges zu Schweden zu besiegen, mußten sie doch noch 1659 einmal die Behauptung zurückweisen, daß Karl Gustav in Polen gegen Spanien und die Gegenreformation kämpfe.[24]

Die ersten Jahrzehnte nach dem westfälischen Frieden bieten wie in der deutschen Politik, so auch in der deutschen Publizistik ein Bild großer Verwirrung. Es fehlte an einem großen Ziele, an einem großen Haß, wie ihn einst Spaniens Pläne erregten. Man konnte sich doch bald der Einsicht nicht mehr verschließen, daß es mit Spaniens Macht zu Ende gehe. Schon eine Flugschrift: „Weltkluge Politische Bedenken und Betrachtungen“ von 1650 sah die habsburgischen Pläne durchaus als etwas Vergangenes an.[25] Aber nicht Jeder dachte so, selbst ein Politiker wie Graf Waldeck war in den fünfziger Jahren noch ganz von den Anschauungen der ersten Hälfte des Jahrhunderts beherrscht und glaubte seine ganze Kraft einsetzen zu müssen für

den Widerstand gegen die ehrgeizigen Pläne des habsburgischen Kaiserthums, für die Verhütung einer österreichischen Kaiserwahl, hielt es für ungefährlich, sich gegen die Habsburger an Frankreich anzuschließen. Die Begeisterung für die „deutsche Libertät" machte solche Anschauungen an allen deutschen Fürstenhöfen populär. Je heftiger man gegen den Kaiser und Spanien auftrat, je enger man sich an Frankreich anschloß, desto patriotischer glaubte man zu sein. Und es fehlte nicht an charakterlosen Lohnschreibern, die für französisches Geld auch wider ihre bessere Ueberzeugung für die Verbreitung solcher Ansichten sorgten.

Auch Ereignisse wie die Begründung des Rheinbundes von 1658, wie der pyrenäische Friede, der Spanien zu einem Staate zweiten Ranges machte, der in der Welt der Thatsachen den Uebergang der Vorherrschaft in Europa von Spanien an Frankreich besiegelte, öffneten nur Wenigen die Augen. Erst das Jahr 1667 brachte eine allerdings sehr langsame Aenderung der Stimmung.

Wie einst Campanellas Schrift von der spanischen Monarchie der Welt gezeigt hatte, wie weit die spanischen Ansprüche gingen, so bewies damals Auberys Schrift des justes prétentions du Roy sur l'Empire, was man von der jetzt in Europa vorherrschenden Macht zu erwarten habe. Da hieß es: „der größte Theil Deutschlands ist das Patrimonium und alte Erbe der französischen Fürsten .... Karl der Große hat Deutschland besessen in seiner Eigenschaft als König von Frankreich, nicht als Kaiser. Reich und Kaiserthum gebühren den Königen von Frankreich, den rechtmäßigen Nachfolgern Karls des Großen."

Und in den „Französischen Staats-Reguln", einem Auszug aus Auberys Schrift, der in Deutschland verbreitet wurde, heißt es: „Es kann nicht geleugnet werden, daß Sachsen, Thüringen, Bayern und fast alle die andern Provinzen, in welchen das jetzige Deutsche Reich bestehet, das rechte Eigenthum und

Digitized by Google

die alten Eroberungen seien des Königs in Frankreich und dannenhero annoch zur Französischen Monarchie gehören."

Man wußte in Deutschland wohl, daß das die am Hofe Ludwigs XIV. herrschenden Anschauungen seien. 1657 schon hatten die französischen Diplomaten sich bemüht, ihrem Könige die Kaiserkrone zu erringen, und der Angriff auf die spanischen Niederlande im Jahre 1667 zeigte, daß der junge Monarch die Kraft in sich fühlte, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

So fehlte es denn auch in Deutschland nicht an Gegenschriften. Pufendorf erörterte in seinem Monzambano auch die Frage nach der Nationalität Karls des Großen, vor allem aber trat jetzt ein Mann auf den Plan, der in den nächsten sechs Jahren der publizistische Führer gegen Frankreich gewesen ist: der österreichische Diplomat Franz von Lisola. Die bekannteste und bedeutendste seiner Schriften, der Bouclier d'état et de justice wandte sich 1667 außer gegen Frankreichs Ansprüche auf die spanischen Niederlande vor allem auch gegen jene Weltherrschaftstendenzen, wie sie Auberys Schrift entwickelt hatte. Immer von neuem wies Lisola in den nächsten Jahren auf die Gefahr einer französischen Universalmonarchie hin:

„Alles trifft zusammen zum Glück Frankreichs, seine Feinde beseitigen selbst die Hindernisse, die sich der Weltherrschaft entgegenstellen."

„Mit großen Schritten gehet Frankreich auf sein Ziel la monarchie universelle zu."[26]

„Das eingebildete Devolutionsrecht ist nur ein Deckmantel für das Verlangen gewesen, die Niederlande zu bewältigen, was nöthig war, um zur Universalmonarchie zu gelangen." „Auch der Krieg gegen Holland hatte nur den Zweck, die spanischen Niederlande einzuschließen, um nachher in ihnen das Kriegstheater aufzuschlagen und so leichter zur Universalmonarchie zu gelangen"[27] u. s. w.

Aber es dauerte doch mehrere Jahre, ehe solche Gedanken Gemeingut in Deutschland wurden. Erst seit 1671 werden die warnenden Stimmen zahlreicher: „Stehet auf, ihr Toten, kombt zum Gerichte! Der Frantzos läst die Todten-Posaune blasen: Der Freyheit letzten Tag läst der Frantzos den Niederländischen Reich und den gantzen Europa ansagen" beginnt der Veridicus Gallicus, eine Flugschrift von 1671. Nachdem Frankreich Lothringen hinweggenommen, hat es offenen Paß bis zum Rheinstrom; ohne Schwertschlag wird es auch diesen bald unterwerfen, wenn die Deutschen sich nicht ermannen.[28]

Mit Marbod vergleicht Wassenberg Ludwig XIV., auch von diesem gilt der Satz des Vellejus: tanquam in omnes semper venturus ab omnibus timetur.[29] „Alle Gründe, die einst gegen die spanische Monarchie zu Frankreichs Gunsten angeführt wurden, gelten jetzt gegen dieses und für jenes."[30] Aehnlich schreibt auch der brandenburgische Staatsmann Paul Fuchs 1672 in seinem „Sendschreiben, welches Sincerus Germanus an Ludovicum Seldenum abgehen lassen": „Die Anschläge von Stiftung einer Universalmonarchie, womit Spanien vor diesem soll schwanger gegangen sein, scheinen über das Pyrenäische Gebirge gerücket zu sein und sich in Frankreich niedergelassen zu haben."

Es fehlte auch nicht an allerhand Untersuchungen über die Ursachen des französischen Uebergewichts, seines großen Einflusses in Deutschland. Immer wieder wird da hingewiesen auf die französischen Bestechungen, auf die Vermählungen deutscher Fürsten mit französischen Prinzessinnen u. a. Wassenberg sucht die Ursache für Frankreichs politische Uebermacht in seinem Reichthum. Man muß daher die „französische Goldgrube" schließen, die einheimische Industrie vor Frankreichs Konkurrenz schützen.

Bald erkannte man, daß kein einzelner Staat im stande

Digitized by Google

sei, der Macht Frankreichs, von der man eine sehr hohe Meinung hatte, Widerstand zu leisten, der Gedanke der Koalition tauchte auf. „Was heut zu Tage Frankreich sich noch opponiren will, muß eine von verschiedenen Stücken zusammengefügte Macht sein," da kein einzelner Staat ihm mehr gewachsen ist, sogar Spanien nicht mehr, das sehr verfallen ist.[31]

Auch Graf Waldeck war jetzt anderer Ansicht geworden, in den „Wohlmeinenden Erinnerungen", einer Flugschrift von 1673, die wahrscheinlich von ihm herrührt, ruft er ganz Europa zum Kampfe gegen die drohende französische Universalmonarchie auf.[32] Am ausführlichsten handeln über die französischen Pläne die Flugschriften de universali monarchia von 1672 und der Machiavellus Gallicus von 1674. Der Verfasser dieser letztgenannten Schrift, wahrscheinlich ein kaiserlicher Diplomat, stellt z. B. folgende französische Staatsmaximen auf:

1. Die französische Königliche Monarchie ist zu dem End von Gott in die Welt gesetzt, damit sie als eine Regiererin des Aller Edelsten Volks die allgemeine Monarchie des ganzen Europä an sich bringe, und folgends das vollkommene Arbitrium über den ganzen Erdkreyß in Händen haben und führen solle....

2. Denn gleichwie nur ein Gott, und ein wahrer Glaub ist, also soll nur ein König, nur ein Regiment, nur ein Gesetz, und solches alles französisch sein. Un Dieu, une foy, un Roy, une loy, une monnoye.[33]

Auch mit der inneren Politik Ludwigs beschäftigte man sich. Er will „sein Reich in einen solchen Zustand setzen, als das Ottomanische Kaiserthum, umb zur Monarchie und allgemeinen Beherrschung zu gedeihen". Mit Alexander d. Gr., Attila, Tamerlan wird Ludwig verglichen; er ist Deutschlands Hannibal, das flagellum dei, der künftige Bändiger des Erdkreises.

So war die allgemeine Stimmung im Jahre 1674. Aeußerst populär war damals der Krieg gegen Frankreich, groß der Jubel

Digitized by Google

über die ersten Erfolge der deutschen Truppen. Voll Optimismus hielten viele die Gefahr sofort für beseitigt, schrieben von der „eingebildeten, aber vertilgten französischen Monarchie", glaubten daß dem Könige sein Konzept verrückt sei. Das Konzept war die Beherrschung Europas, nach ihr ging schon längst Frankreichs einziges Dichten und Trachten, am meisten aber seit Ludwig XIV. Er hoffte das Reich und die Krone unter ein französisches Haupt zu bringen.[34] Man hielt ihm jetzt den „wahrsagerischen Weltspiegel" vor, der zeigt, wie „alle diejenigen, so über einen jedweden haben herrschen wollen, endlich einem jedem unterthan werden mußten". Man spottete über den kollerischen Hahn, der in der Götterversammlung den Rang eines Königs über alle Tiere für sich erbittet, aber von „Jupiter und der gesamten Götterschar" abgewiesen und gescholten wird. Man hoffte schon auf die Wiedereroberung des Elsasses, ja sogar von Metz, Toul und Verdun.[35]

Man sieht, es fehlte auch damals in Deutschland nicht an warmer vaterländischer Begeisterung. Die Gesinnung des Volkes entsprach nicht der Kläglichkeit der deutschen Politik.

Mächtig wuchs auch noch in den Jahren 1675 und 76 das Selbstbewußtsein der Deutschen. Damals wünschte Frankreich den Frieden, Deutschland Fortführung des Krieges, um volle Genugthuung zn erlangen.[36] Erst gegen Ende der siebziger Jahre trat eine Art Erschöpfung in der Publizistik gegen Frankreich ein, doch nahm sie immer mehr eine allgemein europäische Bedeutung an. Ein flandrischer Edelmann schreibt 1677 über die „Treubrüchigkeit und Gewalthätigkeit der Krone Frankreich." Nimmermehr wird sie zur allgemeinen Beherrschung gelangen können, wenn nicht die spanischen Niederlande den Weg dazu bahnen. Sie müssen also vor allem geschützt werden. In Holland hatte man in erster Linie die maritimen Interessen im Auge, in England aber erschien eine Broschüre: l'Europe esclave, si

Digitized by Google

l'Angleterre ne rompt ses fers.[37] Nach der Unterwerfung der spanischen Niederlande wird Frankreich zur Bezwingung des Reiches und Hollands schreiten; sind auch diese gedemüthigt und unterjocht, wird es Spanien, Italien oder England zur Materie seiner Triumphe machen. Mit gesamter Hand muß Europa Frankreichs erschrecklicher Macht das Gegengewicht halten, um zu verhindern, daß alle unterworfen werden.[38]

Aehnlich ließen sich in Deutschland der gerupfte Hahn von 1677, der erfährte Hahn von 1678 vernehmen. Sie suchen den Nachtheil darzuthun, den die Welt und vornehmlich Frankreich selbst durch die Aufrichtung der Universalmonarchie erfahren müßte.

Wenig entsprach der Erfolg des Krieges den stolzen Erwartungen, die man gehegt hatte, der Friede zu Nymwegen brachte zwar nicht die französische Universalmonarchie, aber doch die Uebermacht Frankreichs in Europa, das französische Arbitrium rerum. Bald bewiesen die Reunionen, die Einnahme Straßburgs ꝛc., wie wenig der Sieger geneigt war, sich mit dem Erreichten zu begnügen, kein Wunder, daß auch die Furcht vor einer allgemeinen französischen Herrschaft nicht zur Ruhe kam.

Eindringlich ruft Waldeck 1682 in „Sinceri Antwortschreiben an seinen guten Freund Constantinum" zum Kampf auf gegen die französische Uebermacht.

Und auch der große Gelehrte der Nation, Leibniz ließ jetzt seine Stimme hören, freilich ohne daß es ihm gelang, den rechten Ton zu treffen, um auf das Gemüth des Volkes zu wirken. Nicht zum Kampfe ruft er auf, sondern er bemüht sich, friedliche Auswege zu finden, sucht, einer alten Lieblingsidee folgend, die französische Macht vom Rheine ab gegen die Türken zu lenken. Die glücklichen Kämpfe des Kaisers gegen diese Erbfeinde der Christenheit steigerten das Selbstgefühl der Deutschen, und der zwanzigjährige Waffenstillstand mit Frankreich von 1684 war

Digitized by Google

nicht geeignet, die Gemüther zu beruhigen, denn Niemand glaubte, daß er Ludwig von weiteren Uebergriffen abhalten werde. Neuen Haß gegen Frankreich erregte die Aufhebung des Edikts von Nantes, verschaffte aber auch den Publizisten an den geflüchteten Hugenotten treffliche Mitstreiter.

Noch einmal stellt 1689 am Beginne des neuen Koalitionskrieges gegen Frankreich „der französische Vielfraß" die Uebergriffe der Franzosen seit 1638 zusammen. Eine andere Schrift desselben Jahres sucht die „listigen Kunststücke" aufzudecken, „womit die Franzosen die Katholische und Protestirende Stände aneinander zu hetzen gedenken, auf daß sie durch ihre Trennung endlich allein herrschen und in ganz Europa die Meisterschaft und Oberhand behalten mögen". Und ein „Europäischer Staatsrath" von 1690 untersucht, „wie sich die Hohen Potentaten in Europa gegen die monarchischen Einbildungen des Königs in Frankreich zu verhalten haben." [39]

1692 hegte man schon geringere Furcht. Schriften, die Frankreichs Niedergang verkündeten, überwogen. Um so weniger war man mit dem Ergebnisse des Krieges zufrieden. Der Friede zu Ryswick erschien noch schlimmer als der zu Nymwegen:

Vor diesem ging es noch mit Frankreich höflich zu,
Er nahm nur; aber jetzt reißt er mit beiden Klauen.
Mein Deutschland, willst du noch dem Wetterhahne trauen?
Ach, sieh' dich klüglich vor, bedenke deine Ruh'.
Was er durch Krieg nicht kann, das sucht er durch den Frieden;
Was „Nym weg" übrig ließ, bleibt vor „Reiß weg" beschieden.[40]

Auch noch in dem Federkriege, mit dem der spanische Erbfolgekrieg eröffnet wurde,[41] spielte die Gefahr der französischen Universalmonarchie eine Hauptrolle. Mit mehr Recht als je. Drohte doch die Vereinigung der spanischen Monarchie mit Frankreich. Vortrefflich ist da z. B. die Flugschrift „le Partage du Lion de la Fable", die 1700 und 1701 in zwei Theilen erschien

Digitized by Google

und von kaiserlicher Seite ausging. Frankreich befindet sich seinem Ziele, der Universalmonarchie, nahe. Diese zu erreichen, war ja der Zweck all' seiner Allianzen, aller Verhandlungen und Traktaten. Aus der Geschichte weist der Verfasser nach, wie alt dies Streben der französischen Könige schon ist. Am Schlusse werden die Fürsten Deutschlands und Italiens, Holland und England zur Einigung gegen die gallische Habgier aufgerufen.

Auch Leibniz entwickelte jetzt ähnliche Ansichten. In der „lettre d'un Patriote à la serenissime République de Venise“ erklärte er, Europa befinde sich in einer gefährlicheren Lage als seit Jahrhunderten, die Verbindung der französischen und spanischen Monarchie im Hause Bourbon schaffe eine Macht, die nicht ihres Gleichen gehabt habe seit dem Verfalle des römischen Reiches . . ., das Haus Bourbon werde unvergleichlich viel schrecklicher sein als das Haus Oesterreich, dessen beide Zweige durch Frankreich und Deutschland getrennt worden seien . . ., wenn die beiden bourbonischen Linien geeint blieben, würde es geschehen sein um Europa.[42]

Es gelang der Koalition der Mächte, die Gefahr abzuwenden. Wenn auch Frankreich am Schlusse des spanischen Erbfolgekrieges seine Stellung behauptete, so war doch sein Uebergewicht gebrochen, für lange Zeit war Europa vor seiner Habgier gesichert. Einen kleinen Theil an diesem Erfolge dürfen wir doch wohl neben dem Wirken genialer Feldherren und tüchtiger Diplomaten der deutschen Publizistik zuschreiben, die, wie sie einst aufgetreten war gegen jesuitische Umtriebe und spanische Uebergriffe, so jetzt deutsche Gesinnung und deutsche Freiheitsliebe vertrat gegen französische Ruhmsucht und französischen Absolutismus.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Das Folgende nach Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, und Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse.

[2] Man müßte denn etwa periodisch erscheinende Sammelwerke, wie das Diarium Europaeum (1659—83), hierher rechnen wollen; sie dienten aber doch mehr historischen als politischen Interessen.

[3] Vergl. über das Folgende vor allem Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—1674, S. 7 ff.

[4] Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV., S. 3.

[5] Vergl. Koser, Preußische Staatsschriften, I. Einl.

[6] E. Gothein, Die deutschen Kreditverhältnisse und der dreißigjährige Krieg.

[7] Vergl. über diesen Kampf gegen Spanien vor allem G. Droysens Gustav Adolf und die von Droysen herausgegebenen Halleschen Abhandlungen zur neueren Geschichte. Vergl. ferner die Sammlungen politischer Lieder von Weller, Opel-Cohn und Ditfurth-Bartsch.

[8] Vergl. über Scioppius besonders Kowallek in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XI.

[9] Vergl. J. Gebauer, Die Publizistik über den böhmischen Aufstand, S. 28 ff.

[10] Opel-Cohn, S. 382. 391.

[11] Vergl. A. Müller, Die spanische Kanzlei. 1875. — E. Strickstrack, L. Camerarius. Halle 1879.

[12] Die „Spanische Kanzlei" war nur die Antwort auf die 1621 von bayerischer Seite herausgegebene „Anhaltische Kanzlei". Näheres bei R. Koser, Der Kanzleienstreit. Halle 1874.

[13] Grünbaum, Ueber die Publizistik des dreißigjährigen Krieges von 1626—29. Vergl. auch Fleischfresser, Die politische Stellung Hamburgs in der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Hamburg (Progr.) 1883.

[14] Grünbaum, S. 38. — Droysen, Gustav Adolf, I, 286 ff.

[15] Grünbaum, S. 44 f.

[16] Ebd., S. 47.

[17] Ebd., S. 56 f.

[18] Vergl. Grünbaum, S. 80 ff. — Droysen, I, S. 288 ff.; II, S. 100.

[19] Grünbaum, S. 116.

[20] Droysen, Gustav Adolf, I, S. 343 f.

[21] Hagen, Zur politischen Geschichte Deutschlands, S. 333 ff.

Digitized by Google

[22] Erst in der Publizistik des Prager Friedens wird wieder vor den spanisch-habsburgischen Plänen gewarnt. Vergl. Hitzigrath, Die Publizistik des Prager Friedens, S. 37. 56. 67. 93.

[23] Vergl. zum Folgenden Weber, Hippolithus a Lapide, in der historischen Zeitschrift 29.

[24] Vergl. Münzer, Die brandenburgische Publizistik unter dem großen Kurfürsten. (Märk. Forsch. XVIII.)

[25] Vergl. zum Folgenden vor allem die erwähnten Schriften von Haller und Zwiedineck-Südenhorst.

[26] Aus der „Conférence Infructueuse de Windisgratz...“ Haller, S. 109 ff.

[27] Aus dem „Französischen Redner“ von 1673. Haller, S. 129 ff.

[28] Der französische Wahrsager, S. 5 f.

[29] Maroboduus redivivus, S. 13.

[30] Haller, S. 100.

[31] Ebd., S. 121.

[32] Näheres bei Haller, S. 135 ff.

[33] Zwiedineck, S. 50. — Haller, S. 74 ff. — In der Jenaischen Universitätsbibliothek befindet sich eine dort nicht erwähnte Auflage der Schrift mit dem Titel: Machiavellus Gallicus, das ist: Verwandelung und Versetzung der Seele des Machiavelli in Ludovicum XIV. ... Gedruckt im Jahr 1674. 18 Bl. 4°.

[34] Haller, S. 87.

[35] Ebd., S. 88 ff.

[36] Vergl. Petong, Ueber die publizistische Litteratur beim Beginne der Nymweger Friedensverhandlungen.

[37] Diar. Eur. 35 App. S. 233—318. Französisch und deutsch, sehr interessant, von einem englischen Katholiken. Vergl. Petong, S. 55.

[38] Diar. Eur., a. a. O., S. 268. 270. 309.

[39] Zwiedineck, a. a. O., S. 112 f.

[40] Zwiedineck, Deutsche Geschichte, II, S. 136 f.

[41] Vergl. Ringhoffer, Die Flugschriftenlitteratur zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges.

[42] Leibniz, Oeuvres ed. Foucher de Careil, IV, S. 175 ff.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 273.

1897

Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung.

Von
Professor Dr. Jakob Nover
in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber Litteratur, Kunst und Musik.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21 Mark.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10)	ℳ 1.60
Alberti, Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur und die Grenzen seiner Berechtigung. (N. F. 52)	„ 1.—
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155)	„ —.80
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205)	„ 1.—
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215)	„ 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? [G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.] (173)	„ 1.20
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschnitten. (245/246)	„ 2.—
Genée, Das deutsche Theater und die Reformfrage. (99)	„ 1.—
Hagen, Ueber litterarische Fälschungen. (N. F. 60/61)	„ 1.60
v. Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. (136/137)	„ 1.60
Jansen, Deutsche Schlachtendenkmäler, wie sie sind und wie sie sein sollen. (N. F. 50/51)	„ 1.60
Kalischer, Musik und Moral. (N. F. 30/31)	„ 2.—
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10)	„ 1.—
Michel, Lessing und die heutigen Schauspieler. (N. F. 34)	„ 1.40
Minckwitz, Die Entwickelung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. (203)	„ 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82)	„ 1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177)	„ 1.—
Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. N. F. 88/89.	„ 1.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen" erschienenen Hefte.

Digitized by Google

Die Tannhäusersage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Professor Dr. Jakob Nover
in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Unter den Burgen Deutschlands, die noch heute an die Blüthe und Romantik des Mittelalters erinnern, nimmt unstreitig die **Wartburg** im schönen Thüringerlande einen hohen Rang ein. Stolz und prächtig wie eine Krone auf waldeslockigem Bergeshaupte ragt das nach den Plänen des Hofbauraths Dr. v. **Ritgen** unter der Leitung des Baumeisters **Dittmar** seit 1852 restaurirte Schloß in die Lüfte und ist alljährlich der Zielpunkt von Tausenden von wanderlustigen Touristen. Es sind nicht bloß die Reize der ewig morgenfrischen Natur, die uns in unvergänglicher Schönheit in den benachbarten Thälern und Schluchten, wie im Annathal und in der Landgrafenschlucht, entgegenlachen, nein! es sind vor allen Dingen die großen **geschichtlichen** Erinnerungen, es ist der Nimbus der **Sage**, die dieses herrliche Schloß und Land verklären. Hier in dem Sängersaale der Wartburg soll im Jahre 1206 unter der Regierung des kunstliebenden Landgrafen Hermann I. der sagenberühmte Sängerstreit stattgefunden haben, den ein Freskengemälde von **Moritz** v. **Schwind** darstellt. Hier webt ferner noch der Geist der wohlthätigen h. Elisabeth, deren der leidenden Menschheit gewidmetes Leben gleichfalls in Fresken Schwinds in der nach ihr benannten Galerie dem andächtigen Beschauer vor Augen geführt wird.

Hier in dem bescheidenen Luther-Stübchen grübelte 1521 bis 1522 der große Reformator über seiner Bibelübersetzung und

Digitized by Google

warf dem ihn an seiner ernsten Arbeit störenden Teufel sein Tintenfaß an den Kopf, wovon man noch lange den berühmten Flecken an der Wand zeigte.

Hier endlich fand am 18. Oktober 1817 das erste deutsche Burschenfest statt, wo in einem Auto-da-Fé außer antideutschen Büchern ein Korporalstock als Zeichen körperlicher Mißhandlung und ein Schnürleib als Symbol der Unnatur der Mode feierlichst verbrannt wurden.

So schweben hier die Lichtgestalten von Kunst und Poesie, die Genien von Sage und Geschichte, die Vorläufer von Geistesfreiheit und echtdeutscher, auf die Größe und Einheit des Vaterlandes gerichteter Bestrebungen um Burg und Thal und geben der auch von der Natur besonders begünstigten Stätte eine höhere Weihe.

Für heute ist es nur das duftige Reich der Sage und Posie, das ich meine geneigten Leser mit mir zu betreten einlade. Folgen Sie mir im Geiste zu dem fahnen- und wappengeschmückten Sängersaale, in dem, wie uns schmetternde Fanfaren verkünden, ein großes Fest stattfinden soll. Auf einem baldachinartig überhängten Thronsessel sitzen der Landgraf Hermann und seine Gemahlin Sophie, und zu beiden Seiten viele edle Herren und Damen, sowie die berühmtesten Sänger damaliger Zeit, um einem Kunstturniere beizuwohnen. Landgraf Hermann I. von Thüringen hatte den ehrenden Ruf eines Beschützers und Förderers der edlen Sangeskunst, und die Wartburg war weit und breit berühmt als Stätte edler Gastlichkeit und hochherziger Freigebigkeit. Daß dieser schöne Charakterzug des großmüthigen Fürsten auch vielfach von Schmarotzern und unverschämten Landstreichern mißbraucht wurde, läßt sich denken und wird uns zudem durch das Zeugniß zweier berühmter Dichter damaliger Zeit ausdrücklich bestätigt. So schildert Walther von der Vogelweide das lärmende Treiben ankommender

Digitized by Google

und abziehender Gäste auf der Wartburg in humoristischer Weise also, daß, wer an den Ohren leide, besser dem Thüringer Hofe fern bleibe, weil er Gefahr laufe, verrückt zu werden, und dann preist er des Fürsten Gastlichkeit, der nie eines Ritters Becher leerstehen lassen würde, auch wenn das Fuder Wein 1000 Pfund kostete. Schon etwas ernster behandelt Wolfram von Eschenbach die allzugroße Liebenswürdigkeit und Nachsicht Hermanns gegen oft unwürdige Schmarotzer und wünscht ihm einen strengen Seneschall, um unnachsichtig gegen das fahrende Gesindel vorzugehen, das die Güte des Landgrafen so sehr mißbrauche.

Hier soll also, einem altdeutschen Gedichte vom Wartburgkriege zufolge, sowie nach späteren Chroniken, 1206 ein Wettstreit der damals berühmtesten Sänger stattgefunden haben. Als solche werden folgende sechs mit Namen genannt: Herr Heinrich, der tugendhafte Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar v. Zweter oder Reinmar der Alte, Wolfram v. Eschenbach, Biterolf von des Landgrafen Hofgesinde und Heinrich v. Ofterdingen aus Eisenach. „Diese sechs Meister geriethen in einen Streit über die Tugenden und Vorzüge etlicher Fürsten vor einander, besonders des Herzogs Leopold von Oesterreich und des Landgrafen Hermann von Thüringen. Sie kämpften aber nicht mit den Schwertern, sondern mit ihren Liedern gegeneinander, flochten auch artige Räthsel in ihren Gesang, die sie meist der Schrift entlehnten.“ Von solchen damals üblichen Streitgedichten und Räthselfragen sind uns noch Ueberreste erhalten. Ein beliebtes Kampfgespräch bildete z. B. das Preisen der Vorzüge des Winters und Sommers, das noch vor einigen Jahrzehnten in der Uckermark von charakteristisch verkleideten Bäuerinnen vorgetragen ward. Der Winter, mit einem Dreschflegel bewaffnet, deklamirte Verse, wie folgt:

„Ich bin der Winter stolz.
Ich baue Brücken ohne Holz.“

Digitized by Google

worauf der Sommer, mit Sense und Harke versehen, antwortete:

„Ich bin der Sommer fein,
Ich mähe mein Korn,
Ich hark' es wohl auf
Und fahr's in die Scheun'."

Darauf versetzt wieder der Winter:

„Ich dresche das Korn und fahr' es zur Stadt,
Daß jedes seine Nahrung davon hat."

Streitgedichte aber, in denen verschiedene Dichter in ihrem eigenen Namen sprachen, besitzen wir erst aus der Zeit der Meistersänger. So einen Wettgesang zwischen Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen über die Vorzüge der Begriffe „Weib und Frau", von dem uns Alfred Börckel in seiner Dichtung „Frauenlob" eine sehr ansprechende Probe giebt. In dem altdeutschen Gedichte vom Wartburgkrieg spricht ein Dichter im Namen mehrerer; es stammt daher wohl aus der höfischen Zeit.

Was nun die schon in der ältesten Zeit unserer deutschen Litteratur beliebten Räthselfragen betrifft, so haben sich davon auch noch Nachklänge bis auf heute erhalten. So die in dem Traugmundsliede des vierzehnten Jahrhunderts einem fahrenden Sänger Traugmund beigelegten:

„Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh?
Was ist höher denn der Berg?
Was ist finst'rer denn die Nacht?"

Die Antwort hierauf lautet:

„Die Sonne ist weißer denn der Schnee,
Der Wind ist schneller denn das Reh,
Der Baum ist höher denn der Berg,
Der Rabe ist schwärzer denn die Nacht."

Digitized by Google

Sehr alt ist ohne Zweifel das noch heute im Volksmund bekannte Räthsel:

„Es kam ein Vogel federlos,
Saß auf dem Baume blattlos;
Da kam die Jungfer mundlos
Und aß den Vogel federlos
Von dem Baume blattlos."

Es bedeutet bekanntlich die auf den winterlichen Baum niederfallende Schneeflocke, die von der Sonne aufgezehrt wird.

Schon früher begegnen wir bei diesen altdeutschen Räthselspielen dem Zuge, daß auf das Nichtauflösen der Frage eine Strafe gesetzt ist. Ja in einer nordischen Sage, die Richard Wagner in seiner Nibelungenkomposition nachahmt, setzt der Göttervater Odin in einem Räthselwettstreit mit einem Riesen sein Haupt zum Pfande. Mitunter wird auch die Bestimmung getroffen, daß einem Schuldigen das verwirkte Leben geschenkt werden soll, wenn er ein Räthsel löst oder einen schwierigen Namen erräth. Das letztere begegnet uns in dem bekannten Märchen vom Rumpelstilzchen. Auch werden wir an die launige Ballade Bürgers: „Der Abt von St. Gallen" erinnert.

Ohne Zweifel liegt auch dem altdeutschen Gedicht vom Wartburgkrieg das Bestreben zu grunde, eine Strafe für das Nichtlösen der gestellten Räthselaufgaben zu bestimmen; doch es fehlt die Pointe. Wenigstens hat der in dem Räthselwettspiel auftretende ungarische Sänger Klingsor nur die Anerkennung seiner eigenen Meisterschaft im Auge, falls er Sieger bleibe, und begnügt sich mit der Strafe der Beschämung des Besiegten. Von den Räthseln, die Klingsor aufgiebt, ist uns folgendes im Wartburgkrieg überliefert.

„Ein Vater rief seinem Kinde, das an dem Ufer eines Sees schlief. Er wollte es wecken, weil die Nacht einbrach und der Sturm die Wellen schon über den Damm des Sees warf.

Digitized by Google

Aber das Kind hörte nicht; es wachte auch dann nicht auf, als der Vater ihm einen Ruthenschlag gab. Da ließ dieser sein Horn ertönen, ergriff das Kind bei den Haaren und gab ihm einen Backenstreich. Alles umsonst. Endlich warf der Vater eine Keule nach ihm und sprach: „Dich schützte das gallenlose Thier Ezidemon (d. i. ein Thier, von dem die Sage des Mittelalters berichtet, daß giftige Thiere von seinem Geruche sterben); doch folgtest Du dem Rathe des Luchses, der Dich in diesen Schlaf gebracht hat.“ Bei diesen Worten brach der Damm zusammen, und der See verschlang das Kind.“

Wolfram v. Eschenbach löste dies Räthsel wie folgt:

„Der Vater ist Gott; das Kind ein jeglicher Sünder. Gottes Horn sind die weisen Geistlichen. Des Sees Damm ist die Zeit, die Gott den Sündern zur Bekehrung läßt, der See sind die kommenden Jahre, die Winde sind Deine Lebenstage. Ezidemon ist des Menschen Schutzengel, der Luchs bedeutet den Teufel. Gott straft den Menschen zuerst mit Herzeleid, — das ist der Ruthenstreich, — dann, wenn dies nicht hilft, mit Krankheit (dem Backenschlag), und endlich mit dem Tod (der Keule). Er verlangt dann Reue und Beichte, und wird ihm diese nicht gewährt, so ist Höllenpein unvermeidlich.“

Ehe aber der Meister und Zauberer Klingsor aus Ungarland als Schiedsrichter in den Sängerwettstreit eingriff, bildete den Hauptinhalt der Kampflieder die Verherrlichung ihrer Gönner; doch war der Kampf ein ungleicher, insofern Heinrich v. Osterdingen allein gegen alle übrigen stritt, die den Landgrafen Hermann priesen und mit dem Tage verglichen, während der erstere seinen Patron, den Herzog Leopold von Oesterreich, hervorhob und der alles erleuchtenden Sonne gleichstellte. Das verdroß die Gegner, und der Kampf wurde immer erbitterter. Man machte aus, daß der, welcher im Wettstreit unterläge, dem Henker verfallen sein sollte. Sofort ward auch nach ihm

Digitized by Google

gesandt, und er wartete mit dem Strange in der Hand auf den Ausgang des Kampfes. Obwohl der Landgraf alles für Scherz hielt, sollte doch bitterer Ernst daraus werden.

Heinrich v. Osterdingen setzte sein bestes Wissen und Können ein, aber er war der Uebermacht nicht gewachsen, zumal sie ihm hinterlistige Fallen stellten und ihn in seinen eigenen Reden fingen. Wohl beschwerte er sich darüber, allein es half ihm nichts, und seine fünf Gegner riefen schonungslos den Henker, seines Amtes zu walten. Da flüchtete sich der bedrohte Sänger in den Schoß der Landgräfin Sophie, die ihn mit ihrem Mantel beschützte. Bekanntlich ist dieser Moment vom Maler Moritz v. Schwind in seinem Wartburggemälde erfaßt, während man von links auf einer Wolke den Zauberer Klingsor, den die Landgräfin Sophie Heinrich v. Osterdingen als Schiedsrichter herbeizuholen befahl, auf einer Wolke durch die Lüfte eilen sieht.

Es wurde nun vom Landgrafen bestimmt, der Streit der Sänger solle binnen Jahresfrist vor Klingsor als Schiedsrichter geschlichtet werden, und wem dieser Meister Unrecht gäbe, der solle sterben. Nun machte sich Heinrich v. Osterdingen auf, zunächst zu seinem Patrone Leopold v. Oesterreich, und trug ihm seine Sache vor. Dieser stattete ihn für seine Reise nach Ungarn reichlich mit Briefen und Zehrung aus. Glücklich kam er auch ans Ziel und ergötzte den Zauberer Klingsor gar sehr mit dem Vortrag seiner Lieder. Nicht minder unterhielt ihn dieser mit seinen Künsten; denn er war ein Meister der sog. schwarzen Kunst, vermöge deren er die Geister zitiren und verborgene Schätze heben konnte. Darum stand er auch beim König von Ungarn in hoher Gunst, bezog von ihm alle Jahre 3000 Mark Silber zum Lohn, so daß er seinen eigenen Hof hielt wie ein großer Bischof. So verstrich unserem Sänger ein Tag nach dem andern wie im Traum. Plötzlich erschrak er,

Digitized by Google

als er gewahrte, daß nur noch ein Tag von dem bewilligten Termin übrig sei. Da klagte er voll Angst und Betrübniß dem Meister seine Befürchtung, daß er ihn im Stiche lasse und er alsdann ehrlos und zeitlebens aus Thüringen verbannt sei. Allein Meister Klingsor beruhigte ihn, er habe starke Pferde, die ihn rasch nach der Wartburg bringen würden. Dann gab er ihm einen Schlaftrunk ein und ließ sich mit ihm, in eine Bettdecke eingeschlagen, noch in derselben Nacht von seinen Geistern gen Eisenach bringen. Noch vor Tagesanbruch kamen sie dort in Hellgrafens Hof gleich linker Hand am St. Georgenthor an. Im Morgenschlummer vernahm Heinrich das Mettenglöcklein, und als er sich verwundert die Augen rieb, rief er: „Ist es mir doch gerade, als hörte ich das Glöcklein zu Eisenach!“ Und in der That erkannte er bald zu seiner höchsten Freude, daß er zu Hause sei.

Kaum hatte sich in der Stadt die Kunde von seiner Ankunft verbreitet, so liefen alle ehrbaren Bürger vor das Haus, den geliebten Sänger zu begrüßen, und auch die Gäste von der Wartburg eilten herzu, Heinrich im Namen des Landgrafen zu empfangen. Mit Staunen vernahmen sie das Wunder seiner Rückkehr. So verstrichen einige Tage, ehe man der Schlichtung des Streits gedachte, und eines Abends, als man im Garten des Hellgrafen beim Vespertrunk zusammensaß, da versenkte sich der Meister Klingsor in sinnende Betrachtung der Gestirne. Als man ihn darob befragte, sprach er: „Ich will Euch eine neue und fröhliche Mär verkünden: in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, die soll heilig werden, eine ewige Leuchte und Wonne und soll Eures Fürsten Sohn angetraut werden, von ihrer Jugend und Heiligkeit soll dies Land zu Ehren und Seligkeit gelangen und die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden.“

Nach einer Ueberlieferung nannte er auch ihren Namen

Digitized by Google

Elisabeth. Da brach alles in hellen Jubel aus und rief: „Heil, Heil, ob der guten Botschaft!“

Sobald es der Landgraf Hermann und seine Gemahlin vernahmen, luden sie den Meister Klingsor zu sich und rüsteten ihm zu Ehren ein Festmahl. Gar mancherlei fragten sie ihn da noch über seinen König Andreas von Ungarn aus.

Endlich kam denn auch die Rede auf den zu schlichtenden Sängerstreit. Zu diesem Ende versammelte man sich im Rittersaale auf der Wartburg. Wie nun dort Meister Klingsor die streitenden Sänger versöhnt, beziehungsweise ihren Streit geschlichtet, davon sagt das Lied vom Wartburgkrieg nichts; wohl aber meldet es eine andere Ueberlieferung. Diese machte Walthers von der Vogelweide List, womit er Heinrich von Osterdingen scheinbar in der eigenen Schlinge gefangen, zu schanden. Walther soll seinen Gegner arglistig veranlaßt haben, den Herzog von Oesterreich mit der „Sonne“ zu vergleichen, während er zur Uebertrumpfung den „Tag“ für seinen Gönner Hermann in Bereitschaft hielt. Deshalb klagt auch Heinrich in seinem Gedicht, man habe ihm falsche, d. h. ungleiche Würfel vorgelegt. Nun bewies Klingor, daß doch die Sonne höher stände wie der Tag; denn, ohne Sonnenlicht sei kein Tag möglich, und so brachte er auf gütliche Weise den Streit zum Austrag.

Nunmehr erhebt sich ein Widerstreit und Wettgesang zwischen Meister Klingsor und Wolfram von Eschenbach. Da es aber dem Vertreter höllischer Künste nicht gelingen wollte, den gläubigen und frommen Sänger des Parcival aus dem Felde zu schlagen, holte er sich einen seiner Geister zu Hülfe und sprach: „Wolfram, ich bin etwas müde, mit Dir weiter zu reden, mein Knecht soll eine Weile mit Dir sprechen!“ Da hub der Höllenfürst an zu reden vom Anbeginn der Welt bis auf die Zeit, da Christus geboren ward. Wolfram aber sang von der Gnade Gottes, und wie sich sein Sohn, der Heiland, der Menschheit zu Liebe,

Digitized by Google

in der Wandlung vom Brot und Wein den Gläubigen zur Speise und zum Tranke darböte. Da verstummte der böse Geist und wich besiegt von dannen. Klingsor, der alles mit angehört, gab sich aber damit noch nicht zufrieden, sondern er wollte auch wissen, ob Wolfram gelehrt und der Schrift kundig wäre. Darum beschwor er den Teufel noch einmal, den frommen Sänger zu versuchen.

Nun hatte Wolfram seine Herberge bei einem Bürger Eisenachs genommen, Namens Titzel Gottschalk. Dorthin kam der Teufel, ihn in einem steinernen Gemache, das die düstere Kammer hieß, weil es kein Fenster hatte, zu besuchen. Dort legte ihm der böse Geist schwierige Fragen vor, von der Natur, der Kraft der Gestirne, dem himmlischen Sphären, der Bewegung der sieben Planeten wider des Himmels Lauf und ihrer gegenseitigen Stellung. Als ihm Wolfram hierüber keinen rechten Bescheid geben konnte, lachte ihn der Teufel höhnisch aus und schrieb mit dem Finger in die Wand, als ob es Teig wäre: „Da bist ein Laie, ein Schnippenschnapp!“ Darauf verschwand er, die Schrift aber blieb auf der Mauer bestehen. Nun kamen wieder neugierige Leute, diese seltsame Inschrift zu sehen. Das verdroß den Hauswirth, darum ließ er den Stein aus der Wand brechen und in die Hörsel werfen. Klingsor jedoch nahm Urlaub und zog, vom Landgrafen reich beschenkt, wieder heim nach Ungarn; man wußte nicht recht, wie.

Als nach etlichen Jahren des Landgrafen Gesandte dahin kamen, um des Ungarnkönigs Töchterlein für seinen Sohn zu holen, da soll Kingsor seinem Herrn zugeredet haben, die damals vierjährige Elisabeth hinzugeben, mit den Worten: „Dieser Fürst ist menschlich, schön und weise.“

Manche Ausleger der Sage haben auch in den Namen der beiden Hauswirthe Klingsors und Wolframs in Eisenach Hinweise auf die Natur und Sinnesart dieser beiden, in einen gewissen

Digitized by Google

Widerstreit gebrachten Sänger erblicken wollen. Klingsors Wirth hieß „Hellegraf", d. i. der Hölle Wirth und Wolframs Herbergsvater „Gottschalk", d. i. Gottes Knecht; doch sind beides in Eisenach beglaubigte Familiennamen. Ebenso werden die Namen Ofterdingers und Biterolfs in Eisenach verbürgt. Ob aber in Wirklichkeit ein solcher Sängerwettstreit auf der Wartburg stattgefunden, wie ihn die Ueberlieferung schildert, ist sehr zweifelhaft. Keinenfalls haben wir mit dem Liede vom Wartburgskrieg die dort den einzelnen Sängern in den Mund gelegten Verse für authentisch zu halten. Jedenfalls besteht jenes alte deutsche Gedicht aus heterogenen Bestandtheilen, die von verschiedenen Verfassern herrühren. Auch ist in diesem wunderlichen Gedichte gar nicht von einer eigentlichen Schlichtung des Streits durch Klingsor die Rede, sondern er und Wolfram wetteifern nur gegenseitig im Lösen von Räthseln. Zuletzt besteht dann noch Wolfram die Versuchung des Teufels, den ihm Klingsor nächtlicher Weile zugesandt, um zu erforschen, ob sich dieser bei der Lösung der Räthsels dämonischer Künste bedient. Aber man hatte von Klingsor doch etwas ganz anderes erwartet, als Lösung von Räthseln, er war ja doch als Schiedsrichter in dem Sängerwettstreit gerufen worden. Davon jedoch, sowie etwa von der Freisprechung Heinrichs von Ofterdingen ist in diesem Gedichte gar nicht mehr die Rede. Da auch außer Wolfram kein anderer Sänger dem Klingsor gegenübertritt, so hat man wohl mit Recht vermuthet, daß dieses ganze Räthselspiel ursprünglich selbständig für sich existirt habe und erst später mit dem Gedichte vom Wartburgkrieg verbunden worden sei. Den Sinn des Räthselspiels hat aber Simrock also gedeutet:

„Klingsor wollte mit seinen künstlich geflochtenen Räthseln Wolfram, den besten Sänger an des Landgrafen Hof, auf die Probe stellen, ob sein Ruf, daß „der Mund eines Laien nie besser sprach", mit Recht begründet sei, und wenn dem nicht so sei, so will er ihn als Stümper verschreien. Wolfram, weniger

Digitized by Google

im Bewußtsein seines Scharfsinnes, als vielmehr im Vertrauen auf Gottes Beistand, nimmt die Herausforderung an, und die Art, wie er doch zuletzt, namentlich dem nächlichen Teufelsgespenst gegenüber, siegreich aus dem ungleichen Kampf hervorgeht, beweist eben den Triumph christlicher Einfalt und Frömmigkeit über dämonische Büchergelehrsamkeit und höllische Künste. Es erinnert an einen ähnlichen Zug in den Volkssagen von Faust, wo auch Mephisto einen höllischen Geist einem frommen Mann, der Faust hatte bekehren wollen, ins Haus sendet, der aber durch dessen Frömmigkeit und unerschütterlichen Glauben gebannt wird.

Es scheint also, daß der zweite Theil des wunderlich zusammengesetzten Gedichtes vom Wartburgkrieg, nämlich der Sängerwettstreit, erst später mit dem Räthselspiel verbunden worden ist, um eine Veranlassung des Wettkampfs zwischen Wolfram und Klingsor zu finden; aber auch in diesem zweiten Theil findet der Streit keine Erledigung; erst spätere Chroniken berichten davon.

Eine etwas räthselhafte Figur ist Klingsor. Ein Sänger ist er ursprünglich nicht gewesen. Wolfram erwähnt ihn in seinem Parcival als Zauberer, und es ist sonderbar, ein Gebilde seiner eigenen Phantasie mit ihm selbst in dem Gedichte vom Wartburgkrieg in Kampf treten zu sehen. Bei Wolfram hält er, um sich wegen einer schmählichen Verstümmelung, die ihm angethan, am ganzen Menschengeschlechte zu rächen, auf seinem Schlosse Männer und Frauen, aber nach Geschlechtern getrennt, gefangen, bis ein Ritter aus König Artus Tafelrunde, Namens Gawan, durch seinen Heldenmuth den Zauberbann löst und die Gefangenen befreit. Richard Wagner faßt ihn in seinem „Parsifal" als teuflischen Widerpart der frommen Grabhüter auf, die er durch seine verführerischen Blumenmädchen vom Pfade der Tugend wegzulocken trachtet, bis Parsifal den Versuchungen widersteht

Digitized by Google

und so den Zauber vernichtet. Nach Wolframs Parcival war Klingsor ein Enkel des berühmten mittelalterlichen Zauberers Vergilius und seine Heimath eigentlich Italien; erst spätere Chroniken versetzen ihn an den Hof des Königs Andreas II. von Ungarn.

Ebenso ist die Erzählung, daß Klingsor von der Geburt der heiligen Elisabeth in den Sternen gelesen, eine spätere Zuthat der Chroniken. Uebrigens ist der Glaube von dem Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen ein sehr alter; schon von Karl d. Gr. wird erzählt, daß die Sterne an seiner Geburt theilgenommen. In neuerer Zeit ging aus diesem Glauben das Nativitätstellen, d. h. die Bestimmung des künftigen Schicksals aus dem Stand der Gestirne bei seiner Geburt hervor. (Vergl. Schillers Wallenstein.)

Eine räthselhafte Gestalt in der deutschen Litteratur ist Heinrich von Ofterdingen. Seine Existenz ist nicht mit Sicherheit verbürgt, und alles, was von ihm berichtet wird, trägt den Stempel des Sagenhaften an sich. In früheren Jahren hat man allerdings an ihm festgehalten, ja ihn sogar zum Verfasser des Nibelungenliedes gemacht; auch soll er eine Tiroler Zwergsage vom „König Laurin" gedichtet haben; aber in neuerer Zeit bezweifelt man ganz und gar sein Vorkommen. Er verdankt einzig und allein seine Berühmtheit dem Gedichte vom Sängerkrieg auf der Wartburg, und darnach haben ihn die Meistersänger unter die Stifter ihrer holdseligen Kunst gezählt, wie auch den Meister Klingsor; man sieht daraus, wie wenig Kenntniß sie von der Pflege und Vererbung deutscher Sangeskunst hatten. An und für sich ist es ja wohl nicht undenkbar, daß ein Herr von Ofterdingen als Dichter aufgetreten ist, aber jedenfalls war er nicht von Bedeutung, und von seinen Werken ist uns nichts bekannt. In der That wird ein Mainzer Patriziergeschlecht „von Afterding" erwähnt und sogar ein Straßenviertel nach ihm

Digitized by Google

korrumpirt der „Afterring" genannt; doch mit Sicherheit läßt sich hier kein greifbarer Anhaltspunkt finden.*

Um so haltloser ist seine Identifizirung mit einem Minnesänger Tannhäuser, eine Tradition, deren sich bekanntlich R. Wagner bemächtigt hat.

Einen Minnesänger Namens Tannhäuser aber hat es gegeben; er dichtete um 1240—1270; sein Gönner war Friedrich der Streitbare v. Oesterreich († 1246). Während seiner Lebenszeit hatte Tannhäuser die schönsten Tage und trug ein Gut von ihm zu Lehen. Wir besitzen ein Lied von ihm, einen sog. Leich, worin das Lob dieses Fürsten in vollen Tönen gesungen wird. Seine Lieder zeugen zum Theil von einem seltsamen Sprachenmischmasch, von der Sucht damaliger Zeit, die deutsche Sprache mit französischen Brocken zu versetzen, wie z. B. in folgenden Versen:

Ein fores sah nach ich prangen,
Rasch bin ich hingegangen.
Da hört' ich mich empfangen
Von lieber Vöglein Grüßen.
O wohl dem Gruß, dem süßen!
Wie hört' ich schön chantiren,
Die Nachtigall toubiren! (d. i. trillern)
Allda mocht' ich parliren,
Ganz wie zu Muth mir wäre,
Ich war ohn' alle Schwere.

Eine rivière sah ich alsbald,
Ein Bach ging durch den Wald
Zu Thal über eine planure,
Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand,
Die schöne créature;
Bei der fontane saß die klare,

* Außer einem unvollendeten Roman von Novalis, worin Heinr. v. Ofterdingen der Hauptheld ist, besitzen wir aus neuerer Zeit einen epischen Minnesang von Gust. Kartropp: „Heinr. v. Ofterdingen".

Digitized by Google

Die süße von figure.
Der Schönen neigt' ich mich so,
Ich ward von Herzen froh,
Mit ihr zu charmiren,
Sie bat mich zu chantiren
Von der Linde Düften
Und von des Maien Lüften.

Als ich zu ihr herniedersaß,
O holde Tafelrunde,
Da sproßten Laub und Gras
Und Blumen auf dem Grunde.
Da war nicht andere massenie (d. i. Gesellschaft)
Im grünen Klee denn ich und sie.
Von amour sagte ich ihr,
Da lachte sie so dulze mir.

In der That erinnert dieses Kauderwälsch unwillkürlich an das bekannte Sachsenhäuser Französisch: „Chassez le Gickel aus dem jardin!" Oder man müßte gerade in diesem Gedicht eine absichtliche Verspottung der damals herrschenden Modesucht der Minnesänger erblicken, mit französischen Fremdwörtern zu kokettiren; denn in anderen Gedichten, die Tannhäuser zugeschrieben werden, ist diese Manier nicht erkenntlich. In einigen Liedern preist er als seine Herzenskönigin eine gewisse Kunigunde, die nach der Anrede „Frau" und ihrer Tracht mit einem Pfauenhut vornehmen Standes gewesen zu sein scheint. So heißt es in einem Tanzleich:

Wo ist nun die Gute
Mit ihrem Pfauenhute?
Derer vergeß ich nimmer,
Sollte ich loben immer.
Bei der Linden
Soll man finden
Uns bei schönen Kinden.
Da sollen wir singen,
Sollen wir springen,
Das soll uns gelingen.

Digitized by Google

Ja, wo läßt sie sich finden?
Ei, bei den schönen Kinden!
Da soll Niemand sein unfroh,
Da der Tannhusäre
Reiget mit der Liebe so!
Wohl würd' das Herz ihm schwere,
Wäre da nicht Frau Kunigund,
Mit krausen Lockenhaaren,
Mit ihrem rothen Mund
Und lieblichem Gebahren.

Auf, auf, Kinder! nutzt das Leben!
Da uns Gott hat den Leib gegeben,
So sollen wir singen
Und fröhlich springen.

Und so in den Schlußzeilen des bereits citirten Liedes:

O selig, selig sei mir Kunigund!
Und sollt' ich küssen tausend Stund'
Deinen vielrosenfarb'nen Mund,
So würd' ich mehr und mehr gesund.
O du, die mir das Herz verwund't
Gar tief bis auf der Minne Grund!
Der ist entzwei,
Heia, nun hei!
Des Fiedlers Saite, die ist entzwei! —

Einen kläglichen Kontrast zu der Mannhaftigkeit und Tapferkeit der Ritter, die ihre Gegner in Turnieren in den Sand warfen oder in den Kreuzzügen Sarazenenschädel spalteten, bildete ihre Liebeswinselei und ihre unmännliche Sklaverei im Dienste der Frauen. Auch in den Gedichten Tannhäusers finden sich übermüthige Forderungen genug, welche die Damen an ihre Ritter stellen, um sich ihre Huld zu verdienen. So soll Tannhäuser, wie er wohl in ironischer Uebertreibung schildert, die Rhone vor Nürnberg fließen lassen, ihr ein Haus aus Elfenbein bauen, ihr den Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam

Digitized by Google

saß, den Apfel, den Paris der Venus gab, und den Gral, deß Parcival pflog, oder die Arche Noahs.

So singt er in einem Liede wie folgt:

Die Herrin, die will lohnen mir,
Der ich gedient in langer Frist.
Das sollt ihr alle danken ihr,
Daß sie so wohlgesinnt mir ist.
Sie will, daß ich wende den Rhein,
Daß er nicht mehr vor Koblenz geh',
Dann will sie mir wohl huldreich sein!
Bring' ich den Sand ihr von der See,
Darin zur Rüst' die Sonne geht:
So will sie Liebe mir gewähren.
Ein Stern, der in der Nähe steht,
Den möchte nimmer sie entbehren.

Nehm' ich dem Monde seinen Schein:
So soll mich ihre Minne laben.
Getreulich lohnt die Herrin mir,
Mag um und um die Welt ich graben.
Möcht' ich wohl fliegen als ein Star:
Die Liebe ließe Gnade walten,
Und könnt' ich schweben als ein Aar
Und tausend Spere zumal zerspalten;
Gleichwie dies that mein Herr Gamuret
Vor Kanvoleis im Ritterspiel,
So will sie hören mein Gebet.
Sonst bin ich wohl noch weit vom Ziel...

Es scheint, daß er damit die Laune und Ungunst einer anderen Dame — vielleicht einer Frau Jutta —, in deren Minnedienst er stand, hat schildern wollen. Allem Anschein nach war der Tannhäuser ein rechtes Kind seiner Zeit: schöne Frauen, guter Wein und üppiges Leben brachten ihn um sein Gut, er verpfändete und lebte in den Tag hinein. Er schildert, wie Herr „Unrath", Herr „Schaffenicht" und „Seltenreich" beim Hausbau halfen und wie Herr „Mangel, Zweifel, Schade und Uebermuth" sein stetes Ingesinde bilden. An Otto II.,

Digitized by Google

dem Statthalter Oesterreichs von 1246 ab, fand er einen Beschützer und feierte dessen Schwiegersohn König Konrad IV. Er stand also auf Seiten der Stauferpartei und war ein Gegner des Papstes. Ein fahrendes Leben hat er lange geführt und ist weit in der Welt herumgekommen. Beschwerliche Seefahrten mußte er bestehen; an einem Kreuzzug — wahrscheinlich an dem von 1228 — nahm er theil. In der Manessischen Liederhandschrift ist er mit dem Kreuze im Mantel abgebildet. Von seiner Mühsal auf der Seereise singt er wie folgt:

Ich bin ein mühsalreicher Mann,
Der nirgendwo kann bleiben:
Heut' hier und morgen weiter dann!
Soll ich das immer treiben?
Stets muß ich mich drum fragen,
Wie fröhlich ich auch singe,
Am Abend und am Morgen,
Wohin der Wind mich bringe;
Wie ich mich so bewahre
Zu Wasser und zu Lande,
Daß ich mein Leben friste bis zur nächsten Stund',
Ich bin den Leuten zum Mitleid in meinem spröden Gewande.
So macht mir die Reise nur Schrecken kund!
Das kommt mir nicht aus den Sinnen,
So lang' ich leben mag:
Ich kann ihm nicht entrinnen
Und muß dem Wirth zahlen so viel auf einen Tag . . .
Mein Wasser, das ist trübe, mein Zwieback ist hart geworden;
Das Fleisch ist ganz versalzen und schimmelig ist mein Wein,
Kein guter Kamerad ist der Salzfluth Geruch, der sich hebt zu des Schiffes Borden,
Gern tauscht' ich dafür den Duft der Rosen, der würde mir lieber sein!
Erbsen und Bohnen
Leih'n mir nicht hohen Muth.
Will der Höchste lohnen,
So wird das Trinken süße und auch die Speise gut.

Nach allem also, was wir von Tannhäuser wissen, hat er ein vielbewegtes Leben geführt. Nach mancherlei wechselvollen

Digitized by Google

Schicksalen, nach einer in Genußsucht und Wohlleben vergeudeten Jugend, nach süßen und trüben Tagen scheint er plötzlich um 1260 gänzlich verschollen. Armuth und Noth lernte er noch kennen, Reue und Buße schienen sein verlorenes Leben gesühnt zu haben. Davon giebt ein Bußlied Zeugniß, das ihm zugeschrieben wird und vielleicht mit zur Ausbildung der Sage von seinem Verweilen im Venusberg und seiner Bußfahrt nach Rom beigetragen haben mag. Zander stellt die abenteuerliche Ansicht auf: Tannhäuser habe aus dem gelobten Land, das er etwa im Gefolge einer kreuzfahrenden Fürstin aufgesucht, vielleicht eine vornehme Orientalin mitgebracht, an die er sein Herz verloren; als er dann des Papstes Einwilligung zum Bündniß mit dieser Heidin nicht erhalten, sei er mit ihr nach dem Orient zurückgekehrt und so den Blicken der abendländischen Welt entschwunden. Hierdurch möchte die Sage vom Venusberg entstanden sein.

Als Kern der Tannhäusersage nimmt der Germanist Golther eine uralte, weitverbreitete Elfensage an, worin die vielfach variirte Verbindung eines Menschen mit einem überirdischen Wesen den Grundzug bildet. Durch dämonische Gewalt wird ein Jüngling oder Mann in das unterirdische Reich eines Berges oder Gewässers zu einer Elfin oder Nixe gezogen, wo ihm Glanz und Wonne, ewige Jugend, ja Unsterblichkeit winken, wie dem Odysseus bei der Nymphe Kalypso, doch nach einer Zeit des Genusses und Wohllebens erwachen Heimweh und Sehnsucht nach der Erde trotz ihrer Mängel und Leiden in des Menschen Brust. Ungeachtet aller Lockungen und Warnungen der Nymphe erzwingt er die Rückkehr. Ein Zug der Trauer und Wehmuth geht durch alle derartige Verbindungen; zumal unter dem Einfluß der Geistlichkeit der Verkehr mit den Elfen den Stempel der Hölle trägt. (Baireuth. Bl. 1891.)

Ein weiterer volksthümlicher Zug ist dann noch das Ver-

Digitized by Google

wachsen des Menschenlebens mit dem von Blumen und Bäumen, und die Dichtung fand oft ergreifende Beziehungen zu beiden. So, wenn menschliche Kurzsichtigkeit über einen Mitmenschen ein Verdammungsurtheil gefällt, sproßte aus dem Grabe des vor Gottes Angesicht Schuldlosen eine weiße Blume der Unschuld und befreite das Andenken des Todten von jedem Makel, den Wahn und Verblendung ihm angeheftet. Einer ähnlichen Anschauung entstammt die Sage vom wiedergrünenden Stabe. Hatte menschliche Härte das Urtheil gefällt, so geschah ein Wunder und gebot den Glauben an die göttliche Barmherzigkeit. In einem schwedischen Liede ruft ein Priester einem Neck, d. i. einem Wassergeiste, der an einem Flusse die Harfe spielt, zu: eher werde der Rohrstab, den er in seiner Hand halte, grünen und blühen, als er Erlösung erlangen. Darüber wirft der Neck trauernd die Harfe hin und weint. Kaum aber ist der Priester weiter geritten, da fängt wirklich sein Rohrstab an auszuschlagen. Sofort kehrt er um, dem Neck das Wunder zu verkünden. Dieser spielt darüber hocherfreut die ganze Nacht lustige Weisen.

Das sind die ursprünglichen volksthümlichen Bestandtheile der Sage. Dazu kommt in zweiter Linie die freischaffende Dichterphantasie und die gelehrten Zuthaten der Mönche. So ward aus der Elbin die römische Göttin Venus, die sich aus dem klassischen Alterthum bis ins Mittelalter lebendig erhielt und sich mit dem deutschen Ausdruck Minne deckte. Nach ihr ward denn auch die Benennung Venusberg auf den Hörselberg in Thüringen übertragen, in dessen Innern die germanische Göttin Holda mit ihrem Gefolge hauste. Ursprünglich war Holda, wie schon ihr Name besagt, eine gütige, segenspendende Göttin, die namentlich fleißigen Spinnerinnen hold war, faulen dagegen ihr Gewebe zerriß und ihnen Strafe verhängte. Daran erinnert noch das bekannte Volksmärchen von der Gold- und

Digitized by Google

Pechmarie bei Frau Holle. Durch den Einfluß der christlichen Geistlichkeit, die alle heidnischen Erinnerungen zerstörte oder verteufelte, ward aus der holden Göttin eine Unholdin, und namentlich wird ihr nächtiger Auszug zu allerhand Spuk und Unfug verkehrt, sie selbst in eine Hexe von abschreckender Gestalt verwandelt. Ihrem Zuge geht als wohlmeinender Warner der getreue Eckart voraus, eine Figur, deren Vorbild man im Meister Eckart, der die Harlungenprinzen vor der Hinterlist Ermenrichs mit Aufopferung warnt, erblickt hat. Dieser Eckart ist später als treuer Warner sprichwörtlich geworden. So wird auch ein treuergebener Markgraf dieses Namens unter Kaiser Heinrich III. genannt. Andere denken an den gleichnamigen Markgrafen von Meißen, der der Kaiserin Theophano treu anhing. In der Sage ist der getreue Eckart ein altes Männlein mit langem Barte in brauner Kapuze, der die Vorübergehenden auffordert, aus dem Wege zu gehen, sich feinsäuberlich stille zu halten und die Göttin nicht durch Spott zu reizen. So giebt es eine bekannte Ballade von Goethe: „Der getreue Eckart", worin geschildert wird, wie das Gefolge der Holda, die unholden Nachtgespenster, Kindern das Bier austrinken, das sie nach Hause bringen sollen, und wie der getreue Eckart sie tröstet, es würde noch alles gut werden, wenn sie reinen Mund halten könnten. Und siehe da! als sie heimkommen, schäumt das beste Bier in ihren Krügen, und so oft man auch daraus trinkt, sie füllen sich stets von neuem. Das dauert so lange fort, als sie das Geheimniß wahren; sobald sie es aber ausplaudern, versiegt die Quelle des Segens. Neuerdings hat Jul. Grosse in einem größeren Roman (Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin) die Figur des getreuen Eckart verewigt.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Gestalt Tannhäusers selbst in der Sage ins Mythische zu verflüchtigen, sie symbolisch als „der im Tann Hausende" auf den Sturmgott Wodan zu

Digitized by Google

deuten, allein dies sind haltlose Fabeleien. Die alte Elfensage hat sich wohl an den Minnesänger Tannhäuser angelehnt, dessen Vorname uns freilich nicht erhalten, der aber wohl dem auch in Franken, Schwaben und im Salzburgischen vorkommenden Geschlechte derer von Tannhusen in Oesterreich entstammte. Eine neue tendenziöse Zuthat ist ohne Zweifel die antipäpstliche Gesinnung gegen den hartherzigen Kirchenfürsten, der die Verbindung mit der Elbin oder Venus für eine so schwere Sünde erklärt, daß er die Absolution verweigert. Der Strenge des Papstes widerspricht aber das Wunder des grünenden Stabes zum Zeichen, daß des Himmels Barmherzigkeit die Reuethränen des Sünders in Gnaden annimmt. Doch klingt der Schluß in der Volkssage nicht versöhnlich. Danach war Tannhäuser wiederum voll Verzweiflung in den Venusberg zurückgekehrt, noch ehe ihn der Bote des Papstes erreichen konnte; der unversöhnliche Kirchenfürst muß aber auch zur Strafe für seine Härte in der Hölle büßen. Es war Urban IV., ein Zeitgenosse Tannhäusers (1261—64). Man wird also nicht fehlgehen, wenn man die Fixirung der Tannhäusersage kurz nach Tannhäusers Tod, etwa um 1270, ansetzt. Nun war ja Papst Urban IV. durch seine unerbittlichen Zornbriefe gegen Manfred, Konradin und das ganze Hohenstaufengeschlecht bekannt, so daß man wohl versteht, wie ein ghibellinisch gesinnter Dichter ihn in diese unvortheilhafte Beleuchtung rücken konnte. Die Sage vom Venusberg taucht aber erst im vierzehnten Jahrhundert auf, und Zeugnisse für die Tannhäusersage giebt es erst im fünfzehnten Jahrhundert. Wir besitzen ein Lied aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, das den Abschied Tannhäusers von Frau Venus schildert; ferner ein Gedicht des schwäbischen Ritters Hermann von Sachsenheim von der „Mörin" (1453), in dem Tannhäuser als der Gemahl der Venus im Venusberg und der getreue Eckart als Vertheidiger des wegen Untreue in der Liebe vor

Digitized by Google

das Forum der Göttin beschiedenen Dichters auftritt. Und so finden sich der Zeugnisse aus dem fünfzehnten Jahrhundert noch mehr. Von Hans Sachs giebt es einen Schwank, wo es von einem fahrenden Schüler heißt, daß er aus dem Venusberg komme und als ein Meister der schwarzen Kunst den Bauern einen blauen Dunst vormache. In mannigfachen Variationen ging dann im sechzehnten Jahrhundert das Volkslied von Tannhäuser um, in vortrefflicher Fassung im sog. Entlebuch im Kanton Luzern, woselbst es noch im Jahre 1830 aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet worden ist; es scheint sogar noch auf einem älteren Texte zu beruhen, als die im sechzehnten Jahrhundert gedruckten Lieder. Eins der bekanntesten aus dem Jahre 1515 theilt uns Uhland mit; es beginnt mit folgenden Versen:

„Nun will ich aber heben an
Von dem Danhauser singen,
Und was er Wunder hat gethan
Mit Venus, der edlen Minne.

Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder schauen,
Er wollt in der Frau Venus Berg
Zu andern schönen Frauen“ . . . .

Und nun folgt ein Zwiegespräch zwischen Tannhäuser und Venus, worin er, ihrer Minne leid, Urlaub von ihr begehrt, ja sie geradezu eine Teufelin nennt und Maria, die reine Gottesmagd, um Hülfe anfleht, um von ihr loszukommen. Endlich entläßt sie ihn unter der Bedingung, daß er ihr Lob überall verkünden solle. Er aber pilgert nach Rom zum Papst Urban und fleht ihn um Vergebung seiner Sünden an. Doch der hartherzige Kirchenfürst thut den bekannten Ausspruch, und Tannhäuser zieht wiederum in den Venusberg, wo er von der Göttin mit Freuden empfangen wird. Am dritten Tage fing

Digitized by Google

der Stab wirklich an zu grünen, und der Papst ließ den Tannhäuser überall suchen, aber vergebens. Das Lied schließt mit dem Vers:

„Da war er wiederum in den Berg
Und hatte sein Lieb erkoren,
Drum muß der vierte Papst Urban
Auf ewig sein verloren."

Andere Versionen lassen eine Begnadigung Tannhäusers wenigstens beim jüngsten Gerichte vor Gottes Thron erhoffen. In der That galt der Hörselberg im Volksglauben auch für eine Art Fegefeuer, wo die zur Qual verdammten Seelen geläutert wurden. In etymologischer Spielerei deutet man den Namen auch als „Hör'-Seel'-Berg". Unheimlich wie ein Sarg erhebt sich dieser wilde kahle Berg, und schon in grauen Zeiten hatte er seinen Namen; denn man vernahm in und aus ihm manch seltsamlich grauenhaft Getön, absonderlich bei einer Felskluft hoch oben unterm steinigen Gipfelhorn nach Eisenach hinwärts, und das war das Geschrei der Seelen, das man allda hörte neben dem Geräusch unterirdischer fallender Wasser und dem Geheul der Windsbraut, und viel wunderbarliche Sagen gehen bis auf den heutigen Tag von diesem Berge, der auch eine Wetterscheide ist; oft umwabern ihn meteorische Flammen, und die Blitze spielen um seinen kahlen Scheitel.

Vor diesem Berge sitzt der getreue Eckart und warnt die Leute, nicht hineinzugehen, damit es ihnen nicht ergehe, wie dem Tannhäuser. Die Figur dieses getreuen Warners ist typisch, ja sprichwörtlich geworden. In einer im sechzehnten Jahrhundert von Agricola herausgegebenen Sprichwörtersammlung heißt es: „Du bist der treue Eckart, Du warnst Jedermann," und in diesen Tagen hat man Bismarck diesen Ehrennamen eines treuen Wächters des Deutschen Reiches gegeben.

Jakob Grimm nennt die Sage vom Tannhäuser eine der

Digitized by Google

anziehendsten des Mittelalters und meint, es sei in ihr rührend geschildert die Sehnsucht nach dem alten Heidenthum und die Härte der christlichen Geistlichkeit. Eigentlich ist eine derartige Härte, wie sie Papst Urban gezeigt haben soll, nach christlicher Auffassung undenkbar. Es ist wohl keine Nothwendigkeit, daß dem Sünder Buße und Strafe erlassen werden, aber die Vergebung muß ihnen ertheilt werden. Eine Entschuldigung für sein Verhalten und eine Möglichkeit, die Lossprechung zu verweigern, wäre nur dann für den Papst vorhanden gewesen wenn er angenommen, Tannhäuser habe bereits wirklich in der eigentlichen Hölle geweilt; denn aus der Hölle giebt es nach allgemein christlicher Anschauung kein Entrinnen, keine Wiederkehr. Die Heiligenlegende freilich in ihrer kühnen Liebesextase hat auch diese Anschauung durchbrochen. Hier findet sich der Satz: „Wenn die Teufel bereuen und Gott lieben wollten, so würde selbst auch ihnen Vergebung und Erlösung werden.“ Zu Gunsten des reuigen Sünders tritt ja auch als Zeichen von Gottes Barmherzigkeit das Wunder des grünen Stabes ein, und so dürfen wir wohl in Tannhäusers Rettung den eigentlichen Schluß der Sage erblicken.

Die Tannhäusersage bot schon früher und bis in die jüngste Zeit den Dichtern einen fruchtbaren Stoff zur wirkungsvollen Gestaltung. So besitzen wir schon aus dem Jahre 1517 ein Fastnachtsspiel des biederen Meistersängers Hans Sachs: „Das Hofgesinde der Venus“, das von echter Empfindung beseelt, auch im Ausdruck im ganzen glücklich ist. Hier erscheint Tannhäuser als Begleiter der Frau Venus im unlöslichen Bann ihres Liebeszaubers. Dem Zuge voran, der dem Venusberg entsteigt, geht auch hier mit langem grauen Barte der getreue Eckart, um alle Nahenden vor den scharfen Liebespfeilen der Venus zu warnen und zur Flucht zu veranlassen. Der Ritter und Landsknecht bekunden, daß sie sich nur an kriegerischen

Digitized by Google

Dingen erlustigen, der Doktor seine Freude an Gelehrsamkeit, der Bürger an Geld und Gut, der Bauer am Mähen und Dreschen, der Spieler an Karten und Würfeln, der Schlemmer an Essen und Trinken; die Jungfrau äußert, sie wolle ihren Jungfernkranz behalten, auch das vornehme Fräulein will nichts von Liebe wissen, — aber, ehe sie noch entfliehen können, sind sie alle von den Pfeilen der Venus getroffen und verwundet und ihr dienstbar geworden. So zieht die Liebesgöttin mit ihnen triumphirend in den Venusberg.

Eine sehr phantastische und verworrene Erzählung hat der bekannte Romantiker Tieck in seinem „Phantasus" geliefert, betitelt: „Der getreue Eckart". Wenn wir auch stellenweise den geistreichen Dichter darin erkennen, so leidet doch das Ganze entschieden an Mangel tiefinnerlicher, echtpoetischer Stimmung.

Aus neuerer Zeit besitzen wir vom Schweizer Schriftsteller Berlepsch eine Tannhäusertragödie und von Ed. Duller einen Text zu des früheren Darmstädter Musikdirektors Mangold Oper: „Tannhäuser". „Welch gewagtes Unternehmen!" wird vielleicht Jeder ausrufen, — „neben dem Wagnerschen Tannhäuser noch einen neuen schaffen zu wollen! Haben wir nicht mit dem einen Meisterwerke ersten Ranges genug?" Als ob sich nicht dasselbe Sujet und Motiv in verschiedener Form glücklich und ansprechend gestalten ließe? Wie oft und wie immer klassisch neu und originell ist die Göttin der Schönheit von den Bildhauern dargestellt worden, welchen Reichthum an Madonnen haben uns die Maler Raphael und Murillo geliefert, welche Wandlung und verschiedenartige Auffassung hat der Charakter und das Wesen der Iphigenie bei Sophokles, Euripides, Racine und Goethe erfahren! Hierzu kommt, daß Mangold mit seiner Oper „Tannhäuser" weder mit Wagner konkurriren, noch gar ihn übertrumpfen wollte, — nein! es ist erwiesen, daß sich der Erstere mit seinem Entwurf schon An-

Digitized by Google

fangs Oktober 1843, also einen Monat früher als Wagner, trug und sie kaum acht Tage später vollendete als dieser, nämlich am 6. Januar 1845. Natürlich hatte keiner der beiden Komponisten eine Ahnung von des andern Schaffen, und um so seltsamer ist das Zusammentreffen zweier gleichartiger Ideen. Mit der Aufführung hatte Wagner mehr Chancen; denn er war Hofkapellmeister in Dresden und brachte dort seinen Tannhäuser am 19. Oktober 1845 auf die Bühne, während sich die Aufführung der Mangoldschen Oper aus lokalen Gründen infolge gewohnten langsamen Vorgehens mit Novitäten in Darmstadt bis zum 17. Mai 1846 hinzog, aber dann auch einen vollen Erfolg erzielte.

Die Kritik pries allseitig auch die Mangoldsche Komposition als eine dramatisch wirksame Musik mit anerkennenden, warmen Worten. Aber auch der Dullersche Text hat neben dem Wagnerschen seine eigenartigen Vorzüge. Während Wagner zwei Bestandtheile, die Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg und die vom Tannhäuser im Venusberg, miteinander verschmolzen und auch die Motive der Legende von der heiligen Elisabeth damit verwoben hat, hält sich die Dullersche Dichtung enger an das Volkslied. Während ferner Wagner Tannhäusers Pilgerfahrt gen Rom und den Bannfluch des Papstes in Form eines Rezitativs seinem Helden in den Mund legt, führt sie uns Duller dramatisch auf die Bühne; nur wählt er statt des Papstes Urban in Rom den Patriarchen in Jerusalem. Auch den treuen Eckart, den Warner vor dem Venusberg, hat Duller wirkungsvoll auf die Bühne gebracht und in seiner Tochter Innigis ein für Tannhäuser sympathisch fühlendes Wesen eingeführt. Originell ist das von Duller erfundene Motiv, den im Venusberg schwelgenden Tannhäuser aus seinem Sinnentaumel aufzurütteln, ihn an die Außenwelt und sein Seelenheil zu erinnern. Nach Duller schickt nämlich Venus den Amor aus,

Digitized by Google

die Kinder der Bürger Eisenachs, die sich auf der städtischen Festwiese vergnügen, an sich zu locken und in den Hörselberg zu entführen. Der Anblick dieser unschuldigen Kleinen, die den jammernden Eltern, wie weiland die Kinder durch den Rattenfänger in Hameln, entrissen wurden und die nun für ewig verdammt sind, in dem Zauberberge zu weilen, giebt Tannhäuser die Besinnung wieder. „Mir dämmert's, wie alte Sagen — von Gott! — Die Kinder mahnen mich daran!" — so ruft er aus und will entfliehen. Aehnlich wie bei Wagner, oder richtiger dem Inhalt des alten Volksliedes gemäß, giebt Venus endlich nach Widerstreben ihren Liebhaber unter der Bedingung, ihr Lob in aller Welt zu künden, frei, behält aber die Kinder als Pfand der Wiederkehr Tannhäusers, die sie voraussieht, bei sich im Zauberberge. Erst der blühende Stab bringt den Kleinen und Tannhäuser die Erlösung. Duller hat dies Blühen des Stabes sofort seiner Handlung einverleibt, während es Wagner ebenso wie die Pilgerfahrt und Verdammniß seines Helden von ihm selbst erzählen läßt. Erst in seiner späteren Bearbeitung 1847 läßt er, wie es noch heute auf der Bühne dargestellt wird, die Pilger mit dem blühenden Stabe am Schlusse erscheinen. Ja, alles in allem miteinander verglichen, hat sogleich beim Erscheinen der beiden Tannhäuser-Opern einer unserer bedeutendsten Litteraräſthetiker, Dr. Gräſſe, in seinem Tannhäuserbuch (2. Aufl., Dresden 1861, S. 25) der Dullerschen Arbeit den Vorzug gegeben.

Der Text Dullers beginnt mit der Verlockung des auf der Jagd befindlichen Tannhäuser durch Venus trotz der Warnung des getreuen Eckart und der Klage seiner Tochter Innigis, die den Helden liebt, und beide enteilen, den Entschwundenen zu suchen und zu retten; doch vergebens. Eigenartig und dramatisch sehr lebendig ist am Schlusse des ersten Aktes das Volksfest erdichtet, bei dem die Kinder durch Amor verlockt werden.

Digitized by Google

Der Anfang des zweiten Aktes bei Duller ähnelt sehr der Situation bei Eröffnung der Wagnerschen Oper. Auch hier hat der Dichter nichts an Feerie gespart, wie es sich nur die üppigste Phantasie ausmalen kann. Auch hier darf das Lied, das Duller seinem Tannhäuser in den Mund legt, mit Wagners Preislied auf Venus verglichen werden. Es lautet:

Ach, all mein Leben war nur ein Traum,
Ein Traum vom Zauber des Schönen;
Mein Herz ein voller Liederbaum,
Daran Blüthen wuchsen zu Tönen.
Ich habe gesucht mit unnennbarem Drang
Der Schönheit Urbild auf Erden,
Da rief mir der süße, verlockende Klang:
Hier soll es zu eigen dir werden!
Ich schaue der Schönheit unendliche Pracht
Im Zauberpalast hier geborgen;
Es ist kein Tag, es ist keine Nacht,
Es ist kein Abend, kein Morgen.
Ihr faßt mich hier unten mit süßer Gewalt —
Und doch — mir graut! — als wär' ich gefangen.
O Freiheit! — o Lenz! — du grüner Wald,
O könnt' ich euch wieder erlangen!

Nur mit dem Schwur, falls er keine Vergebung seiner Sünden finde, wieder zu ihr zurückzukehren, entläßt ihn Venus. Mit großem Beifall ward die nun folgende Warnungsarie des getreuen Eckart bei der Erstaufführung in Darmstadt am 17. Mai 1846, von dem damaligen ausgezeichneten Bassisten Reichel außerordentlich wirksam zur Geltung gebracht, vom elektrisirten Publikum aufgenommen, so daß Duller für die folgende Darstellung noch eine Dacapo-Strophe hinzudichtete. Die Romanze vom getreuen Eckart lautet nun wie folgt:

Ich darf nicht ruh'n noch schlafen,
Und wandle ohne Rast!
Ich mache meine Runde
Stets um den Zauberpalast.

Digitized by Google

Ich wandle mit dem Schwerte,
Zieh' immerdar den Bann
Als der getreue Eckart
Und warne Jedermann.

Und wenn ich einst gestorben,
Will ich nicht ruh'n im Grab,
Will immerfort noch wandern
Die Erde auf und ab;
So oft die Sünde locket,
Den Ruf erheb' ich dann
Als der getreue Eckart
Und warne Jedermann.

Käm' je auf deutschen Boden
Süß werbend fremde List,
Und lockte, die Treu' zu vergessen,
Die Deutschlands Kleinod ist;
Dann wache ein treuer Eckart,
Der warne Jedermann,
Daß Treue in deutschen Landen
Nicht untergehen kann!

Da erscheint Tannhäuser auf der Spitze eines Felsens, von Innigis geleitet, und Beide schließen sich Wallfahrern, den Eltern der entführten Kinder, gen Jerusalem an. Sehr stimmungsvoll ist der Pilgerchor, in den die Beiden einstimmen:

O theures Land, das uns gebar,
Das stets uns treue Mutter war,
Leb' wohl zu tausend Malen;
Wir wissen, da wir von dir geh'n,
Nicht, ob wir je dich wiederseh'n,
Umgoldet von Morgenstrahlen.
Leb' wohl, du schönes Thüringerland!
Leb' wohl, mein theures Heimathland!

Und der getreue Eckart, der zurückbleibt, ruft ihnen den Scheidegruß zu:

Digitized by Google

Lebt wohl, lebt wohl! Mit treuer Hand
Führ' Gott euch heim ins Vaterland!
Lebt wohl zu tausend Malen!
Der Herr erhör' mein heißes Fleh'n,
Daß wir uns Alle wiederseh'n,
Umgoldet von Morgenstrahlen.
Lebt wohl! Euch führe Gottes Hand
Zurück ins theure Heimathland!

Der dritte Akt führt uns in die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. Hier also erfolgt die äußerst wirkungsvolle Verdammungsscene Tannhäusers auf der Bühne im Beisein der Wallfahrer und von Innigis. Während die Ersteren entsetzt wie vor einem Pestkranken entweichen, nimmt sich Innigis des betäubt zu Boden Gefallenen liebevoll an.

Im letzten Akte treten die Beiden in Pilgerkleidern wieder in der deutschen Heimath auf, und Tannhäuser begrüßt sie mit folgender inniger Apostrophe:

Ich bin unter Lorbeern gegangen,
Hob rastend zu Palmen den Blick,
Doch sehnt' ich mit heißem Verlangen
Mich zur deutschen Eiche zurück.
Ich wallte von Reichen zu Reichen;
Wieviel ich des Herrlichen fand,
Dir läßt kein Land sich vergleichen,
Du deutsches Vaterland!

Die Berge und Thäler und Triften,
Sie winken so traulich mir zu;
Es jauchzen die Vöglein in Lüften:
„O Himmel, wie herrlich bist du!"
Dich preiset das Rauschen der Quelle;
Dein freut sich, so oft sie erstand,
Die Sonne und krönt sie mit Helle,
Mein deutsches Vaterland!

Sei gesegnet für ewige Zeiten,
O Heimath, mit deutschem Geschlecht!

Digitized by Google

Mög' stets es dein' Ehre verbreiten
Durch Wahrheit und Treue und Recht!
O möge es steh'n wie die Eichen
Im Sturm als gewaltig erkannt;
Dein Volk, mög' es Keinem je weichen,
Du deutsches Vaterland!

Tannhäuser ist entschlossen, zum Venusberg, wie er gelobt, wenn er nicht Gnade finde, zurückzukehren, und Innigis folgt ihm, trotz der Bitten ihres Vaters, des getreuen Eckart. Alle sinken beim Verschwinden der beiden Liebenden zum Gebet in die Knie, Eckart, nachdem er zuvor den Stab vor dem Zauberer hingepflanzt. Plötzlich sprossen aus diesem drei Rosen hervor und Eckart berührt, während Alle freudig das Wunder schauen, damit den Felsen, indem er ausruft:

Im Namen der ewigen Güte
Im Namen der Liebe und Treu'!
Zersprenge die Felsen, o Blüthe,
Und gieb die Gefang'nen uns frei!

Die Wallfahrer wiederholen dies Gebet, da weichen die Felsen auseinander, und Tannhäuser und Innigis mit den entführten Kindern treten heraus. Gerührt schließen die Eltern ihre geretteten Kinder in die Arme, und mit dem Schlußdankeschor:

Der Herr mit seiner Rechten
Führt uns aus Todesnächten.
O ewige Treu', du wankest nicht!
Preis dir und Dank, du ewiges Licht!
Hallelujah! Hallelujah!

endet mit machtvollem Orchesterschwung die Mangoldsche Oper.

Obwohl uns die Mangoldsche Komposition musikalisch unbekannt und ihr Erfolg uns nur durch Hörensagen verbürgt ist, dürfen wir doch sagen, daß ihr die Wagnersche den Rang ab-

Digitized by Google

gelaufen und sich, abgesehen von dem Darmstädter Hoftheater, allein auf in- und ausländischen Bühnen behauptet hat.

Den Leser mit dem Inhalt der Wagnerschen Dichtung und Eigenart und ihrer Musik nun näher bekannt zu machen, dürfte wohl überflüssig erscheinen. Auch den Musikkennern ist vielleicht bekannt, daß wir in Wagners Tannhäuser schon deutlich die Verwendung bedeutungsvoller melodischer Momente im sog. Themenwesen entdecken, der wir später bei des Meisters größeren Schöpfungen in ausgeprägter Knappheit in den sog. Leitmotiven begegnen. Solcher Themen hat Arthur Smolian (Baireuther Bl. 1891) 35 festgestellt.

Das erste benennt er: „Die Weise der begnadigten Pilger", die mit feierlich-ernsten Klängen in der Ouvertüre ertönt und uns in eine Welt des Glaubens versetzt, worin Schuld und Sünde durch aufrichtige Buße und „der Reue Nothruf" — so lautet das zweite Thema — die Gnade erlangen können. Hiermit leitet die Musik zum dritten Thema, der „Gnadenfestweise", über. Diese Klänge, mit denen sich die Jubellaute der verjüngten Natur sympathisch vereinen, ziehen mit wehmüthigsüßem Schauer an unserem Ohr vorüber, als plötzlich wilde, leidenschaftsvolle Töne aus einer ganz anderen Welt in diesen Gottesfrieden hereinbrechen. Es ist ein bacchantischer Reigen (4) mit sinnberückenden Jubelklängen (5). Die betäubende Musik schwillt an zu ungestümem Jauchzen (6) und kühnem Sehnen (7) und schmettert der Welt ihren wilden Warnruf (8) entgegen. Toll irren die sinnberauschenden Klänge durcheinander, im Menschen heiße Sündensucht (9) erweckend, und enden in einem begeisterten „Liebesjubellied" (10):

Dir töne Lob! Die Wunder sei'n gepriesen,
Die deine Macht mir Glücklichem erschuf!
Die Wonnen süß, die deiner Huld entsprießen,
Erheb' mein Lied in lautem Jubelruf!

Digitized by Google

Nach Freude, ach! nach herrlichem Genießen
Verlangt' mein Herz, es dürstete mein Sinn:
Da, was nur Göttern einstens du erwiesen,
Gab deine Gunst mir Sterblichem dahin! . . .

Mit dieser dithyrambisch-schwungvollen Anrufung zwingt er den üppigen Zauber vollends zu sich heran, und dieser überfluthet ihn nun mit allen seinen Klängen berückender Lust und zeigt ihm unter den, wie von zitterndem „Lichtschein" überstrahlten Tönen der „Verführungsmelodie" (11) das begehrende Weib als Lohn und Ergänzung seiner glühenden Begierde. In dem nun folgenden Sinnenrausche wiederholen sich die vorher bewährten Motive sündiger Lust, des Liebesjubelliedes und des Warnrufes der Welt. Mit diesem Siege der Sinnenlust über religiöse Erlösungssehnsucht leitet die Ouvertüre zur ersten Szene hinüber.

Der Vorhang rauscht in die Höhe, und wir werfen den überraschten Blick in eine magisch beleuchtete, unterirdische Grotte mit rieselnden Quellen und feenhaft sich erweiternden Hallen. Rechts schlingen Bacchantinnen einen wilden Reigen mit „Trunkenheitsgeberden" (12), dessen Ausartungen im „zwingenden Zauber der Sinne" (13) durch das Einmischen von Grazien gemäßigt wird, links erblickt man die heidnische Göttin der Sinnenlust schmachtend hingegossen, und in ihrem Schoße ruht Tannhäusers Haupt. Amoretten haben in den wilden Taumel der Tanzenden ihre Pfeile entsandt, die davon Getroffenen werden von den Grazien zu Paaren vereint und in den Hintergrund abgeführt. Die Musikwellen ebnen sich zu dem Lockruf (14): „Naht euch dem Strande, wo in den Armen glüh'nder Liebe selig Erwarmen still' eure Triebe!" und daran schließt sich die Melodie der Friedenskunde (15): „Ewiglich fließe dir der Freuden Quelle, und nimmer sollst du von mir flieh'n!" Ferne Sirenenklänge und das dem Verführungslied der Venus entnommene

Digitized by Google

Thema der „Liebesumarmungen“ (16) mischen sich mit anderen Motiven, dem der Friedenskunde, dem zwingenden Zauber der Minne und dem bacchantischen Reigen, da vernimmt man dumpfes Glockenläuten, von dem Tannhäuser träumt, das ihn an die heimische Erde erinnert, der er entrissen. Mit Allgewalt erfaßt ihn da ein heißes Heimweh nach der oberen Welt, in welcher der Frühling mit seinem ewigen Reiz eingezogen. Den sich aus ihren Armen entwindenden Geliebten sucht Venus mit ihrem Lockruf und ihrer Verführungsmelodie zurückzuhalten:

Geliebter, komm! Sieh' dort die Grotte,
Von ros'gen Düften mild durchwallt,
Entzücken böt' selbst einem Gotte
Der süß'sten Freuden Aufenthalt:
Besänftigt auf dem weichsten Pfühle,
Flieh' deine Glieder jeder Schmerz,
Dein brennend Haupt umwehe Kühle,
Wonnige Gluth durchschwell' dein Herz! ...

Zweimal gelingt es ihr, den Ritter zum Anstimmen des Liebesjubelliedes zu bewegen, doch immer unwiderstehlicher kehrt ihm das Heimweh zur Oberwelt zurück mit dem Bittrefrain. „Aus deinen Reichen muß ich flieh'n, o Königin, Göttin laß mich zieh'n!“ In den Einleitungsklängen des Verführungsgesanges erkennt Smolian beim Andante das Thema des „bannenden Blickes“ (17). Es wiederholen sich bei der Verlockung Tannhäusers frühere Motive, bis bei der Wiederkehr der Sehnsucht in des Ritters Herzen nach der Oberwelt sich der Göttin Sirenengesang in zornige Verwünschung (18) verwandelt:

Zieh' hin, Wahnsinniger, zieh' hin!
Verräther, sieh', nicht halt' ich dich.
Ich geb' dich frei — zieh' hin, zieh' hin!
Was du verlangst, das sei dein Los!
Hin zu den kalten Menschen flieh',

Digitized by Google

Vor deren blödem, trübem Wahn
Der Freude Götter wir entfloh'n
Tief in der Erde wärmenden Schoß.
Zieh' hin, Bethörter! — Suche dein Heil,
Suche dein Heil und finde es nie!

Es folgt nun in der Pariser Bearbeitung ein Wechselspiel, das unsere jetzige gewöhnliche Textausgabe nicht enthält, worin Venus ihm mit der Wiederaufnahme winkt, wenn der Tod ihn fliehe und selbst das Grab sich schließe. Tief erschüttert, aus diesem Munde an Tod und Grab erinnert zu werden, antwortet der „nach Kampf sich sehnende“ Held: „Mein Heil ruht in Maria!“

Das Zauberwort reinigt wie ein wohlthuendes Gewitter die Luft von gefährlichen Dünsten, und mit dem Versinken der verführerischen Göttin und ihrer Zauberwelt steigt die frische und erquickende Waldespracht des Thüringer Berglandes vor uns auf, im Hintergrunde die malerischen Zinnen der Wartburg.

Das maiduftige Schalmeienlied, das ein Hirte seiner Flöte entlockt, versetzt uns mit süßen Klängen in die echt deutsche Volkssage der wunderthätigen Frühlingsgöttin Holda. Daran reiht sich die glaubensinnige „Wallfahrtsweise“ der Pilger (19), die mit Reminiszenzen früherer Motive in die Töne des „Glaubensspruches“ (20) übergeht.

Nachdem der Hirt ihnen einen frommen Gruß zugerufen, sinkt Tannhäuser in die Knie und preist die Gnade des Allmächtigen in den Tönen eines begeisterten Wunderdankes (21). Unter den Klängen der Wallfahrtsweise ziehen die Pilger fort, während Tannhäuser sich in inbrünstigem Gebete seiner Sünden anklagt („Neuer Nothruf“). Von fern und dann immer näher erschallt fröhlicher Jagdruf (22), dem andere Hörner antworten, — der Landgraf und die Sänger treten auf, ihre Anrede beim Anblick des so lange vermißten Freundes geht in das Thema

Digitized by Google

der verwunderten Frage (23) über, dem sich dann später ein warmer Ruf zur Rückkehr (24) anschließt: „O kehr' zurück, du kühner Sänger!" Darauf folgt der Hochgesang der Freude (25), worauf Tannhäusers Wiederkehr mit schmetternden Fanfaren und lautem Jubel „wonnigster Lebenslust" zum vollsten Fortissimo des Orchesters ausklingt.

Ueber alle Beschreibung schön sind die Jubellaute, mit welchen zu Beginn des zweiten Aktes Elisabeth die Sängerhalle begrüßt, worin Smolian zwei hervortretende Themen unterscheidet: das erste der Freude über die Rückkehr des Sängers, das zweite der ungeduldigen Erwartung, womit sich die Klänge der Freude in Tannhäusers Brust vermischen. Hiermit wird das erste Thema aufs neue angeschlagen, wobei sich „die Hoboe mit einer wunderbar ergreifenden Melodie erhebt, welche aus Melismen des folgenden Gesanges der Elisabeth gebildet ist". Diese Melodie, die in dem Klavierauszug nicht enthalten ist, hat Smolian am Ende seiner Thementafel angegeben. Nach dem Monolog der Elisabeth ertönt als neues Thema der Dankesgruß (26): „O stehet auf, nehmt meinen Dank, daß ihr zurückgekehrt!" Wunderbar ergreifend ist Elisabeths Befangenheit und Tannhäusers Ungestüm bei diesem Wechselgesang gemalt, der in dem Thema der Liebeslust (27) seinen Höhepunkt erreicht. Die Schilderung des „unverstandenen Sehnens und Verlangens" mit der beklommenen Begleitung der gedämpften Streichinstrumente, und zumal der zweite, rein deklamatorische Theil gehören in der erschütternden Wahrhaftigkeit des seelischen Ausdrucks zu den vollendetsten Kundgebungen der musikdramatischen Inspiration. Mit Tannhäusers Berufung auf den Gott der Liebe ist für Elisabeth das Räthsel ihres Herzens gelöst, und in voller Erkenntniß ihrer Zueinandergehörigkeit jubeln die Seelen Beider sich nun in einem Zweigesang aus. Sein zweites Thema klingt an den Dankesgruß an, und indem es allen Zauber einer

Digitized by Google

keuschen und tiefbegeisterten Liebe zum Ausdruck bringt, läuft es in ein stürmisches Orchesternachspiel aus.

Nach dem väterlichen Zuspruch des hinzugetretenen Landgrafen ertönt die glanzvolle Trompetenfanfare, die den festlichen Einzug der Gäste und Sänger verkündet. Somit wird der Sängerwettstreit vorbereitet, der den Charakter des mittelalterlichen Minnedienstes deutlich bekundet. Dementsprechend lautet das Thema, das den Sängern zum Preislied von dem Landgrafen gestellt wird: „Der Liebe Wesen.“ Bei der schwärmerisch-verzückten Auffassung Wolframs von der Idee der Liebe nach seinem „Hohelied der Minne“ (28) erwacht in Tannhäusers Busen die Erinnerung genossener Liebeslust mit aller Heftigkeit, und er stimmt sein Liebesjubellied zum Preis der Venus an. Bei dieser Enthüllung entbrennt der eigentliche Kampf der Sänger, den die rührenden Klagen und schließlich die Fürbitte (29) der am tiefsten durch Tannhäusers sündigen Gesang verwundeten Elisabeth schlichten. Zur Entscheidung des Landgrafen ertönt dann wieder die Wallfahrtsweise, woran sich zuletzt das Bußgebet (30) der Ritter und Sänger schließt. In das Aufflackern des Zornesausbruches der Edlen bringt besänftigend die Gnadenfestweise und der Glaubensspruch der Pilger; den Ruf Tannhäusers: „Nach Rom!“ wiederholen die Sänger und Ritter, und damit schließt das Orchester.

Die Einleitung zum dritten Akt läßt die Motive der Pilgerfahrt ertönen, doch es gesellt sich noch ein neues Thema hinzu: das der nagenden Reue des Sängers (31). Dem mächtig anschwellenden Erlösungssehnen in dem Herzen des Bußfertigen anworten zweimal die machtvollen, doch kirchlichstrengen Verheißungsklänge (32). Im folgenden wiederholen sich alle besprochenen Motive, wie z. B. das Hohelied der Minne in Wolframs Munde, ferner Themen der Pilger, dann die Motive der Fürbitte in Elisabeths Entschlusse nach ihrem wunderbar ergreifenden

Gebete. Wolframs Entsagung klingt in dem wehmüthigen Liede an den Abendstern aus, wie in schwermüthiger Träumerei schaut er der zur Wartburg aufsteigenden und zum Himmel deutenden Elisabeth nach, die, von dem Tannhäuser nicht entsühnt zurückgekehrt, nun in ihrer Selbstaufopferung ein Mittel zu seiner Erlösung erblickt. Da tritt Tannhäuser auf und mit ihm ertönt ein neues Thema, das des Fluches (33). In seine Erzählung von seiner vergeblichen Romfahrt mischen sich dann noch die Themen der nagenden Reue und der Verheißungsklänge. Im Gegensatz hierzu erklingen die bacchantischen Reigen und die Lockrufe der Venus, die den ungetreuen Mann mit ihren Sirenengesang wieder an sich ziehen will. Ein heftiger Kampf entbrennt im Innern des vom Papste verworfenen Sünders, schon gewinnt das sündige Verlangen in ihm die Oberhand, da entreißt Wolframs Ruf: „Elisabeth!" den Verzweifelten dem bösen Zauber. Zugleich naht sich ein ernstfeierlicher Chor, der die Leiche Elisabeths zu Thal geleitet, erschüttert sinkt Tannhäuser mit den Tönen der Fürbitte an ihrem Sarge nieder, begeistert fallen die Pilger mit der Verkündigung des Gnadenwunders ein: symbolisch verkündet die Erscheinung eines Boten vom Papste die Verwandlung des Fluches in Segen durch Vorzeigen des ergrünten Stabes, — schmetternd und brausend schwillt das Orchester in pompösem Schmung wie die Posaunen Jerichos, gewaltig und mächtig wie die Drommeten des jüngsten Gerichtes.

Daß die Wagnersche Oper eine köstliche Parodie hervorgerufen, über deren Anhörung der Meister selbst herzlich gelacht haben soll, wird unsern Lesern wohl bekannt sein; doch wird man es uns wohl gern erlassen, näher darauf einzugehen.

Wir können von der Tanhäusersage nicht scheiden, ohne wenigstens mit ein paar Worten des Minnesanges von Julius Wolff zu gedenken.

Der Dichter folgt in diesem Epos, das alle Vorzüge seiner

Digitized by Google

Muse: Frische und Farbenpracht, Gluth und Innigkeit in reichem Maße aufweist, der geläufigen Tradition: Heinrich v. Ofterdingen und Tannhäuser seien ein und dieselbe Person. Den Namen „Tannhäuser" trägt er nur als Pseudonym, er bedeutet soviel als „der im wilden Tann hausende Flüchtling", als welchen wir ihn zuerst bei einem Klausner kennen lernen, weil ihn des Kaisers Acht und Bann wegen eines Versuches zur Befreiung des von Heinrich VI. gefangen gehaltenen Richard Löwenherz getroffen. Hierauf sehen wir ihn als Klosterbruder im Stifte zu Adamunt, wobei das Mönchsleben mit köstlichem Humor geschildert wird. Doch den Helden, den eine glühende Sinnlichkeit und ein unwiderstehlicher Abenteuerdrang beseelen, duldet's nicht in der weltabgeschiedenen Klosterzelle, vor allem treibt es ihn hinaus, der Minne Leid und Lust zu erfahren; denn seine Schutzgöttin ist Venus, der Inbegriff aller weiblichen Reize. Er lernt die Minne kennen am Minnehof zu Avellenz, eine Schilderung voll echt mittelalterlichen Minnewesens mit all dem verführerischen Zauber ungebundener, schrankenloser Sinnlichkeit. Von nun an treibt ihn die Liebe auf günstigem Schiffe; doch auch der Minne Leid bleibt ihm nicht erspart, Verrath und Treulosigkeit lernt er kennen, wobei der Damen Laune, sowie die Tollheit übermüthiger Streiche lebhaft an den schmachtenden und verhöhnten Liebesritter Ulrich von Lichtenstein erinnern. Doch den gekränkten und betrogenen Tannhäuser lohnt aufs neue aufopfernde und hingebende Liebe auf den Lagunen von Venedig vor seiner Fahrt ins gelobte Land.

Darnach lernen wir den Helden als Minnesänger im Sängerstreit auf der Wartburg als Gegner Wolframs v. Eschenbach, des Dichters des Parcival, kennen. Er hat also hier nur den einen als Vertreter der Gottesmänner gegen sich, mit den anderen Sängern der damaligen Zeit sympathisirt er, besonders mit Walther von der Vogelweide und auch mit Gottfried von Straß-

Digitized by Google

burg, dem Dichter von Tristan und Isolde. Auch endet der Sängerwettstreit versöhnlich, nicht wie in der Sage durch Vermittelung eines Klingsor aus Ungarn, sondern indem der siegreiche Wolfram in dem überwundenen Tannhäuser doch eine Autorität anerkennt.

Eigenartig ist auch bei Wolff Tannhäusers Verweilen im Venusberg aufgefaßt. Weil ihm seine Jugendgeliebte Irmgard, die sich inzwischen vermählt hat, da sie von ihrem verschollenen Gatten noch keine verbürgte Todesnachricht erhalten, in ihrem Pflichtgefühl der Minne Lohn weigert, treibt ihn seine glühende Sehnsucht, der Minne Wesen ganz und um jeden Preis zu ergründen, zu der Teufelin Venus in den Hörselberg. Diese aber, nachdem sie den Sinnestaumel des Liebesdürstigen gekühlt, schleudert ihn mit Hohnlachen als einen, göttlicher Liebe unwürdigen Schwächling zur Oberwelt zurück. Hierauf unternimmt er reuig und zerknirscht seine Bußfahrt gen Rom, wo ihm im Lateran nach seiner sinnlich glühenden Schilderung im Venusberg der hartherzige Papst Innocenz III., der Gegner der Hohenstaufen, zu welcher Partei Tannhäuser auch gehört, die Absolution mit der bekannten Verheißung vom niemals ergrünenden Stabe in seiner Hand versagt. Doch die Verzweiflung treibt ihn nicht wieder in die Arme der Teuflin zurück. Wie der Mönch Ekkehard in Scheffels bekanntem Roman, gewinnt er in der Einsamkeit der Natur seine Ruhe und sein Selbstgefühl wieder. Zugleich erwacht in ihm der Schaffensdrang, er erkennt seinen eigentlichen Dichterberuf, und wenn nach Goethes Tasso „der Mensch verstummt in seiner Qual, gab ihm der Gott zu sagen, wie er leidet“. Wie der Mönch Ekkehard in der Gebirgseinsamkeit einen gewaltigen Heldensang, das Waltharilied, ausströmt, so haucht er all das Weh und die Lust der Erinnerung in eine großartige Epopoe, in der sich zugleich die heißen Ringkämpfe der Zeit, der Streit der Welfen und Ghibellinen widerspiegelt,

Digitized by Google

es ist der größte germanische Heldensang, das Nibelungenlied, das ja bekanntlich von vielen dem Heinrich v. Osterdingen, den Julius Wolff zugleich aus dem österreichischen Geschlechte der Kürenberger stammen läßt, zuschreiben. Daß aber der Name des Verfassers ungekannt und ungenannt bleibt, motivirt Julius Wolff damit, daß der Papst, obwohl er dem Tannhäuser infolge des eingetretenen Wunders vom plötzlich ergrünten Stabe die Absolution seiner Sünden zuerkennen muß, ihm als Buße auferlegt, seinen Namen zu verschweigen. Im übrigen huldigt Wolff auch der Moral, die der Schluß eines mittelalterlichen Volksliedes vom Tannhäuser, niedergelegt im sog. Entlebuch des Kanton Luzern, mit den Worten ausspricht:

„Drum soll kein Papst, kein Kardinal,
Keinen Sünder nie verdammen,
Der Sünder mag sein, so groß er will,
Kann Gottes Gnad' erlangen.“ —

Digitized by Google

Hamerling. Sein Leben und seine Werke.

Mit Benutzung ungedruckten Materials.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

3 Bände.

I. Band:

Hamerlings Jugend

(1830—1846).

Nach den nächsten Quellen unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Tagebuchblättern, Briefen und Dichtungen Robert Hamerlings dargestellt von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Mit Titelbild und Faksimile.

8°. Preis Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Mit vorliegendem Buche wird der großen deutschen Hamerling-Gemeinde der erste Band einer eingehenden Darstellung von des Dichters Leben und Werken geboten: er behandelt — ein durchaus selbständiges Ganzes — die Jugend Hamerlings bis zum Beginn seines Hochschulbesuches und bringt als Anhang „Hamerlings Tagebuch meiner Heimathreise“.

Auszüge aus einigen Urtheilen der Presse.

Ein Werk, das uns eine große Freude und einen noch größeren Genuß bereitet hat, ist der soeben erschienene erste Band einer groß angelegten Biographie Hamerlings. — — — Dem Verfasser darf ein uneingeschränktes Lob für seine fleißige und von Liebe und Verehrung zum Dichter zeugende Arbeit nicht vorenthalten werden.

Hamb. Correspondent Nr. 875. 1895.

Ein groß angelegtes Werk, welches nicht nur von der deutschen Hamerling-Gemeinde mit Freuden begrüßt werden, sondern auch in litterarischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen wird.

Neues Wiener Tagblatt Nr. 344. 1895.

Es ist eine ungemein fleißige Arbeit.

Hamburger Nachrichten. Belletristisch-Litter. Beilage Nr. 51. 1895.

Eine mit begeisterter Liebe und Bewunderung für Hamerlings Muse geschriebene Darstellung des Entwickelungsganges Hamerlings, die der großen deutschen Hamerling-Gemeinde eine hochwillkommene Gabe sein wird.

Grazer Morgenpost Nr. 291. 1895.

Wenn irgend etwas geeignet ist, das Interesse für Hamerling und seine Dichtung zu fördern, so ist es diese Lebensbeschreibung. Mit Staunen steht der Leser still vor den Aufzeichnungen und Leistungen des Kindes . . .

Hamburger Fremdenblatt Nr. 302. 1895.

Es ist mit warmem Herzen für den Dichter geschrieben, zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Forschers, der das ihm gebotene umfangreiche Material mit vieler Umsicht zu ordnen und zu verwerthen gewußt hat. Und die Arbeit war keine geringe!

Grazer Tagespost Nr. 39. 1896.

Digitized by Google

Die Tannhäusersage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Professor **Dr. Jakob Nover**
in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 274.

SEP 17 1897

Rubin und Sapphir.

Von

Dr. Max Bauer,
Geheimem Regierungsrath, Professor an der Universität Marburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den früheren Jahrgängen der **„Zeit- und Streitfragen"** erschienen:

Ueber Geographie.

Anderson, Die erste Entdeckung von Amerika. (N. F. 49/50) ...... ℳ 1.20
Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ...... „ —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) ...... „ 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) „ —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ...... „ 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) „ —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ...... „ 1.—
—, Auf der Sierra Nevada de Merida. (N. F. 58) ...... „ —.80
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ...... „ 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ...... „ 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ...... „ —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) ...... „ 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ...... „ —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ...... „ 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) ...... „ —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) ...... „ 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) ...... „ 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) „ 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) ...... „ —.60
Wattenbach, Algier. 2. Abz. (35) ...... „ 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) ...... „ —.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den **„Zeit- und Streitfragen"** erschienenen Hefte.

Digitized by Google

Rubin und Sapphir.

Von

Dr. Max Bauer,
Geheimem Regierungsrath, Professor an der Universität Marburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Man findet im großen Publikum die Meinung sehr allgemein verbreitet, daß der Diamant der kostbarste Edelstein, gewissermaßen der König der Juwelen sei. Wenn er auch allen seinen Gefährten in den Juwelierläden in Beziehung auf manche Eigenschaft, vor allem in der Härte voransteht und es auch keinen anderen Edelstein giebt, der ihm in Hinsicht auf Klarheit, Glanz und Feuer, sowie auf prächtiges Farbenspiel gleichkommt, so bleibt er doch trotzdem hinter mehreren zurück, was seine Werthschätzung und seinen Preis anbelangt. Dies gilt ganz besonders für den Rubin, den Karfunkel unserer Vorfahren, den herrlichsten der rothen Steine, der gegenwärtig, wie übrigens auch jederzeit früher, an Kostbarkeit den Diamant und alle anderen Edelsteine weit übertrifft und der sich darnach als die werthvollste aller irdischen Substanzen darstellt. Es wird Ihnen daher vielleicht nicht unlieb sein, den Rubin etwas eingehender kennen zu lernen.

Wenn Sie nun auch nach dieser kurzen Mittheilung vielleicht schon angefangen haben, sich etwas für den Rubin zu interessiren, so fragen Sie wahrscheinlich, warum Sie denn daneben auch noch den Sapphir mit in den Kauf nehmen sollen, der zwar ebenfalls ein schöner Stein, und zwar der prächtigste aller blauen Edelsteine ist, der sich aber in der Werthschätzung der Menschen mit dem Rubin weitaus nicht messen kann. Die Ursache dieser Vereinigung liegt darin, daß sie beide, der Rubin und der Sapphir, rein naturwissenschaftlich, mineralogisch genommen im wesentlichen

Digitized by Google

genau dasselbe sind. Beide zeigen durchaus dieselben Eigenschaften; sie haben die nämliche chemische Zusammensetzung, dieselbe Krystallisation und, ausgenommen die Farben, dasselbe physikalische Verhalten. Daher gehören sie als im wesentlichen identische Mineralsubstanzen derselben Mineralspezies an und zwar derjenigen, die mit dem Namen Korund bezeichnet zu werden pflegt. Ebendahin gehören aber auch noch einige weitere werthvolle Edelsteine von wieder anderer Farbe, die jedoch wegen ihres sparsameren Vorkommens geringere Bedeutung haben als Rubin und Sapphir und die wir später ebenfalls kurz kennen zu lernen haben werden.

Der Rubin und Sapphir unterscheiden sich also in nichts voneinander als in der Farbe, in allen anderen Eigenschaften stimmen sie miteinander und mit den eben erwähnten Edelsteinen auf das Vollkommenste überein. Ueber die Bedeutung dieses Farbenunterschiedes gehen nun aber die Ansichten der Mineralogen und der Edelsteinhändler und -Liebhaber weit auseinander. Während die Ersteren beide Edelsteine eigentlich kaum voneinander trennen und den Rubin als den rothen und den Sapphir als den blauen Korund bezeichnen, schätzen die Letzteren den rothen Stein sehr viel höher als den blauen und erklären beide in ihrem Sinne für ganz verschiedene Dinge, die nur in für den Juwelier unwesentlichen Dingen, chemische Zusammensetzung, Krystallisation 2c. miteinander übereinstimmen, aber nicht bezüglich dessen, das für sie, weil es den Werth bedingt, die Hauptsache ist, der Farbe. Für die Mineralogen ist aber gerade das ohne jede Bedeutung, weil sie gar nicht mit der eigentlichen Substanz der verschiedenen Korunde zusammenhängt, sondern auf der Beimengung kleiner Mengen von fremden färbenden Substanzen oder Pigmenten beruht, die je nach ihrer speciellen Beschaffenheit verschiedene Farbentöne hervorbringen. Die Färbung ist also hier für das betreffende Mineral nur zufällig und unwesent-

Digitized by Google

lich und von einem Stück zum anderen wechselnd und fällt daher für die Charakterisirung der Spezies naturhistorisch in keiner Weise ins Gewicht.

Wir werden nunmehr im Sinne der Mineralogie die Eigenschaften betrachten, die allen der Spezies Korund zukommenden Mineralien, somit auch allen Rubinen, Sapphiren 2c. gemeinsam sind. Daneben werden wir aber auch, mehr im Sinne der Edelsteinkunde, alles das kennen lernen, was jeden dieser Steine speziell betrifft und wodurch sie sich voneinander unterscheiden. Außerdem wird noch eingehend über ihr Vorkommen in der Erdkruste, ihre Gewinnung und ihre Verwendung zum Schmucke, sowie über ihre künstliche Herstellung berichtet werden.

Der Korund ist seiner chemischen Zusammensetzung nach reine Thonerde, das krystallisirte Oxyd des jetzt so wichtig gewordenen Metalles Aluminium. Er besteht aus Aluminium und Sauerstoff nach der Formel Al_2O_3 und enthält 53,2 % des ersteren, 46,8 % des letzteren Elements. Allerdings ist kein Korund absolut genau in dieser Weise zusammengesetzt, sondern man findet wie in den allermeisten Mineralien kleine Mengen fremder Verunreinigungen. So ergab ein schön rother, durchsichtiger Rubin nur 97,32 % Thonerde, daneben 1,09 % Eisenoxyd und 1,21 % Kieselsäure, und in einem durchsichtigen dunkelblauen Sapphir wurde neben 97,51 % Thonerde 1,89 und 0,80 % der beiden zuletzt benannten Bestandtheile bestimmt. Manche Rubinanalysen haben auch kleine Mengen vom Chromoxyd ergeben. Diese wenn auch nur in Spuren vorhandenen fremden Verunreinigungen sind gleichwohl für die edlen Korunde von der allergrößten Bedeutung, da auf ihnen, hier wie bei vielen anderen Edelsteinen, die Färbung beruht, von der schon eingangs die Rede gewesen ist. Wir werden daher später hierauf noch einmal zurückzukommen haben.

Das spezifische Gewicht des Korunds ist sehr nahe

Digitized by Google

gleich 4, aber in den einzelnen Fällen etwas verschieden, meist eine Kleinigkeit darüber, seltener darunter. Die durchsichtigen, als Edelsteine verwendeten Abarten ergeben stets verhältnißmäßig hohe Zahlen, die mit der Farbe etwas zu wechseln scheinen. Für den Rubin werden die Zahlen 3,99 bis 4,06, für den Sapphir bis 4,08 angegeben. Der Korund ist einer der allerschwersten Edelsteine, nur der Zirkon (Hyacinth) und der edle Granat, der sog. Almandin sind noch schwerer. Man kann daher den echten Rubin und Sapphir unter Umständen am spezifischen Gewicht von andern, ähnlich aussehenden, aber minder werthvollen Substanzen unterscheiden. Ueberhaupt ist die Bestimmung des spezifischen Gewichts ein äußerst wichtiges Hülfsmittel, um Edelsteine sicher zu erkennen, um so mehr, als dabei jede Beschädigung der Exemplare, auch wenn sie schon geschliffen sind, völlig ausgeschlossen ist.

Sehr häufig ist der Korund in deutlichen Krystallen ausgebildet, die dem hexagonalen System und zwar dessen rhomboëdrisch-hemiedrischer Abtheilung angehören. In allen wesentlichen Beziehungen ist die Krystallisation von Rubin und Sapphir vollkommen gleich, doch ist die Formenentwicklung bei beiden etwas verschieden. Während der Rubin meist in hexagonalen Prismen mit einer geraden Endfläche oder in rhomboëdrischen Gestalten oder in Kombinationen dieser Körper ausgebildet ist, zeigt der Sapphir gewöhnlich spitze, sechsſäulige Doppelpyramiden, deren beide Endecken nicht selten durch gerade Endflächen abgestumpft sind. Je nachdem dies in mehr oder weniger starkem Maße geschieht, haben die Krystalle ein mehr pyramidales oder ein dick tafelförmiges Aussehen. Die meisten durchsichtigen Korunde sind einfache Krystalle, doch trifft man auch nicht selten Zwillinge von solcher Ausbildung, daß nach gewissen Richtungen und zwar nach der der geraden Endfläche oder den Flächen eines Rhomboëders einzelne ganz dünne Lamellen eines zweiten Individuums

Digitized by Google

einem größeren ersten in mehr oder weniger erheblicher Zahl eingewachsen sind.

Krystalle mit solchen Zwillingslamellen zerbrechen beim Zerschlagen nicht selten nach ebenen Flächen, die genau längs einer solchen Zwillingslamelle verlaufen. Sind solche nicht vorhanden, dann ist auch der Bruch stets unregelmäßig muschlig bis uneben. Man sieht daraus, daß man es bei jener ebenen Bruchfläche nicht mit einer eigentlichen Spaltbarkeit zu thun hat, wie sie z. B. beim Kalkspath, unter den Edelsteinen beim Topas, und bei so vielen anderen Krystallen in ausgezeichneter Weise zu beobachten ist, sondern nur mit einer Absonderung nach jenen eben verlaufenden Zwillingslamellen, auf deren Grenzen der Zusammenhalt in den Krystallen geringer ist, als an anderen Stellen und in anderen Richtungen.

Zerschlagen läßt sich der Korund sehr leicht; er ist sehr spröde. Dagegen hat er eine enorme Härte und steht in dieser Hinsicht allen natürlichen Substanzen, mit einziger Ausnahme des Diamants, des härtesten aller bekannten Körper, voran. Während der Diamant den 10. Grad der Mohsschen Härteskala repräsentirt, entspricht der Korund ganz allein dem nächstniedrigeren, dem 9. Grade, und erst nach ihm kommen alle anderen Mineralien, zunächst alle übrigen werthvollen Edelsteine. Allerdings giebt es einige künstlich hergestellte Körper, die noch härter sind als der Korund und die zwischen ihm und dem Diamant stehen. Dies ist das längst bekannte krystallisirte Bor, sodann namentlich das Karborundum oder Siliciumkarbid, das wegen seiner großen Härte jetzt vielfach als Schleifmittel und zu ähnlichen Zwecken ausgedehnte Verwendung findet und das daher gegenwärtig fabrikmäßig im großen zu billigen Preisen hergestellt wird.

Zu demselben Zweck, zum Schleifen, Glätten und Poliren von Metallen und anderen Substanzen, namentlich auch zum

Digitized by Google

Schleifen der weniger harten Edelsteine, bedient man sich auch in großem Umfang des Korunds und zwar ausschießlich des trüben, undurchsichtigen, sog. gemeinen Korunds, der als Edelstein nicht benutzt werden kann, da er zu unansehnlich aussieht, der aber wegen seiner Verwendung in der Technik eine große Wichtigkeit und Bedeutung besitzt. Namentlich gilt dies von einer besonderen Abart des Korunds, die sich durch ein feinkörniges Gefüge und durch schwarze Farbe auszeichnet. Es ist dies der sog. Schmirgel, der in Masse in der Gegend von Smyrna in Kleinasien und auf der Insel Naxos gewonnen und von dort aus in den Handel gebracht wird. Auch der Schmirgel ist nichts als Korund, aber allerdings stark durch Beimengung anderer Mineralkörper verunreinigt und dadurch schwarz gefärbt, sowie in seiner Härte etwas beeinträchtigt. Indessen kommt der gemeine Korund auch in reinerem Zustande in so großen Massen vor, daß er technisch in derselben Weise benutzt werden kann wie der Schmirgel. Namentlich das südliche Ostindien beherbergt enorme Mengen von diesem Material, das wegen Abwesenheit aller fremden weicheren Beimengungen auch die normale Härte des Korunds besitzt, also nach wirksamer ist als der etwas weichere Schmirgel.

Auf der großen Härte beruht auch die Verwendung des Rubins und Sapphirs zu Zapfenlagern von Uhren und anderen feinen Instrumenten. Aber allerdings ist nicht alles, was auf den Uhrendeckeln als „rubis" bezeichnet zu werden pflegt, ausschließlich Rubin, sondern man benutzt daneben auch alle möglichen anderen harten Edelsteine, Topas, Granate ꝛc., die gleichfalls durch die in ewiger Drehung befindlichen Stahlaxen der Uhrenräder nicht angegriffen werden.

Aber nicht nur für diese technischen Zwecke, auch für die Verwendung als Edelstein ist die enorme Härte des Korunds von größter Bedeutung. Zwar kommt es bei einem Schmuckstein

Digitized by Google

in erster Linie auf die Schönheit des Aussehens an, die durch starken Glanz, vollkommene Klarheit und Durchsichtigkeit, prächtige Färbung und nicht selten auch durch besondere Licht- und Farbenerscheinungen, wie das herrliche Funkeln des Diamants, den bunten Schiller des Labradorfeldspaths ꝛc. gegeben ist. Doch ist dieses schöne Aussehen sehr vergänglich, wenn der Stein nicht hart und dadurch gegen äußere Einflüsse widerstandsfähig ist. Ist dies nicht der Fall, dann wird er beim Gebrauch leicht zerkratzt und die anfängliche Pracht schwindet rasch dahin. Am schädlichsten wirkt dabei der Staub, der meist in der Hauptsache oder doch zu einem mehr oder weniger großen Theil aus feinsten Stäubchen des allgegenwärtigen, schon recht harten Minerals Quarz besteht. Ueberall, auch beim besten Verschluß dringt etwas Staub ein und muß durch Abwischen wieder entfernt werden. Wenn dies auch noch so behutsam geschieht, so macht doch jedes Quarztheilchen leicht einen feinen Ritz auf dem Stein, wenn er nicht mindestens ebenso hart, am besten härter ist als der Quarz, der den Typus des 7. Härtegrades darstellt. Deshalb sind Mineralien von größerer Härte als Quarz vorzugsweise zu Schmucksteinen geeignet, weil sie, vor der Einwirkung des Staubes geschützt, ihre Schönheit dauernd behalten, und zwar sind sie um so brauchbarer, je höher ihre Härte über der des Quarzes steht. Solche bedeutenderen Härtegrade werden aus diesem Grunde auch geradezu als Edelsteinhärte bezeichnet. Darnach wäre also vor allem der Diamant, nach ihm aber der Rubin und Sapphir in besonders vorzüglicher Weise mit den natürlichen Erfordernissen eines Edelsteins ausgestattet.

So wirkt also einerseits die Härte der Edelsteine als Schutzmittel zur Erhaltung des schönen Aussehens, andererseits ist sie aber auch ganz direkt eine Quelle der Schönheit selbst. Die Edelsteine werden nämlich nicht in ihrem ursprünglichen natürlichen Zustande zum Schmuck verwendet, sondern man schleift

Digitized by Google

und polirt sie vorher, wodurch sie erst den höchsten Grad von Schönheit erhalten, dessen sie überhaupt fähig sind. Namentlich ist es der Glanz, der durch die Bearbeitung sehr wesentlich beeinflußt wird und der im allgemeinen um so höher gesteigert werden kann, je größer die Härte ist. Der Glanz oder das Feuer, wie man wohl bei Edelsteinen zu sagen pflegt, ist demnach bei den geschliffenen Rubinen oder Sapphiren ganz besonders ausgezeichnet, und der Kenner kann darnach leicht einen solchen von einem anderen Stein unterscheiden, der infolge seiner geringeren Härte keine so feine Politur anzunehmen im stande ist. Auch ein Laie wird den Unterschied erkennen, wenn er z. B. einen geschliffenen Granat neben einen Rubin legt. Der Granat sieht kalt und todt aus im Vergleich mit dem herrlich glänzenden, feurigen Rubin.

Damit sind wir nun zur Erörterung der optischen Eigenschaften des Korunds, d. h. seines Verhaltens gegen das Licht gekommen, auf dem sein Aussehen beruht. Hier ist vor allem die Durchsichtigkeit zu betrachten. Diese ist in den zahlreichsten Fällen sehr gering, der allermeiste Korund ist undurchsichtig oder doch nur durchscheinend und läßt wenig oder gar kein Licht hindurchgehen. Stücke von dieser Beschaffenheit sind im allgemeinen zu Schmucksteinen nicht zu verwenden, sie bilden das, was man als „gemeinen" Korund bezeichnet. Daneben giebt es aber auch, durch alle möglichen Uebergänge mit dem gemeinen Korund verbunden, vollkommen klare und durchsichtige Stücke, allerdings in verhältnißmäßig sehr unbedeutender Zahl und von durchweg geringer bis sehr geringer Größe. Diese bilden den „edlen" Korund, und sie sind es, welche die prachtvollen Edelsteine liefern, die wir unter dem Namen Rubin und Sapphir kennen. Je klarer und durchsichtiger ein solcher Stein ist, desto höher ist unter sonst gleichen Umständen sein Werth. Eine geringe Trübung macht ihn allerdings zum Schmuck noch

Digitized by Google

nicht völlig ungeeignet, aber die Schönheit und damit der Preis wird dadurch doch schon außerordentlich stark herabgesetzt, und wenn die Trübung über einen gewissen Grad hinaus geht, ist das betreffende Stück nicht mehr zu den Edelsteinen zu rechnen. Trübung gehört beim Rubin und Sapphir, wie bei allen durchsichtigen Edelsteinen überhaupt, mit zu den verhängnißvollsten Fehlern; sie kann den Werth auf Null herabmindern. Hervorgebracht wird sie durch fremde Einschlüsse aller Art, namentlich durch die Anwesenheit zahlloser mikroskopisch kleiner Poren und Hohlräume, die den regelmäßigen Durchgang des Lichtes stören oder auch ganz hindern.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Farbe. Auf ihr beruht der einzige Unterschied zwischen Rubin und Sapphir und der hohe Werth des ersteren, auf ihr beruhen auch die anderen selteneren Varietäten des edlen Korunds, die zuweilen als Edelsteine verschliffen werden.

In seinem reinsten Zustande ist der Korund vollkommen farblos, wasserhell und klar. In dieser Beschaffenheit kommt er auch zuweilen vor und wird dann weißer Sapphir oder Leukosapphir genannt. Freilich ohne jede Spur von Färbung ist er selten, die meisten Exemplare zeigen einen Stich ins Bläuliche oder Gelbliche. Geschliffen giebt der weiße Sapphir Schmucksteine, die an Durchsichtigkeit und Klarheit, sowie an Kraft des Glanzes, an Feuer mit dem Diamant wetteifern können, nur zeigen sie niemals das Farbenspiel des letzteren.

Deutliche Färbung tritt erst ein, wenn der an sich völlig farblosen Korundsubstanz irgend ein färbender Körper, ein Pigment, beigemengt ist, das jener dann seiner Farbe mittheilt. Je nach der speciellen Beschaffenheit dieses Pigments ist die Färbung verschieden. Es ist stets nur in sehr geringer Menge vorhanden, daher ist es auch noch nicht in allen Fällen gelungen, seine Natur mit Sicherheit festzustellen. Jedenfalls müssen diese

Digitized by Google

Pigmente aber eine sehr stark färbende Kraft besitzen, etwa wie der Karmin, von dem ein Tropfen genügt, um einen Kübel voll Wasser noch merklich roth erscheinen zu lassen; denn trotz der geringen Menge jener fremden Körper sind die Rubine und Sapphire häufig sehr dunkel und tief gefärbt. Selbstverständlich hängt die Intensität der Färbung von der Quantität des vorhandenen Pigments ab und steigt mit dieser vom völlig farblosen durch alle möglichen Uebergangsstufen meist bis zu den tiefsten und sattesten Tönen. Stark gefärbte Rubine oder Sapphire werden zuweilen als „männliche" bezeichnet im Gegensatz zu den lichteren „weiblichen" Steinen.

Das Pigment ist in der Korundsubstanz stets so fein vertheilt, daß man auch bei der stärksten Vergrößerung keine einzelnen färbenden Theilchen zu erkennen vermag. Es ist gewissermaßen in dem Korund vollkommen aufgelöst; die Färbung ist, wie man zu sagen pflegt, eine dilute. Wäre dies anders, wären einzelne deutlich erkennbare und unterscheidbare größere oder kleinere Farbtheilchen der Masse beigemengt, dann könnte der Rubin und Sapphir nicht so vollkommen klar und durchsichtig sein, wie es auch bei der tiefsten und dunkelsten Färbung vielfach der Fall ist. Dabei ist aber trotzdem nicht immer der ganze Stein durchaus gleichmäßig gefärbt. Namentlich beim Sapphir sieht man vielfach nur einzelne blaue Flecken auf farblosem Hintergrunde oder umgekehrt, doch kommt ähnliches, wenn schon seltener, auch beim Rubin vor. Dies rührt daher, daß der Farbstoff nur an einzelnen Stellen vorhanden, oder wenn hellere und dunklere Partien miteinander abwechseln, an verschiedenen Orten in verschiedener Menge angehäuft ist. Selbstverständlich ist eine solche fleckige Beschaffenheit der Schönheit wenig zuträglich und vermindert den Werth eines Steins beträchtlich, doch kann man nicht selten die besser gefärbten Theile herausschneiden und für sich verwenden. Nicht selten kommt es

Digitized by Google

auch vor, daß an einem und demselben Steine mehrere Farben miteinander abwechseln, namentlich Blau und Gelb, aber auch Blau und Roth ꝛc. Dadurch wird der Preis ebenfalls erheblich herabgedrückt. Solche verschieden gefärbte Stücke dienen kaum mehr zum Schmuck, sie werden aber zuweilen benutzt, um gewisse Farbeneffekte zu erzielen. So sieht man im herzoglichen Museum in Gotha eine aus Korund geschnittene Confuciusfigur, an welcher der Kopf weiß und das untere Ende mit den Beinen gelb ist, während die Gewandung des zwischenliegenden Körpers eine blaue Farbe besitzt.

Im allgemeinen sind diejenigen Rubine und Sapphire am werthvollsten, die mit vollkommener Klarheit und Durchsichtigkeit eine recht tiefe und gesättigte Farbe verbinden. Hell gefärbte Steine sind stets sehr viel weniger geschätzt. Es kommt aber dabei nicht allein auf die Stärke, sondern auch in hohem Maße auf die Art der Färbung an. Unsere beiden Edelsteine zeigen keineswegs in allen Exemplaren dieselbe Farbennüance, dieselbe Schattirung von Roth oder Blau, es findet hierin im Gegentheil eine große Mannigfaltigkeit statt. Von diesen verschiedenen rothen und blauen Tönen sind aber einige beliebter als andere, was in der Hauptsache von der größeren Seltenheit, zum Theil auch von den Launen der Mode abhängt. Daher übt die spezielle Färbung ebenfalls einen sehr erheblichen Einfluß auf den Werth eines Steines aus, der aber dem Wechsel des Geschmackes entsprechend die einzelnen Nüancen zu verschiedenen Zeiten bald günstig, bald ungünstig trifft.

Was zunächst den Rubin anbelangt, so ist die gegenwärtig bei ihm am meisten geschätzte Farbe das reine Karminroth, höchstens mit einem ganz schwachen Stich ins Blaue oder Violette. Die meisten Rubine zeigen einen etwas stärkeren Zug ins Violette, der im Extrem bis zum reinen Violett gehen kann. Aber alle diese vom reinen Karmin abweichenden Farbentöne

Digitized by Google

sind weniger geschätzt und der betreffende Stein weniger werthvoll. In Birma, der hauptsächlichsten Heimath des Rubins, wird diese schönste Farbe mit der des Taubenbluts verglichen. Man spricht daher auch in Europa vielfach von dem Taubenblutroth oder kurz von dem Blutroth der kostbarsten Rubine. Von diesen tiefen und kräftigen Nüancen geht die Färbung in sehr zahlreichen Exemplaren herab bis zum Rosenrothen und bis zum beinahe Farblosen, und damit sinkt dann auch der Werth allmählich bis auf Null.

Beim Sapphir gilt das reine Kornblumenblau für die schönste Farbe, und die Steine sind namentlich dann hochgeschätzt, wenn sie damit einen sammetartigen Schimmer verbinden. Im übrigen schwankt die Nüance zwischen Kornblumenblau, Indigo, Berlinerblau, Smalteblau, Graublau 2c. in der verschiedenartigsten Weise. Die Färbung ist zuweilen so tief, daß dadurch die Durchsichtigkeit bis zu einem gewissen Grade beeinträchtigt wird. Derartige blauschwarze Steine heißen tintig; ihr Werth ist nicht unerheblich geringer als der der etwas helleren, aber besser durchsichtigen. Sehr dunkelblaue Sapphire werden wohl auch als Indigosapphire oder Katzensapphire, sehr helle als Wassersapphire bezeichnet. Auch hier sinkt die Intensität der Färbung allmählich bis zum Weiß des Leukosapphirs und damit wie beim Rubin der Werth. Sehr häufig, namentlich bei Steinen von gewissen Fundorten, zeigt die Farbe einen bemerkbaren Stich ins Grüne, der manchmal stark zunimmt bis zum ausgesprochenen Grünlichblau.

Die Farbe der edlen Korunde, des Rubins und des Sapphirs sowohl, als der unten noch zu betrachtenden, hat nun stets eine Eigenschaft, die von ganz besonderer Bedeutung ist und sie von den meisten ähnlich gefärbten anderen Edelsteinen vortheilhaft unterscheidet; das ist das Verhalten im künstlichen Licht. Beim Scheine der Kerzen erstrahlt die Farbe der edlen

Digitized by Google

Korunde in derselben Pracht und Schönheit wie am hellen Tage ja die Schönheit nimmt eher zu, während sie sich bei vielen anderen Steinen unter denselben Umständen wesentlich vermindert. Der rothe Granat sieht bei Licht kalt, trübe und todt aus neben dem feurigen Rubin, dem er bei Tage an Schönheit der Farbe wenig nachsteht. Der violette Amethyst erscheint bei Licht unansehnlich grau, während der violette Korund, den wir noch kennen zu lernen haben, seine Farbe auch bei künstlicher Beleuchtung in größter Schönheit zeigt, und in derselben Weise ist der Sapphir dem blauen Turmalin, dem Cordierit und anderen blauen Steinen überlegen. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wie wichtig gerade diese Eigenschaft ist; wird doch die höchste Pracht des Edelsteinschmuckes gewöhnlich nicht bei hellem Tageslicht, sondern bei nächtlichen Festen entfaltet.

Nicht ohne Interesse ist auch das Verhalten der Farbe des Rubins und Sapphirs bei höherer Temperatur, besonders in der Glühhitze. Beide Edelsteine sind in dieser Beziehung nicht ganz gleich.

Erhitzt man einen Rubin allmählich bis zum lebhaften Glühen, so erleidet er eine merkwürdige Farbenänderung, die namentlich bei klaren und durchsichtigen Stücken auffällt. Diese werden in der Hitze farblos, beim Abkühlen aber allmählich grün und zuletzt wieder schön roth wie vorher. Nur durch die stärkste Gluth der Gebläsflamme wird die rothe Farbe vollständig zerstört, der Stein wird grau und trübe und ist dann als Edelstein nicht mehr zu gebrauchen. Umgekehrt werden bei vorsichtigem Erhitzen manche weiß gefleckte Rubine gleichmäßig roth; die Flecken verschwinden, und die Steine sind erst dann zum Schmuck tauglich. Es giebt auch einen anderen schön rothen Edelstein, den Spinell, der in der Farbe dem Rubin oft sehr ähnlich ist. Er wird beim Erhitzen ebenfalls farblos, aber bei der Abkühlung sofort wieder roth, ohne die grüne Zwischenstufe

zu durchlaufen. Man kann daran diese beiden im Werth erheblich verschiedenen Steine nicht selten voneinander unterscheiden.

Aus dem erwähnten Verhalten des Rubins, nämlich daraus, daß sich seine Farbe in der Hitze nicht auf die Dauer verändert, muß man schließen, daß die Ursache der Färbung, das Pigment, unmöglich ein organischer Körper sein kann, wie das bei so vielen anderen Mineralien der Fall ist. Eine solche organische, also vorzugsweise aus Kohlenstoff bestehende Substanz würde beim Glühen nothwendigerweise vollständig zerstört und der Stein dadurch entfärbt werden. Beim Rubin liegt darnach sicher ein unorganischer Farbstoff vor, und zwar ist es mit höchster Wahrscheinlichkeit eine Verbindung des Metalls Chrom, das auch, wenngleich nur in sehr geringer Menge, mehrfach schon durch die chemische Analyse nachgewiesen worden ist. Eine Chromverbindung als färbender Bestandtheil des Rubins ist um so mehr anzunehmen, als bei der unten noch zu besprechenden künstlichen Darstellung dieses Edelsteins durch Frémy und Feil die rothe Farbe thatsächlich durch Zusatz von chromsaurem Kali zu der krystallisirenden Thonerde hervorgebracht wird.

Beim Sapphir hält die Farbe hohen Temperaturen nicht Stand, sie verschwindet beim Glühen. Nur der ausgesprochen grünlich-blaue Korund nimmt beim Erkalten seine ursprüngliche Farbe wieder an, der häufigere blaue wird schon bei nicht sehr starkem Erhitzen durch Zerstörung des Pigments farblos, bleibt aber klar und durchsichtig, wenn die Temperatur nicht gar zu hoch gestiegen ist. In diesem Falle wird er wie der Rubin grau und trübe. Blau gefleckte Sapphire können durch Erhitzen in einheitlich farblose verwandelt werden, wodurch der Werth steigt. Die Leichtigkeit und Vollständigkeit der Entfärbung ist aber nicht bei allen Sapphiren dieselbe; manche verlieren ihre Farbe vollkommen, manche andere werden nur heller blau. Wegen der Unbeständigkeit der Sapphirfarbe hat man diese wohl

Digitized by Google

auf ein organisches Pigment zurückführen wollen. Aber es giebt auch gewisse unorganische Verbindungen, die eine mäßige Glühhitze nicht ertragen können. Speziell beim Sapphir hat man an Färbung durch eine Eisenverbindung gedacht, da von diesem Metall die Analyse stets eine kleine Menge nachgewiesen hat. Es ist das um so wahrscheinlicher, als manche Eisenschlacken, gewisse eisenhaltige Gläser ꝛc. eine schön blaue Farbe wirklich zeigen.

Wir haben bisher fast ausschließlich nur von Rubin und Sapphir gesprochen als von den bekanntesten und wichtigsten edlen Korunden. Nur im Vorbeigehen ist auch von anders gefärbten Varietäten die Rede gewesen, die als Edelsteine gleichfalls eine, wennschon untergeordnetere Rolle spielen. Sie werden mit dem blauen Korund zusammen Sapphire im weiteren Sinn genannt, und man spricht so von gelbem, violettem ꝛc. Sapphir. Vielfach werden die edlen Korunde auch als „orientalische" Steine bezeichnet, den minder werthvollen weicheren und weniger glänzenden „occidentalischen" gegenüber. Diese Ausdrücke stammten aus einer früheren Zeit, in der man glaubte, daß nur der „Orient" die besten Edelsteine liefern könne und daß die glühende Sonne der Tropen dazu gehöre, diese kostbaren Produkte des Mineralreichs im Schoße der Erde zur Reife zu bringen, daß dagegen unter dem trüben Himmel des Abendlandes nur minderwerthige Schmucksteine vorkommen könnten. Heutzutage weiß man, daß dies ein Irrthum ist, daß der Boden des „Occidents" ebenso werthvolle Edelsteine birgt, wie der des „Orients". Trotzdem ist aber die Unterscheidung zwischen „orientalischen" und occidentalischen Steinen geblieben, aber es soll dadurch jetzt nur noch die größere Kostbarkeit der ersteren im Gegensatz zu den letzteren, nicht mehr die Herkunft ausgedrückt werden. Der ursprünglich geographische Begriff ist zu einem Werthbegriff geworden. In diesem Sinne nennt man den echten

Digitized by Google

Rubin vielfach „orientalischen“ Rubin zur Unterscheidung von anderen rubinähnlichen rothen Steinen, die vielfach ebenfalls als Rubin, aber mit einem anderen Beisatz bezeichnet werden, wie der Rubinspinell, der brasilianische Rubin und andere, und ebenso heißt der echte Sapphir „orientalischer“ Sapphir 2c. Die anders gefärbten edlen Korunde werden mit dem Namen eines gleich oder ähnlich gefärbten Edelsteins belegt, dem man das Prädikat „orientalisch“ beifügt. So wird der gelbe edle Korund, also nach der obigen Bezeichnung der „gelbe Sapphir“, auch „orientalischer Topas“, der grüne „orientalischer Smaragd“, der violette „orientalischer Amethyst“ genannt u. s. f. Hierher gehört auch der „weiße Sapphir“ oder Leukosapphir, von dem schon oben die Rede gewesen ist. Es sei hier auch noch erwähnt, daß er einen geschätzten Schmuckstein bildet, den man nicht selten dem Diamant betrügerischerweise unterzuschieben sucht, von dem er sich aber durch geringere Härte, höheres spezifisches Gewicht und durch seine doppelte Lichtbrechung leicht unterscheidet. Ein Kenner wird beide niemals verwechseln, da, wie schon erwähnt, der weiße Sapphir nicht das Farbenspiel des Diamants zeigt.

Die häufigste dieser selteneren, von den bisher betrachteten abweichend gefärbten Korund-Varietäten ist wohl der orientalische Topas, der gelbe Sapphir oder Topassapphir. Die Farbe ist mehr oder weniger tief zitronengelb, häufig mit einem Stich ins Graue, seltener ins Grüne, bei den meisten Exemplaren ist die Nüance ziemlich licht, doch kommen auch tiefere Farben vor, die dann besonders geschätzt werden. Geht das Gelb stark ins Roth, wie bei der schönen Orangefarbe des Hyacinths, dann hat man den orientalischen Hyacinth, der auch als Vermeille orientale bezeichnet wird. Er ist selten, ebenso der orientalische Chrysolith, bei dem das Gelb einen ausgesprochen grünen Ton hat. Am seltensten von allen diesen orientalischen Steinen, ja der seltenste Edelstein überhaupt ist

Digitized by Google

der schön und rein grüne orientalische Smaragd. Der Londoner Juwelier und Edelsteinschriftsteller Emanuel erzählt, daß ihm in seiner ganzen großen Geschäftspraxis nur ein einziger Stein dieser Art vorgekommen sei! Wegen seines außerordentlich sparsamen Vorkommens hat man wohl an der Existenz des grünen edlen Korunds überhaupt gezweifelt. Einige Exemplare, die an Schönheit den echten Smaragd wegen ihres höheren Glanzes noch übertreffen, sind aber wohl beglaubigt, so daß der orientalische Smaragd nicht von der Liste der Edelsteine gestrichen zu werden braucht. Wieder etwas häufiger ist der blaugrüne (meergrüne) orientalische Aquamarin. Die Farbe ist stets blaß und geht bald mehr ins Grüne, bald mehr ins Blaue. Dunklere grünlichblaue Steine werden mehr an den eigentlichen Sapphir angeschlossen, sie bilden aber Uebergänge zum orientalischen Aquamarin. Neben dem Topassapphir ist der verbreitetste der hierhergehörigen Steine der orentalische Amethyst, der auch die Namen Violettrubin, Amethystsapphir oder Purpursapphir führt. Er hat die schöne Violettfarbe des Amethysts, des violetten Quarzes. Sie stellt in typischen Exemplaren gewissermaßen eine Mischung der Farben des Rubins und des Sapphirs dar, geht aber auch nicht selten ins Rosenrothe oder ins Purpurfarbige. Alle möglichen Nüancen zwischen den Farben der beiden genannten Edelsteine können dabei in lichteren und dunkleren Tönen auftreten, so daß nach beiden Seiten hin keine scharfe Grenze vorhanden ist.

Schließlich haben wir noch diejenigen Korunde, die man als Sternsteine oder Katzenaugen bezeichnet, zu betrachten. Manche Korunde zeigen nämlich eine eigenthümliche Lichterscheinung, die für ihre Verwendung zum Schmuck nicht ohne Bedeutung ist. Auf der geraden Endfläche der Krystalle sieht man, namentlich wenn sie nach allen Seiten regelmäßig rundlich abgeschliffen und polirt ist, beim Auffallen intensiven Sonnen-

Digitized by Google

oder Lampenlichts einen leuchtenden sechsarmigen Stern, dessen Strahlen von ihrem gemeinsamen Mittelpunkt aus über die rundliche Fläche weg bis zu deren Rand hin verlaufen. Beim Drehen des Steins wandert der Stern allmählich über die Fläche hin, so daß er stets der Lichtquelle zugekehrt ist, und verschwindet endlich am Rande. Es ist also ein sogenannter wogender Lichtschein, ein Chatoyiren, nicht eine durch sternförmige Anhäufung von Pigment hervorgebrachte Färbung. Häufiger als ein vollkommen regelmäßiger Stern ist ein rundlich begrenzter oder in einer Richtung verlängerter Lichtschein, der in ähnlicher Weise beim Drehen über die runde Fläche des Steins hinwandert. Dieser stellt dann gewissermaßen nur den mittleren Theil, resp. einen Arm des vollständigen Sternes dar. Die Strahlen dieses Sternes und ebenso der zuletzt genannte runde Fleck zeigen ein helles, meist weißes, zuweilen auch bläuliches oder röthliches Licht und heben sich dadurch auf dem dunkleren Körper des Steins mehr oder weniger scharf ab. Die Arme des Sterns sind zuweilen ganz schmal und scharf nach den Seiten hin begrenzt, wie wenn glänzende Silberfäden über den Stein hingezogen wären, oder sie sind breiter und verlieren sich seitlich allmählich ohne bestimmte Grenzen. Die erstere Erscheinungsweise ist die seltenere und auch die schönere und geschätztere.

Alle diese Erscheinungen finden sich beim Rubin und beim Sapphir, ebenso aber auch beim orientalischen Topas nicht selten. Steine dieser Art heißen Asterien (Rubin-, Sapphir-, Topas-Asterien) oder Sternsteine; solche mit einem rundlichen Lichtschein werden orientalischer Girasol oder auch opalisirender Sapphir oder Sapphir-Katzenauge genannt, weil sie in der That den eigenthümlichen Schimmer im Auge einer Katze bis zu einem gewissen Grade nachahmen. Die Ursache dieses Lichtscheins wird vielfach zurückgeführt auf die Beugung des Lichts an den dünnen

Digitized by Google

Zwillingslamellen, die in den Korundkrystallen, wie wir oben gesehen haben, häufig in drei Richtungen parallel mit den Flächen eines Rhomboëders in großer Zahl eingewachsen sind. Nach einer anderen Ansicht ist die Ursache aller dieser Lichteffekte eine Menge mikroskopischer röhrenförmiger Hohlräume, die in drei Richtungen parallel mit den Flächen eines sechsseitigen Prismas und seiner graden Endfläche in den Korundkrystallen eingeschlossen vorkommen. Die Sternbildung mit ihren verschiedenen Abarten kommt nur vor an Steinen, die viele derartige Einschlüsse enthalten und die deswegen eine gewisse Trübung zeigen, niemals in solchen, die vollkommen klar und durchsichtig sind. Man beobachtet ganz ähnliche Erscheinungen sogar an nur halbdurchsichtigen bis schwach durchscheinenden, metallisch schillernden, haarbraunen Korunden, die aus China stammen sollen. Diese hat man Demantspath genannt; sie werden ebenfalls zuweilen in der geeigneten Weise, wie die eigentlichen Sternsteine, rundlich geschliffen und zum Schmuck verwendet.

Wir haben im Vorhergehenden diejenigen optischen Eigenschaften des edlen Korunds betrachtet, auf denen die Schönheit der Steine und ihre Verwendbarkeit zum Schmucke beruhen. Nunmehr bleiben uns noch einige andere kennen zu lernen übrig, auf Grund deren es möglich ist, den Rubin und Sapphir zu erkennen und von andern ähnlich gefärbten Edelsteinen zu unterscheiden. Es ist dies namentlich die Lichtbrechung und der Dichroismus.

Die Lichtbrechung ist nicht unbedeutend und zwar ist sie, dem hexagonalen Krystallsystem des Korunds ensprechend, doppelt mit einer optischen Axe. Die Brechungskoefficienten sind ziemlich hoch, und zwar hat man im gelben Lichte der Natriumflamme den größten = 1,7690, den kleinsten = 1,7598 gefunden. Für andere Farben sind diese Werthe nur wenig verschieden, die Lichtbrechung ist für Strahlen von allen Farben ziemlich nahezu

Digitized by Google

dieselbe und die Farbenzerstreuung oder Dispersion daher sehr gering. Darauf beruht die mehrfach schon im Vorbeigehen erwähnte Erscheinung, daß der farblose Korund, der Leukosapphir, nicht das lebhafte Farbenspiel des Diamants zeigt, bei dem im Gegensatz zu jenem die Farbenzerstreuung ganz besonders stark ist. Wegen der bedeutenden Lichtbrechung und der geringen Farbenzerstreuung des Korunds hat man den farblosen Sapphir wohl auch gelegentlich zur Herstellung von Linsen für Mikroskope benutzt. Diese Verwendung ist aber doch sehr beschränkt geblieben, obgleich derartige Linsen neben großen optischen Vorzügen auch die enorme Härte des Korunds haben, so daß sie nicht wie Glaslinsen leicht zerkratzt und dadurch unbrauchbar gemacht werden.

Die doppelte Lichtbrechung erlaubt edle Korunde von manchen anderen ähnlichen Edelsteinen, aber auch von Nachahmungen in Glas mit Leichtigkeit zu unterscheiden, wenn man sie im Polarisationsinstrument untersucht, einem Apparat, der sich in jedem physikalischen und mineralogischen Institut findet und der auch keinem Edelsteinhändler fehlen sollte. Bringt man auf den Tisch eines solchen Instruments einen das Licht doppelt brechenden Körper, also z. B. einen Rubin, so wird durch diesen beim Herumdrehen das Sehfeld viermal abwechselnd aufgehellt und wieder verdunkelt. Legt man auf den Tisch dagegen einen einfach lichtbrechenden Stein, z. B. einen rothen Spinell, dessen große Aehnlichkeit mit dem Rubin oben schon hervorgehoben wurde, dann bleibt das Sehfeld bei einer vollen Umdrehung des Tisches unverändert dunkel, und ebenso verhält sich eine gleichfalls einfach brechende Nachahmung des Rubins in rothem Glas. Wer also die äußerst einfachen Beobachtungen mit einem Polarisationsinstrument anzustellen versteht, wird niemals in die Lage kommen, daß ihm statt eines werthvollen Rubins ein sehr viel weniger kostbarer Spinell oder gar eine Glasimitation unter-

Digitized by Google

geschoben wird, und in ähnlicher Weise kann man das Polarisationsinstrument noch in vielen anderen Fällen verwenden. Auch diese Beobachtungen haben den Vortheil, daß durch sie die Steine in keiner Weise gefährdet werden, was bei der Untersuchung der Härte durch Ritzen doch immer mehr oder weniger der Fall ist.

In ähnlicher Weise wichtig ist auch der Dichroismus oder Pleochroismus. Man versteht darunter die bemerkenswerthe Erscheinung, daß Rubine und Sapphire nicht nach allen Seiten hin dieselbe Farbe zeigen, sondern daß sie verschieden gefärbt erscheinen, je nachdem man in dieser oder jener Richtung durch den Stein hindurch sieht. Diese Richtungen lassen sich bei Krystallen nach ihrer Begrenzung in bestimmter Weise feststellen. Blicken wir durch einen pyramidal gestalteten Sapphirkrystall in der Richtung der Verbindungslinie der beiden Endspitzen, also nach der krystallographischen Hauptaxe hindurch, sehen wir also senkrecht auf die gerade Endfläche gegen das Licht, dann erscheint ein tiefes Blau. In der Richtung senkrecht hierzu ist die Farbe erheblich heller und geht meist mehr oder weniger ins Grüne oder Gelblichgrüne. In zwischenliegenden Richtungen ist auch die Farbe eine intermediäre zwischen jenen beiden Hauptfarben. Weniger stark ist der Dichroismus beim Rubin: in der Richtung der Axen ist die Farbe dunkler roth als senkrecht dazu. An geschliffenen Krystallen, wie sie zum Schmuck verwendet werden, sieht man dieselben Farbentöne in den entsprechenden Richtungen.

Daraus folgt, daß ein Schleifer bei der Bearbeitung eines solchen Steins, beispielsweise eines Sapphirs, die Richtung wohl beachten muß, in welcher man durch den fertig geschliffenen Stein vermöge seiner Form hindurchsehen muß, wenn er in ein Schmuckstück hineingesetzt ist. Die Farbe wird am tiefsten und reinsten sein, wenn der Schliff so ausgeführt wird, daß die größte Ausdehnung des Steins, seine Tafelfläche, auf der krystallographischen

Digitized by Google

Axe senkrecht steht, daß man also parallel mit dieser Axe hindurchsieht. Sie wird umgekehrt am hellsten, wenn die Tafelfläche in der Richtung der Axe verläuft. Man wird also nicht zu dunkle Steine am besten in der ersteren Richtung schleifen, einen sehr stark gefärbten, tintigen Stein vielleicht besser in der zweiten, die ihn heller erscheinen läßt.

Ist so der Dichroismus nicht ohne Bedeutung bei der Verwendung der edlen Korunde als Edelsteine, so hat er eine vielleicht noch größere Wichtigkeit für ihre Unterscheidung von anderen ähnlich gefärbten Steinen. Diese Möglichkeit beruht darauf, daß verschiedene Mineralien im Gegensatz zu Rubin und Sapphir nur sehr geringen Dichroismus haben, also nur wenig verschiedene Farbentöne zeigen. Hieran kann man z. B. den sehr stark dichroitischen orientalischen Amethyst von dem nur sehr schwach dichroitischen eigentlichen Amethyst unterscheiden. Ja manche Edelsteine zeigen überhaupt keine Spur von dieser Erscheinung; es sind dies die, welche im regulären System krystallisiren oder die vollkommen unkrystallisirt, amorph sind, also mit einem Worte diejenigen, denen die einfache Lichtbrechung zukommt. Dem regulären Krystallsystem gehört der rothe Granat an, den man zuweilen dem Rubin unterzuschieben sucht. Läßt sich feststellen, daß ein Stein nicht dichroitisch ist, so kann es kein Rubin sein, es ist mit großer Wahrscheinlichkeit Granat, vielleicht auch der gleichfalls reguläre rothe Spinell. Zu den amorphen und daher nicht dichroitischen Substanzen gehört das Glas, mit Hülfe dessen alle Edelsteine nachgeahmt werden. Zeigt ein Stück Dichroismus, dann ist man jedenfalls sicher, daß man es nicht mit einer Imitation von Glas zu thun hat.

Es ist also aus praktischen Gründen wünschenswerth, Dichroismus stets nachweisen zu können. Ist er stark, dann genügt das einfache Hindurchsehen durch den betreffenden Stein, um die große Farbenverschiedenheit in verschiedenen Richtungen deutlich

Digitized by Google

zu erkennen. Ist er dagegen schwach, dann läßt die direkte Beobachtung vollständig im Stich oder das Resultat wird doch unsicher. In diesem Falle bedient man sich mit großem Vortheil eines kleinen Instruments, das von dem früheren Wiener Mineralogen Haidinger zur Erkennung auch geringer Spuren von Dichroismus konstruirt worden ist, und das darnach als Haidingersche Lupe oder Dichrolupe oder auch als Dichroskop bezeichnet wird. Dieser Apparat hat eine solche Einrichtung, daß man die den verschiedenen Richtungen entsprechenden Farben, nicht wie beim einfachen Hindurchsehen nacheinander, sondern beide gleichzeitig nebeneinander erblickt, so daß die geringsten Differenzen deutlich hervortreten. Der Hauptbestandtheil der Dichrolupe ist ein doppeltbrechendes Stück Kalkspath in einer runden Messinghülse, die auf der einen Seite von einer in der Mitte quadratisch durchbohrten Messingscheibe geschlossen ist. Sieht man von der anderen, offenen Seite her nach dem hellen Himmel, so erblickt man wegen der doppelten Lichtbrechung des Kalkspaths zwei unmittelbar nebeneinander liegende Bilder jener quadratischen Oeffnung. Bringt man nun vor diese einen nicht dichroitischen farbigen Körper, so sind diese beiden Bilder gefärbt und zwar beide gleich und beide bleiben auch gleich, wenn man das Dichroskop zwischen den Fingern herumdreht. Ist der Körper dagegen dichroitisch, dann sind die beiden Bilder verschieden gefärbt oder werden verschieden, wenn man das Instrument in derselben Weise dreht. Während einer vollkommenen Drehung desselben um 360° sind auch bei dichroitischen Steinen bei vier je um 90° voneinander entfernten Lagen beide Bilder gleich, bei allen Zwischenlagen sind sie dagegen verschieden, und zwar am meisten in vier Stellungen, die gerade in der Mitte zwischen jenen liegen, in denen Gleichheit stattfindet. Aus gewissen Gründen ist es zweckmäßig, einen, bei einer ersten Untersuchung scheinbar nicht dichroitischen Stein noch ein zweites Mal in einer anderen Richtung

Digitized by Google

zu prüfen, in der dann zuweilen die Entscheidung erst eintritt. Zeigt sich auf diese Weise auch in der zweiten Lage keine Farbendifferenz, dann kann man den Stein unbedenklich als nicht dichroitisch, also in unserem speziellen Fall als nicht zum Rubin, Sapphir ꝛc. gehörig betrachten.

Die Beobachtung des Dichroismus der Edelsteine mittelst der Dichrolupe ist für die Unterscheidung derselben äußerst werthvoll, und jeder Juwelier sollte sich daher mit der Handhabung dieser Methode vertraut machen. Der kleine Apparat ist billig, seine Benutzung sehr einfach, und die Beobachtung mit demselben bringt dem Stein nicht die geringste Gefahr der Beschädigung. Außerdem läßt sie sich bei rohen und geschliffenen Steinen anwenden und bei letzteren sogar häufig, wenn sie schon gefaßt sind. Nicht selten kann man mittelst der Dichrolupe allein schon mit Sicherheit manche verschieden werthvolle, aber ähnlich aussehende Steine voneinander unterscheiden und auf diese Weise Schaden vermeiden. Manchmal führt allerdings die Beobachtung des Dichroismus allein nicht zum Ziel, dann müssen noch andere Eigenschaften in Betracht gezogen werden. Hierauf haben wir aber an dieser Stelle nicht näher einzugehen. Es sei hier nur noch erwähnt, daß der Korund weder vor dem Löthrohr schmilzt, noch von Säuren in irgend bemerkbarer Weise angegriffen wird.

Wir wenden uns nunmehr, nachdem wir die Eigenschaften des edlen Korunds kennen gelernt haben, zur Betrachtung des Vorkommens. Es scheint, als ob die Fundorte guter schleifbarer Rubine und Sapphire im allgemeinen ziemlich scharf getrennt wären in der Weise, daß an einzelnen Stellen der Rubin weit überwiegt und neben ihm nur wenige Sapphire sich finden, während umgekehrt anderwärts der Sapphir von verschwindend wenig Rubin begleitet wird. Nur in Ceylon trifft man beide Arten von Steinen in annähernd gleicher Menge, hier wie an allen übrigen Fundorten in Begleitung der anderen edlen Korunde

Digitized by Google

in stets geringer Menge, von gemeinem Korund und von allen möglichen anderen Edelsteinen und sonstigen Mineralien. Diese Verschiedenheit in der Verbreitung der wichtigsten edlen Korunde, des Rubins und des Sapphirs hängt damit zusammen, daß das Muttergestein beider, das Gestein, in dem sie sich gebildet haben und in dem sie jetzt eingewachsen liegen, nicht dasselbe ist. Der schleifbare Rubin findet sich im körnigen Kalk oder Marmor, während der Sapphir einen Bestandtheil des Gneißes und anderer krystallinischer Schiefer bildet.

Aus seinem ursprünglichen Muttergestein wird aber keiner der beiden Edelsteine gewonnen, wenigstens ist dies nur in kaum nennenswerthem Umfange der Fall. Die meisten Rubine und Sapphire stammen aus den lockeren, thonigen oder sandigen Schuttmassen, die durch Verwitterung dieser Gesteine entstehen und in denen die Edelsteine, weil sie von der Verwitterung nicht angegriffen werden, vollständig frisch und unverändert zerstreut liegen. Eine solche Schuttmasse, in der ein nutzbares Mineral in für die technische Gewinnung genügender Menge vorhanden ist, nennt man eine Seife, man spricht so von Goldseifen, Platinseifen, Zinnseifen ꝛc., in unserem Falle wird es sich um Edelsteinseifen handeln.

Aus einer solchen Seife sind die Edelsteine selbstverständlich leichter und einfacher zu gewinnen, als aus dem unveränderten, festen und harten Gestein. Es geschieht dies dadurch, daß man die leichten erdigen Bestandtheile des Seifenschuttes durch Abwaschen im Wasser, vielfach in besonderen Waschapparaten entfernt und aus dem übrig gebliebenen gröberen Sand und Grus die wenigen Rubine und Sapphire, die nun an ihrem Aussehen leicht kenntlich sind, ausliest. Wegen dieses Verfahrens spricht man auch vielfach von Edelsteinwäschereien oder -Wäschen.

Liegt eine solche Seife an derselben Stelle, wo die Zer-

Digitized by Google

setzung des betreffenden Muttergesteins stattgefunden hat, dann sind die Edelsteine und die sie begleitenden, der Verwitterung nicht verfallenen Mineralien vollkommen scharfkantig und eckig, wie sie es in dem Gestein waren. Vielfach werden aber diese lockeren Schuttmassen vom fließenden Wasser ergriffen, an den Bergabhängen in die Tiefe hinabgeschwemmt und auf dem Grunde der Thäler ausgebreitet. Bei diesem Wege reiben sich die genannten Mineralien gegenseitig ab, ihre scharfen Kanten und Ecken verschwinden und sie bilden rundliche Geschiebe. Dies ist die Form, in der die rohen Rubine und Sapphire vielfach in den Handel kommen.

Suchen wir nunmehr die Fundorte speziell kennen zu lernen, die uns die hier in Rede stehenden Steine liefern, so haben wir uns in allererster Linie nach Asien, und zwar nach Birma, Siam und Ceylon zu wenden. Zahlreiche Exemplare kommen auch aus Nordamerika und Australien, aber Afrika und Europa und ebenso Südamerika liefern nichts oder doch so gut wie nichts.

Wir gehen zuerst nach Birma, dem Lande der Rubine, von wo wahrscheinlich schon seit dem 15. Jahrhundert oder vielleicht seit noch längerer Zeit die meisten schönen, tiefroth gefärbten Rubine in den Edelsteinhandel kommen. Die Fundstätten liegen alle in Oberbirma, im Gebiete des oberen Irrawaddi. Nach einem Berichte des Franzosen Tavernier, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts zum Zwecke des Edelsteinhandels Indien und andere Länder des Orients bereiste, findet man vielfach die Mittheilung, daß der Rubin mit anderen Edelsteinen zusammen in Pegu, also in Unterbirma, im Gebiete des unteren Irrawaddi vorkomme. Diese Angabe ist aber völlig unrichtig, wie durch die Untersuchungen zahlreicher späterer Reisenden mit völliger Sicherheit klargestellt ist. Man weiß jetzt, daß in Pegu weder Rubine noch andere Edelsteine vorkommen und ebensowenig früher jemals vorgekommen sind.

Digitized by Google

Der Hauptrubinbezirk Birmas, der Ruby tract oder Stones tract der Engländer, liegt auf der linken östlichen Seite des Irrawaddi, ungefähr acht Tagemärsche in nordöstlicher Richtung von der Landeshauptstadt Mandalay entfernt. Es ist die Umgebung der Städte Kyat-pyen und Kathé und vor allem von Mogouk, dem Hauptort des ganzen Bezirks, der danach wohl auch der Bezirk von Mogouk genannt wird. Diese Stadt ist der wichtigste Platz für die Rubingräberei und für den Rubinhandel. Hier fließt von allen Seiten das gewonnene Material zusammen und von hier aus kommt die Ware über London in den Welthandel. Mogouk (oder Mogok) liegt etwa 100 (engl.) Meilen östlich vom Flusse unter 22° 55′ nördlicher Breite und 96° 30′ östlicher Länge, 4100 Fuß über dem Meere. Der Rubinbezirk hat einen Umfang von 45 bis 60, nach anderen Angaben sogar von 400 (engl.) Quadratmeilen. Wahrscheinlich finden sich Rubine aber auch noch weiter östlich in den unabhängigen Schanstaaten, von woher nicht selten Steine von den Eingeborenen auf den Markt gebracht werden. Der Charakter des Landes ist der eines ungesunden, wilden, dschungelbewachsenen Gebirges, dessen Spitzen sich bis 7000 (engl.) Fuß über das Meer erheben und das von zahlreichen tief eingeschnittenen Thälern durchzogen wird. In diesen liegen die wichtigsten Gruben, vor allem in denen, die durch jene drei Städte bezeichnet sind.

Ein ziemlich grobkörniger weißer dolomitischer Marmor bildet das Muttergestein des Rubins. Er wird darin begleitet von violettrothem Spinell, der ebenfalls als Edelstein geschliffen wird, von gelbem Chondrodit, bräunlich-rothem Glimmer (Phlogopit), gelblich-brauner Hornblende, etwas Schwefelkies, Magnetkies, Graphit ꝛc. In diesem Kalk ist der Rubin außerordentlich spärlich, er ist sogar weitaus das seltenste der genannten Mineralien, aber gleichwohl ist er auch weitaus das wichtigste von allen, die er sämtlich an Kostbarkeit hoch überragt. Er ist

Digitized by Google

in dem Kalk stets von regelmäßigen Krystallformen umgrenzt, und jeder Krystall hinterläßt in dem Muttergestein, wenn er herausgesprengt wird, einen scharfen Abdruck seiner Gestalt mit ebenen und glänzenden Flächen und ganz scharfen Kanten und Ecken.

Aus dem Kalk werden auch einige Rubine direkt gewonnen, indem man sie durch vorsichtiges Zerschlagen der Stücke von dem Muttergestein zu trennen sucht. Die meisten stammen aber aus dem Verwitterungsprodukt dieses Kalkes, aus den durch dessen Zersetzung entstandenen Seifen. Wo der Kalk dem Angriff der Atmosphärilien ausgesetzt ist, wird das Kalkkarbonat aufgelöst und weggeführt, und es hinterbleibt ein rother bis gelber Thon oder Lehm, der als Verunreinigung in dem Kalk enthalten war. Dieser Lehm beherbergt dann den Rubin und alle anderen nicht verwitterbaren Mineralien, die zuerst in dem Kalk eingeschlossen gewesen waren. Diese thonigen Seifen bedecken da, wo sie noch auf ihrer ursprünglichen Lagerstätte sich befinden, in der sie sich gebildet haben, die Abhänge der Thäler, der Berge und der Hügel in zum Theil mehrere Meter mächtigen Ablagerungen und erfüllen zahlreiche Höhlungen in den Kalkbergen. An sehr vielen Stellen sind aber diese rubinführenden Thonmassen vom Wasser von den Abhängen in die Tiefe geschwemmt und kamen so in den Lauf der Bäche und Flüsse, von denen sie auf dem Grunde der Thäler von neuem abgelagert wurden. Dabei sind vielfach die feinsten Bestandtheile vom Wasser mehr oder weniger vollständig fortgeführt worden. Dann bleibt oft ein Edelsteinsand zurück, der fast nur aus meist winzigen Rubinkörnchen besteht, welche im Sonnenlicht herrlich funkeln.

Diese edelsteinführenden Thone und Sande, der Byon oder Pyon der Birmanen, bilden nun das Material, das die Edelsteinsucher in erster Linie zu erlangen trachten und aus dem sie dann die Edelsteine herauswaschen und herauslesen. Je nach

Digitized by Google

der Art der Ablagerung des Byons ist aber die Gewinnung desselben verschieden und die Wichtigkeit der Lagerstelle selber, bemessen nach der Menge der darin vorkommenden Edelsteine, eine größere oder geringere. Wir werden die einzelnen Arten der Lagerung des Byons und dessen Abbau nunmehr kurz kennen lernen.

Am wichtigsten sind die Gräbereien in den Flußthälern. Kleine Schächte werden angelegt, um die tauben Sandmassen zu durchdringen, welche die edelsteinführende Schicht stets bedecken. Von diesen Schächten aus wird soviel Byon gewonnen als möglich, dann legt man einen neuen Schacht an und fährt so fort, bis die ganze rubinführende Ablagerung erschöpft ist. In den Flußniederungen des Rubinbezirks trifft man eine Unzahl alter Schächte dieser Art, welche die Wanderung namentlich bei Nacht sehr gefährlich machen, da Niemand daran denkt, die Löcher zu bedecken oder zu umzäunen und so unschädlich zu machen.

Die Ablagerungen an den Bergabhängen werden in der Weise ausgebeutet, daß man in Bambusröhren Wasser herbeileitet und von oben auf die edelsteinführende Erde fließen läßt. Dadurch werden die leichten Thontheilchen weggeschwemmt und aus dem übrigbleibenden Sande die Rubine ꝛc. in der bekannten Weise ausgelesen. Auch diese Arbeit liefert noch reiche Ausbeute.

Am wenigsten von Bedeutung sind die Höhlen im Kalkgebirge. Der darin abgelagerte Byon wird aber doch auch noch gewonnen und auf die allgemein übliche Art verwaschen. Der Bergwerksbetrieb im Innern der Berge ist aber wegen der Vernachlässigung jeder Vorsichtsmaßregel sehr gefährlich, und mancher Rubinsucher muß dabei sein Leben lassen.

In der oben beschriebenen Weise verfahren die eingeborenen Birmanen, die sich der Gewinnung der Rubine widmen. In ihrer Hand lag bis zur Eroberung des Landes durch die Engländer im Jahre 1886 die ganze Produktion; bis dahin

Digitized by Google

wurde der Rubinbezirk vor den Augen der Europäer ängstlich gehütet, so daß es kaum einem oder dem anderen gelang, bis dorthin vorzudringen. Jeder Eingeborene konnte damals Rubine graben gegen eine geringe jährliche Abgabe, aber es bestand daneben die Verpflichtung, alle Steine über einer gewissen Größe ohne Entschädigung an die königliche Schatzkammer in Mandalay abzuliefern und außerdem die ganze Ausbeute in der Rubinhalle in jener Stadt zum Verkauf zu stellen. Natürlich wurden diese lästigen Bestimmungen häufig übertreten, und es entwickelte sich neben dem legitimen Handel ein für Birmanen streng verbotener Schleichhandel mit Rubinen, der besonders in Rangun und in Kalkutta blühte. Seit der Occupation im Jahre 1886 hat sich das alles geändert. Die Eingeborenen arbeiten in ihrer alten Weise fort und zahlen der englischen Regierung eine kleine Abgabe, haben nunmehr aber die völlig freie Verfügung über ihre Funde. Daneben ist nun auch eine kapitalkräftige englische Gesellschaft auf den Plan getreten, die gegen Erlegung von 4 Lack Rupien im Jahr die Befugniß erhalten hat, die Rubinlagerstätten mit allen Hülfsmitteln der europäischen Technik auszubeuten.

So liegen die Verhältnisse in dem Hauptrubinbezirk Birmas bei Mogouk. Aber auch noch in mehreren anderen Gegenden des Landes sind Rubine gefunden worden, die Bedeutung dieser anderweitigen Gräbereien ist jedoch jenen gegenüber beschränkt. Erwähnt sei nur der Bezirk der gleichfalls aus Marmor bestehenden Sadschijin-Hügel am linken Irrawaddi-Ufer, einige (engl.) Meilen nördlich von Mandalay, die aber nicht nur weniger, sondern auch minder werthvolle Steine liefern, als der „stones tract".

Was nun die in den birmanischen Gräbereien gefundenen Edelsteine anbelangt, so überwiegen unter ihnen die Rubine weit, die anderen edlen Korunde fehlen aber doch nicht ganz. Auf einige hundert, manche sagen auf fünfhundert Rubine findet sich ein

einziger Sapphir, und die anderen Farben sind noch seltener; von ihnen ist noch am häufigsten die gelbe des orientalischen Topases und die violette des orientalischen Amethysts. Von sonstigen Edelsteinen gesellen sich dazu noch rothe Spinelle, die dem Rubin in der Farbe oft sehr nahe stehen, ihn aber an Härte und an Feuer doch weit nicht erreichen.

Wenn nun aber in Birma auch der Rubin der Zahl nach dem Sapphir weit voransteht, so herrscht bezüglich der Qualität und der Größe der Steine gerade das umgekehrte Verhältniß. Die Rubine von guter Beschaffenheit sind fast alle klein bis sehr klein, die große Mehrzahl wiegt nicht mehr als 1/8 Karat (ein Karat = 205 Milligramm) und erreichen weitaus nicht die Größe einer Linse, kaum die eines Stecknadelkopfes. Größere Steine sind sehr selten; sie haben zwar wie die kleinen meist eine schöne, tief rothe Farbe, aber sie pflegen voll von störenden Fehlern zu sein, so daß tadellose Exemplare von 6 bis 9 Karat nur äußerst sparsam, noch größere bloß vereinzelt vorkommen. In der letzten Zeit sollen verhältnißmäßig viele größere Steine gefunden worden sein, sogar bis zu einem Gewicht von über 1000 Karat, sie sind aber alle von einer so schlechten Beschaffenheit, daß sie nicht als Edelsteine benutzt werden können. Dagegen wird u. a. von zwei tadellosen Steinen von 37 und 47 Karat berichtet, die im Jahre 1875 von dem damaligen König von Birma nach London verkauft worden sind. Im Gegensatz dazu findet man unter den wenigen Sapphiren eine nicht unerhebliche Zahl großer Steine, und auch diese größeren sind gewöhnlich von guter Qualität, wodurch die geringe Zahl bis zu einem gewissen Grade wieder ausgeglichen wird.

Wie Birma das Land des Rubins, so ist Siam die Heimath des Sapphirs, doch findet man dort auch zahlreiche Exemplare jenes rothen Edelsteins. Weit über die Hälfte aller jetzt in den Handel kommenden Sapphire stammt aus Siam,

Digitized by Google

und so bedeutend ist die Produktion, daß nach einem zuverlässigen Berichte im Jahre 1889 eine einzige Londoner Juwelierfirma für 70000 Pfund Sterling von diesen Steinen en gros verkaufte. Aber während die edelsteinführenden Gebiete Birmas durch die Bemühungen der Engländer nunmehr sehr gut bekannt sind, hat man über das Vorkommen in Siam bis jetzt nur sehr spärliche Nachrichten. Darnach sind die Edelsteine dieses Landes bisher nur in Seifen gefunden worden; die ursprünglichen Lagerstätten sind noch so gut wie ganz unbekannt. Die Gegenden, wo Rubine vorkommen, sind andere als die, wo sich Sapphire finden. Alle Gräbereien liegen im Südosten des Landes, östlich vom Meerbusen von Siam. Es sind die Provinzen Battambong einerseits und Tschantabun und Krat (an dem genannten Meerbusen) andererseits. In der erstgenannten Gegend liegen die Hauptfundorte des Sapphirs, der hier nur von einigen Rubinen begleitet wird. In den beiden anderen Provinzen finden sich beide Edelsteine, aber auch hier räumlich getrennt durch den Kamm des wald- und wasserreichen Patat-Gebirges, das sich einige Tagereisen von der Küste entfernt hinzieht. An dem nördlichen Abhang liegt der Rubinbezirk Navong, an dem südlichen der Sapphirbezirk Pailin. Die Edelsteine wurden in der letzteren Gegend vor wenig mehr als dreißig Jahren von eingewanderten birmanischen Rubingräbern entdeckt und werden auch jetzt noch in der Hauptsache von diesen ausgebeutet, aber auch einige englische Gesellschaften haben sich ans Werk gemacht, allerdings zum Theil ohne Erfolg. In früheren Zeiten war der Reichthum an Edelsteinen an manchen Orten in Siam sehr groß. Nach dem Berichte eines Missionars aus dem Jahre 1859 konnte man damals an einem Hügel östlich von der Stadt Tschantabun, der darnach der Edelsteinhügel genannt wurde, in einer halben Stunde eine Handvoll Rubine sammeln. Jetzt ist aber der Vorrath der oberflächlich

Digitized by Google

herumliegenden Steine erschöpft, alles muß durch Gräbereien gewonnen werden, die von den Eingeborenen im wesentlichen auf ganz dieselbe Art und Weise betrieben werden wie in Birma.

Die meisten siamesischen Steine sind nicht von der besten Qualität. Rubine sowohl als Sapphire sind gewöhnlich so dunkel gefärbt, daß die Durchsichtigkeit darunter leidet. Aber wenn schon die Rubine durchschnittlich tiefer gefärbt sind als die birmanischen, so finden sich doch auch manche vom schönsten, durchsichtigsten Roth, die hinter den besten von Mogouk nicht zurückstehen. Aehnlich ist es mit den Sapphiren. Ihre Farbe ist meist dunkel indigoblau, tintig, aber auch von ihnen giebt es nicht wenige, die den Vergleich mit den sonst als die besten geltenden ceylonesischen in jeder Hinsicht wohl aushalten können.

Ceylon, die juwelenreiche Insel, beherbergt neben dem gemeinen und dem orientalischen Katzenauge, neben dem Spinell, Hyacinth und Amethyst, dem Almandin und Kaneelstein, neben dem Mondstein, dem Turmalin und manchen anderen Edelsteinen auch eine reichliche Menge schöner Sapphire und in geringerer Zahl auch Rubine. Aber während die Sapphire mit die besten unter allen sind, ist die Farbe der Rubine hier meist hell; es sind weibliche Steine von geringerem Werthe, zu denen sich allerdings auch einzelne tief rothe von der Qualität der besten birmanischen gesellen.

Die Edelsteine, die in Ceylon gewonnen und, mit Falsifikaten aller Art untermengt, an die dort verkehrenden Reisenden verkauft werden, stammen fast alle aus Seifen, aus den Gräbereien und Wäschereien im Sande und Kies der Bäche und Flüsse. Dies gilt wohl ohne Einschränkung für den Rubin und Sapphir und die sie begleitenden wenigen edlen Korunde von anderer Farbe. Die edelsteinführende Gegend liegt im Süden der Insel im Bezirk Saffragam, an den südlichen Gehängen des Adamspiks. Besonders wichtig sind die Flüsse, die aus dem

Digitized by Google

Berglande im Innern der Insel nach Westen und Süden, theilweise auch nach Südosten dem Meere zueilen, der Kaluganga, der bei Caltura mündet, der Mohagam und andere, in deren Schuttablagerungen die Edelsteinsucher in der trockenen Jahreszeit arbeiten. Der Mittelpunkt der Edelsteingewinnung ist Ratnapura (d. h. Stadt der Rubine) an dem erstgenannten Flusse. Für Sapphire ist außer dem Bezirk von Saffragam auch noch die Gegend von Matura an der Südküste von Bedeutung.

So reich Ceylon an Edelsteinen aller Art, namentlich an Rubinen und Sapphiren ist, so arm ist das Festland von Ostindien. Es beherbergt Diamanten, deren Vorkommen allerdings jetzt anscheinend so gut wie erschöpft ist, es birgt auch enorme Massen von gemeinem Korund, namentlich im Süden des Landes, in Maysur, aber schleifbare edle Rubine und Sapphire kommen kaum vor. Dagegen sind einige nördlich angrenzende Gegenden in dieser Beziehung nicht ganz unwichtig.

Zunächst erwähnt seien die Sapphire aus dem Himalaya von Kaschmir, die etwa seit 1880 eine gewisse Rolle spielen. Der Fundort liegt einige (engl.) Meilen östlich von dem Dorfe Machél im Distrikt Zanskár, unweit der Stadt Padam. Bei einem Bergsturz, der um die angegebene Zeit an einer Stelle nahe der Grenze des ewigen Schnees stattfand, kamen die im Gneiße eingewachsenen blauen Steine zum Vorschein und wurden von den Umwohnern ihrer schönen Farbe wegen gesammelt. Gleichzeitig entdeckte man aber auch, daß die thonigen Verwitterungsmassen des Gneißes in einem etwas tiefer liegenden Gebirgsthale ebenfalls Sapphire enthielten, zum Theil Steine von erheblicher Größe. Diese wurden hier „wie Kartoffeln“ aus dem weichen Boden herausgegraben. Anfänglich wußten die Leute nicht, was für einen Schatz sie entdeckt hatten; sie hielten den Sapphir für blauen Quarz oder für Amethyst und

Digitized by Google

verkauften ihre Funde in den indischen Städten, in Delhi ꝛc. zuerst um geringen Preis. Bald aber wurde der Werth der Sache auch in deren Heimath richtig erkannt, und der Preis stieg rasch auf eine den Verhältnissen entsprechende Höhe. Viele von diesen Steinen sind allerdings hell, bläulich-weiß und bläulich-grau, viele sind aber auch tiefer und reicher gefärbt und von sehr guter Qualität. Nicht wenige, schöne, schleifbare Exemplare haben eine recht erhebliche Größe, die bis zu einer Länge von 4 bis 5 Zoll und zuweilen sogar noch darüber hinausgeht, doch überwiegen auch hier wie überall sonst die kleinen. Die größten pflegen an beiden Enden hellblau bis weiß zu sein, so daß man häufig nur die besser gefärbte Mitte zu Schmucksteinen verarbeiten kann, die aber dann gewöhnlich, wie die kleineren Stücke in ihrer Gesamtheit schön hell, klar und recht werthvoll ist. Uebrigens sind auch noch an einigen anderen Orten in jener Gegend gute Sapphire vorgekommen, die Verhältnisse sind aber im einzelnen noch wenig bekannt.

Einige schöne Rubine sind in Afghanistan gefunden worden, wo der Emir bei Dschagdalak, 32 (engl.) Meilen von Kabul, in eigenen Gräbereien die Steine gewinnen läßt, die in einem glimmerhaltigen Kalke liegen. In der Nähe liegt ein Ort Gandamak, bei dem ebenfalls schon Rubine vorgekommen sind. Irgend eine besondere Wichtigkeit haben aber alle diese afghanischen Fundorte nicht, die in den siebenziger Jahren entdeckt worden sind.

Im Gegensatz zu den zuletzt betrachteten Fundorten sind sehr lange bekannt die Rubingruben in Badakschan, die der berühmte venetianische Reisende Marco Polo schon im 13. Jahrhundert besuchte und beschrieb. Von hier sollen alle die vielen und schönen Rubine stammen, die früher die Schatzkammern der reichen Indier beherbergten; nachher trat Birma an die erste Stelle. Die Gruben liegen in der Landschaft Schignan auf der

Digitized by Google

rechten Seite des Oxus, da, wo er in seinem Oberlauf das große nach Südwesten gerichtete Knie bildet, etwa unter 71° östlicher Länge von Greenwich und 37° nördl. Breite, oberhalb des rechten Nebenflusses Murgab und 16 Meilen unterhalb der Stadt Barschar in der Nähe eines Ortes Gharan, was aber nach anderen Angaben nur „Grube“ bedeutet. Die Lage des Orts ist nicht genauer bekannt, aber jedenfalls in dem niedrigen Vorberge, nicht in dem weiter zurück liegenden höheren Gebirge zu suchen. Die Art des Vorkommens der Rubine, die auch hier von Spinell begleitet werden, ist noch nicht sicher ermittelt; sie sollen wie in Birma in einem dolomitischen körnigen Kalk oder Marmor liegen. Der Ertrag der Gruben, der früher sehr beträchtlich gewesen sein muß, ist allmählich zurückgegangen und gegenwärtig gering, wenn die Arbeit daselbst überhaupt noch im Gange ist. Dies soll nach den Berichten der Reisenden mit Unterbrechung der Fall sein, und 1873 ist einem Gerücht zufolge ein taubeneigroßer Stein gefunden worden.

Gar nichts weiß man über das Vorkommen der schönen Rubine, die neuestens mit ihrem steten Begleiter, dem Spinell, nach Taschkent und von dort aus in den Handel gebracht werden. Nach der Mittheilnng der Kaufleute stammen sie aus dem Tian-schan, man weiß aber nicht woher, und auch diese letztere allgemeine Angabe ist wohl nicht so ganz sicher.

Einige, aber doch im ganzen nur sehr wenige gute Rubine liefert Nordamerika, besonders Nord-Carolina. Dagegen ist die Zahl der jährlich in den Vereinigten Staaten gefundenen schleifbaren Sapphire etwas größer. Am wichtigsten von diesen sind die Sapphire von Montana, die 1865 bei Helena am oberen Missuri beim Goldwaschen im goldhaltigen Sande entdeckt wurden. Seit 1891 wird die Goldwäscherei dort systematisch betrieben, und seitdem wird auch gleichzeitig eine nicht ganz geringe Zahl brauchbarer Sapphire daselbst gesammelt.

Digitized by Google

Der Gold und Edelsteine führende Sand bildet terrassenförmige Ablagerungen, die sich in einer Höhe bis zu 300 Meter über dem Fluß an dem Thalgehänge hinziehen. Die Steine sind vielfach deutlich krystallisirt; ihre Färbung ist ziemlich mannigfaltig, aber fast durchweg blaß: roth, violett, gelb, blau und grün. Die weitaus überwiegende Zahl ist aber grünlich-blau, während rein blaue und rein grüne, ebenso aber auch rein rothe Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören. Alle Sapphire von Montana haben einen starken Glanz und die meisten einen eigenthümlichen metallischen Schiller, der sonst bei diesen Edelsteinen nicht wieder vorkommt. Einige der grünen und blauen Steine werden bei künstlicher Beleuchtung roth. Nach der Aussage der Schleifer sind diese Korunde von Helena von ganz besonderer Härte, so daß sie viel mehr Zeit zur Bearbeitung erfordern als Rubine und Sapphire von anderen Orten. Sie stammen aus einem in der Nähe der Fundstelle vorkommenden vulkanischen Gestein, einem Glimmeraugitandesit, aus welchem sie durch Verwitterung losgelöst und in die lockeren Sandmassen hineingekommen sind.

Einige Steine, besonders Sapphire, liefert auch Australien Sie liegen hier mit Diamanten zusammen im Goldsande und in den Zinnseifen und werden mit dem Gold, dem Diamant und dem Zinnerz gelegentlich gewonnen. So ist es in Queensland, Südaustralien, Victoria und besonders in Neu-Süd-Wales, namentlich in dessen Nordostecke, die den Namen Neu-England führt. Auch aus Tasmanien sind in neuerer Zeit einige Sapphire gekommen. Der australische Sapphir ist im allgemeinen etwas zu dunkel gefärbt und ist daher weniger geschätzt als der ceylonesische. Er wird überall begleitet von einzelnen anders gefärbten Korunden, unter ihnen auch Rubin, aber in geringer Menge. Es gab eine Zeit, wo Australien sehr reich an Rubin zu sein schien. So fand man in den Macdonald-Ranges im

Digitized by Google

Norden der Kolonie Südaustralien zahlreiche rothe Steine, die man für Rubin hielt. In kurzem bildeten sich 24 Gesellschaften zur Gewinnung derselben, aber die in Menge gefundenen „Rubine“ erwiesen sich bei genauerer Untersuchung als Granaten und damit als beinahe werthlos. Dies sind die „Adelaide-Rubine“, die aber demnach ebenso wenig Rubine sind, wie z. B. die „Kap-Rubine“, von denen unten noch einmal die Rede sein wird.

Daß auch in Europa schleifwürdige Sapphire vorkommen, wurde gelegentlich im Vorbeigehen erwähnt. Manche Basalte, wie z. B. bei Fulda, am Laacher See, im Siebengebirge, in der Auvergne 2c. enthalten Sapphir, der aber kaum jemals geschliffen wird. Dagegen geschieht dies mit einzelnen Steinen dieser Art, die im Quellgebiet der Iser, auf der Iserwiese in Böhmen gefunden werden, doch ist gegenwärtig der Ertrag gering, nachdem früher manches werthvolle Stück dort aus dem Thalschutt herausgegraben worden war, der durch Verwitterung der in der Umgegend anstehenden Gneiße entstanden ist.

An all' den genannten Fundorten werden die rohen Steine gewonnen. Diese sind meist sehr unscheinbar und erhalten ihr schönes Aussehen, namentlich ihren kräftigen Glanz erst durch das Schleifen, wobei eine vollkommen glatte Oberfläche und diejenige Form hergestellt wird, welche die Schönheit am höchsten steigert und Farbe und Glanz am besten hervortreten läßt. Das Schleifen geschieht mit besonderen Apparaten und zwar auf horizontalen, sehr rasch sich drehenden stählernen Scheiben, die auf ihrer Oberseite mit ölbefeuchtetem Diamantstaub bestrichen sind. Nachher werden die geschliffenen Steine auf ähnlichen Scheiben mittelst feinem Tripel polirt, bis sie den höchsten erreichbaren Glanz erlangt haben.

Die Formen, die man dabei giebt, sind meist aus einzelnen kleinen Flächen, den sog. Facetten, zusammengesetzt. Nur selten werden die Rubine und Sapphire regelmäßig rundlich, wie man

Digitized by Google

sagt, mugelig oder en cabochon geschliffen. Nur bei den Sternsteinen oder Sapphir-Katzenaugen wird die letztere Schliffform immer angewendet, da die ihnen eigenthümliche Lichterscheinung auf solchen runden Flächen am schönsten hervortritt. Die anderen Rubine und Sapphire, deren Schönheit nur auf ihrer Farbe und ihrem Glanze beruht, werden fast stets facettirt und zwar nach den Umständen in verschiedener Weise. Die Form, die man am liebsten giebt, ist die Brillantform, die auch die Schönheit des Diamants am besten zur Geltung kommen läßt, nur werden die Steine, wenn sie sehr dunkel gefärbt sind, etwas dünner gehalten, als es die eigentliche strenge Regel für den Brillantschnitt verlangt. Sehr häufig giebt man auch die besonders für farbige Steine günstige Treppenform, bei der man die Treppe um so niederer, also die Dicke um so geringer macht, je tiefer und dunkler die Farbe. Neben diesen beiden Hauptformen kommen wohl gelegentlich auch andere Sorten von Schliff vor, aber doch viel seltener, daher soll davon hier weiter nicht die Rede sein.

In dieser Weise werden die Rubine und Sapphire im Abendland, in Europa, behandelt. Hier scheut man einen großen Materialverlust nicht, um einem Stein durch den Schliff eine günstige Form zu geben, welche die Schönheit möglichst hebt. Ein kleiner vortheilhaft geschliffener Stein kann mehr werth sein, als ein bedeutend größerer von unpassender Form. Anders denkt man im „Orient", in Indien, Birma, Siam &c. Hier fürchtet man einen Materialverlust, eine Verkleinerung der Steine durch das Schleifen sehr. Man läßt sie daher lieber so groß als möglich und schleift nur die Kanten und Ecken der rohen Steine etwas ab, wenn auch das Aussehen durch diese Operation in keiner Weise gehoben wird. Die Rubine und Sapphire, die im Orient geschliffen werden, — und dies geschieht bei ihnen, wie bei den anderen Edelsteinen sehr häufig an Ort und Stelle

Digitized by Google

— haben daher meist eine unregelmäßige, mugelige oder facettirte Gestalt. Sie müssen deswegen, wenn sie nach Europa verkauft werden, hier noch einmal umgeschliffen werden, wenn sie den abendländischen Ansprüchen an das Aussehen eines Edelsteins genügen sollen. Schöne Rubine und Sapphire werden gerne à jour gefaßt, geringere, namentlich gefleckte, mit Folien ꝛc. in einem Kasten, um ihre Fehler möglichst zu verdecken und zu korrigiren.

Was den Preis des Rubins und Sapphirs betrifft, so ist er, wie wir oben gesehen haben, außer selbstverständlich von der Größe sehr von der Schliffform abhängig. Eine gute, vortheilhafte Form erhöht, eine schlechte, ungünstige erniedrigt den Werth erheblich. Vom höchsten Einfluß sind Fehler, welche die Schönheit beeinträchtigen. Diese sind von verschiedener Art und je nach den Umständen mehr oder weniger schädlich. Häufig sind sog. Wolken, weiße, graue, bräunliche ꝛc. wolkige Trübungen, die da, wo sie an die Oberfläche treten, die feine Politur verhindern. Sie rühren her von an einzelnen Stellen solcher fehlerhafter Steine angehäuften Einschlüssen mehr oder weniger zahlreicher winziger fremder Mineralkörnchen, die unter dem Mikroskop bei genügender Vergrößerung deutlich hervortreten. Andere Fehler sind milchweiße, halb durchsichtige Flecken, sog. Chalcedonflecken; weiße glasartige Streifen; Risse und Sprünge, sog. Adern oder Federn ꝛc. Diese Fehler sind oft so versteckt, daß sie nur von geübten Beobachtern leicht bemerkt werden. Unmittelbar ins Auge fallend sind trübe Beschaffenheit des ganzen Steins, mehrfache Färbung, weiße oder farbige Flecken und anderes. Wenn solche Fehler vorhanden sind, kann der Preis auf einen sehr geringen Betrag heruntergedrückt werden, und wenn sie sich zu sehr häufen, ist der Stein überhaupt nicht mehr als Edelstein brauchbar, er ist auch bei der schönsten Färbung fast werthlos. Andererseits erreichen Rubine und

Digitized by Google

Sapphire den höchsten Werth, wenn sie von den erwähnten Unvollkommenheiten nichts aufzuweisen haben, und wenn sie vollkommen gleichmäßig und recht tief und rein gefärbt sind. Dabei sind einzelne Farbennuancen besonders beliebt, und die Tiefe der Farbe darf nicht so weit gehen, daß die Durchsichtigkeit der Steine darunter leidet. Beim Sapphir kommt dazu noch die Anforderung des sammetartigen Glanzes, von dem oben schon die Rede war.

Die Preise sind aber für vollkommen tadellose Rubine und Sapphire nicht dieselben, vielmehr steht der erstere sehr viel höher und übertrifft sogar, wie wir schon eingangs gesehen haben, erheblich den Diamant. Der Rubin ist weitaus der kostbarste aller Edelsteine nicht nur jetzt, sondern, soweit man es verfolgen kann, immer gewesen.

Dies hängt wesentlich mit der relativen Häufigkeit des Vorkommens ganz vollkommen fehlerfreier Steine zusammen. Wir haben schon gesehen, wie es damit in Birma steht. Dieses Verhältniß gilt aber ganz allgemein; ein schön gefärbter tadelloser Rubin geringer Größe, schon von 3 Karat, ist bereits recht selten, einer von 5 Karat ist ein ungewöhnlicher Fund und bis ein Stein von 10 Karat oder gar ein noch größerer vorkommt, können manche Jahre hingehen. Dagegen sind tadellose Sapphire von 10 Karat nichts Seltenes, und sogar recht große findet man nicht zu spärlich. Dasselbe gilt auch vom Diamant der besten Sorte mit der geschätztesten blau-weißen Farbe.

In den Preissätzen spricht sich dieses Verhalten folgendermaßen aus, wobei es sich natürlich nur um Durchschnittszahlen handeln kann und zwar unter Vergleichung von Steinen derselben Qualität. Ein schöner blau-weißer Brillant (Diamant in Brillantform) von 1 Karat kostet etwa 300 Mark und ein Karatstein von den seltenen allerfeinsten indischen Diamanten 400 bis 500 Mark. Ein dunkelkarminrother oder taubenblutrother, fehlerfreier

Digitized by Google

Rubin von demselben Gewicht kostet ungefähr das Doppelte, während ein Sapphir bester Art nicht höher als auf 150 bis 200 Mark zu stehen kommt. Dies entspricht etwa dem Preis eines gewöhnlichen Brillants, also nicht eines der oben erwähnten feinerer Beschaffenheit.

Noch größer werden die Unterschiede bei größerem Gewicht, weil die Seltenheit guter Rubine mit der Größe in unverhältnißmäßig höherem Maße zunimmt, als dies beim Sapphir und Diamant der Fall ist. Ein dreikarätiger Diamant von der ersten Sorte kann zu 3000 Mark, ein ebenso schöner und schwerer Rubin auf 30000 Mark geschätzt werden. Der Preis steigt hier also in sehr viel höherem Grade als das Gewicht. Demgegenüber kostet ein Sapphir von 3 Karat kaum mehr als das Dreifache eines einkarätigen, also etwa 500 bis 600 Mark. Bei 5 Karat steigt der Preis eines Brillants auf ungefähr 6000 Mark, der eines Rubins muß auf mindestens 60000 Mark gesetzt werden und ein entsprechender Sapphir ist mit 1000 bis 2000 Mark genügend bezahlt. Steigt das Gewicht noch höher, so hält sich der Diamant immer noch in mäßigen Grenzen (10 Karat etwa 11000 bis 12000 Mark, 15 Karat 15000 bis 16000 Mark 2c.), und ebenso ist es beim Sapphir. Beim Rubin giebt es dagegen keine allgemein gültigen Marktpreise mehr, es treten Liebhaberpreise ein, die von Fall zu Fall nach den Umständen bestimmt werden und die zuweilen eine enorme Höhe erreichen. Dabei handelt es sich überall um geschliffene Steine, die beim Schleifen etwa die Hälfte ihres Rohgewichts verloren haben. Ein geschiffener Rubin von 5 Karat setzt also z. B. einen rohen Stein von ungefähr 10 Karat voraus u. s. f.

Bei diesen, selbst beim Sapphir schon recht ansehnlichen Preisen ist es selbstverständlich, daß man vielfach sucht, diesen werthvollen Juwelen entsprechend gefärbte billigere Steine betrügerischerweise unterzuschieben. Auch Glasflüsse werden

Digitized by Google

hierzu häufig verwendet, die das Aussehen der echten Rubine und Sapphire oft recht täuschend nachahmen.

Eine Verwechselung des Rubins ist mit allen möglichen anderen rothen Edelsteinen möglich, die daher auch oft ebenfalls als Rubin, aber mit irgend einem unterscheidenden Beinamen bezeichnet werden. Vom echten Rubin zuweilen in der Farbe nicht zu unterscheiden ist der dunkelrothe Spinell, der daher Rubinspinell heißt, und auch der hellrothe, der den Namen Balasrubin (rubis balais) erhalten hat. Sehr rubinähnlich sind auch manche Granaten. Wir haben oben schon die sog. Adelaide-Rubine kennen gelernt. Ein sehr schön rother Granat ist auch der „Kaprubin", der den Diamant in den südafrikanischen Gruben begleitet und der anfänglich gleichfalls für echter Rubin gehalten wurde. Er findet jetzt in billigeren Schmucksachen statt des echten Rubins Verwendung. Der hellrothe Rosatopas gleicht ebenfalls manchen Rubinen; da er meist aus Brasilien stammt, wird er nicht selten als „brasilianischer Rubin" bezeichnet. „Böhmischer Rubin" ist ein hellrother Quarz, der sog. Rosenquarz; „sibirischer Rubin" ist rother Turmalin; „falscher Rubin" ist rother Flußspath. Von allen diesen Pseudorubinen ist der echte orientalische Rubin leicht durch seine große Härte und sein hohes spezifisches Gewicht, sowie durch die abweichenden Verhältnisse der Lichtbrechung und des Dichroismus zu unterscheiden. Ein geübter Edelsteinkenner wird einen echten Stein allerdings in den meisten Fällen schon durch das bloße Auge an seinem Aussehen, namentlich an seinem ganz besonderes kräftigen Glanz erkennen.

Dem Sapphir gleichen die durchsichtigen blauen Steine, so der Cordierit, der zuweilen als Luchs- oder Katzensapphir bezeichnet wird, der Cyanit, der auch den an Sapphir anklingenden Namen Sapparé führt, der blaue Topas und Aquamarin und manche anderen. Dieselben Eigenschaften, die den Rubin von den übrigen rothen Edelsteinen und vom rothen Glas unter-

Digitized by Google

scheidet, können auch zur Erkennung des echten Sapphirs dienen.

Zum Schluß haben wir nun noch die künstliche Darstellung des Rubins zu betrachten. Der Rubin ist der einzige kostbare Edelstein, dessen Nachbildung mit allen natürlichen Eigenschaften, also mit derselben chemischen Zusammensetzung, derselben Krystallisation, demselben spezifischen Gewicht, der nämlichen Härte, Farbe &c., kurz mit genau der natürlichen Beschaffenheit in so großen Exemplaren gelungen ist, daß sie wenigstens einigermaßen als Schmuckgegenstände Verwendung finden können. Nach vielen vergeblichen Versuchen ist es den französischen Chemikern Frémy und Feil Ende der siebenziger Jahre gelungen, kleine Krystalle zu erzeugen, die sich von dem Rubin aus Birma in nichts Wesentlichem unterscheiden, außer in Bezug auf die Entstehung. Jene beiden Forscher verfuhren so, daß sie in einem Thontiegel ein Gemenge von reiner Thonerde (Al_2O_3) mit etwas kohlensaurem Kali, Fluorbaryum oder Fluorkalium und mit einer kleinen Menge chromsauren Kalis bei ungefähr 1500° C. zusammenschmolzen und die Schmelze acht Tage im Fluß erhielten. Nach der Erkaltung und Erstarrung fanden sich in der Masse zahlreiche rothe Krystalle vom Rubin, denen einige wenige blaue Sapphire beigemengt waren.

Die zunächst erhaltenen Kryställchen waren allerdings nur klein und erreichten kaum ½ Karat, also etwa 100 Milligramm Gewicht. Sie waren aber so schön gefärbt, so klar, durchsichtig und glänzend, wie es von guten Schmucksteinen verlangt wird, und sie sind auch in der That trotz ihrer geringen Größe zum Theil in Schmuckstücke gefaßt worden. Frémy hoffte noch größere Exemplare herzustellen, indem er die Menge der aufeinander einwirkenden Substanzen steigerte, er wurde aber von den beabsichtigten Versuchen durch den Tod abgerufen. Würde es wirklich gelingen, solche künstliche Rubine von bedeutender Größe

Digitized by Google

herzustellen, so würde dieser Edelstein unter Umständen rapide im Preise sinken. Aber es hat damit noch gute Wege, da die künstliche Herstellung des Rubins noch ein sehr kostspieliges Unternehmen ist, so daß die künstlichen Steine kaum billiger zu stehen kommen würden, als die natürlichen. Aber dieser Uebelstand wird sich wohl beseitigen lassen, und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß in naher oder ferner Zeit die Rubingruben verlassen werden, weil sich die Juweliere künstlicher Steine bedienen. Diese würden in nichts hinter den natürlichen zurückstehen, da sie deren sämtliche Eigenschaften ohne Ausnahme besitzen.

Mit der billigen fabrikmäßigen Herstellung künstlicher Rubine würde sich aber jedenfalls eine Umwälzung insofern vollziehen, als damit dieser Edelstein aus den Schmucksachen der Reichen verschwinden und in die der minder Begüterten übergehen würde. Denn der Reiche will nicht nur schöne, sondern auch theure Steine, die nicht Jedermann zugänglich sind und durch deren luxuriöse Verwendung er seinen Reichthum zeigen kann. Vorderhand haben allerdings die Besitzer von Rubinen noch keine Entwerthung zu befürchten, wenn auch freilich nicht geleugnet werden kann, daß über Nacht durch eine geeignete Verbesserung des Frémyschen Verfahrens ein Umschwung eintreten kann.

Eine noch räthselhafte Sache sind die schönen rothen „Rubine", die vor einigen Jahren unter dem Namen „rubis reconstruits" von Genf aus in den Handel gebracht wurden. Es wurde nicht näher bekannt, was es ist; wahrscheinlich hat man es mit einem Kunstprodukt zu thun, vielleicht sind es auch echte künstliche Rubine, wie die von Frémy, vielleicht ist es aber auch etwas ganz anderes. Es soll hier nur zum Schluß noch auf die Existenz dieser Dinge hingewiesen werden, die schon zu großen Prozessen zwischen Käufern und Verkäufern geführt haben.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist früher erschienen:

Ueber Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(42 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25.50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142)..... M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94) „ 1.—
Comes, Die Laven des Vesuv. Uebersetzt von Mohrhoff. (N. F. 80) „ —.80
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479) „ 1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283) „ —.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums. (472).... „ 1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294).......... „ 1.60
— Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353) „ 1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241).......... „ 1.—
— Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277)............... „ —.80
— Die Halbedelsteine. (334)........................ „ —.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76).. „ —.60
List, Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild. (N. F. 126) .. „ —.80
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu ein Kupferstich. (202) ... „ 1.20
Noeggerath, Jakob, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104)............................ „ —.60
— Der Torf. (230).............................. „ —.75
Petersen, Der Zustand im Erdinnern. (N. F. 118)............ „ 1.—
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten u. ihre Beziehung z. Erde. (151) „ —.60
— Die Gewinnung von Gold und Silber. (379)............. „ —.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185)..................... „ 1.60
— Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301) „ 1.60
— Ueber das Gold. (324/325)...................... „ 1.20
Rensch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuskript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) „ 1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2. Abz. (92)........................ „ —.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2. Abz. (19).................. „ —.75
— Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111) „ —.75
— Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306)................ „ —.75
— Ueber die Erdbeben. (390)........................ „ —.80
Röttger, Erdbeben. (N. F. 74)........................ „ 1.—
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 2. Abz. (55/56) „ 1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März und April 1866 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38) „ —.80
— Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153) „ —.60
Tarnuzzer, Falb und die Erdbeben. (N. F. 139)............. „ —.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439) „ 1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160).. „ —.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86).................. „ —.60
Zirkel, Die Umwandlungsprozesse im Mineralreich. (136)....... „ —.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251)............. „ —.80

Digitized by Google

Rubin und Sapphir.

Von

Dr. Max Bauer,
Geheimem Regierungsrath, Professor an der Universität Marburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 275.

Die attische Gesellschaft in der neueren Komödie der Griechen.

Vortrag

von

Dr. J. Oeri
in Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber Litteratur, Kunst und Musik.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21 Mark.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10)	M. 1.60
Alberti, Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur und die Grenzen seiner Berechtigung. (N. F. 52)	„ 1.—
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155)	„ —.80
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205)	„ 1.—
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215)	„ 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? [G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.] (173)	„ 1.20
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschnitten. (245/246)	„ 2.—
Genée, Das deutsche Theater und die Reformfrage. (99)	„ 1.—
Hagen, Ueber litterarische Fälschungen. (N. F. 60/61)	„ 1.60
v. Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. (136/137)	„ 1.60
Jansen, Deutsche Schlachtendenkmäler, wie sie sind und wie sie sein sollen. (N. F. 50/51)	„ 1.60
Kalischer, Musik und Moral. (N. F. 30/31)	„ 2.—
Mähly, Der Roman des XIX Jahrhunderts. (10)	„ 1.—
Michel, Lessing und die heutigen Schauspieler. (N. F. 34)	„ 1.40
Minckwitz, Die Entwickelung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. (203)	„ 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82)	„ 1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177)	„ 1.—
Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. N. F. 88/89.	„ 1.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen" erschienenen Hefte.

Die attische Gesellschaft
in der neueren Komödie der Griechen.

Vortrag

von

Dr. J. Oeri
in Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

OCT 15 1897

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Für die Kenntniß der Athener des peloponnesischen Krieges besitzen wir fast unerschöpfliche Quellen an Euripides und Aristophanes. Es wird kaum ein wichtiges Lebensgebiet geben, von dem wir nicht durch die Tragödien des einen, die Komödien des andern die specielle Auffassung, die man damals im allgemeinen darüber hatte, oder die verschiedenen Meinungen, die sich bekämpften, erführen. Staat und Religion, Poesie und Philosophie, gesellschaftliche und sittliche Fragen aller Art werden bei ihnen so in die Diskussion gezogen, wie sie von dem gebildeten und ungebildeten Publikum des damaligen Athens erörtert werden mochten, und wir brauchen nur mit offenen Augen zu lesen, um uns sofort in dem großen Medium der Kultur jener interessanten Zeit zu befinden.

Anders steht es leider mit den Mitteln, die uns für die Bekanntschaft mit den späteren Athenern, denen des zu Ende gehenden vierten, des dritten und zweiten Jahrhunderts, zu Gebote stehen. Auch sie verdienen sehr wohl gekannt zu sein; denn das seiner politischen Größe beraubte Athen war für die ganze hellenistische Welt eine große Kulturpotenz geblieben, nach der man sich bewußt und unbewußt richtete. Wie gerne hätten wir auch aus ihrer Zeit Dichter, die uns ihr Denken und Empfinden so reflektirten, wie die genannten Dramatiker es für die ihre thun! Und es hat solche Dichter, Dichter sehr hohen Ranges, in Wahrheit gegeben, die wir als die Erben des Euripides und

Digitized by Google

des Aristophanes zugleich betrachten können, indem sie vom Tragiker die verwickelte, vom Komiker die heitere Handlung entnahmen; es sind Menander und Philemon und ihre Gesellen, die Dichter der sogenannten neueren Komödie.

Aber wenn wir nach ihren Stücken fragen, so erhalten wir die trostlose Antwort, daß wir uns mit mehreren Hundert Komödientiteln und mehreren Tausend Fragmenten begnügen müssen, weil kein einziges ganzes Werk auf uns gekommen ist. Wenn nicht aus ägyptischen Gräbern der Ptolemäerzeit noch eines oder das andere zu Tage gefördert wird, werden die Schätze dieser Litteratur mit der unendlich feinen Beobachtung des menschlichen und des speziell griechischen Lebens und Treibens, die sie enthalten haben müssen, auf ewig für uns verloren sein.

Wir müssen dem Schicksal Dank wissen, daß es uns wenigstens die Mittel, die Größe des Verlustes zu schätzen, nicht vorenthalten hat. Erhalten sind uns die interessanten „Charaktere" des Aristotelesschülers Theophrast, wo zur Darstellung der menschlichen Charaktertypen die Komödie das reiche Material an Einzelzügen geliefert hat, so daß der Geschwätzige, der Geizige, der Taktlose u. s. w. sich in lauter solchen Aeußerungen darstellen, die den Dichtern entnommen sind; erhalten sind uns aber besonders auch die römischen Nachdichtungen der griechischen Stücke, die zwanzig Komödien des Plautus und die sechs des Terentius aus dem Ende der dritten und der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. Ihre Nachdichtung ist bald freier, bald hält sie sich so an das Original, daß sie zur Uebersetzung wird. Auf römische Zustände ist namentlich bei Plautus ziemlich häufig angespielt, so daß man einige Vorsicht üben muß, um die Verwechselung römischer und griechischer Züge zu vermeiden, und auch darauf, daß der römische Nachahmer die Feinheiten seiner Vorlage hin und wieder vergröbert, muß man beim Lesen gefaßt sein; im ganzen aber bietet diese römische Komödie doch ein gutes Bild

Digitized by Google

der griechischen und an Zeugnissen für die Kultur des späteren Griechentums ist sie überaus reich; wir dürfen getrost annehmen, daß hier keine wichtige Seite derselben, sofern sie von den griechischen Dichtern häufig behandelt wurde, unerörtert geblieben ist; wenn auch zuzugeben ist, daß einiges, was zur feineren hellenischen Bildung oder zum raffinirteren Luxus gehört, mehr in den Hintergrund tritt.

Wenn wir uns nun aber nach den genannten Quellen, die wir für die Kenntniß der neueren Komödie haben, eine Vorstellung von der späteren attischen Gesellschaft zu machen suchen, so müssen wir uns von vornherein darüber klar sein, daß die Gesellschaft, welche die Dichter uns vorführen, keinen Anspruch darauf hat, ohne weiteres als Vertretung des attischen Volkes zu gelten. Die griechische Komödie, das dürfen wir nicht vergessen, ist ein dionysisches Spiel, und der Inhalt der neueren Komödie ist der Kampf um den Genuß; damit ist von vornherein die Ausschließung aller derjenigen Volkselemente gegeben, die an diesem Kampfe keinen oder nur geringen Antheil haben; nichts liegt dem Komödiendichter ferner, als sein Volk mit eines Gustav Freytags Augen bei seiner Arbeit zu suchen, und auch sein Publikum hätte ihm wenig Dank dafür gewußt, denn sein Sinn für den Segen der Arbeit war nicht groß; dafür dürfen wir aber erwarten, uns in diesen Stücken die Gesellschaft, der es gut geht oder die doch findet, daß es ihr pflichtgemäß gut gehen sollte, also die Gesellschaft in Anführungszeichen, vorgeführt zu sehen, und da der Reiz der Aufführungen doch wesentlich darin bestand, daß der Zuschauer in seiner Phantasie ein Stück Leben miterlebte, das in der Wirklichkeit zu genießen ihm selbst sehr wünschenswerth gewesen wäre, so dürfen wir getrost sagen: Das Leben der Klasse, die uns hier gezeichnet wird, entspricht in seinen angenehmen Seiten wenigstens dem, was Alle, die nicht Cyniker waren, gerne auch gehabt hätten, und ist insofern für

Digitized by Google

die ganze griechische, wenigstens die athenische Gesellschaft charakteristisch. Versuchen wir es nun, ihre wesentlichsten Züge kurz zu einem Bilde zusammenzufassen.

Wir gehen von der Frage nach den Quellen ihrer Subsistenz aus. Gewöhnlich denkt man sich die Athener ganz vorwiegend als ein handel- und gewerbetreibendes Volk, und das sind sie ja sicher auch gewesen. Aber in der Komödie tritt diese Seite ihrer Thätigkeit sehr zurück. Wohl wird etwa eingeschärft, daß man für den Fall der Verarmung ein Gewerbe verstehen sollte, um wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, und der Handel, besonders der überseeische, ist, wie zuweilen auch der fremde Kriegsdienst, als ein Mittel, Reichthum zu erwerben oder verlorenen Reichthum wiederherzustellen, sehr geschätzt. Der Held des Mercator, die Väter im Trinummus und in der Mostellaria, die beiden Ehemänner des Stichus kommen aus fernen Gegenden als reiche Leute nach Athen zurück; wo Getreide-, Vieh-, Oelhändler im Vorbeigehen genannt werden, hat man ebenfalls an solche zu denken, und auch der Sklavenhandel rentirt gut. So kann es denn gelegentlich geradezu als Zeichen der Tüchtigkeit eines jungen Mannes angeführt werden, daß er sich zur Mehrung des Besitzes auf die See begiebt, und einmal kommt es sogar vor, daß Jemand seinen Grundbesitz verkauft und sich mit seinem Kapital dem Seehandel widmet. Aber letzteres ist doch eine seltene Ausnahme. Im allgemeinen hält diese Gesellschaft den Handel für eine sehr riskirte Sache, und vor dem Meere mit seinen Stürmen und seinen Piraten hat sie eine für das Seevolk auffällige Furcht. Die gewöhnliche Grundlage ihres Reichthums ist der Landbesitz in Attika, und wer etwas arbeiten will, findet hier reichen Ertrag, ohne daß sein Reichthum dem Verdachte ausgesetzt wäre, dem Menander die Fassung gab:

„Noch keiner ward in Kürze reich mit Ehrlichkeit."

Digitized by Google

Der Schauplatz der plautinischen und terenzischen Stücke ist, vom Rudens und der Vidularia abgesehen, in der Stadt, und das Landgut pflegt für den Dichter das bequeme Auskunftsmittel zu sein, um den Abgang oder die Abwesenheit einer Person zu motiviren; aber gleichwohl kommt die helle Freude am Landleben an mehr als einer Stelle zum Ausdruck:

„Glück dir und Heil, mein liebes Land! Nach langer Zeit
Grüß' ich dich jubelnd. Keinem andern Erdenfleck
Thät' ich es so; mein liebes Gütchen aber, das
Mich nährt, verdient Verehrung, wie man Götter ehrt."

So redet Jemand nach langer Abwesenheit sein Grundstück an. Hier kann man sich gehen lassen und leben wie man will; denn das Landleben ist die Lehrmeisterin eines freien Lebens und wird daher besonders auch gerne von dem Verarmten aufgesucht, der den Ansprüchen, welche die Stadt erhebt, entgehen möchte. Aber auch sonst zieht sich dahin zurück, wem der städtische Luxus und die Demokratie mit dem in ihr großgezogenen Neide der Armen gegen die Reichen das städtische Leben verleidet hat; strenge Väter schützen ihre Söhne vor aller Liederlichkeit am besten, indem sie sie beständig hier halten und nur alle vier Jahre einmal zu den großen Panathenäen in die Stadt gehen lassen, um sie dann sofort, wenn sie den der Göttin dargebrachten Peplos gesehen haben, zurückzunehmen, und besonders halten sich hier die Alten gerne auf, denen die Genüsse der Stadt verleidet sind; einmal hört man von einem sich dahin zurückziehenden Vater geradezu die gutmüthige Begründung, es geschehe, damit das Familienvermögen den Aufwand und das Nichtsthun des Sohnes in der Stadt besser aushalten könne.

Im ganzen hat man es also mit einer grundbesitzenden Klasse zu thun, die zwar keine politischen Vorrechte mehr hat, aber in sozialem Sinne eine Aristokratie darstellt, und die abwechselnd auf ihren Landgütern und in der Stadt lebt; sie ist,

Digitized by Google

weil nur ihr Leben ihr als lebenswerth erscheint, und man nur mit seinesgleichen auf gleichem Fuße verkehren zu können glaubt, also z. B. auch die armen Verwandten meidet, strenge von allem dem geschieden, was sich auf gewerblichem Gebiete von seiner Hände Arbeit ernährt und wofür der Grieche das Wort Banausos hatte. Wir finden in der Komödie nicht, daß mit irgend einem Handwerker oder Künstler freundschaftlicher Umgang gepflogen würde; außer den Standesgenossen und den Bedienten zeigen sich in diesen Kreisen fast nur Parasiten, Geldverleiher, Köche und Kuppler, also Personen, die zum Genusse nach irgend einer Seite behülflich sind, und zur großen Seltenheit einmal ein Maler oder ein Arzt. Dazu kommt noch eine Anzahl von schutzbefohlenen kleinen Leuten, die bei den römischen Dichtern Klienten hießen, und denen man manchmal mit ziemlichen Opfern an Zeit in ihren Rechtshändeln beisteht, um sie dann auch zu seiner Verfügung zu haben, wenn man in eigener Sache Zeugen braucht. Etwa einmal stellen sich auch Proletarier vor, die, weil sie keinen besseren Gelderwerb haben und sich auf kein Handwerk verstehen, dem mühseligen Fischfange obliegen.

Es herrscht nun zwischen den sozialen Klassen kein besonders gutes Einvernehmen. Den Reichen, bei denen der Reichthum oft gemeine Herkunft und niedere Gesinnung überschatten muß, wird vorgeworfen, daß sie die Armen sich abmühen lassen, um die Früchte ihrer Arbeit selbst einzuheimsen, und daß mit ihnen nicht auf dem Fuße bürgerlicher Gleichheit zu verkehren sei; den Armen gegenüber haben sich die Reichen über Empfindlichkeit und Mißtrauen und vor allem über den ewigen und unaufhörlichen Neid zu beklagen. Prächtig ist der widerwärtige Neidhammel, der auch den bestgemeinten Vorschlägen des reichen Nachbars böse Absichten unterschiebt, in dem Euclio der Aulularia gezeichnet und auch die Advocati im Pönulus sind recht ordinäre

Digitized by Google

Schimpfer. Dieser Neid kann aber zu ernsthaften Gefahren führen. Es ist sehr fatal, wenn er in den Gerichten Gelegenheit sich zu äußern bekommt und es da beim Urtheilsprechen nach dem Satz der menandrischen Gnome: „Arm bist du; also nimm für Reiche nicht Partei“ zugeht. Schon ein fortgejagter Koch kann sich sehr unangenehm machen, indem er an die Bürger Attikas appellirt; aber man kann auch zum Beispiel dazu gezwungen werden, eine sehr fragwürdige entfernte Base zu heirathen oder doch wenigstens auszustatten; oder man kann wie Dämones im Rudens als das unschuldige Opfer einer Rancune aus der Vaterstadt verbannt werden. Ueberhaupt ist den Armen nicht zu trauen:

„Wer arm ist, sucht ein beſſ'res Los, als das er hat,
Ist doch zu freveln Thaten stets die Noth bereit,“

heißt es in Philemons Fragmenten, und eine Gnome Menanders lautet:

„Der Hunger hört auf Widerlegung einmal nicht.“

Da ist es denn natürlich, daß eine gewisse revolutionäre Stimmung besteht, die Demjenigen zur Verfügung ist, der sich ihrer zu bedienen weiß und das Volk im richtigen Momente mit frechen Worten haranguiren kann; denn die Frechheit und der Erfolg sind am Ende doch die stärksten Mächte oder, wie man damals sagte, die größten Götter, und die Masse glaubt an und für sich die Lüge lieber als die Wahrheit. Aber auch wenn es nicht zu großen Bewegungen kommt, kann der Arme dem Reichen bitteres Herzeleid zufügen, wenn er ihm als Sykophant zusetzt. Wie nervös die Ahnung, daß ein solcher im Spiele ist, einen sonst ruhigen Mann machen kann, zeigt der Simo der Andria; ganz besonders aber wird dieses Genre im Phormio in seiner Pracht dargestellt. Da sieht man, wie

Digitized by Google

wehrlos der vornehme Athener dem Sykophanten — denn das ist der Held, wenn er auch Parasit heißt — gegenübersteht, sofern dieser Familiengeheimnissen auf die Spur gekommen ist; es ist kein Zweifel, daß Apollodoros von Karystos, der vortreffliche Verfasser des griechischen Originals, der Wirklichkeit hier durchaus folgt.

Aber konnten denn nicht diese in ihrer Mehrzahl doch braven Wohlhabenden in der zur Zeit der neueren Komödie sehr reduzirten Demokratie vermittelst der zündenden Kraft des Wortes denjenigen Platz einnehmen, der ihrem Besitze und ihrer Bildung zukam? Mußten sie denn Demagogen aufkommen lassen, auf deren Eide soviel als auf die einer Buhlerin zu geben war? Wie verhielten denn sie sich gegenüber dem Staate?

Die Antwort ist, daß sie die gewöhnlichen Bürgerpflichten erfüllen, als junge Leute ihren Militärdienst thun, auch wohl einen besonderen Sklaven als Waffenträger halten. Auch die Theilnahme an den Volksversammlungen, die freilich sehr langweilig werden können, wird noch als ein Theil der Erziehung des freien Atheners betrachtet. Später übernimmt er nach dem Grundsatze noblesse oblige Funktionen, bei denen es zu repräsentiren gilt, er macht Gesandtschaftsreisen für den Staat und bewirthet fremde Gesandte, an Ehrgeiz fehlt es nicht ganz. Ehre, Ruhm und Popularität werden neben Besitz und Kredit als die erstrebenswerthen Lebensgüter genannt, und in älteren Jahren pflegt man denn auch eine Säule des Rathes zu sein, wobei freilich begegnen kann, daß sich der umgängliche Buleute zu Hause als Tyrann, der energische als Pantoffelheld herausstellt. Ueberall, wo es Geld zu verwalten giebt, traut man ihnen, die das Stehlen nicht nöthig haben, in einer Zeit, da schon der Name Archidemides an Korruption zu erinnern scheint, mehr Ehrlichkeit als den Andern zu.

Digitized by Google

Aber wenn wir unsere Gesellschaft mit den Athenern des peloponnesischen Krieges vergleichen, so fällt es doch stark auf, wie viel weniger patriotischer und politischer Schwung in den Leuten ist. Steuern hatte man wohl auch früher nicht gerne gezahlt, aber jetzt wird sogar über das Davonlaufen in der Schlacht meist nur mit Selbstironie gewitzelt, und ein moralisirender Alter glaubt zu bemerken, daß die Bewerbung um politische Ehren bei dem jungen Volke nachgerade übel angesehen sei. Und kann uns dies groß wundern? Schon die Demokratie hatte redlich das Ihre gethan, um diese Klasse politisch verdrossen zu machen, und nun war doch in der Zeit eines Alexander, Demetrios, Pyrrhos und des besonders bewunderten Agathokles die attische Politik bei dem neuen Maßstabe, womit die geschichtlichen Dinge jetzt gemessen wurden, unwillkürlich klein und unbedeutend geworden, und ganz unerfreulich war es, einen Blick auf das übrige Griechenland zu werfen; angesichts der sich gegenseitig zerfleischenden Hellenen läßt sich etwa der Stoßseufzer hören, die Tyche, die dies geschehen lasse, sei jedenfalls keine Hellenin.

Wir würden uns demnach kaum wundern, wenn eine kosmopolitische Denkart, wie sie aus dem einer Mutter ertheilten Rath spricht, nach der Herkunft des Schwiegersohnes nicht zu fragen, da ja auch ein Skythe und Aethiope eine edle Natur haben könne, und wie sie auch das Fehlen jedes Antisemitismus im Pönulus zu beweisen scheint, häufiger zu Tage träte, als sie in Wahrheit thut. Aber sie ist selten und an ironischen Blicken auf die Diadochen fehlt es nicht, wie denn zum Beispiel die massenhaften Taufen und Umtaufungen von Städten nach ihrem Namen im Rudens ganz schön damit persiflirt werden, daß der Sklave Gripus, der den Koffer des Kupplers aus dem Meere gezogen hat, sich in seinen Luftschlössern als Gründer einer Polis Namens Gripus sieht. Im Grunde ist es den Dichtern doch

Digitized by Google

nur in Athen, der Nährmutter von Hellas, wohl, und sie halten denn auch darauf, daß in ihren Stücken die autochthone attische Bürgerschaft nicht durch fremdes Blut verunreinigt wird. Ein Mädchen kann sehr abenteuerliche Schicksale durchgemacht haben, ehe es seinen Mann findet, wenn aber bewiesen ist, daß es eine attische Bürgerin sei, so ist man über dasselbe beruhigt, und wenn ein reicher Athener eine arme Bürgerstochter heirathet, so thut er dies mit dem Bewußtsein, ein politisch gutes Werk zu thun; nirgends aber kommt eine legitime Ehe zwischen einem Athener und einer Nichtathenerin oder umgekehrt zu stande; in dieser Beziehung schließt sich das Athen der neueren Komödie mehr ab, als das alte gethan hatte. Und ferner erscheint es immer als ein vom Selbstmorde nicht weit entfernter Akt der Verzweiflung, wenn der Athener in fremde Dienste geht oder sonst seiner Vaterstadt auf immer Valet sagt; nur völliger Bankerott und schreckliche Erfahrungen in der Liebe können ihn dazu bewegen, und er ist unendlich froh, wenn sich das Wetter wieder aufgehellt hat und er die Chlamys wieder gegen das Himation vertauschen kann.

Wenden wir uns nun von der Betrachtung des weiteren bürgerlichen Kreises, in dem sich unsere Leute bewegen, zu der des engeren familiären, so fällt vor allem auf, wie klein die Familien sind. Hätten wir nicht das menandrische Fragment, das da lautet:

„An Unglück geht doch über einen Vater nichts
Als nur ein anderer Vater, der mehr Kinder hat,“

so wüßten wir aus der Komödie überhaupt nichts von irgend welchem Kinderreichthume. In keinem von allen sechsundzwanzig Stücken der römischen Dichter stößt man auf eine Familie mit mehr als zwei Kindern. Es herrscht ein Zweikindersystem, wie es nicht anderswo in der Geschichte wird nachzuweisen sein, und

Digitized by Google

daß es nicht bloß ein scheinbares, auf den Umstand, daß die Dichter eben nicht mehr Personen brauchen, zurückzuführendes ist, geht aus einer Menge von Stellen hervor; auch haben wir an dem, was wir von Hetärenthum, Kindertödtung und Kinderaussetzung wissen, genug Anhaltspunkte, um uns über die Sache nicht zu wundern; daß aber eine Gesellschaft, die sich auf dieser Bahn bewegt, dem Aussterben verfallen ist, ist ebensowenig wunderbar.

Betrachten wir zunächst die Frauenwelt! Diese zerfällt, wie Jedermann gleich sieht, in eine emanzipirte und eine nicht emanzipirte Hälfte, in die Welt der Hetären und die der anständigen Frauen. Die ersteren stehen in der Komödie mehr im Vordergrund als im Leben der Fall war, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Handlung der Stücke sich auf der Straße abspielt, die anständige unverheirathete Athenerin hier aber nicht zu finden war; in der That kommt nur ein einziges Mal eine solche, im Persa, auf die Bühne; diese ist aber die Tochter eines Parasiten und muß einem Sykophantenstreiche zu Liebe die kriegsgefangene Sklavin spielen. Wollte also der Dichter nicht auf Mädchenrollen einfach verzichten, so blieb ihm nur die Hetäre oder doch das in dieser Sphäre aufgewachsene Kind übrig. Dieses letztere, das sich als freie, in früher Jugend ausgesetzte, verlorene oder gestohlene Athenerin zu entpuppen pflegt, wird von ihm in einem Theile derjenigen Fälle auf die Bühne gebracht, wo die Handlung mit einer legitimen Heirath schließen soll; wo dies sonst der Ausgang sein soll, da wird er fast nie durch irgend eine unschuldige Bekanntschaft motivirt; denn zu einer solchen gab die Sitte einmal keine Gelegenheit, sondern im Taumel eines Festes, bei dem die sonstige Aufsicht nachläßt, muß ein galantes Abenteuer die Thatsache schaffen, die dann zur Heirath führt.

Was nun das Verhältniß zu den Hetären betrifft, so muß

Digitized by Google

vorausgeschickt werden, daß die sexuelle Ausschreitung an sich Niemand zum Vorwurfe gemacht wird. So viele Klagen und Selbstanklagen in diesen Stücken laut werden, so betreffen sie immer nur die Entwöhnung von ernsthafter Thätigkeit, die Liederlichkeit und den finanziellen Leichtsinn, welche die Sache im Gefolge hat, und im übrigen heißt es: „Thue, was dich gelüstet, sofern es in guter Art geschieht!“ Auch die Hetären als solche sind für ernsthafte Leute kein Gegenstand der Verachtung. Man weiß wohl, was alles auf ihren Charakter schädigend einwirkt, beurtheilt sie aber im ganzen danach, wie sie sich geben, und im Eunuchen zum Beispiel kann Thais in ein freundschaftliches Klientelverhältniß zum Vater ihres Geliebten treten, nachdem sie allerdings sehr vortreffliche Eigenschaften an den Tag gelegt hat.

Wenn wir die erhaltenen Stücke durchgehen, so finden wir, daß ein Theil der Hetären einfach liebende Mädchen sind, ohne daß auf das Dubiose ihrer Existenz Bezug genommen wäre, so Philocomasium im Miles, Philematium in der Mostellaria, Phönicium im Pseudolus; im Mercator haben sich Pasicompsa und ihr Geliebter sogar eheliche Treue versprochen. In andern Fällen dagegen werden wir mit Damen bekannt gemacht, denen viel Böses nachgesagt werden kann. Sie sind vor allem über die Maßen habsüchtig und müssen es sein, wenn sie den großen Luxus, den man von ihnen verlangt, bestreiten und für ihre alten Tage, um dann nicht in dienende Stellung zu kommen, etwas zurücklegen wollen. Dadurch werden sie für ihre Liebhaber zur Kalamität, und das wissen sie auch und sprechen es mit wahrhaft klassischer Objektivität aus, daß es nicht in ihrem Interesse liegt, gut zu sein. Die beiden Bacchides, Phronesium im Truculentus mit ihren drei Liebhabern, die Bacchis im Heauton timorumenos proklamiren ihren Egoismus ohne die mindeste Scham, und besonders Gymnasium in der Cistel-

Digitized by Google

laria, die ihre dem Trunke ergebene Mutter mit ihrem Verdienste muß durchbringen helfen, macht sich daraus sogar etwas wie eine Tugend, die nicht ohne eine gewisse Pedanterie gepflegt wird. Andere sind besser. Zum Beispiel die eben genannte Thais des Eunuchen weiß, so sehr der Sklave Parmeno über die bei ihr neben allem Luxus herrschende Pauvretät und über ihr bedürfnißreiches Wesen schilt, durch feines Urtheil über das, was sich gehört, und durch ware Herzensgüte zu gewinnen, und im Beginn der Hecyra vertritt ein solches Mädchen, dem die rücksichtslose Ausbeutung aller Männer empfohlen wird, mit aller Kraft die gegentheilige Ansicht, wonach es ihm wenigstens gestattet sein soll, nur einen Einzigen zu lieben.

Die Herkunft der Hetären ist eine verschiedene. Bald sind sie Fremde freien Standes wie das Mädchen von Andros, das sich zuerst, ehe ihm die Kräfte versagten, durch seiner Hände Arbeit ernährte, bald Libertinen, die ein guter Freund, vielleicht sogar ein Freund unfreien Standes, wie Toxilus in Persa, aus der Sklaverei freigekauft hat, bald sind sie einfach die Sklavinnen eines Kupplers. Freie Athenerinnen sind, so weit dies möglich ist, durch das Gesetz des Staates vor der Nothwendigkeit, zu diesem Berufe zu greifen, geschützt; denn ein naher Verwandter hat die Pflicht, sie zu heirathen oder mit einer Mitgift zu versehen. Durch ihr Aeußeres, indem sie zum Beispiel keine Haarbinden tragen, unterscheiden sich die Hetären von weitem von den verheiratheten Frauen; bei besonderen Gelegenheiten, wie bei der Rückkehr einer siegreichen Armee, pflegen sie in Menge so aufgedonnert als möglich Parade zu machen; und es sind unter ihnen prächtige Erscheinungen, bei denen es sehr begreiflich ist, daß sie Eroberungen machen; aber ihre Siege verdanken sie doch auch wesentlich der gesellschaftlichen Bildung, die sie im Verkehre mit den Männern erwerben und wodurch sie den in der Enge ihrer Gynaikonitis aufgewachsenen anständigen Mädchen überlegen sind.

Digitized by Google

Bei Menander klagt ein solches, daß sie mehr freveln, sich vor nichts scheuen und ärger schmeicheln, muß aber in demselben Augenblicke auch zugeben, daß sie mehr wissen als die Bürgerstöchter, und bei verschiedenen Gelegenheiten erhält man den Eindruck, daß sie es trefflich verstehen, eine unbefangene, heitere Konversation in den Gang zu bringen. Rohe und gemeine Späße werden ihnen nicht in den Mund gelegt; in dieser Beziehung sind die Dichter der neueren Komödie ja überhaupt viel lesbarer als Aristophanes; nur im Vorbeigehen sei hier daran erinnert, wie selten, wenn sie auch nicht völlig fehlen, bei ihnen die Anzüglichkeiten wegen unnatürlicher Laster sind.

Ein eigenthümliches Verhältniß, das nicht völlig klar ist, muß zwischen verheiratheten Frauen und Hetären bestanden haben. Im Beginn der Cistellaria klagt eine Hetäre, daß in ihrem Stande im Gegensatze zu dem der Matronen zu wenig Zusammenhalten sei, Jene hätten die Neigung, sie in Abhängigkeit von sich zu halten, und wenn man eine Bitte an sie habe, werde man in hochmüthiger Weise behandelt, offen schmeichelten sie, hinter dem Rücken aber werde man von ihnen verleumdet, als verführe man die Männer. Man möchte gerne genauer wissen, was zu einer Berührung zwischen den beiden Ständen Veranlassung gab. Aus anderen Stellen nämlich ersieht man, daß sich die bessere Hetäre mit dem verheiratheten Manne nicht befaßt. Die Bacchis der Hecyra giebt das Verhältniß zu ihrem Freunde auf, sowie sich dieser verheirathet; ein wüstes Verhältniß eines Ehemannes zu einer Hetäre findet sich allerdings in den Menächmen; aber hier herrscht überhaupt dem Verwechselungsmotiv zuliebe die tollste Phantastik. Wo gar Greise in die Netze der Hetären gerathen, werden sie immer der Gegenstand des lautesten Hohns, wenn nicht gar der schärfsten Züchtigung.

Ein Gegenstand allgemeinen Abscheues sind der Kuppler und die Kupplerin. Diese muß einige Male der Hetäre, deren Mutter

Digitized by Google

sie ist oder vorstellt, die habsüchtige Seite des Hetärenwesens abnehmen, so daß der Liebhaber ernstlich geliebt und dabei doch arg geschröpft werden kann; ihre besondere Schwäche pflegt die Neigung zum Trinken zu sein; Jener gilt als die Verkörperung aller Habsucht, Roheit und Gemeinheit. Es wird mit Pathos beklagt, daß die attische Jugend einen solchen Menschen überhaupt in der Stadt dulde, und auch die biederen Greise aus dem gemeinen Volke suchen ihn im Pönulus als den Verderber der Bürger zu vernichten; aber, wenn er auch in der Komödie natürlich stets Haare lassen muß, erfährt man doch gelegentlich, daß er durch seinen mit dem schmutzigen, aber oft sehr umfangreichen Geschäft erworbenen Reichthum einflußreich ist; auch die anständigen Bürger brauchen ihn für allerhand Geldgeschäfte, und für die Verachtung, die beständig gegen ihn explodirt, entschädigt er sich durch souveräne Frechheit, indem er etwa einem armen Liebenden vorhält: „Ich habe mich nie für etwas anderes ausgegeben, als ich bin, du aber hast dergleichen gethan, als hättest du Geld, und hast keines."

Selbstverständlich wurde der Umgang mit den Hetären für schwächere Charaktere die Veranlassung zur leichtsinnigsten Lebensführung. Excesse im Trinken und eine Liederlichkeit, die, wie dies bei dem Sohne des Chabrias vorkam, selbst die Steine zum Denkmal des eigenen Vaters zu verkaufen fähig ist, sie hängen sich natürlich daran. Es ist daher von Interesse, das Urtheil zu erfahren, das die Griechen über diese Erscheinung ihres Volkslebens haben. Wenn wir die Väter der jungen Leute fragen, so sind diese bald nachsichtig und bald streng, je nachdem die Reflexion, daß die Jugend austoben müsse, und daß sie es einst auch nicht besser gehalten hätten, oder der Zorn über die Verzettelung des Vermögens, der sie gelegentlich zur Enterbung des leichtsinnigen Sohnes bestimmt, vorherrscht. Auffälliger kann erscheinen, daß zum Beispiel in der Casina und im Phormio

Digitized by Google

auch die Mütter die Sache mit sehr toleranten Augen betrachten. Von den Dichtern freut sich der größte, Menander, soweit aus den ihm nachgedichteten Stücken hervorgeht, der Liederlichkeit seiner jungen Landsleute ganz und gar nicht. Man muß nur ein wenig aufmerksam lesen, um den stillen Sarkasmus zu fühlen der in den Bacchides und dem Truculentus zum Ausdruck kommt. Im Heauton timorumenos gewinnt doch am Ende der Vater gegenüber dem einer bösen Buhlerin verfallenen Sohn das Spiel, und besonders in den Adelphi, einem Stücke, das die Erziehungsfrage mindestens ebenso grundsätzlich als die Wolken des Aristophanes anfaßt, triumphirt die strenge Denkart am Schlusse sehr schön über die laxe. Aber Menander selbst lebte in einer sehr soliden und glücklichen Verbindung mit Glycera, die eine — Hetäre war.

Daß infolge des Hetärenwesens viele nicht dazu kamen und nicht dazu kommen wollten, legitime Ehen einzugehen, ist selbstverständlich, viele thaten es am Ende aber doch, und bei diesen konnte ein etwelcher Optimismus hoffen, daß die bisherige Treue gegen die Hetäre die Treue gegen die künftige Frau verbürgen werde. Diese kannte man vor der Hochzeit fast nie, man hatte sie, sofern sie nicht, was als erwünscht galt, eine Verwandte war, höchstens gelegentlich einmal gesehen, und ein geängstigter Jüngling kann sich sogar zu der Idee versteigen, daß man für ihn eine Mißgeburt aufgezogen habe. Es ist also jedenfalls gut, wenn die Familie wenigstens sonst befreundet oder benachbart ist. Die Motive zur Eheschließung muthen uns etwa einmal aus anderen Gründen sonderbar an; so kommt es im Trinummus bekanntlich vor, daß Lysiteles um die Schwester seines liederlichen Freundes anhält, um diesem aus einer Verlegenheit zu helfen. Ganz besonders aber läßt man sich durch das reine Geldinteresse zur Heirath bestimmen. Es wird z. B. — freilich in ärmlichen Verhältnissen — ganz offen die Mitgift,

Digitized by Google

die zur Ablösung einer Hypothek dienen soll, als Grund zu dem Schritte genannt, oder die Frau wird als „die Alte, die mich mit ihrer Mitgift gekauft hat", bezeichnet. Aber diese Mitgift, die zwanzig große Talente betragen kann, ohne die eine Ehe in vieler Leute Augen ein bloßes Konkubinat oder eine Verbindung zwischen Esel und Kuh ist, und die auch in der sentimentalsten Szene in Frage kommen kann, kann den, der um sie seine Freiheit verkauft hat, gründlich unglücklich machen, und Mancher kommt zu spät zur Erkenntniß, daß Tugend die wahre Mitgift sei. Gerade die reiche Frau ist oft in ihrem Putz außerordentlich luxuriös. Wie hätte es auch anders sein können? Der griechische Ehrgeiz steckte doch der Frau auch im Blute, und bei der geringen geistigen Bildung, die ihr oft zu theil ward, mußte er seine Bethätigung auf diesem Gebiete suchen. So ist denn die Ehe oft ein nothwendiges Uebel oder wenigstens ein Meer voll von Gefahren; denn auch geschwätzig, neugierig, widerwärtige Widerspruchsgeister, herrschsüchtig und eifersüchtig sind die Weiber nach dem Urtheile der armen Männer. Gegen diese ließe sich freilich nach der nämlichen Komödie eine schöne Gegenklage erheben, wenn wir an die derben Späße denken, die sie sich gegen ihre Gattinnen erlauben, und daran, wie oft sie ihnen den Tod anwünschen oder nichts dagegen haben, wenn der Bediente denselben in ihrer Gegenwart wünscht. In Wahrheit aber würde man wohl sehr irre gehen, wenn man sich nach solchen Aeußerungen diese Ehen als besonders unglücklich denken wollte. Für Viele mochten sie ein schweres Ding sein, bis sie sich daran gewöhnt hatten; dann aber hieß es bald: „nichts ist so vertraut als Mann und Weib", und das Verhältniß war ein durchaus schönes. Die attische Bürgerstochter war denn doch, auch wenn sie noch so viele Mängel hatte, ein ganz anderes und feineres Wesen als die Hetäre, und das mußte jetzt zu Tage kommen. Wie schön zeichnete Menander im Ori-

Digitized by Google

ginal des Stichus die eheliche Treue zweier Schwestern, die ihr Vater zum Aufgeben der arm gewordenen und in der Ferne irgendwo neuem Erwerbe nachgehenden Männer vergeblich zu bestimmen sucht; denn sie haben den Mann und nicht das Geld geheirathet, und wie reizend ist der Frauenspiegel, den sie dabei zum besten geben! Ein ganz prächtiges Beispiel der Liebe und zugleich des edeln Stolzes gegen den sie verkennenden Gatten ist die Alkmene des Amphitruo, eine Gestalt, die sich getrost neben die besten Heroinen der Tragödie stellen kann.

Es wird etwa einmal gesagt, durch jede Mauer finde ein Wiesel und ein Ehebrecher den Weg; in Wahrheit aber ist der Ehebruch, von dem besonderen Falle des Amphitruo abgesehen, in diesen Stücken ein seltenes Motiv, und für den abgeschmackten Miles gloriosus vorbehalten. Dagegen ist von Scheidungen nicht selten die Rede. Der Mann kann eine solche durchsetzen, wenn sich an der Ehre der jungen Frau, welche die Mitgift auch der sonst Mitgiftlosen ist, nachträglich ein Flecken zeigt, ja er muß diesen Schritt thun, und wenn er ihn der Liebe zu der Schuldigen wegen auch noch so ungerne thut, ein Motiv, das in der Hecyra sehr geschickt behandelt ist; für die Frau ist ein Scheidungsgrund die Untreue des Mannes, die freilich meistens leichter straflos durchgeht als die ihre, oder eine schwere moralische Mißhandlung durch ungerechte Vorwürfe; aber auch ein gar zu übles Verhältniß zur Schwiegermutter kann sie bewegen, das Haus zu verlassen und zu ihrem Vater zu gehen, der dann vor allem die Mitgift zurückfordert.

Was die Kinder betrifft, so gelten Söhne für Säulen des Hauses, und es ist das natürliche Interesse des Vaters, daß sie sich wieder verheirathen und die Familie fortpflanzen. Aber auch ihnen gegenüber hegt man so viele Sorgen, daß ihr Besitz als selbstgewollter Kummer erscheint. Auch die Kosten der Erziehung

Digitized by Google

sind, wenn wir einer im Truculentus aufgestellten Rechnung glauben dürfen, von den ersten Tagen an sehr große, und ein rechter Hypochonder kann, wenn er alles bedenkt, was die Kinder noch kosten werden, denen, die zur glücklichen Geburt eines Stammhalters gratuliren, entgegnen: „Wenn du noch beifügst, daß damit die Hälfte meiner Habe dahin ist, wirst du die Wahrheit gesagt haben.“ Aber mit noch viel schwereren Bedenken denkt man an das Schicksal der Töchter. Sie sind so schwer zu versorgen, daß einer ein recht verblendeter Mensch sein muß, wenn er sie nicht gerne an den ersten Freier weggiebt, und nun lesen wir das bezeichnende Wort: „Einen Sohn zieht Jeder, auch der Arme, auf, ein Mädchen setzt auch der Reiche aus.“

Dies führt auf die Mittel, wodurch man sich solcher Kinder, die man nicht aufziehen wollte, entledigte; es sind dies die Tödtung und die Aussetzung. Jene verhinderte sicher, daß das kleine Wesen ein Leben durchmachen mußte, das nicht lebenswerth war; das ist das Raisonnement eines im Sinne des Dichters ganz braven Mannes, des Chremes im Heauton timorumenos, der eine Abneigung dagegen hatte, eine Tochter aufzuziehen; dieses war eine Halbheit, aber oft die einzige rettende Auskunft, auf die das mütterliche Gemüth in entsetzlich peinvollen Augenblicken kommen konnte. Das Gewöhnliche war in solchen Fällen bei denjenigen, die da wußten, was sich gehört und nicht nur nach ihrem Belieben fragten, wenn sie das Kind nicht anerkennen und aufziehen wollten, jedenfalls die Tödtung; aber auch die Aussetzung oder wie im Truculentus die Weggabe an irgend eine halbwegs bekannte Person kann nichts Seltenes gewesen sein, wenn auch die Komödie, als sie mit der deutlichen Tendenz, sich zum bürgerlichen Schauspiel zu entwickeln, den großen Schritt that, von der Tragödie die verwickelte Handlung und damit die Wiedererkennung zu entnehmen, dieses von Oedipus und Jon her

bekannte Motiv vielleicht häufiger verwandt hat, als der Wirklichkeit entsprach.*

Wenn uns nun von unserem Standpunkte aus diese Dinge und besonders die Tödtung schrecklich vorkommen, so ist zu sagen, daß der Grieche hier von ganz anderen Anschauungen ausging. Das Leben wurde nun einmal nicht so hoch geschätzt wie in unserer Gegenwart. „Das Beste ist, nicht geboren werden, und das Zweitbeste, nach der Geburt wieder so schnell als möglich zu gehen, woher man gekommen," hieß es schon bei Sophokles, und die menandrische Version des Gedankens lautete bekanntlich: „Wen die Götter lieben, der stirbt jung." Mit solchen Gedanken mochte man sich trösten, wenn man am entscheidenden Tage das Kind nicht aufhob. Aber freilich, das Aussterben der alten attischen Bürgerschaft erklärt sich, wie schon gesagt, bei diesem System leicht. In das Kapitel des Pessimismus, dem das Fest des Lebens rasch verleidet, gehört auch die Schnelligkeit, womit man zum Selbstmorde bereit ist. Unglückliche Liebende drohen alle Augenblicke damit, sich ins Schwert zu stürzen oder sich beim Arzt Gift geben zu lassen, und den Bewohnern von Keos, die sich mit sechzig Jahren zu vergiften pflegten, rühmte man es als einen schönen Brauch nach, daß, wer bei ihnen kein schönes Leben führen könne, auch kein übles mehr zu führen pflege.

Zunächst den Familienangehörigen stehen die Freunde und Verwandten des Hauses. Sie konsultirt man bei allen wichtigen Angelegenheiten, zumal wenn es sich um Heirathen oder Scheidungen handelt. Zwar haben die Frauen im Stichus, da sie sich für Scheidung aussprechen, vor ihrer Weisheit keinen großen Respekt, und anderswo wird über ihre Konsultation damit

* Um das Gespräch Heaut. tim. 626 ff. kommen wir nicht herum, so gerne wir die Sache anders hätten, und auch Terenz läßt sich ohne Gewaltsamkeit nicht dafür verantwortlich machen.

gespottet, daß es heißt, man wolle sich über die beste Weise, sich zu hängen, mit ihnen besprechen. Aber im ganzen scheint ihr Rath doch viel zu gelten. Auch mit den Nachbarn, wenn sie nicht, wie das die Komödie natürlich sehr oft bedingt, eine Kuppler- und Hetärenwirthschaft sind, sucht man sich gut zu stellen. Junge Leute haben ihre Vereine, die etwa, wenn ein geprellter Vater ganz und gar keine Raison annehmen will, mit ihren Finanzen für den Streich des Sohnes einstehen.

Und nun die Sklaven! Bei der enormen Rolle, die sie in der Komödie als die Ausdenker und Ausführer aller Streiche spielen, und bei der langen Skala vom verantwortungsvollen und hochgeschätzten Vermögensverwalter bis zum gemeinen Ackerknecht oder zum Hausprofossen wäre ein langes Kapitel über sie zu schreiben; doch soll hier nur einiges Wenige über sie gesagt werden. Vor allem präsentiren sie sich, ob sie auch aus Syrien, Karthago oder Thracien oder irgendwelchen anderen Barbarenländern stammen, als Griechen; sie scheinen sich bald nationalisirt zu haben. Die Behandlung, die ihnen zutheil wird, ist natürlich eine sehr verschiedene; besonders graut dem feinen städtischen Bedienten, der sein Los unter Umständen viel vorzüglicher als das eines armen Freien findet, vor dem Schicksal, auf das Land verbannt zu werden und dort mit dem Spaten arbeiten zu müssen, während andererseits der Bauernsklave im Gefühle seiner größeren Tüchtigkeit den städtischen Taugenichts mit Verachtung betrachtet. Auch unter den Sklavinnen werden große Unterschiede gemacht. Die freien Hetären haben feine Zofen, die ihnen selbst an Schlauheit nichts nachgeben und natürlich entsprechend gehalten werden müssen, und auch die Frau aus gutem Hause ist oft von einem großen Schwarm von feineren Sklavinnen umgeben; neben diesen aber sind in Masse die zum Spinnen und Weben verwandten Mägde da, bei denen man, wenn sie nur ihre Arbeit recht besorgen,

Digitized by Google

auf ein schönes Aeußere nicht sieht. Natürlich wird unbedingte Unterwürfigkeit verlangt. Für den Sklaven ist sein Herr Staat, Richter und Gesetz, und während der Freie an seiner Freiheit eine schützende Decke besitzt, muß er sich durch Gehorsam schützen, denn die Strafen, die man gegen ihn anwendet, sind hart, und besonders mit der Peitsche, auf deren Wirkungen man ein besseres Zutrauen als auf den Schwur eines Bedienten hat, ist man sofort zur Hand. Aber trotz diesen Strafen, denen der Sklave unter Umständen durch die Fürbitten einer gütigen Herrin oder im schlimmsten Falle durch die Flucht an den Hausaltar entgehen kann, sind Sklavendelikte, besonders Diebstahl, Lüge, Frechheit und Renitenz sehr gewöhnlich, und es giebt auch Bediente, die sich, zumal mit Hülfe des bei dieser Klasse besonders häufigen Fatalismus, gegen alle Strafen völlig verhärtet haben und bei denen keine Grausamkeit mehr etwas hilft. Im ganzen indes liegt es doch im Interesse des Sklaven, sich mit der Herrschaft gut zu stellen, zumal mit deren jungem Theile, und diesem Interesse verdanken die vielen Bündnisse zwischen dem schlauen Bedienten und dem jungen Herrn ihr Dasein, die wir in der Komödie antreffen. Oft werden diese in der allerfrühesten Jugend der jungen Leute entstanden sein, indem der Knabe, dem es an Geschwistern fehlte, auf die Unterhaltung eines Lieblingssklaven angewiesen war und sich dafür von früh an gewöhnte, diesem aus der Speisekammer etwas Gutes zuzutragen. Aber auch die edlere Verbindung mit dem Pädagogen wird sich in vielen Fällen lange erhalten haben, nur daß die Komödie keine Veranlassung hat, sie zu verwerthen. Wenigstens begleitet im Mercator ein Pädagoge auch den erwachsenen Sohn noch auf Reisen, und in den Bacchides beschwert sich der Pädagoge sehr darüber, daß der Jüngling ihn nicht höflicher als einfach mit seinem Namen Lydus anredet. Das Pekulium der Sklaven ist manchmal sehr groß; Stasimus im Trinummus,

Digitized by Google

der sich freilich mit Konnivenz seines jungen Herrn viel zu stehlen erlaubt, besitzt ein ganzes Talent und spielt abends in der Kneipe unter seinen spitzbübischen Kollegen jedenfalls eine große Rolle. Mit ihrem Pekulium werden sie sich oft freigekauft haben; in den erhaltenen Stücken aber erhalten sie die Freiheit nicht auf diesem Wege, sondern sie ist nebst den nöthigen Mitteln zum Weiterleben der Lohn für geleistete Dienste, für den sie sich freilich nicht immer sehr dankbar bezeigen sollen. Auch ohne förmliche Freiheit aber können sie sich in Athen sehr frei bewegen, so daß Plautus gelegentlich einer Sklavenhochzeit ausdrücklich bemerken muß, dergleichen komme dort vor, während es in Rom nicht möglich sei, und ihrer Menschenwürde vor allem können sie sehr beredten Ausdruck geben; denn wenn auch der Dienst unfrei ist, so ist doch die Zunge frei. „Ich bin so gut Mensch als du," heißt es dem Freien gegenüber, und die Sklavin Pythias im Eunuchen ist schön darüber entrüstet, als der unverschämte Chärea ihr sagt, er habe sich gegen Pamphila das Aergste herausgenommen, weil er sie für ihre Mitsklavin hielt. Schließlich kann auch der Sklave seine Seele frei fühlen, wenn er nach dem menandrischen Verse handelt: „Mit freiem Willen diene — und du bist kein Knecht!"

In der nächsten Nähe des reichen Hauses bewegen sich nun noch der Koch und der Parasit, beides bekanntlich überaus beliebte Gestalten der Komödie. Was den Koch betrifft, so kommt er in den römischen Stücken mehrfach vor, besonders aber in den von Athenäus erhaltenen Fragmenten, und da ergiebt sich die interessante Thatsache, daß Philemon, Menander und Apollodor von Karystos verhältnißmäßig wenig mit den Küchengeschichten zu thun haben, während über einem Diphilos und Anderen eine förmliche Fisch- und Ragoutatmosphäre lagert. Der Koch thut es bei diesen Dichtern an Prahlerei sogar dem Söldneroffizier gleich, was viel heißen will. Er prahlt mit

Digitized by Google

seinen Lehrern, die womöglich zu den sieben Weisen der Kochkunst gehören, er prahlt mit seinen nächtlichen Studien, in denen er sich in die Klassiker derselben vertieft. Großartig klingen die Worte der neuen Terminologie, womit er zu imponiren sucht; er hat sie bald Epikur, bald Homer entnommen. Seine Küchenphilosophie begnügt sich nicht mit dem bloßen Kochen, sondern eine ganze Anzahl von Hülfsdisziplinen, Astrologie, Geometrie, Arzneikunde und Taktik werden in seinen Kreis gezogen; es giebt welche, die, zu vornehm, um überhaupt in die Küche zu gehen, als Kenner Demokrits und Epikurs nur von außen in harmonischen Intervallen die Reihenfolge der zu kochenden Substanzen diktiren; bei ihnen kommt die kritische Nase in der Litteratur zum ersten Male vor, sie sehen mit divinatorischem Blicke, welchem von den Gästen dieses und welchem jenes Essen am besten paßt; ein Koch, der es zu stande gebracht hat, im tiefsten Binnenland einem Fürsten große Rüben zu kleinen Seefischen herzurichten, steht einem Dichter völlig gleich; sie haben durch ihre Speisen die größte Macht über das menschliche Gemüth, und alle Kultur rührt von ihnen her, indem sie zuerst den Menschen die Menschenfresserei abgewöhnt haben.

Der Parasit, der zu seinem Berufe durch Verschwendung seiner Habe gekommen zu sein pflegt, ist dazu da, die größte Verachtung und die übermüthigste Behandlung in Empfang zu nehmen. In Gesellschaften, worin Respektspersonen, wie fremde Gesandte vorkommen, wird er nicht geladen, sondern nur in solche, wo man sich kann gehen lassen, und da man weiß, daß er die Gesellschaft nur des Schmarotzens willen besucht, muß er sich hier alles gefallen lassen und hat diese seine Geduld auch zu einer Art von Virtuosität ausgebildet: für das Unwürdige seines Charakters hat er die Entschuldigung, daß er doch besser als ein eigentlicher Gauner sei. Doch giebt es auch feinere Gesellen unter ihnen, die mit überlegener Ironie die

Schwächen ihrer Herren übersehen; es sind das die Gesellschafter des Soldaten im Miles und im Eunuchen, und der schon berührte Parasit des Phormio zeigt bei seiner Sykophanterei eine wahrhaft souveräne odysseusartige Geistesgegenwart. Auch die Parasiten übrigens treiben ihr Metier wissenschaftlich und halten sich für ihre Späße eine ansehnliche Litteratur.

Wenig beliebt ist der Geldausleiher. Er lebt vom Leichtsinne der jungen Welt, also am liebsten, wo viele Hetären und Kuppler sind, und er lebt trotz aller Gesetze, womit man ihm schon hat auf den Leib steigen wollen. Um Geld ließe er sich durchprügeln, und die ganze Klasse heißt die allergottloseste. Prächtig ist eines dieser Exemplare in der Mostellaria gezeichnet, wie es nach seinem Zins zu den Göttern schreit.

Im feindseligsten Gegensatz zu der, wenn auch liederlichen, so doch amüsanten und geistreichen jungen Welt Athens steht der Offizier aus diadochischen Armeen. Geil und gefräßig, ein Lügner, wo ihn die Haut anrührt, wenn es die Erzählung seiner Heldenthaten gilt, protzig in seinem ganzen Auftreten, brutal besonders auch gegen das weibliche Geschlecht und bei allem schließlich feige, ist er der Gegenstand eines Hasses, der nur hinter dem Hasse gegen den Kuppler zurücksteht. Aber leider ist diesem Hasse, worin die Dichter ganz sicher nur die Stimmung ihres Publikums ausdrückten, ein gutes Theil Neid beigemengt. Denn traurigerweise hat der Soldat oft sehr viel mehr Geld als der attische Gutsbesitzerssohn und sticht diesen bei den Mädchen aus, und das ist es, was ihm nicht verziehen wird; mit seinen übrigen Lastern hätte man vielleicht eher Nachsicht.

Nachdem uns dieser Blick auf die Soldaten wieder zu den leidigen Hetären geführt hat, erlauben wir uns nun doch auch die Frage, wie es mit denjenigen Lebensgebieten stand, mit denen der Gott Eros nichts zu thun hatte. Auch über diese

Digitized by Google

wird ja die Komödie gelegentlich einige Auskunft geben. Was thaten denn vor allem die jungen Leute, wenn sie den Mädchen nicht nachzogen? Der Anfang der Andria sagt uns, daß, wenn mit ihrem Austritte aus den Epheben die Herrschaft des Pädagogen ihr Ende erreicht hatte, das Interesse sich entweder den Pferden oder den Jagdhunden oder den Philosophen zuwandte. Es ist aber dazu gleich zu sagen, daß die neuere Komödie sonst von dem Pferdesport nichts weiß, vielleicht, weil man in Athen ärmer geworden war als in den Tagen des Pheidippides der aristophanischen Wolken, und auch von der Jagd weiß man nur, daß die Hasen in Attika bereits selten waren und daß einem Menander seine Aufforderung an die Jugend, kühne Jägerthaten zu unternehmen, wegen des totalen Mangels an Bestien den Spott eines anderen Komikers zuzog. An Philosophen dagegen war kein Mangel, und ein wenig philosophirte alle Welt. Den komischen Dichtern war natürlich Epikur lieb, während auf die Stoiker wegen ihrer großen Redensarten mehr oder weniger Spott fiel und die Cyniker diesen geradezu provozirten. Wenn wir von dem Cyniker, der drei Ranzen und kein Dogma hat, lesen oder von dem, dessen auch cynisch gesinntes Weib ebenfalls im Tribonion herumläuft, oder dem, der sich absichtlich im Sommer dick und im Winter dünn kleidet und an einer anderen Stelle Betrachtungen über die nationalökonomische Schädlichkeit nichts essender Philosophen finden, so können wir daraus immerhin den Schluß ziehen, daß diese Leute die Aufmerksamkeit des Publikums stark auf sich gelenkt hatten. Auch aus den subtilen Distinktionen und den echt sophistischen Disputationen, die man hier und da zu hören bekommt, spricht eine wenigstens oberflächliche Kenntniß der philosophischen Redegewohnheiten, und die bereits erwähnte Philosophie der Köche beweist gleichfalls, daß wir es mit einem Volke zu thun haben, das an alles mit wissenschaftlichem Raisonnement geht.

Digitized by Google

Ueberhaupt reflektirt auch aus der Komödie die allgemeine Verbreitung einer nicht unbedeutenden, alles veredelnden Bildung. Lesen und schreiben kann sozusagen Jedermann, und zwar braucht man für die Aneignung dieser „Elementarwissenschaften" vier, nicht, wie viele moderne Primarlehrer meinen, fünf oder sechs Jahre. Denn eine artige Hetäre sagt es uns im Persa: „Einem Schafe, wenn es in die Schule ginge, könnte es nach vier Jahren möglich werden, die Schrift anständig erlernt zu haben." Man ist der Schreibekunst, ohne die ein Sehender blind ist, über die Maßen dankbar; denn sie dient nicht nur der Erinnerung, sondern ist auch durch das, was sie vermittelt, eine Arznei der Seele. In den Schulen wird ferner auf korrekten sprachlichen Ausdruck und reine attische Aussprache hoher Werth gelegt. Auch junge Hetären werden angehalten, sich in gebildeter Sprache zu äußern, und ein Fragment belehrt uns, daß die übrigen Griechen sich über die pedantisch vertretenen Ansprüche der Athener auf sprachliche Alleinherrschaft beschwerten; diese müssen also bestanden haben und stark betont worden sein. Die poetische Litteratur kennt man gut; es geht dies schon aus der Menge von Citirungen theilweise entlegener Mythen hervor, die nur auf diesem Wege bekannt sein konnten; ein Bedienter, der einen solchen Mythus citirt, wird geradezu als litterarisch gebildet gerühmt, und ein Koch bewegt sich dergestalt in homerischen Ausdrücken, daß man, um ihn zu verstehen, ein Homerlexikon braucht. Schon damals wurde übrigens gern falsch citirt und der Fehler etwa mit dem Satze: „Nicht auf das Stück, nur auf den Sinn kommt es mir an," entschuldigt. Selbstverständlich hat auch die Kunst des Verseschmiedens eine gemeingefährliche Verbreitung erlangt; man sträubt sich dagegen, eine schöne Magd im Hause zu haben, weil man dabei riskiren würde, alle Morgen Elegien zu deren Ehre an die Hausthüre geheftet zu finden. Auch musizirt wird natürlich viel. Der

Digitized by Google

Lehrer des Saitenspieles ist neben dem der Geometrie der bestbesoldete. Wir erfahren, daß Mädchen, die sich als Hetären gut sollen benehmen können, in Begleitung eines Pädagogen in die Musikstunde geschickt werden; daß solche auch die Tänze der berühmtesten ionischen Tanzmeister lernen, ist ebenso selbstverständlich, als daß der Knabe in die Palästra geht.

Wenn, von den gelegentlichen Anspielungen abgesehen, von der eigentlichen Wissenschaft wenig die Rede ist, so hat dazu eben die Komödie wenig Veranlassung geboten. Doch fehlt es nicht ganz an Spuren, die den Sinn für Geschichte und Länderkunde bezeugen. Ein alter Mann sagt im Trinummus, daß er die Geschichte bis in die graue Vorzeit los habe, und einem Reisenden traut man die Absicht, eine Reisebeschreibung zu verfassen, zu. Ein Dichter verfaßte einen „Historiographos". Sollte dessen Held auch, was wohl möglich ist, ein wissenschaftlicher Schwindler gewesen sein, so ist doch schon die bloße Möglichkeit der Existenz eines solchen ein Beweis dafür, daß wissenschaftliches Interesse vorhanden war.

Diese vielseitige Bildung, die den Leuten von überallher zuströmte, konnte bei einem jungen Manne in einem gewissen Widerspruche zu seinen ökonomischen Verhältnissen stehen, so daß er sich dann schämte, einen armen Vater zu haben; im ganzen war man ihr doch ungemein dankbar, da man anerkannte, daß sie die Menschen zähme und verfeinere. Die „attische Eleganz", die man sich auf diese Weise aneignete, mochte ja oft mit übertriebener Werthschätzung der guten Form verbunden sein; aber sie verpflichtete die Leute doch, auf sich zu achten und sich zu beherrschen; es war doch ein Unterschied zwischen einem Athener und einem alkoholsüchtigen Barbaren, und als einmal ein Mädchen sich mit der Waffe in der Hand rabiat aufführt, wird ausdrücklich gesagt, daß dies gegen die attische Erziehung sei

Daß man sich auch des Schönen, das es in Athen zu sehen gab, freute, ist selbstverständlich. Fremden wird gern das prächtige Athen mit seinen Stadtmauern gezeigt, und einer ihrer ersten Gänge pflegt der auf die Akropolis zu sein. Namen von Künstlern wie Zeuxis und Apelles führt man gern im Munde, aber auch die Privathäuser sind mit Gemälden schön ausgestattet, und ihre Architektur ist hin und wieder sehr reich und geschmackvoll zu denken. Von der Einrichtung ihrer Wohnung sagt eine Geliebte: „Dieses Haus duftet nach Aphrodite, weil mein Freund alles aufs feinste angeordnet hat," und daß der Parasit lieber den aus einem Hause aufsteigenden Rauch als die Kunstwerke ins Auge faßt, womit es außen und innen geschmückt ist, ist ein Kennzeichen seiner gemeinen Gesinnung. Hierher gehört auch eine Erwähnung der Prachtliebe, die an den Festen zur Entfaltung kam. Mit welcher Begeisterung ist im Pönulus von dem Aphroditefest zu Kalydon die Rede, und für eine Athenerin werden die Feste unmittelbar neben den verwandten und befreundeten Frauen als das genannt, was sie an die Heimath fesseln könnte.

Die Freude am Schönen konnte der Grieche einmal nicht verleugnen, und sie wirkte auf sein Empfindungsleben zurück, wie sie darin begründet war. Es ist auffällig, wie weich er in der damaligen Zeit trotz aller Härten sein konnte, welche die Sitte des Alterthums mit sich brachte. Mit rückhaltlosem Enthusiasmus giebt er sich seiner Bewunderung, seiner Freude hin, ebenso rückhaltlos äußert er eigenen Schmerz und Mitleiden mit Anderen; es wird bisweilen geweint, wie es die sentimentale Zeit des achtzehnten Jahrhunderts nicht besser konnte. Ganz besonders ist die starke Betonung hervorzuheben, womit das, was sich damals Humanität oder, sofern es als soziale Pflicht des oberen Standes aufgefaßt wird, Liberalität nennt, zum Ausdrucke kommt. „Ich bin ein Mensch und halte mir

Digitized by Google

nichts Menschliches fremd" und „Ich bin ein Mensch, du bist ein Mensch" sind dafür die klassischen Worte, und „illiberal" klingt für einen Kreis, der sich seiner gesellschaftlichen Pflichten so sehr bewußt ist, geradezu als der Komparativ von „hart und grausam". Mit dieser Gesinnung macht man aber Ernst und versetzt sich in die Gefühle des Anderen, mit dem man zu thun hat. Auch der Sklave wird sehr oft grausam, aber nicht hochmüthig behandelt; es würde gegen die humane Denkart gehen, ihn seine dienende Stellung unangenehm empfinden zu lassen, und er ist deshalb auch nichts weniger als ein verschüchtertes Wesen, sondern verkehrt auch mit Respektspersonen oft fast auf gleichem Fuße. Ueberhaupt weiß man ganz genau, was Takt und Zartgefühl ist. Man mokirt sich über den Soldaten, der sich den von ihm Beschenkten gegenüber auf das Geschenk beruft, spricht mit den Leuten nicht unnöthig über Dinge, die ihnen unangenehm sind, und läßt einem Mädchen eine schmerzliche Mittheilung auf die schonendste Weise durch eine Matrone machen u. s. w. Gerade die vielen Taktlosigkeiten, die Theophrast anführt, sind ein Beweis dafür, wie unangenehm man solche Verstöße empfand. Auch das Verzeihen fremder Fehler gehört zu dieser Humanität; man muß sagen, daß es sich oft als weichliche Kondeszendenz äußert; in den meisten Fällen aber freut man sich über den Verzeihenden doch.

Auch an Ehrgefühl fehlt es dieser Gesellschaft nicht. Man weiß, daß man sein Wort halten soll, daß man, wenn einem auch des Reichthums wegen vieles straflos hingehen würde, doch gegen die Schwachen sich keine Gewalt zu Schulden soll kommen lassen, selbst nicht in dem sonst so vieles entschuldigenden Rausche; denn sie ist ein Frevel, nicht ein bloßes Vergehen; ein Sohn will um alles nicht den eigenen Vater betrügen, ein armes Bürgermädchen mag sich nicht zu einer Gaunerei mißbrauchen lassen, ein alter Mann läßt sich nicht

Digitized by Google

mehr gern auf Intriguen ein. Verstellung mag dem Sklaven anstehen, aber nicht dem Freien. Auch der liederliche Lesbonicus im Trinummus findet es mit seiner Ehre unvereinbar, sich seine Pflicht gegen die Schwester vom Freunde so ohne weiteres abnehmen zu lassen, der Sünder Chärea muß sich im Eunuchen von der feinen Thais die Lehre gefallen lassen: „Wenn ich auch noch so sehr dieser Beleidigung werth war, so war es doch deiner nicht werth, sie mir anzuthun,“ und die Frauen im Stichus wissen, daß sie ihre Pflicht thun sollen, auch wenn die Männer die ihre nicht erfüllen. Man möge damit zusammenhalten, daß der Satz: „Für uns Alle ist die Meinung, die wir von uns selbst haben (συνείδησις), eine Gottheit“ von Menander stammt.

Ueber die verfeinerte Sitte jener Gesellschaft wäre noch vieles zu sagen; doch soll nur noch auf eines aufmerksam gemacht werden; das ist ihr Bedürfniß, über moralische Dinge und sonstige Wahrheiten aller Art zu reflektiren und das Gesetzmäßige, das Allgemeine, das der Menge der Erscheinungen zu Grunde liegt, in einen prägnanten, kurzen Satz zu fassen. Schon Euripides liebt die Sentenz, in noch höherem Grade aber liebte sie Menander, und es war ihm wirklich gegeben, vieles so schön zu sagen, wie es vielleicht nach ihm bis auf Goethe kein anderer Dichter gesagt hat; noch in der Terenzischen Nachdichtung giebt es einzelne Partien, die an den Tasso und die natürliche Tochter erinnern. Wenn nun auch darüber geklagt wird, daß die Leute den schönen, von der Bühne vernommenen Sätzen im Leben oft nicht nachkommen, so ist doch dieser Trieb, das Allgemeine zu finden, natürlich nicht nur das Verdienst des einzelnen Dichters, sondern er muß in der Nation in hohem Grade vorhanden gewesen sein. Der Grieche reflektirte und philosophirte eben überhaupt gern und war sich dessen als einer hellenischen Eigenschaft wohl bewußt, und ein Gott gab ihm für das Gefühlte und Erkannte das klare Wort.

Vielleicht hängt es mit diesem philosophischen Triebe der Nation zusammen, daß von niederem Aberglauben in der Komödie dieser Zeit nicht viel die Rede ist. Verschwunden war er natürlich nicht, aber doch wohl aus der höheren Gesellschaft einigermaßen zurückgedrängt, so daß der Deisidaimon, d. h. der auf Schritt und Tritt die schädliche Einwirkung böser Mächte befürchtende Aengstliche, auffiel. Dieser wird uns hauptsächlich von Theophrast vorgestellt, wie er, reinigenden Lorbeer im Munde, herumgeht, überall in den lächerlichsten Dingen Vorzeichen sieht, Todte und Wöchnerinnen nicht sehen mag, weil ihr Anblick verunreinigt und ein beständiger Kunde von Traumdeutern, orphischen Pfaffen und Priesterinnen ist. Aber er ist eine Ausnahme, und für die Aufklärung, die bei der Mehrzahl herrscht, ist es bezeichnend, daß es einmal heißt, ein Fluch, der unbewußt ausgesprochen worden sei, habe in der Komödie keine Macht. Im übrigen ist allerdings etwa von einem Fluchacker die Rede, bei dessen Bearbeitung Mensch und Thier zu Grunde gehen, oder vom Geist eines Ermordeten, der in einem Hause herumspukt und es unbewohnbar macht, oder von Prodigien, durch die eine Verlobung rückgängig gemacht werden kann; es handelt sich aber hier überall um Lügengeschichten, womit furchtsame Leute geschreckt werden sollen. Selten ist von Wahrsagern und Zauberern die Rede, so viel Liebeszauber zum Beispiel auch damals versucht werden mochte, etwas mehr von Zauber zur Heilung von Kranken, besonders von Wahnsinnigen. Bei einer solchen Gelegenheit — es ist in den Menächmen — lernen wir den einzigen Arzt kennen, der uns in der römischen Bearbeitung der Komödie entgegentritt; er ist ein echter Charlatan.

Und nun zum Schlusse die Religion! Hier ist es interessant zu sehen, wie der alte Glaube an die persönlichen Götter und der neue an ursprünglich unpersönliche, dann aber doch auch personifizirte Gewalten unvermittelt, aber ohne sich zu be-

Digitized by Google

kämpfen, nebeneinander hergehen. Von den alten Göttern führt Zeus noch die Weltregierung und führt auch Buch über gute und böse Werke der Menschen, eine Vorstellung, die von Euripides einst ausdrücklich war abgelehnt worden. Die übrigen Götter heißen ihm gegenüber einmal die kleinen, oder man spricht auch bei einem feierlichen Schwure von den oberen, unteren und mittleren Göttern. In erster Linie werden aber doch bei Jupiter die Eide geschworen, die der Kuppler und andere Frevler regelmäßig zu brechen pflegen; trotz dieser unzähligen Meineide besteht indes der Glaube, daß der Gott die Schuldigen strafen werde, weiter, und man bringt etwa dem Frevler in Erinnerung: „Wenn es dir einmal schlecht geht, so wirst du wissen, wofür du die Schmerzen hast." Neben dem höchsten Gotte treten Götter wie Apollon, Artemis, Athene sehr zurück; dagegen genießen solche, von denen für bestimmte Lagen des Lebens und für bestimmte Anliegen Hülfe zu erwarten ist, Poseidon als Gott des Meeres, Hermes als Gott des Verkehrs, Asklepios, die Götter des häuslichen Herdes u. a. innige Verehrung und von den Göttinnen vor allem Aphrodite, wofür der Rudens, der in der Nähe eines armen, aber von einer trefflichen alten Priesterin verwalteten Aphroditeheiligthums bei Cyrene spielt, und der Pönulus mit der Schilderung jenes prachtvollen Aphroditefestes von Kalydon sprechende Beispiele geben. Ueberhaupt wird viel gebetet und geopfert, und das Gebet ist doch durchaus nicht immer bloße Form, sondern zeugt von wirklicher Empfindung; nur wird etwa gesagt, es sollte mehr aus dem Munde der besseren Menschen kommen, weil die Götter auf solche eher hören. Abgelehnt wird die unwürdige Vorstellung eines abergläubischen Weibes, daß die Götter sich durch einen rechten Heidenlärm von Pauken und anderen Instrumenten eher rühren ließen. Auch die Eingeweideschau bei den Opfern hat noch ihre gläubigen Seelen und ebenso glaubt

Digitized by Google

noch Der und Jener an Vorbedeutungen, die sie durch den Vogelflug den Menschen zukommen lassen. Rationalistisch wird an den Mythen nicht viel herumgedeutet, nur bei der Niobegeschichte findet sich dies einmal. Die verfänglichen Mythen müssen nur selten zur Rechtfertigung eines Vergehens herhalten; doch begegnet es immerhin auch etwa einmal, daß an einer im Rausche begangenen Missethat neben dem Wein die Götter schuld sein müssen. Ganz gemeine Vorstellungen, wie die, daß Helios in einer langen Nacht einen Rausch ausschlafe, kommen nur bei gemeinem Volke vor.

Neben dem Götterglauben findet sich nun aber die eigenthümliche religiöse Verwendung abstrakter Begriffe, wie Hoffnung, Erhaltung, Liebe, Glück u. s. w. Sie wird wohl ihren Grund darin haben, daß das menschliche Gemüth das Bedürfniß hatte, seine ängstlichen und seine hoffnungsvollen, seine schmerzlichen und seine freudigen Gefühle einer höheren Macht anzuvertrauen und bei der verwirrenden Menge der überlieferten Gestalten nicht wußte, wohin sich wenden. So schuf es denn aus dem abstrakten Begriffe gemäß der dem Griechen innewohnenden poetischen Gestaltungskraft eine neue menschlich-göttliche Gestalt. Die häufigste dieser Gestalten ist die Personifikation des Schicksals, die Tyche, neben der auch die Nothwendigkeit und sogar das Ungefähr, das Automaton, einhergeht, und in dieser Umgebung findet sich auch das personifizirte Schicksal des Einzelmenschen, der Dämon, der als Gebieter seines Lebens zu ihm gehört; auch von einer dem Einzelnen angeborenen Tyche ist etwa die Rede. Wie weit man bei näherem Nachdenken an diese Gestalten, über die sich die Dichter auch zuweilen einen Spott erlauben, wirklich geglaubt hat, läßt sich natürlich nicht genau bestimmen, und Viele werden es am Ende überhaupt am liebsten mit Philemon gehalten haben, der da fand, es sei eine Gottlosigkeit, von der Gottheit überhaupt etwas wissen zu

Digitized by Google

wollen, da sie sich ja für den Menschen absichtlich in Dunkel gehüllt habe, und der die Mahnung gab: „An Götter glaube und ehre sie; doch suche sie nicht mit dem Verstande.“ Jedenfalls aber genossen die neuen personifizirten Schicksalsmächte noch weniger Liebe als die alten Götter; denn das Schicksal war und blieb dem Griechen bei seiner pessimistischen Anlage eine düstere Macht, und immer wieder wurden Fragen laut wie die:

„Sind Schmerz und Leben nicht zuletzt Geschwister doch?“

Digitized by Google

Nebenbeschäftigung Gut honorirte kann **Philologen** und **Historikern** nachgewiesen werden. Offerten sub **J. N. 6298** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der Sammlung **„gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“** ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

51 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27 Mark. Auch 21 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	M.
Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	—.80
Conrad, Schillers Realismus. (N. F. 233)	1.—
Corrodi, Rob. Burns und Peter Hebel. Eine litterarhistorische Parallele. (182)	—.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190)	—.80
Diercks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372)	—.75
— Poetische Turniere. (447)	—.60
Ebner, Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (N. F. 227)	1.—
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31)	1.—
— Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53)	1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	—.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. (N. F. 98)	—.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183)	—.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	—.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	—.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	—.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	—.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81)	—.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88)	—.80
Hauff, Shakespeares Hamlet. (N. F. 117)	1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)	—.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	—.60
v. Holtzendorff, Englands Presse (95)	—.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)	1.—
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	—.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79)	—.80
Maas, Das deutsche Märchen. (N. F. 24)	—.80
Mannhardt, Klytia. (239)	1.—
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	—.60
Marx, Die dichterische Entwickelung Shakespeares. (N. F. 211)	—.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45)	—.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92)	1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	—.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341)	1.20

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Digitized by Google

Die attische Gesellschaft

in der neueren Komödie der Griechen.

Vortrag

von

Dr. J. Oeri
in Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 276.

Hiob und Prometheus,

zwei Vorkämpfer der göttlichen Gerechtigkeit.

Ein Vergleich

von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. Oder.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis März 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1076 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber Kirche, Religion und Verwandtes.

(55 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 41.25 Mark. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf.)

Amort, v. J., Biblische und profane Wunderthäter. (139/140) ..... ℳ 1.60
Baumgarten, Der Protestantismus als politisches Princip im Deutschen Reich. (9) ..... „ 1.—
—, Anti-Kliefoth oder die gefährlichste Reichsfeindschaft an einem Beispiel aufgezeigt. (42) ..... „ 1.20
Bluntschli, Rom und die Deutschen. (7/8) ..... „ 1.80
I. Römische Weltherrschaft und deutsche Freiheit. — II. Der Jesuitenorden und das Deutsche Reich.
Braasch, Ist ein Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen innerhalb unserer evangelisch-protestantischen Kirche möglich? (104) „ 1.—
Brückner, Die vier Evangelien. (N. F. 14/15) ..... „ 2.—
—, Die Stellung des gegenwärtigen Glaubensbewußtseins zu den biblischen Wundern (N. F. 24) ..... „ 1.—
Dehn, Die katholischen Gesellenvereine in Deutschland. (170) ..... „ 1.20
Frickhöffer, Die Grundfrage der Religion. (N. F. 27) ..... „ 1.20
Gareis, Irrlehren über den Kulturkampf. (65/66) ..... „ 1.80
Graue, Der Mangel an Theologen und der wissenschaftliche Werth des theologischen Studiums. (68) ..... „ 1.40
—, Darwinismus und Sittlichkeit. (124/125) ..... „ 1.60
Grimm, Die Lehre über Buddha und das Dogma von Jesus Christus. (90) „ —.80
—, Die Lutherbibel und ihre Textes-Revision. (40) ..... „ 1.—
Haupt, Die Begründung d. päpstlichen Macht diesseits der Alpen. (153) „ —.80
Hesse, Der Felsen Petri — kein Felsen. (34) ..... „ 1.—
v. Holtzendorff, Der Priester-Cölibat. (63) ..... „ 1.—

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen" erschienenen Hefte.

Digitized by Google

Hiob und Prometheus,

zwei Vorkämpfer der göttlichen Gerechtigkeit.

Ein Vergleich

von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. Oder.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

OCT 15 1897

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Solange es Menschen auf der Erde gegeben hat, solange muß ihnen auch die Gewalt der Naturmächte den Glauben an einen oder mehrere Götter eingegeben und die Furcht vor ihnen eingeflößt haben. Man umgab sie alle oder kurz gesagt den höchsten einzigen Gott mit Heiligkeit, Gerechtigkeit u. s. w., wenn man auch keineswegs immer seine Wege verstand, z. B. falls Jemand von übergroßem Elend betroffen und gar dem Tode überliefert wurde, oder falls ein Mann von bösem Charakter plötzlich allerlei Glücksgüter erhielt. Solche Erscheinungen wiederholten sich aber unendlich oft, man verlangte immer wieder nach einer Lösung dieses Räthsels, und wirklich zeigen uns heute noch zwei Werke von Männern aus dem grauen Alterthum ganz entgegenstehender Volksstämme, wie wichtig sie beide, der eine früher, der andere später, diese Frage hielten und eine Beantwortung derselben wenigstens versuchen wollten. Wir denken an den Verfasser des Buches Hiob, einen Semiten, von dem wir weder wissen, ob er mit dem Helden seines Gesanges identisch ist, noch erkennen, ob er zu Salomos Zeiten oder später gelebt hat, und an Aeschylus, den Arier, den Griechen des sechsten und fünften Jahrhunderts, den Dichter und den Kämpfer bei Salamis. Beide bieten entschieden viel Aehnlichkeiten und interessante Gegensätze in ihren Ansichten; um diese um so vorurtheilsfreier zu erkennen und darzustellen, möchte ich zunächst von jedem für sich sprechen und dann einen Vergleich zweier Helden ihrer Dichtungen — des Hiob und des Prometheus — hinzufügen.

Digitized by Google

Erster Theil.

Das Buch Hiob.

I. Inhaltsangabe.

Das Buch Hiob, welches Dillmann (Handbuch zum alten Testament, zweite Lieferung, Leipzig 1869, S. IX) als „ein kunstvolles, episch und dramatisch gehaltenes Lehrgedicht“ erklärt, ist voll von großen und gewaltigen Gedanken über das Seelenheil der Sünder, besonders über die Strafe und die mitwirkende Gerechtigkeit Gottes über den Menschen. Es giebt nicht lange, didaktische Auseinandersetzungen, sondern belebt seine Lehren durch innige Gespräche Hiobs mit seinen Freunden durch das Auftreten Gottes und die Reden Elihus.

Im Prolog (Kap. 1 und 2) wird kurz auf das frühere Leben, besonders die sich stets gleichbleibende Frömmigkeit Hiobs hingewiesen und dann gezeigt, wie schnell und wie furchtbar sein Glück vernichtet wird, so daß er, als er von dem Tode aller seiner Kinder gehört hat, nur beten konnte (1, 21): „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Aber immer schrecklicher wird seine Pein, so daß sein Weib ihm sogar zuredet, Gott selbst um den Tod anzuflehen; doch erhält sie nur die demüthige und gottergebene Antwort (2, 10): „Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?“

Sehr erfreut wird er nun durch die Ankunft seiner Freunde: Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von aëma. Sie wollen ihn trösten, wissen aber auch sieben Tage lang nichts zu sagen, sondern schweigen aus Entsetzen vor seinem Unglück wie auch aus Theilnahme mit ihm. Endlich erhebt dieser selbst seine Stimme, aber nicht um seine innere Ruhe zu zeigen, nicht um Rettung zu erflehen, sondern um den Tag seiner Geburt in widerwärtigen Ausdrücken zu verfluchen; denn er

Digitized by Google

könne nicht verstehen, daß er aufgezogen und ernähret sei, um solche Tage wie die der Gegenwart zu erleiden, er, der fromme Mann. Damit sind wir zu dem Hauptgegenstand des Buches, zu der Frage über das Verhalten des Menschen, auch in seinem Unglück, zu Gott angelangt. Es folgen drei Gespräche von je einem Freunde mit Hiob, nur daß der dritte derselben auf Hiobs Rede nicht mehr antwortet.

Eliphas spricht zuerst zu ihm (Kap. 4 und 5), klagt ihn an, daß er so wenig bestrebt sei, seine Ruhe zu wahren, und schildert eingehend sein Traumbild, um dann von Gott selber zu sprechen. Er erkennt seine Macht und Hülfe an und bittet darum den Greis (5, 17): „Siehe, selig ist der Mensch, den Gott strafet, darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht,“ und warnt ihn mit den ernsten Worten (5, 27): „Siehe, das haben wir erforschet, und ist also; dem gehorche und merke du dir's.“ Doch seine Trostmittel helfen nicht. Noch einmal hält ihm Hiob alle seine Leiden vor und bittet Gott innig, daß er ihn zerschlagen und nicht weiter schonen möge. Denn er könne dem Allmächtigen nicht widerstehen und sehe auch ein, wie sehr er sich in seiner Hoffnung auf Trost seitens der Freunde getäuscht habe; er versichert ausdrücklich die Festigkeit seines Glaubens mit der Behauptung (6, 29): „Meine Antwort wird noch recht bleiben.“ Indessen kaum hat er dies ausgesprochen, da beginnt er über das Elend aller Menschen, besonders über sein eigenes, zu klagen und läßt sich unter anderem zu dem Vorwurf gegen Gott hinreißen (7, 21): „Und warum vergiebst du mir meine Missethat nicht, und nimmst nicht weg meine Sünde! Denn nun werde ich mich in die Erde legen; und wenn man mich morgen suchet, werde ich nicht da sein.“ Sein Freund Bildad ist entsetzt über diesen Entschluß Hiobs und versucht, ihm aus der Geschichte seiner Väter zu zeigen, daß Gott einen Frommen niemals umkommen

Digitized by Google

läßt. Aber auch er erreicht nichts, und in Hiobs Gegenrede (z. B. 9, 14): „Wie sollt' ich denn ihm antworten und Worte finden gegen ihn" scheint mehr Trotz als Demuth zu liegen. Die ersehnte Ruhe findet er auch hierbei natürlich nicht; seine Anklagen gegen Gott, daß er ihn erschaffen habe, werden nur heftiger, so daß er zu dem Schluß kommt (10, 15): „Bin ich gottlos, so ist mir wehe; bin ich gerecht, so darf ich doch mein Haupt nicht aufheben, als der ich voll Schmach bin und sehe mein Elend." Er möchte nur noch in ein Land kommen, „da es stockdickfinster ist und da keine Ordnung ist und da es scheinet, wie das Dunkel" (10, 22). Mit großem Eifer tadelt ihn sein jüngster Freund, Zophar, um solcher Worte willen, besonders wegen seines Wunsches, daß der Herr ihm selbst erscheinen und ihn prüfen möge; denn dieser werde leicht weit mehr Sünden bei ihm entdecken, als er es sich selber je gedacht habe. Auch diese Warnungen sind ohne Erfolg; der Held widerspricht von neuem in einer Rede, welche sich nicht nur an den letzten Sprecher allein, sondern gegen alle seine Freunde wendet. Er rühmt Gottes Weisheit nach allen Seiten hin und spricht von dem Trachten der Frommen, die von ihm erhaltenen Gaben richtig anzuwenden, so daß das Bild der Gottlosen, welches uns sogleich im Gegensatz zu den vorangegangenen Schilderungen der Guten gegeben wird, nur um so entsetzlicher erscheinen muß. Bei diesen Betrachtungen aber kann sein früheres Selbstbewußtsein Gott gegenüber nicht bestehen, und innig bittet er (13, 21): „Laß deine Hand ferne von mir sein, und dein Schrecken erschrecke mich nicht." Auch das nächste (14.) Kapitel, Hiobs Betrachtungen über die Nichtigkeit der Menschen enthaltend, regt den Hörer auf das Aeußerste auf, da er in diesen Worten nur erkennen kann, wie sein Zorn immer bitterer wird, so schön auch gerade an dieser Stelle die Gemüthsbewegungen des Menschen mit den betreffenden Erscheinungen der Natur zusammen-

Digitized by Google

gestellt und verglichen werden. Diese Rede reizt Eliphas sehr stark, so daß er den Greis anklagt, daß er den Bösen zwar ihre Strafe mit Worten vorgehalten, daß er aber nicht gezeigt habe, daß er selbst etwas mehr von der Schrift verstehe, als irgend ein Anderer; er müsse ihn für einen Heuchler erklären. Höhnend fragt er ihn (15, 11 ff.): „Sollten Gottes Tröstungen so gering vor dir gelten? Aber du hast irgend noch ein heimlich Stück bei dir. Was nimmt dein Herz vor? Was siehest du so stolz?" u. a. m. und hält ihm vor, wie die Menschen ihn verstoßen und er einsam im furchtbarsten Elend verbleiben werde (siehe 15, 34 f.).

Hiob vertheidigt sich nun in einer ganz anderen Weise als bisher, indem er, ohne seine Freunde zu schelten, jetzt von einem neuen Trost spricht, dem Troste, den er aus sich selbst schöpfen kann, aus dem Bewußtsein, daß alles ihm von Gott gesandt sei. Er fühlt sich erhabener und sagt unverhohlen seine Meinung (16, 20): „Meine Freunde sind Spötter; aber mein Auge thränet zu Gott. Wenn ein Mann könnte mit Gott rechten, wie ein Menschenkind mit seinem Freunde." Wider Gott ist dies nun den Menschen unmöglich; ihr Fürsprecher aber müßte diesem gleich sein, d. h. Gott wider sich selber, und das ist auch nicht denkbar. So erkennt es auch der Dulder und sinkt völlig in seine alte Angst und Verzweiflung zurück. Bildad will ihn nun wieder davon ablenken; er entwickelt ihm ebenfalls das Elend der Gottlosen, den Untergang aller ihrer Nachkommen u. a. und entrollt ihm auch ein Bild ihres jammervollen Aufenthaltes; aber wie soll seine Rede irgend einen Eindruck auf ihn machen? Der Greis bekennt nur wieder seine alte Ueberzeugung von dem Wesen des Herrn, daß ihn dieser doch einmal in voller Gerechtigkeit erlösen werde, und er kann nichts Besseres thun als die Freunde vor weiteren Scheltworten an ihn zu warnen, indem er zu ihnen sagt (19, 29): „Fürchtet euch vor dem

Digitized by Google

Schwert; denn das Schwert ist der Zorn über die Missethat, auf daß ihr wisset, daß ein Gericht sei.“ Zwar beginnt Zophar, ergrimmt über solche Aussprüche Hiobs, diese mit Gründen des Verstandes zu widerlegen, und giebt uns noch einmal eine Schilderung des Lebens der Sünder, aber sofort weist ihm dieser an Beispielen der Welt und der eigenen Erlebnisse nach, daß seine Worte ihm keinen Trost bringen können. Zwar lebe ja der Gottlose auf Erden oft heiter und in Freuden, aber dieses Dasein sei nur eine Täuschung, und darum betont er auch seine Demuth vor dem Herrn mit dem Worte (21, 22): „Wer will Gott lehren, der auch die Hohen richtet?“ Aber seine Freunde verstehen ihn noch immer nicht. Eliphas spricht vielmehr — jetzt zum dritten Male — offen seine Zweifel über die Frömmigkeit Hiobs, z. B. mit den Fragen aus (22, 3): „Meinest du, daß dem Allmächtigen gefalle, daß du dich so fromm machest? Oder was hilft es ihm, daß du deine Wege gleich ohne Wandel achtest?“ Er warnt ihn freundlich vor zu großer Selbstgerechtigkeit und bittet ihn dringend, sich bald zu dem Gesetz zu bekehren; sein Schlußwort aber lautet (22, 30): „Und der Unschuldige wird errettet werden; er wird aber errettet um seiner Hände Reinigkeit willen.“ Jedoch irgend ein Zeichen des Nachgebens erhalten sie von dem Greise nicht, vielmehr theilt er ihnen nun seinen Wunsch mit, bald mit seinem Gotte selbst rechten zu können, damit er endlich wisse, was er zu erwarten habe; in fester Zuversicht sagt er von ihm (23, 10): „Er aber erkennt meinen Weg wohl. Er versuche mich, so werde ich erfunden werden wie das Gold.“ Zwar verliert er sich auch hier sogleich in neue Schilderungen über das Leben der Gottlosen, aber bald kommt er wieder zu sich und preist den Herrn. Das gefällt dem Bildad so gut, daß er sofort versucht, ihn in seinen Verherrlichungen des Höchsten noch zu übertreffen, aber jener läßt ihn nicht lange reden und erhebt

Digitized by Google

nun noch weit mehr als dieser seinen Gott. Die Erscheinungen der Natur lassen ihn, wie er zunächst sagt, die Allmacht desselben erkennen, und eben darum könne und wolle er nicht von seinen Grundsätzen ablassen. Die daran sich reihende Gegenüberstellung des Frommen und des Gottlosen hat weniger Bedeutung für uns; wichtig aber ist es, daß der Greis nach einem Hinweis auf die Weisheit Gottes und die Furcht der Menschen vor ihm sich allein sieht, da die Freunde ihn zugleich verlassen.

So mit sich selbst beschäftigt, beginnt er wieder, sein früheres Glück und seine eigenen Wohlthaten hervorzuheben, und fast scheint es uns zuviel des Selbstlobes zu sein, wenn er als Motiv seiner Handlungen angiebt (29, 14): „Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog, wie einen Rock, und mein Recht war mein fürstlicher Hut.“ Indessen fehlen hier jegliche Aeußerungen des Unwillens und der Unduldsamkeit gegen Gott, wie wir sie sonst hörten, trotzdem wir auch in den nun folgenden Klagen über seine Leiden mehrfach Ausrufe der Verzweiflung (wie 29, 16 und 27) vernehmen. Hiob wird also offenbar geduldiger, so sehr es ihm auch unmöglich ist sein Elend zu erklären. Er zählt eine Reihe von Lastern auf, die er eben nicht begangen; und verflucht sich, falls Jemand ihn doch eines derselben für schuldig anführen wollte, indem er sagt (31, 40): „So wachsen mir Disteln für Weizen und Dornen für Gerste.“

Nach diesem Ausspruch lesen wir zwar: „Die Worte Hiobs haben ein Ende;“ indessen schließe ich mich Denen an, welche auch den folgenden Text für der Beachtung werth und zum Abschluß des Ganzen für nöthig halten, und bitte, mir auch weiter in der Inhaltsangabe des Buches zu folgen. Ein neuer Redner, Elihu, welcher absichtlich als Jüngster erst die Aelteren hatte reden lassen wollen, spricht jetzt seinen Zorn gegen Jene aus, daß Niemand es wage, Hiob zu antworten. Er selbst will ihm, dem Greise, freundlich entgegenkommen, und tadelt

Digitized by Google

ihn nur, daß er soviel mit Gott rechten wolle; er habe auch viel zu dulden gehabt, aus dem Ertragen seiner Schmerzen aber erkannt, wie man sich beim Erdulden derselben Gott gegenüber zu benehmen habe. Das Leid sei ja den Menschen oft zu ihrem eigenen Heil gesandt, wie Elihu es versichert mit den Worten (32, 29 f.): „Siehe, das alles thut Gott zwei- oder dreimal mit einem Jeglichen, daß er seine Seele herumhole aus dem Verderben und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen." Zorniger wird er allerdings bei der Erwähnung der Behauptungen Hiobs, daß Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor Gott nichts mehr gelten, und wirft ihm vor, er trinke Spötterei wie Wasser und gehe mit den Uebelthätern und Gottlosen (siehe 34, 7 f.). Er macht ihn dann wieder aufmerksam darauf, wie nichtig und klein alles im Vergleich zu Gott sei, und daß ohne Zweifel ein Gericht desselben über Alle kommen werde, wenn wir auch nicht wissen, zu welcher Zeit. Besonders im nächsten Kapitel giebt er diesen Gedanken in heftiger und ungestümer Rede Ausdruck, um mit den bitteren Worten zu enden (37, 23 f.): „Den Allmächtigen aber mögen sie (d. h. die Menschen) nicht finden, der so groß ist von Kraft; denn er wird von seinem Recht und guter Sache nicht Rechenschaft geben. Darum müssen ihn fürchten die Leute; und er fürchtet sich vor Keinem, wie weise sie sind."

Anstatt aber, daß, wie wir erwarten, Hiob selbst sich gegen diese Beleidigungen vertheidigt, spricht Gott der Herr für ihn. Er schilt ihn wegen seines Unverstandes und stellt ihm Fragen betreffs der Erschaffung und Erhaltung der Welt, wieviel er wohl mit seiner menschlichen Klugheit und Stärke dabei habe thun können. Da er keine Antwort erhält, fordert er ihn auf, um sich zu schauen und die Vögel in ihrer Unzahl zu betrachten, damit ihr Dasein ihm die Macht eines höheren und weiseren Weltregierers beweise. Da endlich erwidert ihm Hiob demüthig

Digitized by Google

(39, 34 f.): „Siehe, ich bin zu leichtfertig gewesen, was soll ich antworten? Ich will meine Hand auf meinen Mund legen. Ich habe einmal geredet, darum will ich nicht mehr antworten; zum anderen Male will ich nichts mehr thun." Noch einmal hält ihm Gott der Herr seine Allmacht vor, und zwar im Vergleich derselben mit dem Behemoth und dem Leviathan, zwei Thieren, denen Niemand widerstehen kann. Darauf kann auch Hiob nichts mehr entgegnen, er giebt seinen Stolz auf und sagt dann zu ihm (42, 2 ff.): „Ich erkenne, daß du alles vermagst und kein Gedanke ist dir verborgen. Es ist ein unbesonnener Mann, der seinen Rath meinet zu verbergen. Darum bekenne ich, daß ich habe unweislich geredet, das mir zu hoch ist und nicht verstehe." Hatte der Allmächtige zweimal (38, 3 und 40, 2) ihm gesagt: „Gürte wie ein Mann deine Lenden; ich will dich fragen, lehre mich," so sagt der Dulder jetzt zu ihm bescheiden: „Ich will dich fragen, lehre mich." Er thut die von ihm geforderte Buße in Staub und Asche; und wenn der Herr auch noch immer zürnend von den Freunden sagt (42, 7 und 8): „Denn ihr habt nicht recht von mir geredet wie mein Knecht Hiob," so wird dieser selber doch in Gnaden bei ihm wieder aufgenommen, mit reichem Segen von ihm beschenkt, sowohl in der Zahl seiner Nachkommen, als auch in Glücksgütern und Reichthum; und alles genießt er in Frieden, bis wir im letzten Verse des letzten Kapitels erfahren: „Und Hiob starb alt und lebenssatt."

II. Die Charaktere der auftretenden Personen (mit Ausnahme desjenigen Gottes).

1. Der Charakter Hiobs.

Anmuthende Züge im Charakter Hiobs zeigt uns der erste Vers des ersten Kapitels, wo es von ihm heißt: „Derselbe war schlecht und recht, gottesfürchtig und meidete das Böse." Offenbar sollen diese Aussagen auch noch zur Zeit seines Leidens

Digitized by Google

gelten; denn geduldig will er dasselbe tragen und erklärt sich, auf das Drängen seines Weibes hin, Gott um den Tod zu bitten, bereit, das Böse ebenso aus seiner Hand anzunehmen wie das Gute. Wir haben ja bereits mehrfache Aussprüche von ihm über die Gottesfurcht vernommen; ich erinnere hier nur noch an die beiden (12, 9 f.): „Wer weiß solches alles nicht, daß des Herrn Hand das gemacht hat, daß in seiner Hand ist die Seele alles deß, das da lebet, und der Geist alles Fleisches eines Jeglichen," und (31, 23): „Denn ich fürchte Gott wie ein Unfall über mich, und könnte seine Last nicht ertragen." Er erkennt also die Allmacht des Herrn durchaus an, und sein eigener, menschlicher Verstand treibt ihn, den Urquell aller Weisheit in eben dieser Gottesfurcht zu suchen. Er fragt sich (28, 20): „Woher kommt denn die Weisheit? und wo ist die Stätte des Verstandes?" und beruhigt sich mit dem Satze (28, 23): „Gott weiß den Weg dazu und kennet ihre Stätte," sowie mit dem folgenden (28, 28): „Siehe die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand." Hinzu kommt sein großes Vertrauen zu Gottes Gerechtigkeit, für welches er ein herrliches Zeugniß giebt in den Worten (27, 2 ff.): „So wahr Gott lebet, der mir mein Recht nicht gehen lässet . . . meine Lippen sollen nichts Unrechtes reden und meine Zunge soll keinen Betrug sagen." Daher aber hält er sich von allen Gottlosen fern und warnt sie vor dem letzten Gericht mit dem ernsten Ausspruch (21, 30): „Denn der Böse wird behalten auf den Tag des Verderbens und auf den Tag des Grimmes bleibet er."

Leider aber erliegt auch Hiob der Anfechtung und läßt sich zu bitteren, immer nur heftiger werdenden Aeußerungen gegen den Herrn hinreißen. Laut klagt er — ein Zeichen menschlicher Schwäche — über sein Elend; er schilt Gott — also Selbstüberhebung —, daß er nach seiner Missethat frage, da er ja

Digitized by Google

wisse, daß sein Knecht fromm sei, und er scheut sich nicht, in seinem Murren und in seiner Verzweiflung die Worte an ihn zu richten (30, 20 f.): „Schreie ich zu dir, so antwortest du mir nicht; trete ich hervor, so achtest du nicht auf mich. Du bist mir verwandelt in einen Grausamen und zeigest deinen Gram an mir mit der Stärke deiner Hand.“ Aber ebenso, wie von Gott, fühlt er sich auch von den Menschen verlassen, von den Kindern Derer, die ihn einst geehrt; er sagt von ihnen (30, 10): „Sie haben einen Greuel an mir und machen sich ferne von mir und schonen nicht vor meinem Angesicht zu speien“ und nachher (30, 19): „Man hat mich in Dreck getreten und gleich geachtet dem Staub und Asche.“ So geht er immer weiter den Weg des Verderbens, er läßt sich verleiten, jegliches Band, das ihn mit Gott verbunden hat, zu zerreißen, und sich selber, da Gott ebenso die Frommen wie die Gottlosen umbringe (9, 22), mit den trotzigen Worten den Tod zu wünschen (7, 21): „Und warum vergiebst du mir meine Missethat nicht und nimmst nicht weg meine Sünde! Denn nun werde ich mich in die Erde legen, und wenn man mich morgen suchet, werde ich nicht da sein.“ Gerade aber diese Momente seiner Schwachheit, in welchen der Held, welcher kraft seines schlechten und rechten Charakters doch endlich siegen und das Böse mit dem Guten überwinden muß, fast zu Grunde zu gehen scheint, bringen ihn uns Menschen ein gutes Theil näher, als wenn er ohne sie dargestellt wäre.

2. Die Charaktere der Freunde Hiobs.

a) Der Charakter des Eliphas.

Eliphas zeigt sogleich im Anfang seiner ersten Rede an Hiob sein Wohlwollen gegen ihn, und wenn er den Greis auch tadelt wegen seiner Behauptung, es könne Jemand gerechter sein als Gott, so tröstet er ihn doch bald mit dem schönen Wort

Digitized by Google

(5, 17): „Siehe, selig ist der Mensch, den Gott strafet;" er ermahnt ihn freundlich, indem er hinzusetzt: „Darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigeu nicht," und erinnert ihn endlich an die vielfältigen Gnadenbeweise Gottes an die Sünder. Aber diese Ruhe und Milde weiß er sich nicht lange zu bewahren; vielmehr übertreffen die Worte seiner zweiten Rede in ihrer Grobheit und ihren widerwärtigen Gleichnissen alles, was uns sonst von den Sprechern geboten worden ist, und nur wenig entschuldigt ihn die Annahme, daß Hiobs Worte, in welchen dieser sich verantwortet und seine Anschauungen über die Nichtigkeit der Welt darlegt, ihn zu sehr gereizt haben möchten. Er zählt den Greis jetzt zu den Heuchlern und Gottlosen und läßt sich durch nichts von diesen ihn beherrschenden Gedanken abbringen. Auch bei seinem dritten Auftreten scheint er nicht anders gesinnt zu sein, wenn er zu ihm sagt (22, 5): „Ja, deine Bosheit ist zu groß und deiner Missethat ist kein Ende." Aber trotz dieser seiner traurigen Erkenntniß bricht doch das Gute wieder bei ihm durch, er wird immer sanfter, schlägt Jenem vor (22, 21): „So vertrage dich nun mit ihm (d. h. Gott) und habe Frieden; daraus wird dir viel Gutes kommen," und bittet ihn Buße zu thun, indem er die Verheißung daran knüpft, daß die Demüthigen Segen erfahren „und der Unschuldige wird errettet werden; er wird aber errettet um seiner Hände Reinigkeit willen" (siehe 22, 30).

Die Theilnahme mit dem Elende seines greisen Freundes, die uns bereits zuerst erfreute, kehrt zuletzt wieder. Sein Zorn gegen Hiobs Widersprüche, so gräßlich er sich auch äußert, vermag sein Wohlwollen, den Grundzug seines Wesens, nicht zu unterdrücken, mag man auch nun in seinen Worten Unüberlegtheit, Trotz und Widerwillen gegen Hiobs Lehren verborgen finden. All' sein Trachten aber, die Wahrheit zu erkennen, muß natürlich scheitern, da es von falscher Voraussetzung, der

Digitized by Google

alttestamentlichen Idee von Schuld und Strafe und der Menschen Verhältniß zu Gott, ausgeht.

b) Der Charakter des Bildad.

Aehnlich, aber viel prägnanter ist das Bild des zweiten Freundes, des Bildad, gezeichnet. Ohne seine Aussagungen irgendwie zu begründen, rechnet er Hiob sofort zu den Heuchlern und fühlt sich in seinem Eifer berufen, die von ihm angegriffene Gerechtigkeit Gottes zu vertheidigen. Nach der ironischen Frage (8, 3): „Meinest du, daß Gott unrecht richte oder der Allmächtige das Recht verkehre?“ fordert er ihn in der zweiten und dritten Rede auf, sich selbst und die Stellung der Sünder zu Gott zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen, und weiß nicht genug von dem Leben der Gottlosen in widerlichen Worten zu reden. Aber auch er läßt von seinem ungestümen Wesen ab, wir lernen bald auch einen Zug herzlicher Demuth bei ihm kennen, wenn er in Anerkennung der Allmacht Gottes zuletzt ausruft (25, 4—6): „Und wie mag ein Mensch gerecht vor Gott sein! und wie mag rein sein eines Weibes Kind! Siehe, der Mond scheinet noch nicht, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: Wieviel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm!“

c) Der Charakter des Zophar.

Der dritte Freund Hiobs, Zophar, kennt keine Freundlichkeit, keine Milde. Mit harten Worten wirft er dem Dulder vor (11, 4): „Du sprichst: Meine Rede ist rein; und lauter bin ich vor deinen Augen;“ er wünscht ihm nur, daß Gott mit ihm reden, seine Lippen aufthun und ihm die heimliche Weisheit zeigen möge, und zählt ihn natürlich auch zu den Gottlosen, von deren Leben er ebenfalls viel zu sprechen hat.

Wenn also Eliphas uns sogleich bei seinem ersten Auftreten den Grundzug seines Charakters zeigte und uns bald bewies,

Digitized by Google

daß dieser stark genug war, ihn aus dem tiefen Abgrund, in den er gefallen war, zu retten, müssen wir bei Bildad zunächst sein unfertiges und übereiltes Wesen hervorheben, können dann aber auch eine stets fortschreitende Läuterung bei ihm wahrnehmen; Zophar endlich tritt in beiden Reden nur trotzig und herrisch auf, und da er, anstatt in einer dritten seine Sinnesart näher zu offenbaren, schweigt, wissen wir nicht, ob er auf diesem traurigen Standpunkt verblieb, oder ob er, den Lehren des Greises nachgebend, in ein milderes Fahrwasser einlenkte, ohne es sich vielleicht selbst, geschweige denn Anderen einzugestehen.

3. Der Charakter Elihus.

Elihu erkennt aus den Reden der ihm vorangegangenen Sprecher, daß er seine eigene Weisheit weit höher schätzen muß als die Jener, und wendet sich sofort nicht nur gegen Hiob, weil er seine Seele gerechter hielte als Gott (32, 2), sondern auch gegen die Freunde, weil sie ihm nicht mehr antworteten. Denn er selber fühlt sich zum Sprechen gedrängt und gezwungen, recht und rein zu reden. Hauptsächlich betont er nun den Gedanken, daß Gott auch strafe, um die sündige Seele vor Hoffart zu warnen, sie wieder zu ihm zurückzuführen und sie endlich aus Gnade vor dem Verderben zu erretten, eine Auffassung, welche weit über derjenigen der Freunde steht. Hiob selber schilt er wegen seines Unverstandes und bittet Gott (34, 36 f.): „Mein Vater, laß Hiob versucht werden bis ans Ende, darum, daß er sich zu unrechten Leuten kehret. Er hat über seine Sünde dazu noch gelästert. Darum laß ihn zwischen uns geschlagen werden und darnach viel wider Gott plaudern.“ Es ist nicht zu verstehen, wenn er zuerst so freundlich von der Milde und Güte Gottes auch in seinen Strafen spricht und dann in dieser Weise sich gegen den alten Dulder wendet. Offenbar sind sein Verstand und seine Gottesanschauungen sehr

Digitized by Google

ausgebildet; aber das Räthsel von Hiobs Leiden zu entwirren und den Grund desselben klar darzulegen, ist auch er nicht fähig. Da muß Gott selber seinen Mund aufthun.

III. Die Aufgabe des Buches Hiob.

Wir fragen nun weiter: Was ist die Aufgabe, der Zweck des Buches, das wir bisher besprochen haben? Ist es oder soll es eine Theodicee sein, also Gottes Walten über die Menschenkinder uns offenbaren? Man erhält die verschiedensten Antworten hierauf, und ich wenigstens folge am liebsten Schlatter, wenn er in seiner Einleitung in die Bibel (S. 152) uns davor warnt, uns das Verständniß des Buches zu erschweren, wenn wir's eine Theodicee, eine Rechtfertigung Gottes nennen wollten, — wenn der Gelehrte gleich darauf erklärt: „Sein Hauptgegenstand, den es uns beschauen heißt, sind Hiob und seine Freunde, der Mensch im Unglück, wie er schwankt, strauchelt, in seinen Gedanken thöricht wird, sich durchkämpft und den Sieg behält," und wenn endlich hervorgehoben wird: „Es ist geschrieben als Anweisung, wie man Unglück rein und richtig erträgt." Hiermit aber läßt sich gar wohl die Definition von Bleek (Einleitung in das alte Testament, S. 494) vereinigen, welcher in einem Gegensatz zu Schlottmann die Aufgabe des Buches in folgenden Worten darstellt: „Vielmehr will der Verfasser Belehrung ertheilen über die Verfahrungsweise und den Rath Gottes, und zwar in Beziehung auf das Verhältniß des Uebels zum sittlichen Wandel der Menschen; denn der Gegenstand, auf welche alle Reden im Buche sich beziehen, ist das schwere Leiden, welches durch göttliche Fügung oder Zulassung über Hiob verhängt war, und die göttliche Absicht bei dieser Heimsuchung."

Hiobs Leiden sollen gewiß alle Menschen zur Umkehr auffordern, und seine, wie alle anderen Gespräche des Buches

Digitized by Google

überhaupt gelten für jeden Menschen jeder Zeit und jedes Volkes. Denn wem kommen im Elend nicht auch solche Stunden, Tage und Nächte, daß er in seiner Verzweiflung nicht mehr weiß, wo er sein Heil suchen soll, und dann in seiner Angst und in seinem Irren selbst den Weg einschlägt, von dem er genau sich bewußt ist, daß er der falsche ist? Schon Hiob lehrt uns: Mensch, erkenne dich selbst, wandle deinen Charakter und füge dich demüthig in Gottes Willen! Allerdings ist es leichter, andere Menschen anzuklagen, ohne sich die eigenen Fehler einzugestehen. Derjenige, welcher sich ungerecht bestraft dünkt, zürnt dem Strafenden, ohne abzuwägen, wieviel Schuld er sich beimessen müsse, und geht den Weg der Gottlosen und Heuchler. Doch, wie es auch um jeden Einzelnen stehen mag, für alle Fälle des Lebens wird uns die Frömmigkeit und der Wandel Hiobs als Vorbild gezeichnet — und ist dies nicht ein gewaltiger Fortschritt für den Sterblichen? Weiß er auch nicht, wie oder wann Gott über ihn richten wird, so ist ihm doch hier der Trost und die Hoffnung gegeben, daß auch hinter unerklärlichen Leiden die Gerechtigkeit des allmächtigen Vaters hervorleuchtet. Das Buch Hiob nimmt dem Menschen gewissermaßen die Angst vor Gottes Gericht und giebt ihm Kraft, irdisches Elend geduldig zu ertragen. Gerade deshalb aber ist es so sehr hoch zu schätzen und verdiente wohl, daß es auch in der Gegenwart weit mehr gelesen werde, als es in Wirklichkeit geschieht.

Zweiter Theil.

Prometheus.

Einen ganz anderen Eindruck als das Buch Hiob macht die Prometheia des Aeschylus auf uns, deren Stoff, wie wir wissen, dem alten Sagenkreise des Prometheus entnommen ist.

Digitized by Google

Ein Mythus hatte sich daraus gebildet, wie wir ihn schöner und herrlicher kaum anderswo antreffen, ein Mythus, dessen innere Lebenskraft ihn jahrhundertelang dem Volk der Griechen bewahrt hat, ein Mythus, von dem Preller (Griech. Mythol. I, 91) sagt, er sei „der fruchtbarste und tiefsinnigste Mythus von allen theogonischen, zu welchem religiöse Sage, Volkssage und hoher Dichtersinn gleichmäßig beigetragen haben". Zu unserem Bedauern ist uns nur das zweite Drama der Trilogie, der gefesselte Prometheus, erhalten, doch können wir auch aus diesem klar genug die Anschauungen des Dichters über die waltende und mächtige Themis, die Gerechtigkeit, erkennen; und wenn uns auch das dritte, der gelöste Prometheus, verloren gegangen ist, so ahnen wir doch aus Andeutungen und Hinweisungen des zweiten genug, um uns den endlichen Schluß aller Selbstquälereien des Autors wie des Helden auszumalen. Kommt es uns doch hierbei wesentlich zu Hülfe, daß wir von dem frommen Poeten nur annehmen dürfen, daß er auch mit diesem Werke die Vorstellungen des Volkes über seine Götter veredeln und bessern wollte.

Betrachten wir zunächst die Entstehung jenes Mythus genauer. Das erste Göttergeschlecht entstand durch die Vereinigung des Uranus und der Gaia. Ihre Kinder, die Titanen, Kyklopen, Riesen und Hekatoncheiren, wurden alle außer dem Kronos in den Tartarus geworfen, Uranus selbst aber durch diesen seinen Sohn gestürzt, welcher nun die Regierung der Welt übernahm. Aus Furcht jedoch, daß er auf gleiche Weise wie der Vater seiner Herrschaft beraubt werden möchte, verschlang er alle seine Söhne außer Zeus, anstatt dessen ihm Rhea einen in Windeln gewickelten Stein reichte. Nach einem schrecklichen Kampfe unter den Himmlischen, währenddem die meisten von ihnen — auch der Titane Prometheus — auf Seiten des Zeus gestanden hatten, blieb dieser Sieger, und mit ihm walten, nachdem er

den letzteren zu sich genommen, überall neben der Macht des obersten aller Götter Ordnung und Gerechtigkeit, soweit das Weltall reicht, denn Prometheus ist ja der Sohn der letzteren, der Themis. Den Menschen aber wurde zuerst ein goldenes Zeitalter beschert, doch sanken sie bald in ihrem Unverstand so weit, daß sie zwar die Sinneseindrücke der Außenwelt aufnahmen, aber nicht mehr zu verwerthen wußten, so daß sie schließlich gegen alle ganz gleichgültig und abgestumpft wurden, weil sie eben nichts mehr verstehen und das Gute vom Bösen nicht mehr unterscheiden konnten. Sie wohnten in dunklen Höhlen, arbeiteten fleißig, aber wußten selber nicht, warum und wozu. Da kam Prometheus und rettete sie, indem er sie alle Künste der Welt lehrte, wie z. B. die Kenntniß vom Auf- und Niedergang der Gestirne, von Zahl und Schrift, vom Durchsegeln der Meere, von der Aufdeckung der irdischen Schätze u. s. f. Grollend aber sah Zeus ihnen zu, da sie wider seinen Willen von dem Titanen völlig umgebildet waren, und verlangte wenigstens, daß sie Alle ihm selber und auch den anderen olympischen Göttern opfern sollten. Prometheus verleitete sie aber, sogleich bei der ersten Darbringung ihrer Gaben Zeus zu betrügen, und obwohl dieser sofort die List erkannte und scheinbar auf dieselbe einging, hatten die Menschen wie auch ihr Fürsorger doch sehr zu büßen; denn um sie recht hart zu strafen, entzog er ihnen nun das Feuer. Jener stahl es zwar und brachte es ihnen im Triumph wieder; aber jetzt mußte sich der Kronide mit einer doppelt so schweren Strafe rächen, sowohl an dem Stehlenden selbst wie an Denen, welche sein Geschenk angenommen hatten. Deshalb ließ er den Prometheus in der einsamsten Gegend des Kaukasus an einen Felsen anschmieden und ihm täglich die Leber durch seinen Adler aushacken. Erst durch den dreizehnten Sproß aus dem Geschlechte der Io, d. h. durch Herakles, sollte er erlöst und ihm die Versöhnung mit dem obersten Gotte wieder gegönnt

Digitized by Google

werden, falls Jemand bereit wäre, für ihn zu sterben. Den Menschen aber sandte Zeus die Pandora, welche, so reizend sie auch war, ihnen außer dem Guten auch alle nur denkbaren Leiden brachte und ihnen sogar in ihrem Elend alle Hoffnung auf Besserung vorbehielt. Doch wollte der Gott auch sie von so schrecklichen Zuständen befreien, sobald Prometheus mit ihm versöhnt sein werde; dies aber geschah durch Einwirken des Herakles, Chiron starb gern für den Dulder, letzterer aber wurde befreit und thront nun als Berather und Weissager auf dem Olymp unter der Zahl der Unsterblichen.

Dies ist in kurzen Umrissen der gewaltige Stoff, welcher dem Aeschylus bei seiner Bearbeitung des Prometheus vorlag. Der frömmste Dichter, der Altmeister der griechischen Tragödie, übernahm es kraft seines poetischen Genies, seinen Mitbürgern gerade das Schicksal des Gottes vor Augen zu führen, welcher als Kulturgott bei ihnen am meisten beliebt war. Daß es ihm in Wirklichkeit nicht vergönnt war, das Drama zuerst in Athen szenisch darzustellen, sondern daß dies in Syrakus geschah, ist gewiß zu beklagen; doch wir müssen hiervon jetzt absehen und uns vielmehr fragen: Wie hat er seine Aufgabe erfüllt? Er folgte der allgemeinen Sitte und dichtete drei große Tragödien: der das Feuer bringende, der gefesselte, der gelöste Prometheus. Leider ist uns nur die zweite derselben ganz erhalten, und nur wenige Fragmente der anderen beiden kommen hinzu. Den Gang der Handlung haben sich die Gelehrten daher auf vielfache Weise rekonstruirt und haben schon betreffs der Reihenfolge der drei Stücke sich sehr verschieden geäußert. Doch ist wohl die Ansicht Welckers, daß zuerst der das Feuer bringende, dann der gefesselte und zuletzt der gelöste Prometheus dargestellt sei, daß also wirklich dem Zuschauer Schuld, Strafe und Sühne des Helden zum Bewußtsein des Hörers gebracht wurden, die richtigste. Mir selber ist es gelungen, diese Annahme des hohen

Digitized by Google

Gelehrten noch durch einige weitere innere und äußere Gründe zu stützen (s. Fleckeisen, Jahrb. 1893, Die Reihenfolge der Tragödien in Aeschylos' Prometheia), und ich glaube, daß man immer mehr von den Einwänden Westphals und Weckerlins zurückkommen werde.

Den Gipfelpunkt des verlorenen ersten Stückes bildete natürlich die Sünde des Helden, so daß wir im Verlauf desselben entweder uns immer mehr von ihm abwenden oder ihn bemitleiden mußten. Schon der Titel aber zeigt uns, daß der Dichter wohl mehr das Letztere als das Erstere angestrebt habe, denn er hat ja seinen Helden darin nicht den das Feuer Stehlenden, sondern den dasselbe Bringenden genannt, seine That also mehr als eine den Menschen gute, als eine der Gottheit schadende angesehen.

In der zweiten Tragödie sehen wir zunächst, mit wie großer, unerbittlicher Gewalt auf Befehl des Zeus Kratos und Bia (Macht und Stärke) den Helden seines Betruges wegen im Kaukasus an einen Felsen anschmieden, und Hephaistos selbst sie dabei anleitet. Sie folgen ihrem Gebieter nur unwillig und können ihr Mitleid mit dem Bestraften nicht unterdrücken. Sie suchen ihn mit Vernunftgründen von seinem Trotz und Hochmuth gegen Zeus abzubringen, wenn sie ihm z. B. vorhalten: „Dem Vater nicht gehorchen, ist gar schwer" oder: „Denn frei ist Niemand, wenn nicht Zeus allein;" aber Jener hört nicht auf ihr Drohen, so daß ihr Mitleid allmählich zu weichen beginnt, und Kratos höhnend ausruft:

„Mit falschem Namen heißt Prometheus du
Bei Göttern! Ach, könnt'st du vorsorglich sein
Und vorher sehen, wie du dich befreist!"

Nun verlassen sie den Duldenden. Dieser spricht für sich allein zuerst von seinen körperlichen Schmerzen, dann von der

Digitized by Google

der Erniedrigung, die ihm von Zeus zu theil ward, und ruft Himmel, Erde und Meer an, sie möchten seh'n,

„Was ich, ein Gott, von Göttern dulden muß."

Dabei ist ihm auch die Zeit seiner Leiden wohl bekannt, so daß er jammernd, wenn auch scheinbar zweifelnd fortfährt:

„Wie soll mein Elend ich beklagen nur
Jetzt und in Zukunft? Ach, wann wird die Zeit
Die gräßlichen Qualen beenden?"

Doch weit gefehlt, daß solche Gedanken ihm Ruhe bringen, vielmehr wecken sie in ihm, der stolz ist, vor Zeus ein werthvolles Geheimniß zu wissen, und sich recht wohl bewußt ist, daß ihm sein Leiden nicht von Jenem, sondern vom Schicksal auferlegt sei, von neuem das Gefühl seiner Größe und damit seinen Trotz und Widerwillen gegen den himmlischen Herrscher. Da wird er plötzlich erschreckt durch die Ankunft der Okeaniden, welche den Chor der Tragödie bilden, und lenkt alle seine Aufmerksamkeit nur auf diese. Er kann es sich nicht denken, daß Jemand diese öde Stätte aufsuchen werde, und ruft angsterfüllt aus:

„Weh! weh! ich höre Vögel nähern sich
Durch ihrer Flügel Schlag. Vom leichten Flug
Tönt sanft der Aether wieder an mein Ohr,
Doch was mich aufsucht, muß ich hassen."

Sofort bemühen sich die Meerjungfrauen, ihn zu trösten und ihn von seinem Stolze ab- und zu der Demuth hinzulenken. Sie geben zu, daß Zeus rechtlos richte und die altehrwürdigen Satzungen der Titanen nicht mehr befolge, daß dieser mit Gewalt sich seine Herrschaft erworben habe und seinen Zorn Jeden fühlen lasse, solange er sie nur inne hat, und noch einmal sagen sie zu ihm:

Digitized by Google

„Ich fürchte sehr, daß ich von deinem Schmerz
Und deiner Pein nie werd' ein Ende seh'n.
Denn nicht zu rühren ist des Höchsten Herz,
Sein Wollen lenket keines Menschen Fleh'n."

Aber alle diese milden und beruhigenden Worte machen keinen Eindruck auf Prometheus; er wird nur aufgeregter gegen seinen Uebelthäter, er weiß, daß Themis ihm doch einmal seine ursprüngliche Macht wiedergeben werde, und beendet diese chorische Szene mit den Worten:

„Wie roh er ist, wie die Gerechtigkeit
Er knechtet, weiß ich; doch es kommt die Stunde,
In der selbst Zeus von aller Herrlichkeit
Gestürzt, nur Sanftmuth spricht aus seinem Munde.
Dann wird sein harter Zorn gebrochen sein,
Ja, Lieb' und Freundschaft stellen sich bald ein,
Es eilt der Schnelle zum Schnellen."

Aber Unendlichkeiten dauert es, ehe solche glücklichen Zustände eintreten; das sieht auch Prometheus; er nimmt deshalb auch von den Okeaniden keinen Trost an und bleibt bei der Ueberzeugung:

„Die Krankheit hat Tyrannenherrschaft stets,
Daß keinem Freunde jemals sie vertraut."

Der Chor erreicht also fast nichts bei dem Elenden, nur daß er ihm Gelegenheit bietet, sich einmal des Näheren über seine Leiden auszusprechen, und ihn fühlen läßt, wie beruhigend solche Reden für den Duldenden selbst seien. Darin giebt er den Jungfrauen Beifall, und wie sehr er sich auch sträubt, von seinem Geheimniß etwas zu verrathen, bittet er sie doch innig:

„O seht mich freundlich, freundlich an, der ich
Hier dulde! Haftet doch das Leiden sich
Bei seiner Irrfahrt allen Wesen an."

Digitized by Google

Da erscheint Okeanos selber in der edlen Absicht, als ein Verwandter des Unglücklichen diesem neuen Muth zuzusprechen. Wie mißtrauisch er auch von ihm aufgenommen wird — denn Prometheus fürchtet, er wolle nur sein Leiden überwachen —, betheuert er ihm doch noch einmal den Grund seines Kommens und bittet ihn:

„Erkenne dich und folg' der Zeit, die neu
Den Göttern einen neuen Herrscher gab."

Er appellirt an seinen Verstand, der ihn doch lehren müsse, daß thörichte Reden unsagbar schnell bestraft würden, aber weder diese Worte, noch seine Versicherung, er werde dem Zeus ein großes Geschenk überreichen, woraufhin er ihn erlösen werde, machen irgend einen Eindruck auf ihn. In seiner Wuth gegen den Gott erinnert er ihn vielmehr an seine gegen den Atlas verübten Grausamkeiten und rathet ihm zu gehen und seine freundlichen Gesinnungen ihm selber gegenüber zu bewahren. „Ich aber," so setzt er hinzu:

„Ich werde dulden dieses mein Geschick,
Bis daß der Sinn des Zeus vom Zorne läßt."

Okeanos entfernt sich; seine Töchter aber sprechen dem Gefesselten in einem schönen Gesange ihr tiefstes Mitleid aus und wissen ihn auch zu bewegen, ihnen von seinen Wohlthaten gegen die Menschen zu erzählen. Erschreckt werden sie jedoch bei dem sich hierbei entwickelnden Zwiegespräch über Schicksal, Noth, Moira und Ate, eine Göttin, vor welcher Zeus sich immer beugen müsse. Wir hören daraus die Verse:

Ch. „O sorge für die Menschen nicht zu viel,
Auch nicht für dich, den Leidenden: ich weiß,
Daß, bist du einmal dieser Ketten frei,
Du gleiche Macht besitzen wirst, wie Zeus.

Digitized by Google

Pr. Dies hat die Moira, welche alles ja
Vollendet, nicht bestimmt! Unzählig Leid
Hat mich gebeugt; wie soll ich lösen mich?
Die Kunst vermag weit wen'ger als die Noth.
Ch. Wer lenket denn das Ruder dem Geschick?
Pr. Drei Moiren und drei Furien, welche alles wissen.
Ch. Und Zeus hat wirklich wen'ger Kraft als sie?
Pr. Was ihm bestimmt ist, dem entgeht er nicht.
Ch. Was aber ist dies, wenn nicht Weltherrschaft?
Pr. Das darfst du nicht erfahr'n! Fleh' nicht darum!
Ch. So deckst du ein Geheimniß vor uns zu?
Pr. An anderes denket! Dies zu künden ist
Die Zeit nicht da; soviel als möglich muß
Ich es verhüllen. Seine Wahrung nur
Schafft Rettung mir aus grauser Qual."

Demselben Zweck, die Ungerechtigkeiten des Zeus immer deutlicher, das unschuldige Leiden des Prometheus immer schrecklicher auszumalen, dient die folgende Szene, welche das Auftreten der Io, ihr Gespräch mit Prometheus und das des Letzteren mit den Okeaniden enthält und mit einem schönen Gesange des Chores endet.

Io, welche auf Befehl der Hera fortwährend von dem hunderttäugigen Argo verfolgt wird, gelangt auf ihren Irrfahrten im Wahnsinn dort an, wo unser Held, mit eisernen Ketten an den Felsen geschmiedet, zu leiden hat. Wohl erkennt er sie trotz ihrer gehörnten Stirn, weigert sich aber zunächst, ihr auf ihre Bitten hin zu sagen, weshalb er so leide, wer ihn erretten werde, und wann ihr selbst einmal ein Ziel ihrer Qualen gesetzt sei. Nachdem Io ihm nun mehreres aus ihrem früheren Leben, von der Liebe des Zeus, von dem Zorn seiner Gemahlin, von den vielen, aber nur unklaren Weissagungen der Orakel berichtet und ihn noch einmal um seine Verkündigung gebeten und ihm vorgehalten hat:

„Kannst du noch mehr mir sagen
Von meiner Pein, dann deut' es an; doch nicht aus Mitleid

Digitized by Google

Sollst lügen du und schmeicheln, denn die Krankheit ist
Gar schimpflich, daß man selber sich die Reden bildet",

giebt er endlich nach. Ohne jede Rücksicht sagt er der Unglücklichen alles, was ihr bevorstehe, aber zugleich empfinden wir, wie sein Groll gegen Zeus immer heftiger wird, so daß er nicht umhin kann, ihr auch dessen baldigen Sturz vorherzusagen, der sicher stattfinde, wenn er, Prometheus, nicht vorher erlöst würde. Faßt die Irre schon diesen Ausspruch nicht mehr deutlich, so kann sie es bereits gar nicht begreifen, wenn sie von ihm hört, daß der dreizehnte Sproß aus ihrem Geschlechte sein Retter sein solle. Dringend verlangen allerdings sie selbst wie die Jungfrauen den Namen desselben und die weiteren Irrfahrten der Verwandten zu wissen; wirklich erfüllt der Gefesselte die letztere Bitte, nachdem er, um sich um so leichter Glauben bei ihnen zu erwirken, auch von ihrer Vergangenheit die wichtigsten Ereignisse erzählt hat, und läßt nicht ab, am Schluß seiner Rede zu betheuern:

„So sagte mir die hochgeehrte,
Die Themis, die Titanin, meine Mutter, einst.
Doch, wo und wann? — Dies zu berichten fehlt es mir
An Zeit, und sagt' ich's dir, du würdest nichts gewinnen."

Unter lauten Klagerufen verläßt nun Io den Schauplatz; der Chor singt ein zu Herzen gehendes Lied, in welchem zuerst der Satz des weisen Mannes ausgesprochen wird, daß die Zufriedenheit doch das Schönste für die Menschenkinder sei, wie sehr auch die Niedrigen danach strebten, durch Ehebündnisse mit reichen oder adelsstolzen Geschlechtern sich zu erhöhen. In der Gegenstrophe erfahren wir von den Sängerinnen, daß sie niemals die vom Geschick ihnen gesetzten Schranken überschreiten würden, und in der Schlußstrophe die Erklärung, daß sie zwar nicht wüßten, was ihnen bevorstände, daß sie sich aber gern in

Digitized by Google

den Willen des höchsten Gottes fügen würden, indem sie am Schluß des Gesanges singen:

„Wie ich Zeus Beschluß umgeh'n
Könnte, das wüßte ich niemals.“

Aber auch solche Worte beruhigen ihn nicht; sein Trotz wächst noch immer, indem er sich theils auf seine eigene Göttlichkeit beruft, wie z. B. in dem Verse:

„Was soll ich fürchten? Mir, dem Gott, droht nie der Tod!“,

theils von der ungerechten Regierung des Zeus und von dessen sicherem, elendem Sturze spricht, wie:

„Er wird es lernen,
Wie anders Herrschen und wie anders Dienen sei.“

Ja, als der Chor ihn warnt mit den Worten:

„Die Adrasteia wird von Weisen stets verehrt,“

entgegnet er höhnend:

„Ja, bete, fleh' ihn an, den ewig Herrschenden!
Nicht mehr verlangt mein Herz, nicht mehr nach ihm,
Nach seinem Willen walte er noch kurze Zeit,
Denn lange wird Zeus nicht ein Götterkönig sein.“

Da sieht er den Hermes, den Boten des Zeus, heraneilen, und damit beginnt der letzte Auftritt. Hermes redet den Helden im rechten Bewußtsein seiner Macht an und theilt ihm sogleich den Wunsch des höchsten Gottes mit, zu wissen, welche Ehe es denn sei, von der Prometheus stets weissage, daß der aus ihr hervorgehende Sproß selbst den König aller Himmlischen vernichten werde. Aber anstatt einer aufklärenden Antwort bekommt Jener nur Ausdrücke des Unwillens und des Spottes zu hören. Selbst auf seine Schmeicheleien läßt Prometheus sich nicht ein; vielmehr weist er sie ab mit den Worten:

Digitized by Google

„Ich schmeichle? Wahrlich, wer mir schmeichelt so wie du,
Ist mir ein Feind! Ja, von dir selber sag' ich dies!"

und erklärt ihm dann:

„Ich sag' es offen: alle Götter hasse ich,
Die, selber glücklich, ohne Recht mich peinigen."

Hermes erkennt daraus, daß er es nicht vermöge den Sinn des Titanen zu ändern, versucht es aber noch einmal, indem er ihm von den Qualen spricht, welche ihm noch bevorstehen, und ihm schildert, wie er in die tiefsten Stellen des Orkus geschleudert werden und wie lange er dort verweilen solle, bis er wieder an das Licht komme; aber auch dies geschehe nur, damit ihm täglich auch unaufgefordert ein Adler an seiner Leber fresse, und zwar solange, bis ein Stellvertreter für ihn in den Tod gehen werde. Indessen selbst dieser Versuch ist vergeblich, ebenso wie die gutgemeinten Mahnungen des Chors, sich weise in das Bestehende zu fügen. Prometheus bleibt bei seiner Ueberzeugung betreffs der Zukunft stehen: „Ganz werd' ich nimmermehr sterben" und deutet noch einmal bei seinem Sturz in den Tartarus auf das ungerechte Walten des Zeus hin mit dem die Tragödie beendenden Ausruf:

„O heilige Mutter, o Aether du,
Der du uns Allen das Licht bringst,
O seht mein ungerecht Leiden!"

Soweit die Inhaltsangabe des gefesselten Prometheus. Wir erkennen sofort, daß in der diesem Stücke voraufgegangenen Tragödie die Hauptszene den Raub des Feuers durch den Helden dargestellt haben mußte, und recht gut ist es uns noch möglich, den Verlauf der dritten zu rekonstruiren, wieviel Raum auch gerade bei solchen Arbeiten der Phantasie des Einzelnen überlassen sein mag. Wenn es hier auch wirklich keine sicheren Beweise mehr giebt, daß die Handlung sich so und nicht anders

Digitized by Google

habe entwickeln können, so wird doch Jeder gern Droysen folgen, der uns den Verlauf des Dramas (in seiner Uebersetzung des Aeschylos, 4. Aufl., 1884) in so schönen Worten wiedergegeben hat, daß wir uns wohl von ganzem Herzen daran erbauen können. Ich möchte nur auf einzelne Punkte aufmerksam machen, deren Umgestaltung eine ganz bedeutende sein mußte, wenn uns der Dichter eine völlige Lösung aller Konflikte geben wollte. Dazu rechne ich zunächst die Charakterschilderung des Prometheus selber. Er erregt gewiß unsere Theilnahme durch sein übermenschliches Leiden, und wir fühlen es ihm nach, wie schwer ihn der Schmerz seiner Seele niederdrücken muß, der Gedanke, daß er ungerecht leide. Gleichwohl nehmen auch diese Gefühle im Laufe der Handlung immer mehr ab, je mehr wir von seinem Zorn und Trotz gegen den allmächtigen Zeus hören, so daß wir ihn anklagen müssen, daß er selber sich dem Herrscher der Welt, dem er seine ungerechte Weltregierung vorwirft, nur mit Unrecht nicht füge. Beschuldigt er ihn doch immerfort, daß er — der Heros — nur Uebermenschliches dulden müsse, weil er in seiner Liebe zu weit gegangen sei. Allerdings stützt er sein Verhalten gegen den Gott erstens auf das Geheimniß in Bezug auf Io und deren Geschlecht, welches er Niemandem verrathen will, und zweitens darauf, daß ihn der jetzige Herrscher doch niemals verderben werde, da ja er selber ein Gott sei: zwei Motive, die uns die schroffen Gesinnungen des Helden ein gut Theil leichter und menschlicher erklären lassen. Diese äußerlichen Umstände geben seinem Widerstande gegen Zeus immer nur größere Kraft; ungeachtet dieses Umstandes aber muß er schließlich doch so weit weichen, daß Jener ihn in den Tartarus schleudert, wenn auch nicht für alle Zeit.

Und dann Zeus selber? Befriedigt das, was wir im Verlauf des Stückes von ihm hören, irgend Jemand? Wir sehen in den ersten Auftritten nur die Thaten einer erbarmungs-

losen Macht und Gewalt des Tyrannen, den weder Recht noch Mitleid bewegen können, von seinen einmal gefaßten Entschließungen abzulassen. Wir erfahren, daß er sich wohl bewußt ist, daß er nur durch Unrecht zu großer Macht gelangt ist, und wie er sich fürchtet, daß einer seiner eigenen Söhne ihn stürzen werde. Er will Näheres von Prometheus darüber hören; und als dieser jede Antwort verweigert, steigert sich sein Zorn in wahre Wuth gegen ihn, so daß er ihn endlich in den Tartarus wirft. Was ist das für eine elende Gestalt des höchsten Gottes! Er ist und bleibt am Ende der Tragödie Sieger; aber regiert er mit Sanftmuth? Spricht er Recht nach dem allwaltenden Recht der Themis unter den Menschen, geschweige denn im Kampf der Götter gegen die Götter? Klugheit und Verstand fehlen ihm; er denkt nicht an die Folgen seiner Thaten. Je titanenhafter diese Gewalt vor unseren Augen erwächst, desto größer wird unser Abscheu gegen sie; je tiefer der Sturz des Prometheus ist, desto mächtiger wird die Sympathie der Menschen, seiner Lieblinge, gegen ihn.

Ferner wird der Leser lange durch das Auftreten der Io gefesselt. Es dient auch zum Beispiel, wie der rohe und wilde Gott so unbarmherzige und schwere Strafen auferlegt; und doch weist die Unglückliche darauf hin, daß dieser unter Umständen die Gnade selbst sein könne.

Schließlich bleibt uns noch einiges über den Chor und seine Stellung zu sagen übrig. Droysen sagt, daß sich der gefesselte Prometheus von den anderen Tragödien des Dichters durch Eigenthümlichkeiten unterscheidet, welche der Stoff nicht bedingt, und fährt dann fort: „Nicht bloß, daß der Chor, dem der Dichter sonst immer eine große Bedeutsamkeit, oft eine miteingreifende Rolle giebt, hier sich mit herzlicher Theilnahme und rührender Klage begnügt und für die Entwickelung der Handlung oder der Charaktere nichts ergiebt; auffallender ist die metrische

Digitized by Google

Monotonie der vier strophischen Gesänge, die ihm zugefallen sind, noch auffallender, daß zwei von diesen je zur Hälfte in der Form sogenannter dorischer Strophen gebildet sind, die sich in den anderen Dramen des Aeschylus nicht finden, und daß einer derselben eine Frage behandelt — die der Eheschließungen zwischen Personen nicht gleichen Standes —, die trivial erscheinen müßte, wenn sie nicht für einen bestimmten Zweck erörtert würde. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Momente, so auffallend sie sind, Anhalt genug zu weiteren Schlüssen geben."

Mir will es scheinen, als ob Droysen hier zu hart urtheilt. Mußte nicht das Gefühl des Zuschauers sogleich beim ersten Erscheinen des Chores völlig umgewandelt werden, da wir ja sofort beim Anstimmen ihres Liedes in ihnen Wesen erkennen, welche unser eigenes Mitleid mit dem Dulder theilen? Ja, sie fühlen ihm seine Qualen wohl nach, aber sie müssen ihm wegen seiner Schmähsucht gegen Zeus zürnen, und wir sehen aus dem beruhigenden Mitleid die peinliche Angst sich erheben. Prometheus aber mußte ebenfalls hiervon tief ergriffen werden, und da er ihnen nicht folgen konnte, weil er sich eben trotz seiner Fesselung im Herzen ganz von dem Gefühl seiner Macht beherrschen ließ, so mußten seine Gedanken nur noch trotziger werden. Ist das nicht auch ein Einfluß des Chores, besonders wenn wir uns jetzt die Verschiedenheiten im Sinne des Gefesselten und diejenigen der Sängerinnen vorhalten?

Das zweite Lied, ein Wechselgesang des Chores, soll ihm zunächst wieder die Berechtigung seiner Klage gegen Zeus bestätigen, aber auch sein Los dadurch leichter machen, daß es ihn an das Mitleid aller Menschen erinnert und ihm die noch schlimmeren Qualen des Tantalus in das Gedächtniß zurückruft. Deutlicher konnten die Okeaniden ihr Mitgefühl mit dem Elenden nicht ausdrücken, und als selbst dieses nichts nutzt und er alles

Digitized by Google

Eingreifen derselben zurückweist, bringt der Chor uns in einem Wechselgesange seine eigenen Gedanken, wie sie ihm beim Anschauen dieses Leidens in Rücksicht auf sich selber kommen. Die Wirkung der Worte der Okeaniden ist eine gewaltige, und schön wird uns dargestellt, wie sie Zeus anflehen, sie vor trotzigen, wider seinen Willen gerichteten Gesinnungen zu bewahren; sie wollten ihn nie vergessen und ihm auf alle Weise ihre Opfer bringen. Der Gedanke an die Hoffnung, wie labend und erquickend sie sei, führt sie wieder zu dem lebenden Bilde des gemarterten Titanen vor sich zurück; aber nicht mehr an die Gnade erinnern sie ihn, sondern jetzt haben sie Kraft genug, ihm auch seine Schuld vorzuwerfen. Wie anders sind also des Chores Gefühle geworden im Vergleich zu denen des ersten Gesanges.

Zuletzt hören wir ihn kurz vor dem Auftritt des Hermes. Es ist ein Wechselgesang von Strophe, Gegen- und Schlußstrophe. Der Chor hat eingesehen, daß er den Gewaltigen von seinen Ideen nicht abzubringen vermag; gleichsam als sehe er die Zukunft voraus, giebt er nur allgemeinere Betrachtungen über die Sünde der Menschen, speziell diejenige, welche der des Prometheus sich nähert: den Hochmuth, das Trotzen auf eigene Macht, auf eigenen Stand. Das Lied selber lautet:

Strophe. Ein weiser Mann, ein weiser Mann
War's, der zuerst den Spruch ersann,
Um laut ihn zu verkünd'gen:
Das Allerbeste ist die Eh',
Nur, daß ein Armer nicht d'rauf seh',
Daß seine Braut sei stolz und reich
Und ihr Geschlecht den Edlen gleich.

Gegenstr.: O Moiren, nie treff' euer Blick
Mich in so großem Mißgeschick,
Daß Zeus' Gemahlin ich wäre.
Nie laß ich mich vom Gotte frei'n,

So erschreckt mich, die allein
Die Jungfrauschaft sich spröd' bewahrt,
Trotz Heras Qualen und irrer Fahrt.

Schlußstr.: Dem Stand'sgenossen folg' ich gern.
Nur bleib' der Götter Aug' mir fern,
Das lüsterne; niemand entgeht ihm.
Nicht zu beenden ist der Krieg,
Unmögliches bringt keinen Sieg.
Wie sollte ich entflieh'n dem Gott,
Dem Zeus, jemals aus meiner Noth?

Ist der Inhalt dieser Strophen in Wahrheit so trivial? Wenn sie auch nur auf die Schwierigkeiten der zwischen höheren und niederen Ständen eingegangenen Ehen hindeuten, so warnen sie doch den Handwerker vor seinem Trachten, sich in den Stand des Adels oder der mit Reichthum prassenden Leute hineinzuheirathen, und enden mit der Ausführung des schönen Gedankens, daß nur Gleiches zu Gleichem sich gesellen dürfe. Da hiermit der Akt geschlossen ist, überläßt es der Autor seinen Zuschauern, länger über das eben Gehörte nachzudenken, gewährt ihnen also Zeit, sich von allen Schrecken und von den selbst mitempfundenen Qualen des Prometheus, dessen Ursachen ja Jeder kennt, zu erholen und ihr Gemüth zu beruhigen. Von selbst kommen sie dabei auf ihr eigenes Leben, auf ihr Denken, Wollen und Handeln zurück, und Alle fragen sich, wie beschaffen ihr eigener Standpunkt gegenüber des Zeus sei. Aber damit ist die Bedeutung des Chores noch lange nicht erschöpft; ich habe vielmehr die feste Ueberzeugung, daß der Dichter entschieden auch auf seine Mitbürger hat anspielen und die übermüthigen, leichtsinnigen Athener vor der Vermischung des Adels mit niederen Ständen gar ernst hat warnen wollen. Wir werden ja bald sehen, daß er auch sonst gelegentliche Hinweise auf die Gegenwart nicht unterließ.

Ferner wundert es mich, daß Droysen an der Monotonie

Digitized by Google

der Chorgesänge so großen Anstoß genommen hat. Ich denke, gerade deshalb, weil der gefesselte Heros nicht handeln, sondern nur in mehr oder weniger heftigen Ausrufen seinen Zorn gegen Zeus ausdrücken konnte, ist es ein neues Zeichen des Genies unseres Dichters, wenn er uns in dieser Weise Beruhigungen während des Dramas giebt. Denn trotzdem der Chor erkannt hat, daß jeder Versuch, den Helden von seinem Trotz gegen Zeus abzubringen, sei es durch das ihm zuerst erwiesene Mitleid, sei es durch den Trost im Hinweis auf die Qual des Atlas, sei es durch die Warnung vor der Macht des alles regierenden Gottes oder durch die Aufgabe jeglicher Mitempfindung für ihn und die Berücksichtigung menschlicher Verhältnisse, fehlgeschlagen ist, bewahrt er doch eine hohe und edle Ruhe und weiß das aufgeregte Publikum hiermit zu besänftigen. Offenbar ist aber auch hier die Wirkung des sich im Metrum stets gleichbleibenden Gesanges eine so großartige und feierliche, wie wir sie uns nur denken können; und eben dieser Gleichmäßigkeit des Versmaßes war der Poet hier um so eher im stande sich zu bedienen, da er in zwei von diesen uns insofern eine Abwechselung gab, indem er in ihnen je zur Hälfte den dorischen Dialekt resp. die dorische Form anwandte. Diese findet man in den sonstigen, noch erhaltenden Stücken des Dichters, wie Droysen sagt, nicht; sie muß also für uns entweder von gar keiner Bedeutung mehr sein, nämlich bei der Annahme, daß sie in den verlorenen Dramen häufiger vorkamen, oder aber von sehr großer Wichtigkeit, sobald wir uns überzeugen können, daß Äschylus wirklich etwas Außerordentliches mit der Gestaltung seiner Chorgesänge im Sinne gehabt habe. Die Gelegenheit war ja zu einem solchen Effekt die denkbar praktischste.

Ganz anders wird die Einwirkung und der Sang des Chores in der dritten Tragödie gewesen sein. Vielleicht hörten wir in dem feuerbringenden Prometheus nur die Töne des

Digitized by Google

Abscheus und des Entsetzens gegen seine Schuld; das zweite Stück brachte uns Wehklagen und allgemeinere Betrachtungen; das dritte aber wird erfüllt gewesen sein von Ausrufen innigster Freude über den von seinem Trotz ablassenden Dulder und den nun mit Milde und Gerechtigkeit waltenden Zeus, der den Weltfrieden verkündet.

Wir stehen jetzt vor der Frage: „Was hat Aeschylus mit dieser großartigen Trilogie, mit seiner Prometheia, gewollt?"

Eine endgültige Antwort hierauf zu geben, ist kaum möglich; halten wir daher nur seine Zeit- und Landesgenossen im Auge und fragen wir uns, welchen Eindruck wollte er, soweit aus dem einen erhaltenen Stück zu sehen ist, auf diese machen?

Carl Holle (Die Prometheussage, Vorträge von Virchow-Holtzendorff, Heft 321, 1879, Seite 27) weist mit Recht die Behauptungen Derer zurück, welche in dieser Trilogie eine direkte Opposition gegen die Religion des Volkes sehen oder annehmen, der Autor habe den Glauben an die alten Götter stürzen wollen, und fährt dann fort: „Doch man bedenkt nicht, daß die Zeiten damals noch nicht da waren, als Aeschylus dichtete, und vergißt, welch' frommer Dichter der Landsmann von Eleusis war. Gottesfurcht war der Odem seines Lebens, Zeus ihm der, welcher alles Göttliche in sich vereint und der tiefsten Ehrfurcht und Anbetung der Menschen werth ist." Diese Einwände sind sonderbar! Hat denn der Autor betreffs des ersten (über die Zeitbestimmung) ganz und gar nicht an das Auftreten des Heraklit des Dunkelen gedacht? Seine ionischen, naturforschenden Lehren mußten ihn ja bald zu einer Untersuchung der Stellung zwischen Göttern und Menschen führen, und wirklich gab er sich ihr von ganzem Herzen hin. Er findet den Grundstoff aller Dinge im Feuer und lehrt das Volk den Doppelgang desselben vom Himmel herunter und vom Wasser oder der Erde zu ihm

Digitized by Google

wieder hinauf. Es ist sogar der Geist der Vernunft selber, und Friede und Eintracht mit ihm, sagt er, sei die Sehnsucht der Sterblichen. Aus der Vernunft gehe dann das Recht hervor, und erst dadurch, daß es sich in den Gesetzen des Staates und in denen der Natur überhaupt offenbare, werde es den Menschen möglich, untereinander zu leben. Endlich fordert Heraklit alle seine Anhänger auf, um dies Gesetz wie um eine Mauer zu kämpfen! Wie sollten die Bürger diese Sätze des Ephesiers mit den alten Lehren ihrer Religion in Verbindung setzen? Gar Mancher hat gewiß erst schwer mit sich kämpfen müssen, ehe er offen zu ihnen übertrat, während es Anderen um so leichter wurde, in das Feuer den Begriff des Verstandes hineinzulegen, anknüpfend an die alten, mythischen und so anheimelnden Ideen von dem Feuer und dem wohlwollenden Eingreifen der Themis, der Gerechtigkeit. Daß der Dichter übrigens die Fehler und Leiden seiner Gegenwart recht wohl erkannte und nicht verschwieg, sehen wir aus jener Szene, in welcher Zeus seinen Boten an Prometheus sendet. Dieser, der Hermes, redet den Dulder sogleich, sich seiner eigenen Hoheit wohl bewußt, an: „Dich, den Sophisten . . . . nenne ich" und gebraucht hiermit das härteste Scheltwort, das ihm zu Gebote steht. Gewiß hatte der Held immer nur getrachtet und — als ein Sophist — danach gestrebt, den Menschen zu helfen, ohne auf die sie von den Göttern scheidende Grenze Rücksicht zu nehmen, so daß seine Bemühungen nicht nur als Irrthümer, sondern auch als Frevel gelten mußten. Wie aber sollte das Publikum jenes Wort als ein scheltendes ansehen, wenn es nicht längst schon von ihm als ein solches gebraucht war? Und gegen wen wäre es am ersten verwandt worden? Offenbar gegen die wandernden Gelehrten, welche die Lehren des Ephesiers vom Feuer verbreiteten. Wie die Menschen solche Geister nur als Sophisten, so konnte Hermes auch den Prometheus (natürlich von seinem Standpunkt aus) nur als

Digitized by Google

einen solchen bezeichnen. Die Zeit aber, solche Weisen, Ueberkluge und Volkspriester, die unter jenem Namen das Volk von dem Alten ableiteten, ohne ihm etwas Neues zu bieten, zurückzuweisen, war, als unser Dichter seine Stimme erschallen ließ, durchaus gekommen mit dem Augenblick, wo die fremden Lehrer in Athen sich festzusetzen versuchten.

Klang es da nicht wie eine tiefernste Warnung, wenn Aeschylus auf diese Weise seinen Hörern darstellte, wie Zeus zwar früher nur die Gewalt, jetzt aber nach der Versöhnung mit Prometheus auch die Gerechtigkeit regieren lasse, und sie somit aufforderte, unbeirrt an den König aller Könige ihre Gebete zu richten? Allerdings ist dieser Gott nicht derjenige, der da war, sondern ein solcher, der da ist und der da bleiben wird in alle Ewigkeit, oder anders ausgedrückt, ein Gott, von dem die Ahnen nur ungerechte und falsche Vorstellungen hatten, der jetzt aber seit unendlicher Zeit mit Gerechtigkeit und Gnade für alle Ewigkeit regieren werde, von dem also die Irdischen ganz anders denken müssen als vorher.

Ich freue mich, daß ich bereits lange, bevor ich den Vortrag von Chr. Muff (Zwei Titanen, Prometheus und Faust. Halle, Mühlmann, 1883) kennen lernte, zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Aeschylus hier in seiner Prometheia eben durch die Darstellung der Wandlung des Charakters des Gottes die religiösen Ideen des Volkes veredelt und sich wie allen Zuschauern ein herrliches Zeichen seiner Religion selber gegeben hat; und wenn Jener (S. 22) sagt: „Ueberdies will mich bedünken, die Annahme eines Prozesses, der mit Zeus vorgegangen, sei mit der Frömmigkeit des Dichters sehr wohl vereinbar," so hat der Autor nach meiner Ueberzeugung auch hier am ehesten den Nagel auf den Kopf getroffen. Das Ziel der Prometheia den Griechen gegenüber bestand also darin, daß der Dichter erstens sein Publikum (wir wissen leider nicht, ob in Athen oder in

Digitized by Google

Syrakus) vor neuen Irrlehren warnen, zweitens es zu den alten Göttern zurückführen und drittens es lehren wollte, sich diese als weit edlere und höhere Gestalten zu denken als bisher.

Dritter Theil.

Eine Vergleichung des Buches Hiob mit dem Prometheus des Aeschylus.

Jedem Leser, welcher mir bis hierher freundlich gefolgt ist, wird es, wie ich glaube, leicht sein, in den eben besprochenen Werken eine oft mehr oder minder hervortretende Verwandtschaft großartiger Ideen zu finden, so verschieden sie auch im einzelnen durch die äußeren Begleitumstände, die sie mit hervorbringen halfen, gestaltet worden sind. Diese Aehnlichkeiten werden sich allerdings um so deutlicher zeigen, als wir bestrebt sind, das Buch Hiob nicht als eine Theodicee aufzufassen, im Drama des Aeschylus dagegen durchaus die religiöse Seite desselben im Auge zu behalten.

Für den Lauf der Handlung wird gewiß Niemand ein Gleiches bei beiden Autoren erwarten; ich werde mich daher sogleich den betreffenden einzelnen Personen zuwenden, wenn ich auch betonen muß, daß ich hier ebenfalls die Erscheinung Jehovas im Vergleich zu dem Auftreten des höchsten griechischen Gottes im Drama nicht in Betracht ziehen möchte. In jener sehen wir nämlich ein gewaltiges und erhabenes Bild so schön ausgemalt, wie sonst nicht. Daß er uns aber hier so Herrliches bieten konnte, verdankt der Dichter dem so fest eingebürgerten Monotheismus seines Stammes; und wie hätte Aeschylus zu solchen Betrachtungen kommen können, dem ja nur der Polytheismus am Herzen lag, die Idee von dem Einen Gott aber noch fremd sein mußte? Immerhin will Jener seinem Gott so laut als möglich die Ehre geben, und dieser nicht nur selbst dem seinigen

Digitized by Google

folgen, sondern auch sein Volk lehren, daß es und wie es zu ihm zurückkehren solle.

Von Hiobs Charakter heißt es nun, daß er fromm war; und erst, nachdem wir von seinem entsetzlichen Elend gehört haben, erfahren wir von seinen Anfechtungen, die ihn zwar bis zu dem Zweifel an Gottes Gerechtigkeit führen, aber nicht vermögen, ihn in solchen Ideen zu bannen und festzuhalten. Er kehrt gern zu seinem alten Glauben zurück.

Prometheus, der Titane, erscheint — abgesehen davon, daß er in Wirklichkeit zwar ein Halbgott ist, hier aber nur als Mensch für das Heil der Menschen auftritt — im Anfang der Trilogie vielleicht auch schuldlos, macht sich aber durch die Entwendung des Feuers und die zu großen Wohlthaten an die Irdischen sicher schuldig. Beide werden von ihrem Gott furchtbar gestraft. Hiob giebt sich alle nur denkbare Mühe, sich zu fügen und seine Seele vor Gott zu retten, indem er stets von neuem seine Gerechtigkeit anerkennt, wenn es ihm nicht gelungen war, unverändert an seinen alten Grundsätzen festzuhalten. Prometheus handelt ihm gerade entgegengesetzt. Trotzig weist er Jeden zurück, der ihn ermahnen will, sich Zeus zu fügen; sein Bewußtsein, selbst vor diesem Gott ein Geheimniß zu besitzen, treibt ihn nur immer weiter, seine Feindseligkeit gegen ihn zu schärfen. Zu bemerken ist übrigens hierbei, daß dem greisen Dulder Hiob ein Gott ohne Gerechtigkeit ein Unding, ein Widerspruch mit sich selbst ist, daß aber Prometheus den Zeus schon lange ohne dieselbe regieren sieht, denn seine Mutter, die Themis, war ja mit ihm zugleich von dem Olymp herabgestürzt. Aber wie wir uns bei Jenem über seinen echten und rechten Glauben an Jehovas Gerechtigkeit erfreuen, so ist es auch ein schöner Zug des Aeschylus, wenn er seinen Helden eben diese Ueberzeugung, daß nichts von dem höchsten Gott ohne dieselbe vollführt werden darf, beibehalten und das Ende seiner Leiden von der Wieder-

Digitized by Google

einsetzung der Themis in alle ihre Rechte abhängig machen läßt. Beiden wird ihr Hoffen und Sehnen nach Erlösung gestillt. Bei dem ersteren hören wir allerdings noch am Ende des Buches, wie Gott ihn reich segnet und wieder zu sich aufnimmt, bei unserem griechischen Heros können wir heute nur nach einzelnen Aussprüchen der erhaltenen Tragödie ahnen, daß auch er, wie es in dem „Gelösten Prometheus" dargestellt sein mußte, mit Zeus sich versöhnt haben werde, um dann, ebenso wie seine Mutter, ebenfalls den allgemeinen, von dem höchsten Gotte selbst ausgeschriebenen Weltfrieden zu genießen. Endlich ist es unseren beiden Helden eigen, von der Macht des Verstandes zu sprechen. Der Greis sieht denselben, wie überhaupt alle Weisheit, darin, daß wir Gott fürchten und das Böse meiden, und zeigt in diesem Bekenntniß nur seine Demuth. Prometheus stützt sich auf das ihm wohlbekannte Fatum und auf sein Bewußtsein, daß er weiß, was Zeus nicht weiß; ihn aber führt sein Verstand, von welchem er ja auch bei der Vertheilung seiner Wohlthaten an die Irdischen Zeugniß abgelegt hat, zum Trotz und Hochmuth, der ihm die Grenzen desselben nicht mehr erkennen läßt.

Hiob wird in seinem Leid mehrfach von seinen Freunden und Elihu getröstet; und auch im Prometheus sehen wir dem gefesselten Helden wohlgesinnte Personen auftreten, die ihn durch ihre Worte des Mitleids und des Ermahnens überreden, sich endlich der Allmacht des Zeus zu fügen. Nur wenig will ich über sie noch reden, um nicht mit Gewalt Aehnlichkeiten zwischen ihnen zu suchen und zu sehen, welche ihnen eben von den Autoren nicht gegeben sind. Ich erinnere an Elihu und Okeanos. Jener tritt zwar recht heftig gegen Hiob auf, aber seine Reden wirken doch nicht abstoßend auf uns. Er ist gekommen, ihn zu trösten, und bescheiden genug, erst abzuwarten, ob vielleicht vor ihm einer der drei Freunde sprechen wollte. Auch Okeanos erscheint

Digitized by Google

ungerufen und erklärt, daß er dem Unglücklichen Muth zusprechen wolle. Elihu geht von den übermüthigen Anklagen Hiobs gegen Gott und das Aufhören aller Gerechtigkeit aus und wiederholt mehrfach, daß dieser ohne Klugheit rede; siehe z. B. 34, 35: „Aber Hiob redet mit Unverstand und seine Worte sind nicht klug" oder 35, 16: „Darum hat Hiob seinen Mund umsonst aufgesperret und giebt stolze Theidinge vor mit Unverstand." Ebenso ist Okeanos bestrebt, den Gotteslästerungen des Titanen ein Ende zu machen und ihn überhaupt zum Schweigen zu bringen; er warnt ihn vor der Gewalt des Zeus, ruft ihm zu, er solle doch bedenken, wie die Folgen solch einer trotzigen Sprache sein müßten, und sagt zu ihm (320 ff.):

„Dich hat dein Elend, glaub' ich, nicht genug gedrückt,
Du wünschest, daß ein neues dir bescheret sei,
Fürwahr, von deinem Leiden lern' ich gern,
Wenn gegen Stacheln deine Hand du lenkst, zu seh'n,
Daß streng der Herrscher herrscht und sich nicht beugt."

und bald darauf:

„Ja, schweige nur und schmähe ferner nicht zu sehr!
Weißt du, der du genau das Kleinste kennst, denn nicht,
Daß dem, der thöricht redet, stets die Strafe folgt?"

Jedoch freundliches Bitten und Warnen hilft weder dem einen noch dem anderen unserer Helden; wenn aber ein Mensch nicht willig seinem Heile folgen will, so braucht der ihm Wohlwollende Gewalt. Auch hier haben wir Beweise. Man denke an Zophars Worte, der, ohne einen Grund anzugeben, Hiob sofort zu den Gottlosen zählt und ihn meidet, sobald er eineingesehen hat, daß er vergeblich geredet hatte; und wer nicht Klugheit darin sehen will, daß er, als zum dritten Male die Reihe an ihn kam zu reden, stille schwieg, wird in dieser Zurückhaltung nur ein Zeichen des eigenwilligsten Trotzes erblicken

Digitized by Google

können. Aehnlich ist das Auftreten des Hermes bei Aeschylus geschildert. Pochend auf seine Macht, befiehlt der Götterbote dem Prometheus, sein dem Zeus gefährliches Geheimniß ihm sofort zu sagen; doch wird die Erfüllung dieses seines Wunsches ebenso energisch abgewiesen, als er von ihm gestellt war.

Zu bedauern ist es, daß wir nicht mehr erkennen können, ob beide Dichter sich in Bezug auf die Auffassung und Durchführung der Aufgabe ihres Werkes irgendwie einander genähert hatten oder nicht. Wir können z. B. nicht mehr entscheiden, ob sie vielleicht beide eine Lösung ihres Räthsels durch Menschenhand für möglich hielten; denn wenn wir einerseits lesen, daß Hiob wieder gerettet wird, aber nicht durch seiner Hände Reinigkeit, sondern durch die Gerechtigkeit Gottes, so wissen wir andererseits doch, wie erwähnt, nichts Genaueres über die Befreiung des Prometheus, ob sich vielleicht in der Szene, welche uns diese vor Augen führte, alles dem Gedankengange des Stückes gemäß abwickelte, oder ob ein deus ex machina nöthig war, ob er noch vorher andere Buße hatte leiden müssen u. s. w. Jedenfalls aber gehörte zu den Hauptdarstellungen desselben auch die Wiederanerkennung der Themis seitens aller Himmlischen und Irdischen. Das Buch Hiob zeigt uns, daß nicht jedes Unglück eine Strafe für vorangegangene Sünde sei; Aeschylus spricht zwar diesen Gedanken nicht aus, gelangt aber dadurch, daß er die Gerechtigkeit für alle Zeiten als das heiligste Wesen preist, soweit, als er nur in seinem Zeitalter und in seinem Volke kommen konnte. Lehrt uns der eine Dichter, wie wir uns im Dulden Gott gegenüber benehmen sollen und uns durch nichts von ihm abbringen lassen dürfen, so malt uns der andere aus, wie wir allen eigenen Willen und jede Selbstüberhebung aufgeben müssen, wenn wir Versöhnung mit Gott und Theilnahme am Weltfrieden für uns erwarten wollen.

Digitized by Google

Dies sind die hauptsächlichsten Aehnlichkeiten zwischen beiden Werken, die ich nach genauer Zusammenstellung derselben finden konnte, und sind sie auch nicht zahlreich, so halte ich sie doch der Beachtung werth, gerade weil die Autoren und die Zeiten ihrer Abfassung so verschieden waren. Jedenfalls werden beide, da sie die wichtigsten Fragen des Menschen an Gott und an sich selbst behandeln, uns um so lieber sein; es wird uns nicht schwer fallen, in jedem von ihnen viel Gutes und Schönes zu finden und darin einen Maßstab zu gewinnen, um die Größe des Genies jedes einzelnen Poeten zu erkennen.

Digitized by Google

Gut honorirte Nebenbeschäftigung kann **Philologen** und **Historikern** nachgewiesen werden. Offerten sub **J. N. 6298** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Biblische und profane Wunderthäter. Von Amort d. J. ℳ 1.60

Die Vorstellungen von der Seele. Von Adolph Bastian · 1.—

Der Alp. Von Dr. Cubasch .... · —.75

Die Pflege der Irren sonst und jetzt. Von Dr. E. Engelhorn · —.60

Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke. Von Geh. Med.-Rath Dr. C. F. Flemming .... · —.60

Schlaf und Traum. Von Dr. Frensberg .... · —.60

Spiritismus und Schule. Von Dr. med. Hedler .... · 1.—

Träumen und Denken. 2. Aufl. Von Dr. Julius Jensen · —.75

Thun und Handeln. Von Dr. Julius Jensen .... · —.75

Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. Von Lic. Dr. Kirchner .... · 2.—

Ueber die Sinneswahrnehmungen. 2. Aufl. Von Prof. Dr. E. Leyden .... · —.90

Ueber Sinnestäuschungen. Von Prof. Dr. Hermann Meyer · —.75

Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Von Friedrich Nippold .... · 2.—

Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung. Von Dr. Pelman .... · —.75

Theorie des Aberglaubens. Von Dr. Pfleiderer .... · —.75

Ueber Empfindungen. 2. Abz. Von Dr. W. Preyer ...... · —.75

Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medizin. 2. Aufl. Von Prof. Siegmund Rosenstein .... · —.75

Erinnerung und Gedächtniß. Von Ferdinand Schultz ... · —.60

Das Traumleben der Seele. Von Prof. Dr. H. Siebeck · —.75

Die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedanken. Von Prof. Ludw. Strümpell .... · —.75

Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen. Von Dr. H. Wendt .... · —.60

Die ersten Sätze der Erkenntniß, insbesondere das Gesetz der Ursächlichkeit und die Wirklichkeit der Außenwelt. Von Dr. Christian Wiener. · —.60

Digitized by Google

Hiob und Prometheus,

zwei Vorkämpfer der göttlichen Gerechtigkeit.

Ein Vergleich

von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. Oder.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff

herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.

(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 277.

Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreiches und seines Kolonialhandels.

Von

Dr. Alwin Oppel

in Bremen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan.

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis M. 8.—. Elegant gebunden M. 10.—.

Der Verfasser des Werkes ist mit Russland und seinen Bewohnern seit 20 Jahren vertraut und hat durch seine in den letzten 13 Jahren regelmässig ausgeführten jährlichen Reisen an dem Westufer des Kaspischen Meeres Gelegenheit gehabt, die grosse Geschicklichkeit zu beobachten, mit der es die russische Verwaltung versteht, die verschiedenartigen Bewohner Asiens dem Scepter des Zaren nicht nur unterthan, sondern in Liebe und Treue anhänglich zu machen.

Diese Beobachtung machte bei dem Verfasser den Wunsch rege, durch einen Ausflug nach Centralasien auch in die dortigen Kolonisationserfolge der Russen einen Einblick zu nehmen, und er brachte im Herbst 1893 seine Absicht zur Ausführung.

In Begleitung seiner Frau bereiste er, mit Empfehlungsbriefen seiner russischen Freunde reichlich ausgestattet, die **turkmenischen Steppen und Wüsten**, den Stammsitz des Türkenthums **Buchara**, und das märchenhafte **Samarkand.**

Die Eindrücke dieser Reise schildert das hier angezeigte Werk in anziehender und lebendiger Form. Im knappen Rahmen einer Reiseschilderung bringt der Verfasser eine auf gründlichen Litteraturstudien aufgebaute kulturgeschichtliche Studie der besuchten Länder, die in kurzen Hinweisen auf die Geschichte der innerasiatischen Reiche und Städte klar und übersichtlich den heutigen Zustand dieser Gebiete in kultureller, wirthschaftlicher und politischer Hinsicht dem Leser vor Augen führt.

Das Schlusskapitel des Buches behandelt die Pamirfrage, die das Interesse aller Gebildeten beanspruchen darf, da sie ein Gebiet behandelt, auf dem die mächtigen, um die Herrschaft in Asien wetteifernden Weltreiche, England und Russland, in unmittelbare Berührung miteinander gelangen.

Digitized by Google

Entstehung und Niedergang

des

spanischen Weltreiches

und seines Kolonialhandels.

Von

Dr. Alwin Oppel
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 20 1897
CAMBRIDGE

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I.

Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreiches.

Der Umstand, daß gegenwärtig in den beiden wichtigsten Außenbesitzungen Spaniens, auf der Insel Cuba und auf dem Archipel der Philippinen, Aufstände stattfinden, welche die Losreißung vom Mutterlande zum ausgesprochenen Zwecke haben, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit in nachdrücklichster Weise auf diese Gebiete, sind doch mit den daselbst sich abspielenden Vorgängen einige Fragen von weittragender politischer und wirthschaftlicher Bedeutung verbunden. Für Spanien würde der Verlust seiner beiden Kolonien gleichbedeutend sein mit dem Ausscheiden dieses Staates aus der Reihe der Kolonialmächte, eine Stellung, welche es nun seit vollen vier Jahrhunderten in wechselndem Umfange innegehabt hat. Denn was ihm nach dem Abfalle Cubas, der wahrscheinlich die Einbuße Portoricos nach sich ziehen würde, und nach der Lostrennung der Philippinen bliebe — es sind in Afrika die Nordwestküste von Kap Bojador bis Kap Blanco (Rio del Oro), der kleine Küstenstrich von Corisco und Eloby in Niederguinea und die Guineainseln Fernando Po und Annobon, in Australien die Palaúinseln, die Marianen und die Carolinen, die Presidios und die Canarischen Inseln gehören nicht hierher, da sie seit langem in unmittelbarer Verbindung mit dem Mutterlande stehen —, das ist in politischer

Digitized by Google

und in wirthschaftlicher Beziehung durchaus belanglos und würde daher für eine ernsthafte Regierung die Mühe und die Kosten einer besonderen Kolonialverwaltung nicht mehr verlohnen.

Aber der drohende Verlust der beiden Gebiete würde nicht nur Spanien auf das Empfindlichste treffen, sondern auch für die Stellung Europas in den betheiligten Erdtheilen eine schädigende Wirkung ausüben. Cuba und Portorico bilden den wichtigsten Theil Westindiens, das, mit Ausnahme der Insel Haiti, in europäischem Besitze, sich wie ein Keil zwischen Nord- und Südamerika einschiebt und so den germanischen Norden von dem romanischen Süden trennt. Eine Zersplitterung dieses Keiles würde nicht nur an sich in hohem Grade beklagenswerth sein, sondern auch früher oder später die Erschütterung der übrigen europäischen Kolonien zur Folge haben. Denn mögen Cuba und Portorico, wenn es ihnen gelingt, sich von Spanien loszureißen, selbständige Staaten republikanischer Verfassung werden oder mögen sie sich dem Riesengebilde der Vereinigten Staaten, die längst nach der „Perle der Antillen" trachten, in irgend einer Form anschließen, jedenfalls fallen sie dem Amerikanismus anheim, der seinen prägnanten Ausdruck in der bekannten Monroedoktrin findet. Eine ähnliche, wenn auch nicht so schwere Gefahr würde der Abfall der Philippinen für die Stellung Europas in Ostasien herbeiführen; denn von Spanien getrennt, würden diese Inseln vermuthlich in irgend ein politisches Verhältniß zu Japan treten, das, so sehr es sich auch um Kenntnißnahme und Einführung der europäischen Kultur bemüht, doch im Grunde seiner Seele dem Europäischen abhold ist und seine unleugbaren Fortschritte benutzt, um Handel und Industrie seines Lehrmeisters, wo es kann, zu beeinträchtigen.

In diesem Zusammenhange betrachtet, gewinnen die Unabhängigkeitsbestrebungen der Cubaner und Philippiner eine besondere Geltung und lenken unwillkürlich unsere Gedanken auf

Digitized by Google

die Vergangenheit wie auf die Vergänglichkeit irdischer Macht. Das Werden und Vergehen einer Weltherrschaft, wie es die spanische unfraglich war, in übersichtlicher Weise zu verfolgen, sowie die Gründe für eine beispiellos rasche Entwickelung einerseits, für einen langsam und stufenweise erfolgenden Niedergang andererseits zusammenstellen, erscheint als eine ersprießliche Aufgabe, die wir im Folgenden zu lösen versuchen wollen.

1. Die Entstehung.

Aus der Verwirrung und den langen Kämpfen des Mittelalters erhob sich Spanien wie ein Phönix. Eben noch in politischer und wirthschaftlicher Beziehung bedeutungslos und ohne jede Außenwirkung, wurde es durch die Heirath zwischen Isabella von Castilien und Ferdinand dem Katholischen von Arragonien, sowie durch die Unterwerfung des maurischen Königreichs Granada zu einer ansehnlichen Macht, die an äußerem Umfang und wohl auch an Wohlstand nicht nur das damalige Frankreich oder England übertraf, sondern auch ihre Fühler bereits nach außen streckte, insofern die Inseln Sicilien und Sardinien Bestandtheile der arragonischen Krone waren, ersteres seit 1282, letzteres seit 1326, während seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der größere Theil der Canarischen Inseln zu Castilien gehörte und die letzten derselben noch vor Schluß des genannten Jahrhunderts unterworfen wurden. War auch in den meisten Gebieten Spaniens das Mittelalter der friedlichen bürgerlichen Entwickelung nicht günstig gewesen, so bot es doch, wie H. Baumgarten in seiner spanischen Geschichte sehr richtig bemerkt, das Bild recht erfreulichen Wachsthums. „In den Städten und Häfen Cataloniens tummelte sich ein geschäftiges, kluges Volk in gewinnreichem Handel und Wandel; in Valencia und Andalusien hatte die Betriebsamkeit der Araber in den trefflich bewässerten Gärten und in mancherlei Manufaktur den

Digitized by Google

Siegern ein fruchtbares Erbtheil hinterlassen; in den baskischen Ländern, Asturien und Galizien, erarbeitete der Bauer auf kleinem freien Besitz ein behagliches Dasein und auch in Castilien, Leon und Estremadura weckte der Friede hinter den Mauern der Städte und auf dem flachen Lande ein neues, viel versprechendes Leben. Ueberall hob der Kaufmann und Handwerker das Haupt neben dem Edelmann, während der Bauer unter einer langen Dauer des Friedens aufathmete."

In demselben Augenblicke nun, wo der letzte Rest der Fremdherrschaft mit der Eroberung des Königreichs Granada beseitigt war, that Spanien den unerhörten Schritt der Landerwerbung nicht etwa bloß in fremden Ländern, sondern, was eben das Beispiellose und Einzigdastehende ist, in einem fremden, bisher völlig unbekannten Erdtheile. Und nachdem erst einmal der erste Schritt gethan war mit der Durchquerung des Atlantischen Ozeans und mit der Entdeckung Amerikas, folgten die Erwerbungen und Eroberungen Schlag auf Schlag und drängten so rasch aufeinander, daß von nun an innerhalb eines Zeitraums von etwa fünfzig Jahren kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht ein kleineres oder größeres Gebiet der riesig um sich greifenden Machtsphäre hinzugefügt worden wäre, bis schließlich mit dem Jahre 1580 die äußerste Ausdehnung erreicht wurde.

Es bietet nun das größte Interesse, das lawinenartige Anschwellen der dem spanischen Reiche zufallenden Ländermassen in dem Zeitraum von 1492 bis 1580 etwas näher zu betrachten und wenigstens die hauptsächlichsten Thatsachen aus diesem in der Staatengeschichte aller Zeiten ohne Vergleich dastehenden Abschnitte zusammenzustellen. Dabei empfiehlt es sich aber, die in Europa gemachten Erwerbungen von denen in den auswärtigen Erdtheilen getrennt zu besprechen, da sie nicht nur auf ganz verschiedenen und weit voneinander gelegenen Räumen lagen, sondern sich auch in der Art der Besitzergreifung stark

Digitized by Google

voneinander unterschieden. Bei den europäischen Erwerbungen handelte es sich nämlich um bekannte Territorialbegriffe, d. h. um Gebiete, die in einer bestimmten räumlichen Begrenzung bereits vorhanden waren und deren Umfang sich zahlenmäßig ohne besondere Schwierigkeit feststellen ließe, wenn man dies aus irgend einem Grunde thun wollte; zudem erfolgte die Erwerbung vorzugsweise durch Erbschaft, seltener durch Eroberung. In die Klasse der ererbten Länder gehörten das Königreich Neapel im Jahre 1504, das Herzogthum Burgund im Jahre 1506, die Niederlande und die österreichischen Erblande im Jahre 1519, im weiteren Sinne auch das Deutsche Reich, ferner im Jahre 1554 durch Heirath zwischen dem nachmaligen König Philipp II. und Maria der Katholischen das Königreich England und schließlich das Königreich Portugal mit seinen Außenbesitzungen, welches Philipp II. als Neffe des letzten portugiesischen Königs Heinrich, allerdings mit List und Gewalt, in Besitz nahm. Durch Eroberung wurde im Jahre 1512 Navarra gewonnen. Was das Herzogthum Mailand anbetrifft, so wurde es in dem ersten der zwischen Karl V. und Franz I. geführten Kriege von den Kaiserlichen eingenommen und in dem darauf folgenden Frieden zu Madrid 1526 von Frankreich an Karl V. abgetreten, der es an Franz Sforza als kaiserliches Lehen gab. Einige Zeit nach Sforzas Tode übertrug Karl das Herzogthum Mailand seinem Sohne Philipp als Reichslehen; bei der Theilung der spanisch-habsburgischen Länder wurde es wie die Niederlande zur spanischen Krone geschlagen.

Wenden wir uns nun zu den außereuropäischen Erwerbungen des Zeitraums von 1492—1580, so haben wir es mit Gebieten zu thun, deren Raumgröße sich nur dann zahlenmäßig feststellen läßt, wenn es Inseln, Halbinseln oder sonst leicht abgrenzbare Flächen, wie etwa Zentralamerika, sind. Im übrigen ist deren Umfang entweder gar nicht oder nur sehr

Digitized by Google

schwer anzugeben, weil die Binnenlandsgrenzen stets sehr unbestimmt oder unsicher waren, wie dies z. B. im Innern Süd- und Nordamerikas der Fall war. Dazu kommt der Umstand, daß die beiden Begriffe: Entdeckung und Besitzergreifung neuer Länder für die Konquistadorenepoche wie überhaupt für die damalige Rechtsauffassung nicht scharf geschieden waren, sondern in der Regel ineinander überflossen und meist dasselbe bedeuteten.

Wie bereits angedeutet, folgten sich die Erwerbungen der Spanier, nachdem einmal der erste Schritt mit der Auffindung des Weges über den Atlantischen Ozean gethan war, Schlag auf Schlag; aber dies geschah nur innerhalb des Zeitraums 1492—1545. Die erste Reise des Columbus 1492 brachte die heutige Bahamagruppe, das nördliche Cuba und die Insel S. Domingo (Espaniola), die zweite Reise desselben im Jahre 1493 die nördlichen kleinen Antillen von Martinique an und Portorico, im Jahre 1494 Jamaika, den Süden von Cuba, die Insel Pinos und die kleine Gruppe der Jardines de la Reina. 1496 wurde Melilla an der Nordküste von Marokko erobert, 1498 aber Trinidad und die Küste von Südamerika am Golfe von Paria gefunden (Columbus), 1499—50 die Nordostküste Südamerikas vom Kap de la Vela (Hojeda, Vespucci, Pinzon) bis zum Kap Aghostino entschleiert. Das erste Jahr des für Spanien so bedeutungsvollen sechzehnten Jahrhunderts ergab die Erschließung der Ostküste Südamerikas bis zur Bucht von Cananea (Vespucci), das zweite brachte die Ostküste Zentralamerikas von Kap Honduras bis zur Landenge von Panama und die noch fehlenden kleinen Antillen (Columbus) außer Barbados, welches wahrscheinlich die Portugiesen um 1515 gefunden haben, das dritte lieferte ein weiteres Stück der Ostküste Südamerikas (Vespucci). Nun tritt eine kurze Pause in der Erschließung Amerikas ein, innerhalb deren an der Nordküste Afrikas einige Eroberungen gemacht wurden, so Peñon (Presidio),

Digitized by Google

Velez de la Gomera 1508 und Oran 1512, während in Amerika nur Yucatan 1508 durch Solis und Pinzon gefunden wurden.

Nach dieser kurzen Pause aber nehmen die spanischen Landerwerbungen einen so machtvollen Aufschwung, daß der Zeitraum von 1512—45 als das eigentliche Heldenzeitalter der Spanier anzusehen ist. Fast gleichzeitig wurden die Landenge von Panama überschritten (Balboa 1513) und Florida gefunden (Ponce de Leon); dann folgen die Entdeckung der Bermudas 1515, des Rio de la Plata 1516 (Solis), des Golfes von Campêche 1518 (Grijalva), die Eroberung Mexikos 1519 (F. Cortes), die Entschleierung der Südostküste Südamerikas und des Feuerlandarchipels 1520 (F. Magellan), die Durchquerung des Großen Ozeans — in räumlicher Beziehung die größte seemännische That der spanischen Flagge —, die Auffindung der Marianen und Philippinen 1521 (F. Magellan), ferner die Besetzung der Molukken, die Feststellung der Westküste von Zentralamerika 1522 (Avila) und der Nordwestküste von Südamerika bis zum Golf von Guyaquil (Pizarro und Genossen) 1524—31, die Eroberung Zentralamerikas 1524—35 (Pedro Alvarado), die Fahrt auf dem Parana und Paraguay 1525 (Sebastian Cabot), die Besiedelung des heutigen Venezuela 1527 (Ampues) und die Thätigkeit der Welser daselbst 1528—47, die Auffindung der Carolinen und der Marshallgruppe in der Südsee 1528—29 (Saavedra), die Eroberung von Peru 1532 (Fr. Pizarro), die Erschließung der Westküste von Nordamerika von Mexiko an bis zum Kap Mendocino 1532—42, die Unterwerfung der andinischen Gebiete des heutigen Colombia und Ecuador 1534—38 (Benalcazar), sowie Bolivias und Chiles 1535—37 (Almagro), die Fahrt auf dem Rio Napo und dem Amazonenstrome 1540—41 (Orellana), die abenteuerlichen Züge des de Soto in den Küstengebieten des mexikanischen Golfes und die nicht minder merkwürdige Expedition des Coronado

Digitized by Google

durch die Prärien bis an den unteren Missouri 1542, die Auffindung der Palaú-Inseln 1543 (Villalobos) und der Nordküste von Neuguinea 1545 (de Retes). So schließt sich innerhalb eines Zeitraums von etwa fünfzig Jahren eine Entdeckung an die andere, eine Bereicherung an die andere. Schon herrschen die Spanier über mehr als das halbe Erdenrund; ihre Schiffe gehen über den Atlantischen Ozean nach der Ostküste Amerikas und von dessen Westküste durch den Großen Ozean nach den Philippinen; das festländische Amerika hatte sich ihnen geöffnet von der Magellanstraße bis an den unteren Missouri; die Neue Welt war fast ausschließlich in ihrem Besitze.

Mit dem Jahre 1545 findet der Hauptsache nach die entdeckende und landerwerbende Thätigkeit in den überseeischen Gebieten ihr Ende; denn was nach diesem Zeitpunkte noch gefunden und gethan wurde — die Insel Chiloë 1559 (Mendoza), die Insel Juan Fernandez 1563 (Juan Fernandez), die Ellicegruppe und Theile der Salomonen in der Südsee 1567 (Mendana), Untersuchungen an der Westküste von Patagonien 1579—80 (Sarmiento) —, ist sowohl an sich als auch namentlich im Vergleich mit den früheren großartigen Leistungen herzlich unbedeutend. Man müßte daher auch die Epoche der Entstehung des spanischen Reiches mit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts abschließen, wenn es nicht durch die Angliederung der portugiesischen Besitzungen einen so enormen Zuwachs erhalten hätte, daß es erst jetzt ein wirkliches Weltreich darstellte und das ganze Erdenrund umspannte. Jetzt besaß es den ganzen Erdtheil Amerika, soweit er damals bekannt war, es übte die alleinige Fremdherrschaft in Afrika und im tropischen Asien. Bedeutungsvoll war die Annexion Portugals namentlich für die Stellung Spaniens in Ostasien, und die Zeit von 1580 an bezeichnet die höchste politische Blüthe der Philippinen. Der Gouverneur von Manila gebot über einen Theil von Mindanao, die Sulu, die Molukken,

Digitized by Google

Formosa und die ursprünglich portugiesischen Besitzungen in Malakka und Vorderindien. „Alles, was vom Kap von Sincapura bis Japan liegt, hängt von Luzon ab; seine Schiffe befahren die Meere, gehen nach China, nach Neuspanien und treiben so reichen Handel, daß man ihn, wenn er frei wäre, den bedeutendsten der Welt nennen könnte.... Es ist unglaublich, welchen Ruhm diese Inseln der spanischen Krone verleihen. Der Gouverneur der Philippinen unterhandelt mit den Königen von Cambodia, Japan, China; ersterer war sein Verbündeter, letzterer sein Freund, sowie der von Japan. Er erklärte Krieg und Frieden, ohne Befehl von dem fernen Spanien zu erwarten." (Grao y Monfalcon, Mémoire pour le commerce des Philippines bei Thévenot, Relation de divers voyages curieux. Paris 1664.)

Das Charakteristische des spanischen Weltreiches nach der Annexion Portugals besteht aber nicht bloß darin, daß es sich um das ganze Erdenrund erstreckte, sondern auch darin, daß es vorzugsweise aus tropischen und subtropischen Gebieten zusammengesetzt war und daß, soweit entfernt auch die einzelnen Theile desselben voneinander sein mochten, sie doch vielfache Punkte gegenseitiger größter Annäherung besaßen, wie z. B. Afrika und Südamerika, oder die Kapverden und Westindien, und ferner, daß, wenn auch die großen Kontinentalmassen durch Ozeane geschieden waren, auf dem Verbindungswege dahin, anfangs wenigstens, keine andere politische Macht dazwischen lag, so daß die spanischen Schiffe unbehelligt von einem Erdtheil zum anderen fahren konnten. In allen diesen Verhältnissen war das spanische Weltreich um 1580 unvergleichlich und ohne Beispiel und würde es auch im Hinblick auf das britische Reich sein, das einzige, welches man einigermaßen mit ihm in Parallele setzen kann. Vor dem britischen hatte das spanische jedenfalls den Vorzug größerer Geschlossenheit und Konzentration voraus; füglich wohl

Digitized by Google

auch den der Arealgröße. Denn es umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung eine Gesamtlandfläche von mindestens 30 Millionen Quadratkilometern, an welche das britische jetzt eben heranreicht. Aber dieses brauchte volle drei Jahrhunderte, um zu seinem Riesenumfange anzuschwellen, während Spanien das Gleiche in dem dritten Theile der Zeit erreichte. Schließlich bleibt zu beachten, daß von den annähernd 30 Millionen Quadratkilometern des britischen Besitzes mindestens ein Drittel aus Wüsten und kulturunzugänglichem Lande besteht, während die auswärtigen Besitzungen der Spanier zwar vielfach unkultivirt waren, aber doch zum größten Theile als fruchtbar und besiedelungsfähig angesehen werden müssen. Was hätte aus diesen Gebieten gemacht werden können, wenn Mutterland und Herrscherhaus die ihnen zugefallene Aufgabe richtig verstanden hätten!

2. Der Niedergang.

Daß der Riesenleib des spanischen Weltreiches nicht zusammenhalten konnte, das zeigte sich in dem Augenblicke, wo es sich am meisten aufgebläht hatte. Denn gerade um das Jahr 1580 trat der Prozeß der Zersetzung und Abbröckelung deutlich zu Tage, der seinen ersten Anfang bereits um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts genommen hatte, als einige mehr oder minder lose angefügten oder streitigen Gebiete, wie das Herzogthum Burgund (1555), die österreichischen Erblande (1556) und das Königreich England (1558 durch den Tod Maria der Katholischen) aus der Verbindung mit Spanien gelöst wurden. Aus den mannigfachen politischen Verwickelungen, in die es namentlich durch die Regierung Philipps II. gerieth, entstanden ihm Feinde, welche ihre Angriffe von Europa in die auswärtigen Erdtheile übertrugen und die spanischen Besitzungen an allen Ecken und Enden beunruhigten und schädigten; es waren die Holländer, die Engländer und die Franzosen. Hand in Hand

Digitized by Google

mit den auswärtigen Streitigkeiten ging eine vollständige Erlahmung und Erschlaffung der inneren Kraft Spaniens, die zwar ihren Höhepunkt erst in dem siebzehnten Jahrhundert erreichte, aber doch auch schon am Ende des sechzehnten einen solchen Grad erreicht hatte, daß es außer stande war, den Umfang seines Weltreiches aufrecht zu erhalten.

Der Zeitraum des Verfalls erstreckt sich nun zwar auf drei Jahrhunderte, aber die Zustände zeigen innerhalb desselben ein so verschiedenes Gesicht, daß man ihn in mehrere Abschnitte von besonderem Charakter zerlegen muß.

Der erste Abschnitt, welcher von der Annexion Portugals bis zum Ende des spanischen Erbfolgekrieges reicht, kennzeichnet sich durch Verluste in allen Welttheilen, ohne daß irgendwo ein Ersatz eingetreten wäre. Während also in diesem Zeitraume keine einzige Neuerwerbung zu verzeichnen ist, man müßte denn die Besetzung des Peñon (Presidio) de Alhucemas an der Nordküste von Marokko als eine solche ansehen, kommen anfangs einige Entdeckungen vor. Diese beziehen sich ausschließlich auf die Südsee — es sind die Marquesasgruppe, die Santa Cruzgruppe, Pukapuka und Olosenga 1595 (Mendana), die Paumotugruppe, die Manihiki- und Tahitigruppe, die Eilande Taumako und Tukopia, die Torresinseln und die Neuen Hebriden 1605/6 (Quiros), die Torresstraße und die Louisiaden 1606 (Torres); aber abgesehen davon, daß es sich dabei nicht um eine Erschließung der gesamten Gruppen, sondern nur um das Auffinden einzelner Theile und Eilande handelte, ging die Kunde der meisten von ihnen bald so vollständig verloren, daß sie später, namentlich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, gänzlich neu entdeckt werden mußten.

Die ersten Verluste dieses Abschnittes standen mit der im Jahre 1581 erfolgten, aber längst vorher vorbereiteten Unabhängigkeitserklärung der nördlichen Niederlande in Zusammen-

Digitized by Google

hang, welche den Kampf gegen Spanien auch zur See in den Außenbesitzungen aufnahmen. Nachdem die Niederlande bereits im Jahre 1580 die ersten, wenn auch nur ephemeren Niederlassungen in Guiana gegründet hatten, setzten sie sich seit 1591 auf Java und seit 1605 auf den Molukken fest, ohne von da wieder vertrieben werden zu können. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden von Spanien bedeutende Landstriche am Paraguay und etwas später auch in Californien an die Jesuiten abgetreten, welche nach und nach in diesen Gebieten frei zu schalten begannen und bis zu ihrer im Jahre 1768 erfolgten Vertreibung eine völlige politische Unabhängigkeit behaupteten. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war es auch, daß sich die Franzosen auf den kleinen Antillen festsetzten und verschiedene Inseln besiedelten, welche entweder von den Spaniern gar nicht kolonisirt oder nach einem unbedeutenden Versuche wieder aufgegeben worden waren, so Martinique 1605, St. Christopher 1625, Sante Lucia, Guadeloupe und Marie Galante 1635, Grenada 1650. Neben den Franzosen erschienen in Westindien die Niederländer (Tobago 1632, Aruba, Curaçao und Buen Aire 1634 besetzt) und die Engländer; letztere bemächtigten sich der Inseln Dominika 1627, Barbuda 1628, Antigua und Montserrat 1632, der Bahamagruppe und virginischen Eilande 1650, der Insel Jamaica um 1650; auch setzten sie sich seit 1662 in dem heutigen Britischen Honduras fest. Die Kämpfe, welche diese drei den Spaniern gleich feindlichen europäischen Völker um den Besitz der kleinen Antillen und gewisser Theile der Ostküste Südamerikas ausgefochten haben, näher zu beleuchten, gehört nicht hierher. Als eine weitere nicht ungefährliche Macht machten sich auch die Flibustier oder Bukanir bemerklich, die seit 1630 den nordwestlichen Theil der Insel San Domingo und die benachbarten Schildkröteninseln besetzten und sich anfänglich hauptsächlich damit beschäftigten, das in zahlreichen Herden auf San

Digitized by Google

Domingo weidende, verwilderte Rindvieh zu jagen und zu tödten, das Fleisch zu trocknen und damit wie mit den Häuten Handel zu treiben. Als Mangel an Vieh eintrat, wandten sie sich dem Seeraub, dem sie schon vorher nebenbei obgelegen hatten, ganz zu und suchten die spanischen Besitzungen auf das Furchtbarste heim. Anfangs nur in geringer Zahl erscheinend und mit elenden Fahrzeugen ausgerüstet, wuchsen sie schnell durch Zuzug von Abenteurern und durch die ihnen von England und Frankreich gewährte Unterstützung zu einer solchen Seemacht an, daß sich die Spanier ihrer nicht erwehren konnten. Unter der Regierung Karls II. wurden Cuba, San Domingo, Nicaragua, Neugranada Jahr für Jahr von ihnen ausgeplündert, das reiche und große Cartagena mehrere Male erobert, Veracruz überrumpelt und gebrandschatzt. Erst als England den Flibustiern seinen Schutz entzog, verschwanden sie allmählich.

Alle diese Vorkommnisse waren nur deshalb möglich, weil die spanische Marine schon unter Philipp durch die bekannten Ereignisse in den Kriegen mit England und Holland zu Grunde gerichtet war. Seitdem kam es in ununterbrochenem Verfall dahin, daß, wie H. Baumgarten berichtet, zuletzt dreizehn Galeeren, darunter sieben von Genua gemiethete, die Flotte bildeten, die Kunst des Schiffbaues unbekannt wurde, in den Häfen die Magazine, Arsenale und Werkstätten leer standen, von Italien, Frankreich oder England Schiffe gemiethet werden mußten, um den Tabak von Havanna zu holen. Das Reich, welches zur Behauptung seiner niederländischen und italienischen Besitzungen und zur Ausnutzung seiner Kolonien, mit deren Geld es seine tägliche Existenz bestreiten mußte, der Seemacht durchaus nicht entbehren konnte, vernachlässigte dieselbe in einem solchen Grade, daß es zuerst seinen Handel unter den Schutz fremder Flaggen flüchten, dann den Küstenhandel aufgeben, zuletzt sogar die Fischerei einstellen mußte. Nicht nur Engländern und Holländern

Digitized by Google

standen seit Vernichtung der Armada die spanischen Häfen und Flüsse zu beliebiger Plünderung und Verheerung offen, sondern die Barbaresken schalteten so ungestraft in den spanischen Meeren, daß sich die Bevölkerung an vielen Orten einige Meilen von den Seeküsten und den Flußufern zurückzog.

Noch während die oben geschilderte Bewegung in Westindien in vollem Gange war, erlitt Spanien andere schwere Einbußen, welche mit dem Verlaufe der europäischen Staatengeschichte zusammenhingen. Im Jahre 1640 machte sich Portugal unabhängig, ohne daß Spanien wegen des jammervollen Zustandes seiner militärischen und finanziellen Kräfte im stande gewesen wäre oder auch nur ernstlich versucht hätte, den Abfall zu verhüten; als kümmerliche Erinnerung an seine Herrschaft über Portugal behielt es nur Ceuta, Gibraltar gegenüber. Gleichzeitig tobten Aufstände im eigenen Lande, in Catalonien, Andalusien, Valencia, Arragon und Navarra, sowie in den italienischen Besitzungen Neapel und Sicilien, aber sie konnten noch bewältigt werden. Aus dem dreißigjährigen Krieg, an dem Spanien einen so bemerkenswerthen Antheil genommen hat, ging es fast schwerer verletzt hervor als das zertretene und zersetzte Deutschland. Obgleich kein Feind seine Grenzen überschritten hatte, war das Land verödet, die Aecker, die Flüsse und Häfen waren vereinsamt, die Städte verfallen; trotz des unerhörten Zuflusses von Gold, Silber und anderen Erzeugnissen aus den Kolonien war Spanien das ärmste, verschuldetste Land in Europa; nirgends gab es einen lüderlicheren Adel, einen nichtsnutzigeren Beamtenstand, eine trostlosere Zerrüttung der Familienverhältnisse.

Bald nach der formellen Anerkennung der Unabhängigkeit der Niederlande im Westfälischen Frieden erfolgten wegen unglücklicher Kriege oder ungeschickter diplomatischer Maßregeln die Abtretungen an das mächtig aufstrebende Frankreich, das von

Digitized by Google

nun sein gefährlichster Schädiger und Peiniger wurde. Im Pyrenäenfrieden 1659 lieferte es an dieses bedeutende Landstriche der spanischen Niederlande (Artois und Diedenhofen), sowie Roussillon aus, wodurch Frankreich die Pyrenäengrenze erreichte. Im Frieden zu Aachen 1668 gab es zehn niederländische Grenzplätze, darunter Lille, her; im Frieden zu Nymwegen, der zu Ryswyk 1697 seine Bestätigung erhielt, opferte es die Franche Comté und eine weitere Reihe niederländischer Grenzplätze, darunter Valenciennes, endlich gab es im Jahre 1682 das nachmalige Louisiana in Nordamerika und im Jahre 1697 den Westen von San Domingo (Haiti) preis. Noch während des Verlaufes des spanischen Erbfolgekrieges wurde Oran von den Türken erobert. Dieser Krieg selbst kostete dem schwergeprüften Lande alle seine noch übrigen europäischen Außenbesitzungen; die stark beschnittenen spanischen Niederlande, Neapel, Sicilien und ein Theil von Mailand fielen an Oesterreich, der andere Theil Mailands und die Insel Sardinien kamen an das Haus Savoyen; selbst von dem eigenen Leibe mußte es einige Glieder, Gibraltar und Menorca, abtreten, um England zu befriedigen.

Durch alle diese Ereignisse hatte Spanien seine Hegemonie zur See vollständig eingebüßt und seine leitende Stellung unter den europäischen Staaten so gründlich verloren, daß es von nun an nicht mehr als Weltmacht angesehen werden darf, so ausgedehnt auch die Landstrecken sein mochten, welche ihm in Ostasien und namentlich in Amerika noch blieben. Wenn man nur den Landumfang als Maßstab der Beurtheilung benutzte, so würde es allerdings noch die erste unter den Kolonialmächten gewesen sein, da weder England, noch Frankreich oder die Niederlande über so ausgedehnte Länderstrecken geboten wie Spanien. Aber nicht der Besitz, sondern die Ausnutzung desselben ist das Maßgebende in solchen Fragen.

Digitized by Google

An dieser Stelle scheint es angebracht, kurz auf die Gründe hinzuweisen, welche einerseits die beispiellos schnelle Entwickelung, andererseits den jähen und tiefen Verfall herbeiführten. Für das Umsichgreifen des Landes war zunächst der Umstand günstig, daß Spanien rascher als die übrigen Staaten Europas aus der Unruhe und der Verwirrung des Mittelalters in die feste Ordnung des modernen, von starker Fürstengewalt geleiteten Staates versetzt wurde. Dies geschah durch die Thätigkeit ausgezeichneter Persönlichkeiten, wie es Isabella und Ferdinand ohne Zweifel waren. Es herrschte unter ihnen umsichtige Verwaltung, aufmerksame Polizei, kräftige Justiz; die Krone war die einzige, wahrhaft gebietende Macht. Ferner befand sich das Land, dessen Lage es auf seemännische Unternehmungen hinwiesen, damals in einer verhältnißmäßig guten wirthschaftlichen Verfassung. Seine Bevölkerung aber war kriegsgeübt, für Krone und Glauben begeistert, zu kühnen und abenteuerlichen Thaten geneigt. Kein Wunder, daß die außerordentlichen und fabelhaften Erfolge den Unternehmungsgeist reizten und zu den höchsten Leistungen anspornten.

Kommen wir zu den Gründen des Verfalls, so sind diese der Hauptsache nach doppelter Natur. Die erste Gruppe soll die von der Regierung gemachten Fehler als die zunächstliegenden Gründe zeigen. Die Politik des habsburgischen Hauses verfolgte Aufgaben, welche sie von ihrer Pflicht ableiteten und ihre Kraft auf anderen Gebieten erschöpften. Das allgemeine Ziel dieser Politik war einmal, daß Spanien die maßgebende Macht in allen Weltfragen sein sollte, ein Bestreben, das zu einer Unmenge diplomatischer und kriegerischer Verwickelungen führte; sodann wollte es der katholischen Kircheneinheit den Sieg verschaffen. Die Folge davon war, daß die Geistlichkeit eine unerhörte Herrschaft im Lande gewann und die geistigen und in gewisser Beziehung die äußeren Mittel der Nation absorbirte.

Digitized by Google

Von der gänzlichen Vernachlässigung der Flotte im siebzehnten Jahrhundert wurde bereits gesprochen. Ein fernerer Fehler der Regierung bestand darin, daß sie sich ausschließlich auf Adel und Geistlichkeit stützte, den erwerbenden Theil der Bevölkerung aber nicht nur nicht hochkommen ließ, sondern ihn sogar, wo sie konnte, bedrückte und mit Verachtung behandelte. Die Kolonialpolitik aber lief darauf hinaus, die Kolonien im eigenen Interesse auszubeuten und ihnen keine freie Bewegung zu lassen, sondern sie unter sich wie gegen das Ausland auf das Strengste abzuschließen.

Zu diesen Fehlern und Mißgriffen kommen einige Verhältnisse hinzu, welche theils mit der damaligen Zeitlage, theils mit den allgemeinen Zuständen des spanischen Volkes zusammenhingen. Als Kern dieser würde der Umstand zu bezeichnen sein, daß die spanische Nation, trotz ihrer verhältnißmäßigen Blüthe, doch nicht reif genug war, um ein so großes Erbe zu verwalten; denn erst die moderne Kultur giebt dazu die nöthige Handhabe. Das spanische Volk wußte das ihm vom Schicksal zugeworfene ungeheure Besitzthum nicht zu würdigen und vergeudete es. Anders würde es damit wahrscheinlich verfahren sein, wenn die Landerwerbungen aus einem dringenden Bedürfniß hervorgegangen wären. Das lag aber weder im fünfzehnten, noch im sechzehnten Jahrhundert nach irgend einer Richtung hin vor. Das Land war groß und reich genug, um die etwa zehn Millionen starke Bevölkerung nach ihren damaligen Ansprüchen ausreichend zu ernähren. Aus sich selbst würde daher Spanien die Bahn der Entdeckung nicht betreten haben, wenn es nicht Fremde gewesen wären, die ihm den Weg über den Atlantischen Ozean zeigten. Als aber sich die ungeheuren Besitzungen unter dem spanischen Scepter vereinigt hatten, da war das Volk weder zahlreich, noch reif genug, um sie wahrhaft zu beherrschen.

Digitized by Google

Spanien wäre in dem Zustande, wie es am Ende des Erbfolgekrieges war, wahrscheinlich nicht im stande gewesen, die Integrität seines Reiches aufrecht zu erhalten, wenn nicht einerseits eine vollständige Veränderung in der Konstellation der ihm vorher feindlichen europäischen Staaten eingetreten wäre, anderseits aber ein neues Herrscherhaus seinen Thron bestiegen hätte. Daher blühte aus dem Schutt und den Trümmern des entsetzlichen Verfalls, wie er unter den letzten habsburgischen Königen zu bemerken war, ein bescheidenes neues Leben hervor, insofern die während des 18. Jahrhunderts regierenden Bourbonen mancherlei Verbesserungen einführten und es verstanden, die Kraft des Volkes und des Staates bis zu einem gewissen Grade wieder aufzurichten. Es folgt daher in der Geschichte des spanischen Reiches eine neue Epoche, in der es gelang, dem Verfalle einigermaßen Einhalt zu thun und sogar einige neue Erwerbungen zu machen, wenn man auch weit davon entfernt blieb, den früheren Landumfang und die frühere Machtstellung wieder zu erlangen. Ohne Verluste ging es zwar auch in diesem Abschnitte einer bedingten Blüthe nicht ab: so wurde im Jahre 1762 die Halbinsel Florida und der Küstenstrich bis zu dem heutigen Mobile an England abgetreten, 1781 Guiana, 1783 die Bahamagruppe, 1797 Trinidad, 1798 das jetzige britische Honduras endgültig aufgegeben, aber diesen Opfern steht auch mancher Gewinn oder Wiedergewinn gegenüber. Im Jahre 1731 kamen Parma und Neapel an spanische Prinzen, 1732 wurde Oran von den Türken, 1762 Louisiana in bedeutender Erweiterung (fast das ganze Mississippibecken bis zu den großen Seen) von den Franzosen, 1768 Neukalifornien und Paraguay von den Jesuiten zurückgewonnen. Portugal trat 1778 die beiden kleinen Guineainseln Fernando Po und Annobon ab, England gab 1783 Florida und 1802 Menorca zurück.

Digitized by Google

Als einen innern Fortschritt kann man die Thatsache hervorheben, daß der hermetische Verschluß, in dem die auswärtigen Besitzungen jahrhundertelang gehalten worden waren, von den Bourbonen nach und nach gelockert wurde. So wurden z. B. seit dem Erbfolgekriege die Häfen von Peru und Chile den Franzosen geöffnet; im Utrechter Frieden erhielten die Engländer das Privileg der Negersklaveneinfuhr, sowie das Recht, Handelsfaktoreien anzulegen und ein Schiff von 500 Tonnen nach der vielbesuchten Messe von Portobelo (in der Nähe des heutigen Aspinwall gelegen) zu senden. Ferner wurde im Jahre 1765 der Verkehr mit Westindien, der früher nur von Sevilla, später von Cadiz aus vermittelt wurde, den zwölf vornehmsten Häfen des Mutterlandes gegen eine Abgabe von 6% freigegeben, eine Maßregel, welche 1768 auf Louisiana, 1770 auf Campêche und Yucatan, 1778 auf Peru, Bolivia, Chile, Neugranada und Guatemala, 1788 auf Neuspanien ausgedehnt wurde. Seit 1776 durften die einzelnen Kolonien untereinander Handel treiben. Diese und andere Maßnahmen förderten ohne Zweifel die Leistungsfähigkeit der Kolonien und beseitigten vor allem den Schleichhandel, der namentlich von den Engländern auf das Schwunghafteste getrieben war, wegen ihrer Halbheit und mannigfachen Inkonsequenz waren sie aber doch auch nicht im stande, die bei den Kolonialbewohnern längst vorhandene Unzufriedenheit aufzuheben. Da auf diese außerdem noch der Zeitgeist und das von den englischen Kolonien gegebene Vorbild einwirkte, so bedurfte es nur eines kräftigen äußeren Anlasses, um die vorhandenen Unabhängigkeitsgelüste zu einem verzehrenden Feuer emporlodern zu lassen. Diesen Anlaß brachten die Unternehmungen Napoleons gegen Spanien im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, welche eine neue schreckliche Krisis verursachten und das Land bis an den Rand des Verderbens führten. Damit beginnt der dritte Abschnitt

Digitized by Google

des Niedergangs. Während die Kriege mit Napoleon den letzten Rest der industriellen und kommerciellen Thätigkeit des Mutterlandes vernichteten, gährten, durch die eben angedeuteten Verhältnisse genährt, in den Kolonien die Unabhängigkeitstendenzen; in Caracas und Buenos Aires, in Chile und Peru, in Neugranada und Quito kam es zu Zusammenstößen mit den spanischen Truppen, und die auf Losreißung gerichteten Bestrebungen hätten wahrscheinlich schon in den Jahren 1810 und 1811 Erfolg gehabt, wenn England, wie man es nach seinem früher beobachteten Verfahren erwarten konnte, die Aufständischen unterstützt hätte. Aber es galt in jenen Jahren als ein Hauptsatz der englischen Politik, das spanische Reich in seinem vollen Umfange zu erhalten. Nach der Restauration hätte daher die Regierung Ferdinands VII. in Amerika einen vollständigen Triumph feiern können, wenn sie die Sachlage richtig verstanden hätte und den bescheidenen Wünschen und gerechten Forderungen der Kolonien entgegengekommen wäre. Aber nachdem sie anfangs die Miene des väterlichen Wohlwollens angenommen hatte, wurde sie bald von dem Geiste der Rache, der Geldgier und der Erstickung jedes selbständigen Gedankens erfaßt, und durch brutalen Despotismus verdarb sie alles. Daher wurden die Aufstände mit nachdrücklicher Kraft und unter theilweise kluger Leitung (Simon Bolivar) erneuert, und da ihnen Spanien keine entsprechenden Machtmittel entgegenzustellen vermochte, so fielen alle spanischen Kolonien in Amerika bis auf Cuba und Portorico ab und machten sich zu selbständigen Freistaaten. Dieser Vorgang fand seinen Abschluß etwa im Jahre 1825, weil damals die neu entstandenen Republiken von einer Reihe von Staaten, in erster Linie von der nordamerikanischen Union, anerkannt wurden. Damit hatte Spanien die zweite Hälfte seines ehemaligen Weltreiches eingebüßt und war zu einer Kolonialmacht dritten Ranges herab-

Digitized by Google

gesunken, ohne Aussicht, den furchtbaren Verlust auf irgend eine Weise auszugleichen, denn nun versank es in jene inneren Kämpfe, welche, bis nach der Mitte dieses Jahrhunderts während, seine letzten Kräfte erschöpften und den Bestand des Staates aufs Aeußerste gefährdeten.

Daß es trotzdem nicht völlig zu Grunde ging, dieser Umstand bezeugt gewiß den guten Kern, der in dem spanischen Volke steckt und die Hoffnung erweckt, es werde auch die gegenwärtige Krisis glücklich überstehen. Auch aus der Verwirrung des inneren Haders wieder leicht emporschwebend, wußte es seinen ihm gebliebenen Landbesitz bisher nicht nur ungeschwächt zu erhalten, sondern auch in manchen Beziehungen zu festigen und zu vermehren. So besetzte es im Jahre 1843 den kleinen Küstenstrich von Corisco in Niederguinea, den es durch Vertrag mit Frankreich in den achtziger Jahren bestätigt erhielt; im Jahre 1848 nahm es die Dschafaran-Inseln in der Nähe von Melilla an der Nordküste von Marokko in Besitz, im Jahre 1851 bemächtigte es sich der Sulu-Inseln, deren Hauptsultan im Jahre 1882 die spanische Oberhoheit formell anerkannte. Im Jahre 1856 gab England die im Jahre 1827 besetzte Insel Fernando Po zurück. Kommen wir schließlich zu den letzten Erwerbungen, so bestehen diese in den Tauitaui-Inseln in der Südsee (1882), in dem Hafen von Ifni (1883), in dem Patronat über den Küstenstrich von Kap Bojador bis Kap Blanco (Rio del Oro) 1884, sowie in der durch den Papst ausgesprochenen Zuerkennung der Carolinen (1885). Alle diese Erwerbungen sind zwar an sich unbedeutend und gegenüber den erlittenen Verlusten durchaus belanglos, aber sie zeigen doch, daß Spanien nicht ganz unthätig gewesen ist und wenigstens den Versuch macht, an der Theilung der Welt einen wenn auch bescheidenen Antheil zu nehmen. Nach wie vor aber liegt seine Bedeutung in der Vergangenheit.

(535)

Digitized by Google

3. Die gegenwärtige Lage auf Cuba und den Philippinen.

In unserer Betrachtung bis an die Schwelle der unmittelbaren Gegenwart gelangt, kehren wir zu den Fragen zurück, mit denen dieser Aufsatz anhob, um die Lage der beiden in Aufstand begriffenen Gebiete etwas näher zu beleuchten.

Wenn Cuba bei der allgemeinen Bewegung des romanischen Amerika im Anfange dieses Jahrhunderts der spanischen Krone erhalten blieb, so verdankt man dies vornehmlich dem Umstande, daß Havanna im Jahre 1762 von den Engländern besetzt und der Hafen sofort dem allgemeinen Verkehr geöffnet worden war. Die spanische Regierung, nach Rückgabe der Stadt die Vorzüge des englischen Systems erkennend, erließ im Jahre 1778 Bestimmungen zur Erleichterung des Handels und im Jahre 1818 gab sie auf Wunsch der Cubaner Handel und Schiffahrt allen Nationen frei, was damals ein unerhörter Vorgang war. Nun blühte die Insel rasch auf. Da aber die Leistungsfähigkeit die heimische Regierung zu neuen Bedrückungen reizte, so folgte seit 1837 eine Verschwörung auf die andere. Da nun das hafenreiche Cuba außerordentlich günstig für den Handel der Vereinigten Staaten mit Mexiko, Centralamerika und dem nördlichen Südamerika liegt, und da alle von Newyork nach Veracruz, Colon oder Greytown gerichteten Schiffe entweder die Floridastraße oder die Windwarddurchfahrt zu benutzen haben, so ist der Blick der Washington-Regierung schon seit lange auf die durch hohe Fruchtbarkeit ausgezeichnete Insel gefallen; der ehemalige Präsident Buchanan bezeichnete ihren Besitz als „a manifest destiny“ und wollte sie den Spaniern für 100 Mill. Doll. abkaufen. Auch wurde damals im Kongreß der ausdrückliche Beschluß gefaßt, Cuba mit Waffengewalt zu erobern, falls Spanien den Verkauf ablehnen sollte. Narciso

Digitized by Google

Lopez, General Quitman und andere rüsteten Freibeuter-expeditionen aus, um die Insel zu befreien. In dem großen Aufstande von 1868—78, zu dessen Bewältigung das Mutterland füglich 150 000 Mann aufgeboten hatte und der dem Wohlstande Cubas außerordentlich schwere Wunden geschlagen hat, war Newyork Sitz der Oberleitung, Hauptschatzkammer und Arsenal. Auch die jetzt tobende Empörung hat ihren wichtigsten Rückhalt wieder in der Union, namentlich in Tampa, Key West, Newyork und Washington. Die cubanische Revolutionsjunta aber, welche ihren Sitz in den Vereinigten Staaten hat, ist auf das Eifrigste bemüht, die Empörung auf dem bislang noch ruhigen Portorico anzufachen.

Neben dem für Spanien äußerst ungünstigen Umstande, daß der Hauptsitz und die Leitung des Aufstandes außerhalb ihres Machtbereichs liegen und daß demnach die Wurzeln der Empörung weder gefaßt noch ausgerottet werden können, kommen noch die auf der Insel selbst beruhenden Unzuträglichkeiten und Schwierigkeiten in Betracht. In erster Linie liegen sie in der Bevölkerung. Diese besteht zwar vorwiegend aus Weißen, aber diese theilen sich in Kreolen, d. h. cubabürtige Weiße und Peninsulares, d. h. eingewanderte Spanier, welche sich beide im politischen und socialen Leben als fremde und unversöhnliche Parteien gegenüberstehen. Die Kreolen, welche in physischer Beziehung nicht sehr kräftig sind, in moralischer Hinsicht aber den Muth offener Ueberzeugung vermissen lassen, auch sonst manche Charakterfehler besitzen, sind in der Mehrheit und streben nach Unabhängigkeit. Nur ein Drittel so zahlreich wie diese sind die Peninsulares, physisch kräftige und willensstarke Leute, welche die Hauptstütze der Regierung bilden und in den Hafenstädten, namentlich in Havanna, den Grundstock der Bevölkerung ausmachen. Da nun aber gerade in den Küstenplätzen die Brennpunkte des insularen Lebens liegen, so würde die Aussicht, den

Digitized by Google

Aufstand zu bewältigen, für die Spanier nicht so schlecht stehen, wenn dieser ausschließlich endemisch wäre. Da dies aber nicht der Fall ist, so hängt das Schicksal der Kolonie sehr wesentlich von dem Verhalten der Vereinigten Staaten ab. Aber weder im Interesse Cubas, noch des Europäerthums ist die Losreißung der Insel von Spanien wünschenswerth. Denn die gegenwärtige Feindschaft der Kreolen und Peninsulares würde voraussichtlich nach dem Abfalle lange, blutige Bürgerkriege hervorrufen, die das ohnehin aufs Schwerste geschädigte und von einer ungeheuren Schuldenlast bedrückte Land völlig zu Grunde richten würden. Fällt aber Cuba den Vereinigten Staaten zu, so wird Europa seinen wichtigsten Stützpunkt in Westindien verlieren, und es ist nicht unmöglich, daß das Beispiel Cubas auf die anderen Kolonien, wenn nicht anlockend, so doch beunruhigend wirkt. Die beste Lösung der Frage würde also die sein, daß Spanien den Aufstand unterdrückt und dann mit allen Kräften an der Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse und an der Ausgleichung der Bevölkerungsgegensätze arbeitet, um aus der Insel wieder das zu machen, was sie jetzt nicht mehr ist, die „Perle der Antillen".

Was die Philippinen anbetrifft, so sind diese seit der Besitzergreifung durch die Spanier von auswärtigen Feinden wenig belästigt worden. Abgesehen davon, daß die Holländer im siebzehnten Jahrhunderte die Bisayas erfolglos angriffen, bemächtigten sich die Engländer im Jahre 1762 Manilas, um es bald darauf wieder zurückzugeben. Im Innern wurden zwar gelegentlich durch die Härte und das Ungeschick der Beamten Aufstände hervorgerufen, aber die Gefahr war niemals ernsthaft und die Unruhen blieben auf einzelne Gegenden beschränkt. Für die Spanier wirkt nun der Umstand günstig, daß die Eingeborenen keine einheitliche Nation bilden und daß die einzelnen Stämme weder große Staaten enthalten, noch durch das Band

einer Sprache oder Religion, noch durch gemeinsame Interessen aneinander geknüpft werden. Zudem sind die Hauptinseln, Luzon und Mindanao, ziemlich weit voneinander entfernt. Ein bedenkliches Element stellen nur die allerdings nicht sehr zahlreichen Mestizen und Kreolen dar, deren Unzufriedenheit aus verschiedenen Gründen schon seit längerer Zeit besteht und mit ihrer Zahl, ihrem Wohlstande und ihrem Selbstgefühle beständig zunimmt. Immerhin waren die Aufstände, welche in den Jahren 1823 und 1872 ausbrachen, ungefährlich und leicht zu bewältigen. Etwas anders scheint die Sache gegenwärtig zu liegen, insofern das Selbstgefühl der farbigen Philippiner durch den Sieg Japans über China gesteigert wurde und die Unabhängigkeitsbestrebungen weitere Kreise erfaßten. Die Philippiner betrachten nämlich, auf Grund der Lehren spanischer Ethnographen, welche die Japaner zu den Malayen rechnen, die glücklichen Sieger fast wie Brüder und hegen die Hoffnung, von ihnen in ihrem Kampfe gegen Spanien unterstützt zu werden. Aber die Gefahr der Losreißung der Philippinen ist doch lange nicht so groß wie bei Cuba; denn abgesehen davon, daß ihnen weder die kriegerische Erfahrung und die militärischen Hülfsmittel wie den cubanischen Rebellen zu Gebote stehen, so ist nicht anzunehmen, daß, wenn auch Japan die wirthschaftlichen Interessen Europas nach Kräften schädigt, es sich in politische Verwickelungen einlassen wird, welche eine Unterstützung oder gar eine Annexion des Archipels zur Folge haben müßte. Ferner ist die Unabhängigkeitstendenz Ostasiens keineswegs eine Thatsache, wie es der durch die Monroedoktrin verkörperte Panamerikanismus ist. Daher darf man glauben, daß es der spanischen Regierung gelingen wird, die aufrührerische Bewegung zum Stillstand zu bringen und sich den wichtigen Archipel zu behaupten, selbst wenn es Cuba verlieren sollte, wenngleich auch dieser Fall ihre Stellung auf den Philippinen erschweren würde.

Digitized by Google

So sehr nun aber auch im Interesse Europas die Erhaltung dieser Insel als Kolonie zu wünschen ist, so kann es auf die Dauer doch nur unter der Voraussetzung geschehen, daß das Mutterland eine verständige und zeitgemäße Kolonialpolitik treibt und seine Besitzungen in intellektueller und wirthschaftlicher Beziehung zu heben und zu fördern aufrichtig und ernsthaft bemüht ist. Von dieser Bedingung ist die Zukunft Spaniens als Kolonialmacht abhängig.

II.

Spaniens Handel mit seinen Kolonien in alter und neuer Zeit.

Unter den Staaten Europas nimmt gegenwärtig Spanien, nach dem Werthe seines Außenhandels beurtheilt, den zehnten Platz ein, während es nach der Einwohnerzahl die siebente Stelle inne hat. In geringerem oder höherem Grade wird es darin von Ländern übertroffen, welche eine weit kleinere Bevölkerung besitzen und theilweise nicht einmal Kolonien haben, wie von den Niederlanden, von Belgien und von der Schweiz. Aber es gab einmal eine Zeit, wo Spanien die größte Handelsmacht war und den Welthandel beherrschte. Diese höchste Stellung besaß es um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo es nach Annexion Portugals und seiner Außenländer weitaus die größte Kolonialmacht war und seine Handelsbeziehungen sich um das ganze Erdenrund erstreckten.

In jener Zeit bezog sich der spanische Außenhandel vorzugsweise auf die Außenbesitzungen; mit diesen selbst aber stand es mit Ausschluß jeder fremden Nation allein im Verkehr, soweit dieser nicht auf unerlaubtem Wege vollzogen wurde.

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Verhältnisse ganz außerordentlich geändert. Den weitaus größten Theil

Digitized by Google

seines Außenhandels treibt Spanien mit fremden Ländern, in erster Linie mit Frankreich und Großbritannien; nur etwa der zehnte Theil desselben entfällt auf seine Kolonien. Diese wiederum stehen vorzugsweise mit fremden Staaten, namentlich mit England und den Vereinigten Staaten, in Verkehr, und erst nach diesen kommt das Mutterland, das von den Erzeugnissen seiner Kolonien nur einen geringen Betrag bezieht. Mit Rücksicht auf die gegenwärtige politische Lage, die ja zugleich Handel und Wandel in hohem Grade beeinflußt, erscheint es von besonderem Interesse, die Umgestaltungen, welche der Handel Spaniens mit seinen Kolonien im Laufe der Zeiten erfahren hat, einmal in übersichtlicher Weise zusammenzustellen und die Gründe, welche jene Veränderungen hervorriefen, zu beleuchten.

Die Geschichte des spanischen Außenhandels umfaßt rund vierhundert Jahre. Beurtheilt man sie nach dem Gesichtspunkte des Auf- und Absteigens, so erhält man zwei Hauptperioden. Die erste derselben, welche etwa das sechzehnte Jahrhundert ausfüllt, charakterisirt sich durch eine außerordentlich rasche und günstige Entwickelung bis zu dem Punkte, wo Spanien nach Annexion Portugals als einzige europäische Macht in allen auswärtigen tropischen und subtropischen Gewässern dominirte. Bald aber begann die Periode des Verfalls, welche sich streng genommen auf die darauffolgenden drei Jahrhunderte ausdehnt. Jedoch war der Verfall des Handels, der übrigens als eine parallele Erscheinung die ganze politische Geschichte begleitet, kein ununterbrochener und gleichmäßiger, sondern neben ganz tiefem Herabsinken zeigt sich zeitweise ein langsames Emporschweben, ohne daß aber der frühere Höhepunkt jemals auch nur entfernt wieder erreicht worden wäre. Eine tiefe Depression des Handels liegt im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als Folge der beispiellosen Vernachlässigung, welche die Flotte seitens der letzten habsburgischen Könige erfuhr, eine noch tiefere und

Digitized by Google

überhaupt die tiefste fällt in den Anfang dieses Jahrhunderts, als Spanien infolge der Kriege mit England und Frankreich seine Flotte vollständig verlor und vermöge seiner verkehrten Kolonialpolitik seine Besitzungen auf dem festländischen Amerika einbüßte. Das langsame Emporschweben des spanischen Handels fällt einestheils in das achtzehnte Jahrhundert, wo unter bourbonischen Königen, namentlich unter Karl III., eine Reihe heilsamer, wenn auch nicht konsequenter Maßregeln ergriffen wurde, anderentheils in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts, wo ein gewisser Fortschritt nicht zu verkennen ist.

Legt man dagegen zum Zwecke der übersichtlichen Eintheilung des vierhundertjährigen Zeitraumes als Maßstab die Art des Betriebes vulgo die Handelspolitik zu Grunde, so erhält man drei Hauptabschnitte. Der erste derselben, vom Anfange des sechzehnten bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dauernd, ist als die Zeit der starren Monopolisirung zu bezeichnen, in der die Kolonien weder unter sich, noch mit nichtspanischen Ländern Handel treiben durften, sondern ausschließlich auf das Mutterland angewiesen waren. Der zweite Hauptabschnitt, welcher vom spanischen Erbfolgekrieg bis zum Jahre 1818 reicht, kennzeichnet sich als eine Uebergangszeit, in welcher die starre Monopolisirung nach und nach, meist unter dem Drucke der Nothwendigkeit und ohne Folgerichtigkeit, gelockert wird, bis mit 1818 den Kolonien der freie Verkehr mit dem Auslande verstattet wird. Diese Maßregel leitet den dritten Hauptabschnitt ein, welcher dieses Jahrhundert ausfüllt. Die eben skizzirte Eintheilung soll den folgenden Betrachtungen zu Grunde gelegt werden.

1. Die Monopolzeit (1503—1713).

Der spanische Außenhandel hebt an im Jahre 1503 mit der Gründung der berühmten casa de contratacion in Sevilla,

Digitized by Google

einer zugleich verwaltenden und richterlichen Behörde, welche später dem Rathe von Indien, der im Jahre 1511 eingesetzt wurde, unterstellt war. Die casa de contratacion war, wie der Spanier Pezuela sich treffend ausdrückt, „der einzige Kanal, durch welchen der Handel mit den Kolonien gezwängt wurde". Kein Schiff durfte nach Amerika absegeln oder von dorther kommend landen, ohne von den Beamten der Casa besichtigt und mit der erforderlichen Erlaubniß versehen worden zu sein. Jeder spanische Kapitän, er mochte ausgelaufen sein, wo er wollte, durfte seine Rückfahrt aus Amerika nur über Sevilla leiten; insbesondere sollten alles Gold und Silber, alle Edelsteine und Perlen nur nach Sevilla gebracht werden, weil dies der einzige größere Platz des castilischen Reiches war, der Seehandel treiben konnte und zugleich eine bedeutende Stromschifffahrt hatte. Ursprünglich sollten auch alle Schiffe aus Sevilla auslaufen, aber im Jahre 1529 erhielten auch mehrere Seestädte, wie Corunna, Bayona, Avila, Laredo, San Sebastian, Cartagena und Malaga die Erlaubniß, Schiffe nach den Kolonien zu senden, aber den Rückweg mußten auch sie nach Sevilla nehmen, um die Revision durch die Casa zu bestehen. Dieses ungeheure und äußerst schädliche Vorrecht besaß Sevilla bis zum Jahre 1720, wo Cadiz an seine Stelle trat, weil im Laufe der Zeit der Guadalquivir durch Versandung so verflacht war, daß ihn größere Schiffe nicht mehr befahren konnten.

Der Schiffsverkehr mit den Kolonien war in der Monopolzeit aufs Schärfste geregelt und innerhalb bestimmter Grenzen gehalten. Nach Amerika gingen zwei regelmäßige Seekarawanen. Die eine, aus den sogenannten Galeonen (armada de galeones) bestehend, war für Südamerika bestimmt und meist 27 Segel stark; sie fuhr alljährlich, Cartagena in dem heutigen Columbia anlaufend, anfangs nach Nombre de Dios, später nach Portobello, einem in sumpfiger, höchst ungesunder Umgebung gelegenen

Digitized by Google

Hafen etwas östlich von Colon (Aspinwall); es ist ein jetzt vollständig vergessener Ort. Die Einrichtung der Galeonen bestand bis zum Jahre 1748. Die zweite Seekarawane, unter dem Namen der „Silberflotte" bekannt und meist 23 Schiffe zählend, von denen in der Regel 3 für Havanna bestimmt waren, ging alle drei Jahre nach Veracruz. Die letzte Silberflotte lief im Jahre 1778 aus. Die meisten dieser Schiffe hielten 800—1000 Tonnen Last, die kleinsten 550; der höchsterreichbare Jahresbetrag belief sich also für Südamerika und Mittelamerika auf 50000 Tonnen! Der Weg beider Karawanen war zum Zwecke der Kontrolle und der gegenseitigen Sicherheit aufs Genaueste vorgeschrieben; nur in dringenden Fällen durfte man davon abweichen; auch war es verboten, daß ein oder mehrere Schiffe sich von den Flotten, deren jede unter dem Befehle eines Admirals stand, abzweigten. Während die Abgangszeit von Sevilla für beide verschieden war, mußten sie sich so einrichten, daß sie sich in Havanna, von Veracruz und Portobello kommend, vereinigten, um die Rückkehr gemeinsam auszuführen.

Portobello war der Handelsmittelpunkt für Mittelamerika und das nördliche Südamerika, und zwar für die heutigen Länder Colombia, Ecuador, Peru, Bolivia und Chile. Um Venezuela und die Laplata-Länder kümmerte man sich am Anfange der Monopolzeit wenig oder gar nicht; über die späteren Einrichtungen wird weiter unten etwas mitgetheilt werden. Die Erzeugnisse von Peru und Chile wurden zur See, und zwar gleichfalls in Form einer Seekarawane nach Panama und von da auf Maulthieren über den Isthmus geschafft. Die in Portobello für diese Länder gekauften Waren gingen auf demselben beschwerlichen und höchst umständlichen Wege nach ihren Bestimmungsorten. Der Umsatz geschah in Portobello mittelst einer vierzigtägigen Messe, und dann war dieser sonst einsame Ort sehr belebt. Die spanischen und die amerikanischen Kauf-

Digitized by Google

leute erschienen zur Messe wie zwei förmliche Compagnien, erstere standen unter dem Befehle des Admirals der Galeonen, letztere wurden von dem jeweiligen Präsidenten von Panama geleitet. Beide Körperschaften versammelten sich auf dem Admiralschiffe, um den Preis festzusetzen, zu welchem jeder Einzelne die Waren kaufen durfte.

Die für Veracruz bestimmte Flotte bewerkstelligte ihren Umsatz in Jalapa, weil dies eine wesentlich gesundere Lage als Veracruz besitzt.

Ein geringerer regelmäßiger Handel wurde 1560 für Venezuela und 1618 für Buenos Aires festgesetzt. Für ersteres wurde jährlich ein Schiff nach Barburuta und später nach La Guaira gesendet; Buenos Aires erhielt die Erlaubniß, zwei Schiffe jährlich nach Sevilla zu schicken. Das genügte bei weitem nicht, und der Schleichhandel ersetzte dasjenige, was die Regierung aus Furcht vor demselben den Kolonisten verweigerte.

Das Handelsprinzip der Monopolzeit wollte, daß die Kolonien ihre Bedürfnisse an Industrie- und sonstigen Waren lediglich aus dem Mutterlande beziehen und demselben ihre Ueberschüsse an Naturprodukten abliefern sollten. Dieser Güteraustausch wie auch der Binnenverkehr vollzog sich aber unter Formen, welche für die Außenbesitzungen nicht minder drückend waren wie für Spanien selbst. Die Alca vale, eine Steuer, welche auf die Bewegung des Immobiliarbesitzes gelegt war und bis 10 % des Kaufpreises betrug, wurde z. B. in Neuspanien i. J. 1574, in Peru i. J. 1592 eingeführt. Die Hafenzölle (Almo farisgos), anfangs auf 15 % des Werthes festgesetzt, wurden später noch erhöht. Eine dritte Steuer wurde in den Häfen zur Unterhaltung von Kriegsschiffen für den Schutz gegen Seeraub der Flibustier erhoben und blieb, als dieser Seeraub nicht mehr gefährlich war oder aufgehört hatte. Dazu kamen noch Ausfuhrzölle, die in Spanien bezahlt wurden, ferner

Digitized by Google

die Summen, welche die Minister und andere Beamte für Ertheilung von Begünstigungen erhielten u. a. m. Der französische Reisende Bourgoing (Nouveau voyage en Espagne 1789, II. S. 179) schlägt den Betrag sämtlicher Warenzölle nach einem Tarif von 1720 auf 70 % an; aber sie waren wahrscheinlich im siebzehnten Jahrhunderte noch höher. Diese Bedrückungen ermunterten zum Schleichhandel, der seine Hauptsitze in Caracas und Buenos Aires hatte und namentlich durch Vermittelung der Engländer stattfand.

Aus solchen Verhältnissen des Handelsbetriebes mußten sich Monopole einzelner begünstigter Handelshäuser entwickeln. Die Kaufleute in Sevilla waren schon seit Karl V., die von Neuspanien (Mexiko) und Peru seit Philipp II. privilegirte Körperschaften mit selbstgewählten Vorstehern an ihrer Spitze. Der Verkehr mit der Silberflotte z. B. war im Alleinbesitze von acht bis zehn großen mexikanischen Häusern, welche aus ihren Geschäften einen ungeheuren Gewinn, in der Regel 100 bis 300 %, zogen und zwar zu Ungunsten der Kolonialbewohner. Von diesen litten diejenigen am schwersten, welche am entferntesten von den drei großen Stapelplätzen Portobello, Veracruz-Jalapa und Havanna waren, also z. B. Chile, das seinen ganzen Bedarf von Portobello über Peru beziehen mußte.

Der Umstand, daß die Kolonialerzeugnisse wie Edelmetalle, tropische Pflanzenstoffe (Tabak, Kakao, Baumwolle, Farbhölzer, Indigo, Medizinalartikel) und thierische Produkte (Cochenille, Häute u. a.) nach Sevilla zusammenströmten, hatte zur Folge, daß sich hier eine beträchtliche Industrie entwickelte, welche die amerikanischen Rohstoffe verarbeitete; so blühte z. B. in Sevilla die Tabaksmanufaktur, die Herstellung von Edelmetallmünzen, von bronzenen Geschützen u. a. Die Industrieartikel dagegen, welche man nach Amerika ausführte, stammten zum allergrößten Theile aus England, Holland, Frankreich u. s. w.

Digitized by Google

Bereits im Anfang unserer Betrachtungen wurde es als einer der Grundsätze der Monopolzeit bezeichnet, den Verkehr der Kolonien unter sich wie mit Fremden auf's Strengste zu verbieten und auf das Rigoroseste zu verhindern. Jeder Handel mit Fremden ohne ausdrückliche Erlaubniß wurde mit Strafe des Todes und der Konfiskation bedroht. Bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts behandelten die Spanier jedes fremde Schiff, das sich in den amerikanischen Gewässern blicken ließ, wie einen Verbrecher. Seeleute, die auf spanischem Gebiete strandeten, wurden nicht selten hingerichtet oder lebenslänglich in die amerikanischen Bergwerke geschickt. Als z. B. eine Anzahl Franzosen versuchten, in Florida in den Jahren 1564—67 eine Niederlassung zu gründen, wurden sie fast alle getödtet. Zu einer wirklichen Niederlassung konnte ein Fremder fast nie die Erlaubniß erhoffen. Ganz besonders hart waren die Bestimmungen bezüglich des Verkaufs verbotener Bücher. Jeder Buchhändler mußte fortwährend einen Katalog sämtlicher verbotener Drucksachen bei Strafe von 40 Dukaten in seinem Laden vorräthig haben. Verkaufte einer ein verbotenes Buch, so mußte er zwei Jahre lang sein Geschäft aufgeben, eben so lange seinen Wohnort verlassen und außerdem noch 200 Dukaten Strafe entrichten. Eine ebenso hohe Geldbuße mußte derjenige Reisende bezahlen, der beim Ueberschreiten der Grenze irgend ein mitgebrachtes Buch der Aufsichtsbehörde zu verheimlichen versucht hatte.

Eine weitere Maßregel bestand darin, in den Kolonien den Anbau solcher Produkte, die Spanien selbst in genügender Menge erzeugte, sowie die Entwickelung der Industrie zu unterdrücken oder wenigstens in engen Grenzen zu halten. So wurde z. B. der Weinbau, den Cortes in Neuspanien eingeführt und begünstigt hatte, später verboten, nur die vorhandenen Weinberge wurden gegen eine hohe Steuer geduldet; aber es durfte kein

Digitized by Google

Wein ausgeführt werden. Im Jahre 1628 wurde bestimmt, daß jede neue Fabrikanlage nicht bloß der vizeköniglichen, sondern auch der königlichen Erlaubniß bedürfe.

Die vorstehend gemachten Mittheilungen beziehen sich in ihren allgemeinen Theilen auf alle spanischen Kolonien, in ihren Besonderheiten aber auf Amerika, nicht aber ohne weiteres auf die Philippinen, die schon wegen der großen Entfernung in einem eigenartigen Verhältniß zum Mutterlande standen. Der unmittelbare Verkehr mit diesem war ein sehr geringer, dagegen war derjenige zwischen den Philippinen und der Westküste Amerikas ansehnlich und in bestimmter Weise geordnet.

Als nämlich die Spanier unter Magellan im Jahre 1521 nach den Philippinen kamen, fanden sie die Inseln mit China, Japan, Siam, Cambodja, den Molukken und dem Sunda-archipel im Verkehr. Diesen ließen sie nicht nur bestehen, sondern sie dehnten ihn bis nach Vorderindien und an den Persischen Meerbusen aus. Letzteres geschah im Zusammenhange mit der Uebernahme der portugiesischen Besitzungen in Asien, und die Zeit von 1580 an bezeichnet daher die höchste Machtstellung der Philippinen. Andererseits entstand ein regelmäßiger Verkehr mit Amerika, indem seit 1565 jährlich ein Schiff nach Neuspanien und zwar zuerst nach Navidad, seit 1602 aber nach Acapulco fuhr und dahin ostasiatische Waren brachte. Von da kehrte es, mit amerikanischen Erzeugnissen beladen, nach seinem Ausgangspunkte zurück.

Dieses, den Großen Ocean binnen Jahresfrist zweimal durchkreuzende Schiff, „Nao" genannt, hatte ebenso wie die amerikanischen Flotten eine ganz bestimmte Abgangszeit, mußte einen bestimmten Kurs innehalten und unterlag bezüglich seines Handelsbetriebes bestimmten Verordnungen. Die Nao war gewöhnlich eine Galeon von 1200—1500 Tonnen; ihr Frachtraum war in 1500 Theile getheilt, deren Befrachtung an be-

Digitized by Google

stimmte Individuen vergeben wurde; meist waren es Klöster und bevorzugte Personen. Die Ladung, deren Werth amtlich festgestellt war, bestand vorzugsweise in indischen und chinesischen Baumwoll- und Seidenstoffen. Zahl, Form, Größe und Werth der Warenballen, sowie ihr Verkaufspreis waren amtlich fixirt. In Acapulco wurde die Ladung der Nao mit 100 % Nutzen abgesetzt und mit Silber, Quecksilber, Cochenille u. a. bezahlt. Auch der Umfang und der Werth der Rückfracht durften eine bestimmte Grenze eigentlich nicht überschreiten, die aber wohl selten inne gehalten wurde, weil der Leiter und die Offiziere der Nao an dem Handel betheiligt waren. Der Nao-Verkehr zwischen den Philippinen und Neuspanien bestand bis 1815 und hat innerhalb der 250 Jahre seiner Dauer selbstredend mancherlei Veränderungen erfahren, die im einzelnen zu verfolgen zu weit führen würde. Im allgemeinen fiel der Gewinn aber auch hier nur bestimmten Individuen zu, ja es kam soweit, daß Erlaubnißscheine (Boletas) zur Betheiligung an diesem Handel an Pensionäre, Offizierswitwen und als Gehaltszulagen an Beamte gegeben wurden, die allerdings davon keinen unmittelbaren Gebrauch machen konnten, sondern ihre Scheine an die eigentlichen Kaufleute gegen entsprechende Entschädigung abtraten.

Dieses monopolistische Handelssystem, das rund 200 Jahre im Prinzipe bestanden hat, hätte nur dann aufrecht erhalten werden können, wenn die Spanier die einzige See- und Handelsmacht von Bedeutung geblieben wären. Das war aber bekanntlich nicht der Fall. Schon von Ende des sechzehnten Jahrhunderts an erhoben sich höchst rührige und unternehmende Wettbewerber in den Holländern, Engländern und Franzosen. Diese nahmen nicht nur manche der ursprünglich spanischen Besitzungen in Westindien und Ostasien weg, sondern sie unterstützten und trieben selbst den Schmuggel, führten auf diese

Digitized by Google

Weise einen großen Theil des Handels mit den spanischen Kolonien auf ihre Seite und machten Jagd auf die amerikanischen Galeonen und Silberflotten. So war das spanische Monopolsystem schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts vielfach durchlöchert. Dazu kam die beispiellose Vernachlässigung der Marine seitens der spanischen Regierung. Darüber wurden früher (vgl. S. 15) einige nähere Mittheilungen gemacht.

2. Die Uebergangszeit (1713—1818).

Nachdem das Monopolsystem innerlich entkräftet und äußerlich vielfach angegriffen und zerbröckelt war, mußte sich die spanische Regierung dazu bequemen, es auch formell stückweise zu durchbrechen. Sie that es einerseits, weil sich mit dem Thronwechsel unter den bourbonischen Königen andere Grundsätze geltend zu machen begannen, anderseits weil äußere Umstände einen unausweichlichen Zwang ausübten. Namentlich mußte sich Spanien in verschiedenen Friedensschlüssen zu Zugeständnissen an fremde Völker herbeilassen, welche ihren Verkehr erweitern und für ihre Industrieerzeugnisse entsprechende Absatzgebiete haben wollten. Auch verlangte die Kolonialbevölkerung, an Zahl und Bildung fortschreitend, nach europäischen Waren, welche die verfallene Industrie des Mutterlandes nicht zu liefern vermochte. Die Zugeständnisse aber, welche das Monopolsystem auch formell lockerten und schließlich ganz beseitigten, erfolgten nur langsam und nicht gleichmäßig für alle Kolonien und ohne Folgerichtigkeit, denn sie gehorchten eben der „Noth, nicht dem eigenen Triebe“. Auch wurde viel experimentirt, und manche unter dem Zwange der Verhältnisse zugestandene Erleichterungen wurden bald aufgehoben, um dann wieder gestattet zu werden.

Die formelle Durchlöcherung des Monopolsystems begann zwar schon während des spanischen Erbfolgekrieges, als die Regierung, weil sie Mangel an eigenen Schiffen hatte, die

Digitized by Google

Häfen von Peru und Chile den Kaufleuten von St. Malo, zunächst nur bis zum Abschluß des Friedens, öffnete. Aber die erste dauernde Maßregel war der im Jahre 1713 mit England vereinbarte Assientovertrag, wonach die englische Südseegesellschaft jährlich 4800 Negersklaven in die spanischen Kolonien einführen und ein Schiff von 500 Tonnen auf die Messe von Portobello senden durfte. Diese Tonnenzahl wurde aber bald überschritten und zwar in der Weise, daß das mit der Erlaubniß versehene Schiff von mehreren anderen Fahrzeugen begleitet wurde, welche sich in einiger Entfernung vor Anker legten und die Ladung des ersteren, soweit sie gelöscht war, erneuerten. Ueberdies liefen oft einzelne Schiffe, mitunter auch ganze Geschwader in die spanischen Häfen ein, unter dem Vorwande, sich zu verproviantiren, in der That aber, um englische Waren einzuschmuggeln. Ferner legten die Engländer in den wichtigsten Plätzen Faktoreien an und erlangten dadurch eine genaue Kenntniß von dem Geschmack und Bedarf der Leute; sie konnten seitdem ihren Schleichhandel von Jamaica aus bedeutend erweitern.

Ein weiterer Fortschritt geschah dadurch, daß zu dem Handel mit Amerika auch die spanischen Kaufleute in größerem Umfange zugelassen wurden. Nachdem schon im Jahre 1687 die Kompagnie von Guipuzgoa die Erlaubniß zum Handel mit Amerika erhalten hatte, der namentlich viel zur Hebung der Stadt Havanna beitrug, wagte um 1720 der Minister Patiño den bedeutsamen Schritt, Kaufleute auch außer der Zeit hie und da Schiffe nach Amerika abfertigen zu lassen, und ertheilte an eine zweite Kompagnie von Guipuzgoa (1728) ein neues Handelsprivileg, nachdem die erste an der Disziplinlosigkeit ihrer Seeleute zu Grunde gegangen war. Für Spanien war es immerhin ein bedeutender Fortschritt, von einem durch die Regierung beschränkten und bevormundeten Verkehr zur Bildung

Digitized by Google

von Gesellschaften überzugehen, welche neben dem bereits bestehenden Handel selbständig neue Beziehungen anknüpfen konnten. Den zwei erwähnten Gesellschaften folgten andere nach, so 1737 speziell für Cuba die königliche Handelsgesellschaft von Havanna, welche die Tabaksausfuhr in Händen hatte und nebenbei Zucker aus- und Lebensmittel einführen durfte. Sie machte besonders während des Krieges 1739—48 glänzende Geschäfte; ihr Kapital betrug 1745 1,86 Millionen Pesos, und im Jahre 1746 zahlte sie eine Dividende von 30 %.

Aber diese Unterstützung durch private Thätigkeit war auch nöthig, da nur durch sie der Schleichhandel wirksam bekämpft werden konnte. Dieser blühte nicht nur in Westindien, sondern auch in den Stromgebieten des La Plata und des Orinoko, wo die schönste Gelegenheit zum Landen und dünne Bevölkerung war. Durch den Schmuggel bereicherten sich die Holländer, Franzosen und Engländer; bei den letzteren schlägt ihn Bourgoing auf 20 Mill. Pesos jährlich an. Zur Zeit der Blüthe von S. Domingo kamen wöchentlich vier bis fünf Schiffe in Port au Prince oder Kap Francais mit 20—25000 Pesos zum Einkauf europäischer Waren an. In Caracas war es namentlich die Kompagnie von Guipuzgoa, welche dem Schmnggel steuerte. Sie hatte zwei Ausgangshäfen, Cadiz nnd San Sebastian, und half dem Verkehre mit Venezuela, das damals hauptsächlich Kakao ausführte, wesentlich auf; bis dahin war dieser allerdings in einem jämmerlichen Zustande gewesen. In den letzten Jahren vor 1728 war nämlich kein einziges Schiff von Caracas nach Spanien gegangen und nur fünf in umgekehrter Richtung.

Ein fernerer Schritt auf der eingeschlagenen Bahn war die Verfügung, daß es erlaubt sei, in den Zwischenpausen von einer Flotte zur anderen sogenannte Registerschiffe auszurüsten, welche nach und nach die Seekarawanen entbehrlich machten. 1748 wurden daher die mittelamerikanischen Galeonen, dreißig

Digitized by Google

Jahre später die mexikanische Silberflotte aufgehoben. Nach 1748 konnte man nach Chile und Peru direkt um das Kap Horn fahren; Portobello und Veracruz-Jalapa verfielen. Aber der Handel war noch immer an das Monopol von Cadiz und an theuer bezahlte königliche Lizenzen geknüpft; auch blieben die Bestimmungen, welche das Aufkommen einer selbständigen Industrie in den Tochterländern bisher verhindert hatten, aufrecht.

Für das Emporblühen des cubanischen Handels brachte die im Jahre 1762 erfolgte Besetzung Havannas durch die Engländer eine wichtige Entscheidung. Diese hielten den Hafen zwar nur zehn Monate in ihrer Gewalt, aber diese Zeit genügte, um durch Freigebung des Verkehrs den Wohlstand der Insel mächtig zu heben. Während sonst nur fünf bis sechs Schiffe im Jahre die Landeserzeugnisse ausführten, verkehrten während der englischen Besatzung gegen tausend Fahrzeuge im Hafen von Havanna. Nach der Rückgabe Havannas konnte die spanische Regierung nicht umhin, den geänderten Verhältnissen einigermaßen Rechnung zu tragen. Sie richtete im Jahre 1764 monatliche Postschiffe ein, die zur Hälfte ihres Laderaums auch Waren befördern durften und zwischen Corunna und Havanna verkehrten; alle zwei Monate ging ein ähnliches Boot nach Buenos Aires. Im Jahre 1765 wurde allen Spaniern von den zwölf Haupthäfen des Mutterlandes aus der Verkehr mit Westindien gegen eine Abgabe von 6 % freigegeben, und diese Maßregel wurde 1768 auf Louisiana, 1770 auf Campêche und Honduras, 1778 auf Peru, Chile, Buenos Aires, Neugranada und Guatemala, 1788 auf Neuspanien ausgedehnt, nachdem im Jahre 1774 das früher bestehende Verbot des innern Verkehrs zwischen Peru, Guatemala, Neuspanien aufgehoben worden war.

Das kräftige Durchbrechen des monopolistischen Systems erzielte einen großen Erfolg. Während der gesamte spanische

Digitized by Google

Verkehr mit Amerika im Jahre 1778 300 Schiffe und einen Warenwerth der Ein- und Ausfuhr von 148½ Millionen Realen und 6½ Millionen Realen Zoll ausmachte, war er im Jahre 1788 auf 1104½ Millionen Realen Warenwerth und 55 Millionen Realen Zoll gestiegen. Im übrigen fließen die Quellen über die Werthsummen des spanisch-amerikanischen Verkehrs sehr spärlich. Am besten bekannt sind noch die Beträge der kolonialen Ueberschüsse, welche in die Staatskasse nach Madrid flossen. Aus Neuspanien kamen zu Humboldts Zeit (Neuspanien V. S. 20) 5 bis 6 Millionen Piaster jährlich, aus Peru höchstens 1 Million, aus Buenos Aires 6—700000, aus Neugranada 4—500000; die anderen Kolonien lieferten keinen Ueberschuß, in einige derselben mußten sogar jährlich Zuschüsse geschickt werden, so nach Westindien, Louisiana, Chile, den Philippinen. Im ganzen betrug gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Ausfuhr aus Amerika 9,8 Millionen Piaster mehr als die Einfuhr. Nach Humboldt (Neuspanien IV. S. 305 ff.) belief sich im Jahre 1803 die Einfuhr aus Spanien und den Kolonien nach Veracruz auf 19,8 Millionen Piaster; die Ausfuhr aus Neuspanien werthete 14,5 Millionen Piaster; davon gingen nach Spanien Produkte im Werthe von 12 Millionen — darunter Silber 7,3 Millionen, Gold 0,14 Millionen, Zucker 1,5 Millionen, Indigo 0,26 Millionen, Cochenille 2,2 Millionen Piaster —, nach den anderen spanischen Kolonien 2,5 Millionen (hauptsächlich Silber). In Cuba blühte gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts namentlich der Sklavenhandel, nach einer Schätzung bei Larrinaga (Die wirthschaftliche Lage Cubas, S. 131), wurden in dem Zeitraume von 1791 bis 1820 gegen 211000 Sklaven auf gesetzlichem und 245000 auf ungesetzlichem Wege eingeführt, also im Jahresdurchschnitt 15200. Die Zuckerausfuhr stieg von 1769 bis 1820 von einer halben auf fast 4 Millionen Arroben jährlich, die Mehl-

Digitized by Google

einfuhr aus den Vereinigten Staaten wuchs von 30000 Faß auf 120000 Faß jährlich.

Auch im Philippinenhandel gingen während des achtzehnten Jahrhunderts einige wichtige Veränderungen vor. Nachdem nämlich noch in der Monopolzeit die Sevillianer Kaufleute, welche mit den ostasiatischen Waren nicht konkurriren konnten, durchgesetzt hatten, daß die Einfuhr nach Amerika nur einen Werth von 250000, die Rückfracht nur einen solchen von 500000 Pesos haben dürfe, als ferner die Regierung auf weiteres Drängen der Sevillianer im Jahre 1720 das Verbot der Einfuhr chinesischer Seide in die Häfen Spaniens und seiner Kolonien verschärft und gleichzeitig befohlen hatte, die noch in den Läden vorhandene binnen sechs Monaten auszuverkaufen, da entstand in Manila eine allgemeine Empörung. Die Kaufleute, die religiösen Gemeinschaften, welche an dem Handel stark betheiligt waren, und die Behörden waren gleichmäßig aufgebracht und sandten die nachdrücklichsten Vorstellungen nach Madrid. Hier hob man nach langer Ueberlegung das Verbot für fünf Jahre auf, um es dann wieder einzuführen. Die Folge war, daß nun ausländische Kaufleute in China Seide und andere Waren kauften und massenhaft nach Amerika verluden. Auf weitere Vorstellungen der Kolonisten wurde der Versand chinesischer Seide nach Acapulco im Jahre 1734 gestattet; auch durften sie von nun an für 500000 Pesos asiatische Waren dorthin schaffen und für eine Million Gegenstände aus Amerika als Rückfracht bei sich einführen. Dadurch nahm der Handel der Philippinen einen gewissen Aufschwung.

Auch hier brachte das Jahr 1762, wie in Cuba, infolge der Besetzung Manilas durch die Engländer eine durchgreifende Aenderung. Um das dadurch wachgerufene Bedürfniß der Kolonie nach europäischen Industrieartikeln zu befriedigen, wurden seit Ende 1764 spanische Kriegsschiffe, mit heimischen Waren,

Digitized by Google

als Wein, Nahrungsmittel, Hüte, Tuche, Kurz- und Luxuswaren beladen, hingeschickt. Dagegen durften die Fahrzeuge anderer europäischer Nationen Manila, welches damals der einzige Hafen für den Außenverkehr war, nicht besuchen. Da dieses aber die indischen Waren nicht entbehren mochte und sie durch eigene Schiffe nicht holen durfte, so wurden sie in englischen und französischen Booten eingeschmuggelt, die einen türkischen Namen und einen indischen Scheinkapitän führten. Nachdem im Jahre 1784 die Handelsfahrten der spanischen Kriegsschiffe eingestellt worden waren, erhielt die neu gegründete Real Compania de Filipinas das Monopol des Handels zwischen Spanien und den Philippinen, sie durfte sich aber in den direkten Verkehr zwischen Manila und Acapulco nicht einmischen, der nach wie vor durch die Nao-Fahrten besorgt wurde. Diese bestanden vielmehr bis zum Jahre 1815. Gleichzeitig mit der Zulassung der mit vielen Vorrechten ausgestatteten Philippinen-Kompagnie wurden die früheren Verbote der Einfuhr von Erzeugnissen Indiens, Chinas und Japans nach Spanien aufgehoben und der Einfuhr philippinischer Produkte nach Spanien Zollfreiheit gewährt. Auch wurde der Gesellschaft und anderen Manilahändlern der bis dahin untersagte Verkehr mit China und Japan erlaubt. Als Entgelt für diese und andere Vergünstigungen mußte sie zur Hebung des Bodenanbaues auf den Inseln jährlich 4% ihres Reingewinnes aufwenden.

Die neue Gesellschaft brachte den Philippinen zwar manchen Nutzen, indem sie dem Handel die richtigen Wege wies, ihren Produkten neue Absatzgebiete schuf und den Plantagenbau belebte, sie selbst aber machte keine glänzende Geschäfte, namentlich weil die Regierung die ihr verliehenen Vorrechte nicht aufrecht erhielt. So gestattete sie z. B. im Jahre 1789 fremden Schiffen Waren aus China und Japan einzuführen; im Jahre 1809 gab sie einem englischen Handelshause die Erlaubniß, sich in

Digitized by Google

Manila niederzulassen, und dehnte diese im Jahre 1814 auch auf Kaufleute anderer Nationen aus.

Die letzte Nao-Fahrt zwischen Manila und Acapulco hatte, wie schon angedeutet, im Jahre 1815 stattgefunden, und damit war eine Einrichtung zu Grabe getragen, die durch volle zwei und einhalb Jahrhunderte bestanden hatte. Der reine Monopolismus war somit auch hier beseitigt. Den Verkehr zwischen den Philippinen und der amerikanischen Westküste übernahmen nun spanische Kauffahrer, aber obwohl sie jährlich für 750000 Pesos Waren ausführen und außer Acapulco auch San Blás, Guayaquil und Calláo anlaufen durften, so fanden sie doch ihre Rechnung nicht und stellten ihre Fahrten bald ein. Damit hörte der Verkehr spanischer Schiffe in der Südsee, die sie seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts so oft durchkreuzt hatten, gänzlich auf.

Nachdem die spanische Regierung versucht hatte, durch eine Reihe von Maßregeln den geänderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, und nachdem es gelungen war, den Handelsverkehr zwischen dem Mutterlande und den Kolonien in beträchtlichem Maße zu heben, trat im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die schwerste Krisis ein, die das spanische Reich sowohl in politischer wie auch in wirthschaftlicher Beziehung je getroffen hat. Seine Kriege im Bündniß mit Frankreich gegen England vernichteten seine Kriegsflotte, die Kämpfe gegen Napoleon I. zerstörten den letzten Rest seiner industriellen und kommerziellen Thätigkeit, die verkehrte Politik aber gegen die aufständischen Tochterländer des festländischen Amerika führten den Verlust dieser wichtigen Gebiete herbei. Nur Cuba und Portorico blieben treu. Um sich namentlich die erstere, damals in raschem Aufblühen begriffene Insel zu erhalten, that Ferdinand VII. im Jahre 1818 den in den Annalen der Kolonialpolitik der europäischen Mächte unerhörten Schritt: die Insel wurde

Digitized by Google

dem Handel und der Schiffahrt aller Nationen geöffnet, nachdem schon zwei Jahre vorher die Niederlassung allen Personen katholischen Bekenntnisses, mochten sie Spanier oder Ausländer sein, gestattet worden war. „Es wird," sagt Larrinaga, „für alle Zeiten ein Ruhm für die Restauration bleiben, zuerst vor allen anderen Nationen diesen Schritt gewagt zu haben. Die wenigen Jahre, die Spanien mit dieser Maßregel den anderen Kolonialmächten voranging, genügten, um Cuba in einen Zustand der Blüthe zu versetzen, den die übrigen europäischen Besitzungen in Westindien auch vor der Aufhebung der Sklaverei nie erreichten. Sie vermochten aus demselben Lande, das jahrhundertelang durch fremde Unterstützung erhalten worden war, eine Goldgrube zu machen, die zeitweise den Verlust Südamerikas vergessen ließ und gleich diesem unerschöpflich schien."

Jedenfalls endet mit der Verordnung von 1818 die Uebergangszeit in dem Handel Spaniens mit seinen Kolonien; nach einem jahrhundertelangen Laviren war der freie Verkehr geöffnet und gesetzlich gestattet.

3. Die Zeit des freien Verkehrs seit 1818.

Wenn die mit dem Jahre 1818 beginnende Epoche als die Zeit des freien Verkehrs bezeichnet wird, so ist das Wort „frei" nicht so zu verstehen, als wenn nun alle Schwierigkeiten und Hemmnisse, wie sie früher bestanden hatten, gänzlich beseitigt gewesen wären, denn die spanische Regierung suchte auch in diesem Abschnitte Fremde möglichst auszuschließen und ihnen die Geschäfte durch Differentialzölle u. a. zu erschweren. Aber die Kolonien blieben doch den Ausländern zugänglich, und es mußte nun Spanien den wirthschaftlichen Kampf mit diesen auf dem Boden einer gewissen Gleichheit unternehmen. Als Hauptmerkmal dieses jüngsten Abschnittes in der Handelsgeschichte Spaniens mit seinen Kolonien tritt die Thatsache hervor, daß

Digitized by Google

sich jetzt die Fremden mehr und mehr festsetzen und den Löwenantheil des Verkehrs an sich reißen, da eben Spanien theils zu indolent, theils infolge seiner inneren Zwistigkeiten und schlechten Regierung zu schwach war, um die Handelshegemonie zu behaupten. Man darf als Endergebniß dieser Bewegung die Behauptung aufstellen, daß in Bezug auf den Handel Spanien seine Kolonien größtentheils verloren hat. Diese Behauptung zu beweisen, bildet die Aufgabe der nachfolgenden Bemerkungen, welche sich theils mit der allgemeinen Handelslage des Mutterlandes, theils mit den speziellen Verhältnissen der Tochtergebiete beschäftigen.

Was zunächst den Gesamtwerth des spanischen Außenhandels anbelangt, so zeigt dieser im Laufe dieses Jahrhunderts entschieden eine steigende Zunahme; während er im Jahre 1828 nur eine Summe von 143 Millionen Pesetas ausmachte, hob er sich seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; er betrug 1849: 290 Millionen Pesetas, 1859: 622 Millionen Pesetas, 1870: 821 Millionen Pesetas, 1880: 1018 Millionen Pesetas und 1894: 1478 Millionen Pesetas; davon entfielen 805 Millionen auf die Einfuhr und 673 Millionen auf die Ausfuhr. Von der Einfuhr kamen aber nur 79,5 Millionen, also etwa der zehnte Theil, aus den Kolonien, die übrigen neun Zehntel aus fremden Ländern. Für den Außenverkehr hat Spanien außerordentlich günstige Naturbedingungen aufzuweisen; es besitzt nicht weniger als 116 Häfen, von denen 56 auf die atlantische und 60 auf die Mittelmeerküste entfallen. Die Binnenschifffahrt ist ohne Belang; Dampfschiffe gehen bis jetzt weder auf dem Ebro über Tortosa, noch auf dem Guadalquivir über Sevilla hinaus. Die Seehäfen hatten im Jahre 1894 einen Schiffsverkehr für Ein- und Ausfuhr von rund 11 Millionen Gewichtstonnen, von denen aber nur eben zwei Millionen, also nicht ganz der fünfte Theil, von spanischen Schiffen geleistet

wurde. Die spanische Handelsflotte besaß nach den neuesten Aufstellungen des Bureau Veritas 1468 Fahrzeuge mit 485600 Registertons netto, davon waren 427 Dampfer mit 312600 Registertons; unter den Handelsflotten der Erde nimmt sie den achten Rang ein; die nächstkleinere ist die schwedische mit 450000 Tons. Uebertroffen wird Spanien darin von Großbritannien, Nordamerika, Norwegen, Deutschland, Frankreich, Italien und Rußland. Regelmäßige spanische Dampferlinien bestehen zwischen den Haupthäfen Spaniens, Portugals und Frankreichs, zwischen Spanien und den Balearen und den Canarischen Inseln, beziehentlich Westindien (Cuba und Portorico), Buenos Aires und Manila, während italienische, französische und englische Dampferlinien einen regelmäßigen Verkehr Spaniens mit Italien, Algerien und England, sowie auch mit Frankreich und Portugal vermitteln.

Durch die Losreißung der amerikanischen Kolonien zu Anfang dieses Jahrhunderts büßte Spanien auch den Handel mit diesen fast vollständig ein. Dieser Verlust traf namentlich das industrielle Catalonien sehr und vernichtete damals den Handel Barcelonas nahezu. Die Ausfuhr nach den ehemaligen Kolonialländern hatte fast aufgehört, einige Säcke Wolle, etwas Wein und Oel, das war alles, was über das Meer gesendet wurde. Der früher so einträgliche Handel lag darnieder; „die Stadt," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „gleicht einem Gefängniß, aus dem Alle zu entrinnen eilen, die ihre Kapitalien irgend realisiren können." Auch in der Folge gelang es Spanien nicht, eine irgend bemerkenswerthe Stellung im Verkehre mit dem romanischen Amerika wieder zu gewinnen, und bezüglich einiger Länder wie Mexiko, Zentralamerika, S. Domingo, Peru, Chile und Paraguay ist er gleich Null. Nur mit Argentinien, Uruguay, Ecuador, Colombia und Venezuela steht Spanien in Handelsverbindung, aber auch da spielt es im Vergleich zu

Digitized by Google

Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich eine geringe Rolle; und selbst Staaten wie Belgien und Italien haben in einigen dieser Länder geschäftlich mehr zu thun als das ehemalige Mutterland. Die Einfuhr Spaniens aus dem gesamten romanischen Amerika, abgesehen von Cuba und Portorico, erreichte im Jahre 1879 kaum den Werth von 25 Millionen Mark, während die Summe der Ausfuhr aller seiner ehemaligen Kolonien jährlich zwischen 1300 bis 1400 Millionen Mark schwankt. Nach Spanien kommt also bestenfalls der zweiundfünfzigste Theil der Ausfuhr der betreffenden Gebiete. Mit der Ausfuhr Spaniens dahin aber sieht es noch schlechter aus. Auch die Auswanderung dahin ist nicht sehr belangreich, sie kommt eigentlich nur für Argentinien und Uruguay noch in Betracht.

Was Cuba anbelangt, so erreichte die Sklaveneinfuhr, die streng genommen seit 1821 ungesetzlich war, gerade um diese Zeit ihren Höhepunkt mit einem Jahresbetrage von vierzigtausend Köpfen. In Bezug auf den Warenhandel vollzog sich allmählich der Umschwung, daß die fremden Mächte Spanien mehr und mehr zurückdrängten, erst allmählich, in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts aber mit größerer Deutlichkeit. Im Jahre 1846 betrug die Einfuhr 13,6 Millionen Pesos oder 60% unter nationaler und 8,9 Millionen Pesos unter fremder Flagge. Im Jahre 1854 bestand bezüglich der Einfuhr dasselbe Verhältniß, während von der Ausfuhr nur der fünfte Theil nach Spanien ging. In den siebziger Jahren hatte sich dieser Zustand noch mehr verschärft, indem der Hauptheil der cubanischen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, England, Frankreich, Deutschland und St. Thomas verschifft wurde, um von letzterem Orte nach England geschafft zu werden. An der Einfuhr nahm Spanien im Jahre 1877 in höherem Grade als an der Ausfuhr theil, aber doch in einem weit geringeren

Digitized by Google

Prozentsatze als früher; es führte 1877 für 17,8 Millionen Dollars ein, dann folgten Nordamerika mit 16,6, England mit 14,8 und Belgien mit 1,8 Millionen Dollars; gegen 1854 war also sein Antheil an der Einfuhr auf 35 % zurückgegangen, also fast um die Hälfte gesunken. Beim Schiffsverkehr mit Cuba standen 1877 die Vereinigten Staaten in erster Reihe mit 640 Fahrzeugen und 480 000 Tonnen; dann folgte Spanien mit 582 Fahrzeugen und 270 000 Tonnen, in dritter Linie England mit 170 Schiffen und rund 110 000 Tonnen. Für die letzten Jahre liegt leider das Material nicht gleichmäßig vor; so betrug z. B. im Jahre 1894 der spanische Antheil am Handel mit Cuba 125,3 Millionen Mark (94,8 Einfuhr, 30,5 Ausfuhr), während dieser eine Gesamtsumme von 628 Millionen Mark ausmachte; Spanien besaß, die Verhältnisse auf dasselbe Jahr verrechnet, kaum den fünften Theil.

Ein ähnliches Verhältniß hat sich in Puertorico ausgebildet. An dem Handel mit dieser Insel nehmen die Vereinigten Staaten den hervorragendsten Antheil, dann folgen England, Deutschland u. a.; der Verkehr mit Deutschland hat sich namentlich in den siebziger Jahren beträchtlich gehoben. Im Jahre 1890 betrug der spanische Antheil an der Einfuhr nach Portorico 31 %, an der Ausfuhr aber nur 26 %, so zwar, daß Spanien den höchsten relativen Satz an dem Verkehre mit der Insel hatte, aber in absolutem Sinne doch nur ein reichliches Viertel desselben in der Hand hat.

Noch schlechter steht es in den Philippinen. Schon im Jahre 1841 hatten englische und amerikanische Häuser 55 % des Handels in Händen. Gegenwärtig sind in den Haupthäfen Manila, Iloilo und Cebu 12 englische, 12 deutsche und eine Menge anderer Handelshäuser neben 14 spanischen thätig, und die Ausländer besorgen jetzt 84 % des Handels auf den Philippinen. Im Jahre 1894 belief sich nämlich der Gesamt-

Digitized by Google

werth des Handels auf 236,1 Millionen Mark; davon kamen nur 37,7 Millionen Mark oder 16% auf Spanien; von der Einfuhr besorgte es fast 22%, von der Ausfuhr aber nur 11%. Von der Ausfuhr geht nämlich nur der Tabak der Philippinen vorzugsweise in das Mutterland, während die sonstigen großen Stapelartikel, wie Zucker und Abaca (Manilahanf), Zigarren und Kopra fast ausschließlich in andere Länder gebracht werden. Die Hauptabnehmer von Zucker sind Großbritannien, Nordamerika, China und Japan; die zwei erstgenannten nehmen auch die weitaus größte Menge Abaca auf. Die Handelsstatistik der Philippinen theilt zwar den spanischen Antheil an diesen zwei Erzeugnissen nicht ausdrücklich mit, aber aus dem Umstande, daß von den 1895 ausgeführten 3 694 769 Piculs Zucker 64 142 Piculs und von den 987 548 Piculs Abaca 7830 Piculs nach „dem übrigen Europa" (d. h. ohne Großbritannien) verladen wurden, ersieht man, wie wenig sich Spanien mit diesen Gegenständen befaßt. Die Ausfuhr an Abaca aber werthete im Jahre 1894 14,5 Millionen Pesos und die von Zucker nahe 11 Millionen Pesos, während auf Tabak zusammen 1,4 Pesos entfielen.

Recht dürftig ist auch der Antheil Spaniens an der Schiffsbewegung der Philippinen; von den einlaufenden 330 Fahrzeugen mit 397 335 Tons waren 64 spanische mit 73 005 Tons, von den auslaufenden 271 Schiffen waren 42 spanische mit 54 622 Tons. England, das 176 Schiffe mit 234 305 Tons ein- und 160 Schiffe mit 226 579 Tons auslaufen ließ, beherrscht also den Verkehr mit den Philippinen durchaus.

Nachdem für die Hauptkolonien der für das Mutterland wenig tröstliche Beweis dafür erbracht ist, daß ihm der größte Theil des Handels im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts verloren gegangen ist, erübrigt es noch, einen Blick auf die kleineren Besitzungen zu werfen.

Digitized by Google

Die Marianen, die älteste Besitzung der Spanier in der Südsee und ihnen seit 1521 unbestritten gehörend, sind für den Handel gänzlich belanglos. Man führt eine Kleinigkeit schlechter europäischer Waren ein und eine ganz geringe Menge Schildpatt und Kopra aus. Die Carolinen, deren Besitzfrage im Jahre 1885 den bekannten, vom Papste geschlichteten Streit mit Deutschland herbeiführte, gehören wohl politisch zu Spanien, aber es findet mit ihnen kein Handelsverkehr statt. Der spanische Gouverneur, dem einige Beamte und eine kleine Anzahl Soldaten beigegeben sind, hat seinen Sitz in Ponapé. Abgesehen von einer amerikanischen Firma in Yap und einer japanischen in Ponapé, wird der Carolinenhandel von der deutschen Jaluitgesellschaft besorgt. Diese besitzt Niederlassungen auf Ponapé, Yap und Kusaie und kauft hauptsächlich Kopra, Trepang und Schildpatt auf, wogegen sie durch ihre Agenten, meist südseekundige, häufig amerikanische, englische, holländische Händler, allerlei europäische Waren einführen läßt.

Kommen wir nach Afrika, so besitzt Spanien zunächst die beiden Guineainseln Fernando Po und Anabon, welche es durch Vertrag von Portugal im Jahre 1778 erwarb, um sie als Markt zum Ankauf von Negersklaven für die amerikanischen Besitzungen zu benutzen. Erst als England im Jahre 1827 Fernando Po besetzte, setzten sich spanische Händler nicht nur auf der Insel, sondern auch auf Corisco und auf dem Festlande am Muniflusse fest. Die politische Okkupation erfolgte aber erst in den vierziger Jahren, wo auch mit den Häuptlingen der Insel Corisco, Groß- und Klein Eloby, sowie des Gebietes von Muni bis zum Campoflusse Schutzverträge geschlossen wurden. Nachdem im Jahre 1858 diese Verträge erneuert und weitere Gebiete hinzugefügt worden waren, wurden diese gelegentlich von spanischen Schiffen besucht. Verschiedene Versuche anderer Mächte, Spanien aus diesen Gebieten zu verdrängen, hat es

Digitized by Google

stets mit großer Zähigkeit zurückgewiesen, mit Frankreich, dem diese Nachbarschaft auf dem Festlande sehr unbequem ist, ist es bis zur Stunde noch nicht zu einem vollständigen Ausgleiche gelangt.

Das Haupterzeugniß der Insel Fernando Po ist Palmöl, welches namentlich von den Eingeborenen, den Bube, in großen Mengen gewonnen wird. Dasselbe wird ihnen, nach O. Baumann, von der Natur in unerschöpflicher Fülle dargeboten. Nirgends, selbst am oberen Kongo nicht, sah der genannte Afrikareisende solche Massen von Oelpalmen, wie sie besonders an der Ostküste von Fernando Po in stundenlangen Wäldern die Bergabhänge bis zur Grenze der tropischen Vegetation bedecken. Die ölproducirenden Bube verkaufen ihr Oel zunächst an Zwischenhändler, die es an die Exporthäuser abgeben. Unter diesen aber ist das wichtigste ein englisches (John Holt); neben diesem haben nach O. Baumann die Farbigen einen ungewöhnlich großen Einfluß gewonnen, während die Spanier eine recht unbedeutende Rolle spielen. Immerhin betrug die Einfuhr Spaniens aus Fernando Po und den anderen Guinea-Besitzungen im Jahre 1894 2,4 Millionen Pesetas.

Durch Dekret vom 26. Dezember 1884 übernahm die spanische Regierung das Protektorat über die Küste von Bojador bis Kap Blanco, welche von der Sociedad Española de Africanistas y Colonistas erworben worden war. Dies Gebiet wurde im Jahre 1886 etwas genauer begrenzt, aber über seinen Handel liegen keine Nachrichten vor.

Wir sind an den Schluß unserer Betrachtung über den Handel Spaniens mit seinen Kolonien gelangt. Dieser zeigt im sechzehnten Jahrhunderte einen Umfang, der, herbeigeführt einerseits durch eine Reihe günstiger äußerer Verhältnisse, andererseits durch einen unleugbaren heroischen Unternehmungsgeist, in der ganzen Geschichte ohne Beispiel dasteht. Aber

Digitized by Google

leider wußten die Spanier das ihnen zutheil gewordene außerordentliche Glück nicht zu würdigen und büßten es nach und nach ein. Der Verfall des spanischen auswärtigen Handels, insonderheit mit seinen Kolonien, erstreckt sich, wie im Vorstehenden gezeigt wurde, bis auf die unmittelbare Gegewart, ohne daß Anzeichen für einen Umschwung vorliegen. Die Aussicht in die Zukunft ist also keine hoffnungsreiche.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur 2c. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Digitized by Google

Entstehung und Niedergang

des

spanischen Weltreiches

und seines Kolonialhandels.

Von

Dr. Alwin Oppel

in Bremen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1897.

Digitized by Google

XIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 278.

Antiker Aberglaube.

Von

Wilhelm Kroll,
Privatdozent an der Universität Breslau.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Märchen und Sagen
der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt
von
Dr. Heinrich von Wlislocki.

Geheftet Mk. 5.—

— Werthvoller Beitrag zur Volkskunde der Armenier. (Deutsche Geographische Blätter. 1892. 4.)

Das schöne Werk wird sicher bei allen Volksforschern liebevolle Aufnahme finden. (Bukowinaer Rundschau. 7. 2. 1892.)

Das Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft. (Central-Organ f. d. Inter. d. Realschulw.)

W.'s Werk ist von größtem Interesse für die vergleichende Märchen- und Sagenforschung. (Liter. Centralblatt. 1892. Nr. 38.)

Nicht nur der Sagenforscher wird die Sammlung schätzen; jedem Freunde naturwüchsigen Volksthums sei sie dringend empfohlen. (Der Bär. 1892. 26.)

Mit vollem Recht kann der Verfasser von seinem Buche hoffen, daß es zum Aufbau einer Geschichte der Menschheit einen Stein beitragen möge. (Zeitschr. der Ges. für Erdkunde 1892.)

W. ist zweifellos der fleißigste Forscher auf dem Gebiete der ungarländischen Volkskunde. (Korrespondenzblatt Hermannstadt. 1893. Nr. 6.)

In der **„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"** ist erschienen:

Ueber Litteratur, Kunst und Musik.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21 Mark.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgang von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) ... M. 1.60
Alberti, Der moderne Realismus in der deutschen Litteratur und die Grenzen seiner Berechtigung. (N. F. 52) ... 1.—
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ... —.80
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205) ... 1.—
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ... 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? [G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.] (173) ... 1.20
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit zwei Holzschnitten. (245/246) ... 2.—
Genée, Das deutsche Theater und die Reformfrage. (99) ... 1.—
Hagen, Ueber litterarische Fälschungen. (N. F. 60/61) ... 1.60
v. Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. (136/137) ... 1.60
Jansen, Deutsche Schlachtendenkmäler, wie sie sind und wie sie sein sollen. (N. F. 50/51) ... 1.60
Kalischer, Musik und Moral. (N. F. 30/31) ... 2.—
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) ... 1.—
Michel, Lessing und die heutigen Schauspieler. (N. F. 34) ... 1.40
Minckwitz, Die Entwickelung eines neuen dramatischen Stils in Deutschland. (203) ... 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) ... 1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177) ... 1.—
Reißmann, Der Naturalismus in der Kunst. (N. F. 88/89) ... 1.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämmtlicher in der **„Sammlung"** erschienenen Hefte.

Antiker Aberglaube.

Von

Wilhelm Kroll,
Privatdozent an der Universität Breslau.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 26 1897
CAMBRIDGE, MASS.
Heriot fund.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

I.

Wer es unternimmt, über Aberglauben zu schreiben, der muß sich von vornherein darüber klar sein, daß die Grenzlinie zwischen dem Gebiete des Aberglaubens einerseits, dem des Glaubens und der Religion andererseits fast nirgends deutlich markirt ist; ob man eine Anschauung, einen Brauch dem Aberglauben oder der Religion zuweist, wird meist nicht durch theoretische Erwägungen, sondern nur durch äußere Rücksichten zu entscheiden sein. Um sofort ein konkretes Beispiel anzuführen: wenn die Priesterinnen bei der feierlichen Verfluchung des Alkibiades rothe Tücher schwenken, so wird man das als einen Bestandtheil des staatlich anerkannten Rituals unter der Rubrik Religion aufführen; wenn aber der Bauer beim Nahen eines Hagelwetters seine Mühle mit einem rothen Tuche bedeckt, so rechnet man das zum Aberglauben. Und doch liegt in beiden Fällen dieselbe Anschauung zu Grunde: die mächtigen Geister sollen durch den Anblick der Farbe des Blutes günstig gestimmt werden. Wenn italienische Bauern bei anhaltender Dürre und Hitze das Bild ihres Ortsheiligen ausziehen und in die Sonne stellen, damit er im eigenen Interesse Regen schickt, so ist dieser Brauch sowohl mit der Religion, als auch mit dem Aberglauben eng verknüpft, und nur die Nothwendigkeit, ihn irgendwo einzuordnen, wird uns veranlassen, ihn der einen oder anderen Kategorie zuzuweisen. Dennoch müssen wir versuchen, uns darüber klar zu werden, was wir gewöhnlich unter Aberglauben

Digitized by Google

verstehen. Der Begriff des Aberglaubens, in dem bereits ein Tadel liegt — man vergleiche Aberwitz —, kann sich erst dann bilden, wenn gewisse Glaubensanschauungen als unberechtigt und verächtlich zu gelten beginnen, also wenn in der Denkweise eines Volkes ein Fortschritt eintritt, durch den früher gültige Ansichten als veraltet erscheinen. Solange Jedermann daran glaubt, daß die Krankheiten durch böse Geister verursacht werden, wird Niemand etwas dagegen sagen, daß man sie durch schmeichelnde oder drohende Sprüche zu besprechen sucht; sobald man von diesen Geistern nichts mehr wissen will, sondern die Krankheiten auf natürliche Weise zu erklären sucht, wird man den Glauben Derer, die immer noch an den alten Besprechungsformeln festhalten, als Aberglauben brandmarken. Also ist Aberglauben eine verächtliche Bezeichnung für Reste einer überwundenen Weltanschauung. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob der Abergläubische selbst noch diese Weltanschauung hat oder ob er nur an dem einzelnen Brauch festhält, ohne seinen wahren Grund zu kennen. Wenn man den norddeutschen Bauer fragt, wieso das Schießen in die Zweige der Obstbäume während der Neujahrsnacht einen reichen Ertrag gewährleisten soll, so wird man meistens die Antwort erhalten, sein Vater habe es so gemacht und deshalb mache er es auch so; von den bösen Geistern, die um die Zeit der Sonnenwende, in den Zwölften, ihr Unwesen treiben, wird er selten noch etwas wissen. Aber unsere Definition bedarf einer Einschränkung: nicht alle Reste einer überholten Weltanschauung sind Aberglauben. Wenn Jemand noch heute daran glaubt, daß die Sonne und die Planeten sich um die Erde drehen, so kann man das nicht Aberglauben nennen; und zwar deshalb nicht, weil es ein theoretischer Glaube ist, der zu keinen praktischen Konsequenzen führt, während jeder echte Aberglaube sofort auf die Praxis einwirkt und gewisse Gebräuche hervorruft.

Digitized by Google

Wenn wir nach diesen Vorbemerkungen näher auf unser Thema, den antiken Volksglauben, eingehen wollen, so hätten wir zunächst über unsere Quellen für dessen Kenntniß zu sprechen. Aber da die gesamte antike Litteratur und die anderen Ueberreste des Alterthums eine mehr oder minder reichhaltige Quelle für den Volksglauben sind, so sei hier nur ein Punkt hervorgehoben, der bei jeder volkskundlichen Forschung betont werden muß. Das Alter eines Glaubens steht in keinem Zusammenhang mit der Zeit, in welcher er uns zum ersten Male entgegentritt. Gerade unsere älteste Quelle, die homerischen Gedichte, liefert ein sehr spärliches Material, weil sie Anschauungen, die in ihren Gesichtskreis nicht passen, vornehm ignorirt; und gerade ganz späte Schriftsteller, z. B. der um 400 n. Chr. schreibende Marcellus von Bordeaux, haben uns eine Fülle uralter Bräuche aufbewahrt. Es liegt zum Theil an dieser Thatsache, daß die Alterthumsforschung sich lange über die Bedeutung des Aberglaubens getäuscht hat. Weil er bei den „klassischen" Autoren keine sehr große Rolle spielt, weil die Welt der Aphrodite des Praxiteles und die Welt des Aberglaubens himmelweit voneinander verschieden zu sein schienen, hat man ihn wohl auf gewisse Zeiten und einige engbegrenzte Kreise beschränkt geglaubt, indem man vergaß, daß die Hauptträger der religiösen wie der sprachlichen Entwickelung die großen Massen sind, welche freilich in der kunstmäßigen Litteratur sehr zurücktreten. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß unsere Ueberlieferung nähere Angaben über die Herkunft eines Brauches, ja sogar eine reinliche Scheidung zwischen griechischem und italischem Glauben nur selten zuläßt; die lateinischen Schriftsteller, z. B. Plinius in seiner Naturgeschichte, fußen fast durchweg auf griechischen Quellen und geben nur selten ausdrücklich an, daß eine Sitte in Italien zu Hause ist.

Zur Erklärung einzelner Bräuche werden wir bisweilen die

Digitized by Google

Sitten der sogenannten Naturvölker heranziehen. Daß dieses Verfahren, wenn es mit Vorsicht gehandhabt wird, durchaus berechtigt ist, wird heute kein Kenner mehr bezweifeln. Seit das Gesetz der Entwickelung unsere historische Auffassung beherrscht, ist es immer klarer geworden, daß alle Völker wesentlich dieselben Stufen durchlaufen haben; der Deutsche und der Grieche ist einmal ebenso „wild“ gewesen wie der Hottentotte oder der Papua, auf den er heute mit Mitleid herabsieht; und noch mehr, er hat aus dieser kulturlosen Zeit Ueberbleibsel gerettet, welche man mit den Bräuchen der Wilden unmittelbar vergleichen kann. Für unsere Waldteufel, mit deren Gebrumm wir als Kinder in der Weihnachtszeit unsere Mitmenschen gequält haben, giebt es keine bessere Analogie als das Schwirrholz, mit dem manche wilden Völker lästigen Geisterbesuch fernzuhalten suchen. Das Verdienst, diesen Gesichtspunkt nachdrücklich hervorgehoben zu haben, gebührt den Engländern; sie haben nicht nur infolge ihrer überseeischen Beziehungen das ethnologische Material in reichstem Maße geliefert erhalten, sondern es auch geschickt verwerthet. Wenn man bedenkt, daß schon das indogermanische Urvolk, aus dem Griechen, Römer und die anderen arischen Völker sich erst entwickelt haben, weit über dem Niveau der niederen Naturvölker stand, so erkennt man, einen wie fernen Ausblick uns die Betrachtung des Aberglaubens gestattet; sie liefert neben der prähistorischen Forschung einen wichtigen Beweis für die im wesentlichen gleichmäßige Entwickelung aller menschlichen Rassen.

Das läßt sich nicht bloß durch allgemeine Erwägungen wahrscheinlich machen, sondern es finden sich Anhaltspunkte, die uns eine gewisse Datirung mancher Bräuche ermöglichen. Bekanntlich hat das Eisen erst verhältnißmäßig spät, in der griechischen Welt etwa um das Jahr 1000 v. Chr., Eingang gefunden und die ältere Bronce bald ziemlich verdrängt. Da

Digitized by Google

wir nun in vielen Fällen die Vorschrift finden, kein Eisen oder überhaupt kein Metallwerkzeug anzuwenden, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß hier Ueberbleibsel aus der Zeit der Bronce oder noch älterer vorliegen: man hielt die Verwendung der älteren Werkzeuge instinktiv für wesentlich, obwohl sie in Wahrheit ganz nebensächlich war. Gegen Hautkrankheiten wendet man den Saft des Sauerampfers an, muß aber die Pflanze zerstampfen, ohne Eisen anzuwenden. Milzleiden heilte die Attichwurzel, wenn man sie weder beim Ausgraben, noch später mit Eisen berührte und auch beim Genießen des aus ihr bereiteten Trankes kein Eisen bei sich trug. Oft wird positiv angegeben, was für Geräthe man brauchen soll. Der römische Flamen Dialis, an dessen Person sich viele uralte Gebräuche knüpfen, läßt sich den Bart mit einem kupfernen Messer scheren. Die Wurzel des Alant, welche vor Blutsturz schützt, soll man mit einem Elfenbein- oder Knochenmesser schaben. Die Schilfrohrwurzel, mit deren Hülfe man eingetretene Dornen entfernte, mußte in einem steinernen Mörser zerstampft werden. Leberleiden bekämpfte man, indem man sich die Leber einer großen Eidechse umband; sie mußte ihr mit einem spitzen Stück Rohr ausgeschnitten werden. Mit diesen Vorschriften verträgt es sich sehr gut, daß Eisen die Kraft haben soll, böse Geister abzuwehren und Zauber zu brechen; dem Menschen imponirte sein neues Hülfsmittel in so hohem Grade, daß er in ihm einen zuverlässigen Schutz gegen die finsteren Mächte gefunden zu haben glaubte. Einen eisernen Ring trägt in Rom die Braut und der Triumphator, welche beide dem Neide besonders ausgesetzt sind, und in vielen Fällen der Zauberer. Will man alles Ungeziefer auf eine Stelle bannen, so stellt man eine Wanne mitten ins Haus und umschreibt sie mit einem Messer, das ganz aus Eisen besteht: dann sammelt sich in ihr alles Gewürm. Eiserne Nägel schützen Eier und Wein vor dem verderblichen Einflusse

Digitized by Google

des Gewitters. Auch nach deutschem Glauben entzaubert Eisen die Hexen und schützt vor ihrer Bosheit; vielfach läßt man das Vieh beim ersten Austreiben im Frühling über Aexte und anderes Eisengeräth hinwegschreiten. Auch hier berühren sich Aberglaube und Religion: der Kultus hielt auch dann noch an Gefäßen aus Holz, Thon und Flechtwerk fest, als im gewöhnlichen Leben längst das Metallgeräth eingeführt war. Das Judenthum kannte ähnliches: „und so du mir einen steinernen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen; denn wo du mit deinem Messer darüber fährst, wirst du ihn entweihen", spricht der Herr zu Moses.

II.

Wollen wir nunmehr einige der Grundanschauungen des Aberglaubens kennen lernen, so ist vor allem zu nennen die Beseelung oder besser Vermenschlichung der Natur. Noch heute bilden sich Viele ihren Begriff von einem höheren Wesen nach sich selbst; der Naturmensch, für den alles, was ihm entgegentritt, ein höheres Wesen ist, weil er nicht versteht es zu beherrschen, bevölkert seine ganze Umgebung mit geistigen Kräften, die ihm selbst ähnlich sind. Aufmerksame Reisende haben gefunden, daß die Naturvölker keine scharfe Scheidung zwischen Mensch und Thier machen; so leiten viele Stämme ihren Ursprung von Thieren her, und die Menangkabaus auf Sumatra nennen den Tiger geradezu den gestreiften Großvater (Totemismus); solche Anschauungen führen oft zu einer religiösen Verehrung der Thiere. Auch bei den Alten fehlt es nicht an Spuren solchen Glaubens. Manche Götter erscheinen in Thiergestalt: Hekate als Hündin, Dionysos als Stier, Aphrodite als Taube; die Athener verehrten einen Heros „Wolf"; die Eule wird als Vogel der Athena, der Adler als Diener des Zeus heilig gehalten: da haben wir die Reste alten Thierdienstes

Digitized by Google

Bei der Aussendung von Kolonien spielen Thiere eine wichtige Rolle; so folgte der Theräer Battos, der Urahn des Kallimachos, bei der Gründung von Kyrene einem Raben, Kadmos einer Kuh; die samnitischen Hirpiner und Picenter nannten sich nach dem Wolf und dem Specht, welche ihnen den Weg gezeigt hatten. Das greift auch in den Kultus über: die Mysten des Dionysos tragen Felle und Hörner, um ihrem Gotte zu gleichen; die attischen Mädchen, welche in dem Flecken Brauron der Iphigeneia geweiht wurden, hießen Bärinnen und trugen gewiß einst thierische Tracht, weil ihre Göttin ursprünglich Bärin war; die römischen Luperci liefen an den Lupercalia nur mit einem Bocksfell bekleidet durch die Stadt. Von hier aus fällt vielleicht Licht auf die Liebesabenteuer des Zeus; wenn er der Leda als Schwan, der Europa als Stier naht, so liegt hier möglicherweise ein Nachklang totemistischer Vorstellungen vor, nach denen gewisse Geschlechter sich von Thieren ableiteten.

Während hier die ursprüngliche Anschauung durch die Verquickung mit der späteren Religion verdunkelt ist, liegt sie klar zu Tage in dem Glauben an die Werwölfe (versipelles). In einem der geistvollsten Erzeugnisse der antiken Litteratur, dem Roman des Petronius aus der Zeit des Nero, giebt Niceros, einer der Tischgäste des Parvenüs Trimalchio, folgende Geschichte zum Besten. Er mußte einst über Land gehen, um die Witwe eines Freundes zu besuchen, und überredete einen Soldaten von großer Körperkraft, ihn zu begleiten. Als sie auf der Landstraße dahin gekommen waren, wo sie auf beiden Seiten von Grabmälern eingefaßt war, blieb der Soldat zurück, zog seine Kleider aus, beschrieb einen Kreis um sie und verwandelte sich plötzlich in einen Wolf, der heulend ins Gebüsch verschwand. Niceros wollte die Kleider aufheben, fand sie aber hart wie Stein und rannte halbtodt vor Angst nach dem Gute seiner Freundin. Diese erzählte ihm, soeben sei ein Wolf ins Gehöft

Digitized by Google

eingebrochen und habe alles Vieh gebissen; aber ein Knecht habe ihn mit der Lanze in den Hals gestochen und er sei geflohen. Da lief Niceros entsetzt zurück; an der Stelle, wo die Kleider gelegen hatten, sah er nichts als Blut, und zu Hause angekommen fand er den Soldaten im Bett liegen und der Arzt kurirte an seinem Halse herum. „Da merkte ich, daß er ein Werwolf war, und seitdem konnte ich kein Brot mehr mit ihm essen, und wenn man mich todtgeschlagen hätte.“ — Diese Geschichte steht nicht vereinzelt da. Eine arkadische Sage berichtete folgendes: Aus einer gewissen Familie wurde von Zeit zu Zeit ein Mitglied ausgelost und an einen See geführt; dort hing er seine Kleider an einem Eichbaum auf, schwamm über das Wasser, verschwand in der Einöde und verwandelte sich in einen Wolf. Neun Jahre mußte er nun mit denjenigen seiner Geschlechtsgenossen umherstreifen, die vor ihm in Wölfe verwandelt worden waren; hatte er während dieser Zeit keinen Menschen gefressen, so kehrte er an den See zurück, schwamm hinüber, zog seine Kleider wieder an und gewann dadurch seine menschliche Gestalt zurück. Der Werwolfglaube ist sehr weit verbreitet und auch in Deutschland anzutreffen; z. B. glaubt man im Jeverschen, daß unter sieben Brüdern stets einer die Kraft hat, durch Ueberwerfen eines Wolfshembes oder Wolfsgürtels auf einige Zeit Wolfsgestalt anzunehmen. Gewöhnlich finden sich hier dieselben Züge wie in den beiden Geschichten aus dem Alterthum: das Ablegen und Wiederanlegen der menschlichen Kleidung ist eine Bedingung für Verwandlung und Rückverwandlung; die dem Thier beigebrachte Wunde findet sich nachher am Körper des Menschen wieder. Bei näherem Zusehen finden wir noch manche andere Spuren des Glaubens an die Thierverwandlung. In dem schönen Märchen, das in geschmackloser mythologischer Einkleidung als Erzählung von Amor und Psyche in den Roman des Apuleius eingelegt ist,

Digitized by Google

wird die Königstochter mit einem schönen Prinzen vermählt, der aber nur bei Nacht seine wahre Gestalt hat, während er bei Tage in eine große Schlange verzaubert ist. In Schlangengestalt erscheinen unterirdische Gottheiten, z. B. Asklepios; als die Römer eine Gesandtschaft nach Epidauros schickten, um den Gott zu holen, kam diese mit einer Schlange zurück. Als Schlangen erscheinen die Seelen Verstorbener; nach dem Tode des Herakleides, eines Schülers des Platon, war sein Leib verschwunden, und man fand auf seinem Lager eine Schlange. Als der große Philosoph Plotinos im Jahre 269 n. Chr. starb, erschien plötzlich unter seinem Lager eine Schlange und verschwand in einem Loche in der Wand. Schlangen finden wir auch als Hausgötter, in Griechenland als ἀγαθοὶ δαίμονες, in Rom als genii; von dem innigen Verhältniß zwischen ihnen und den Menschen berichten einige Märchen. Eine Schlange kommt täglich zu den Mahlzeiten in ein Haus und erhält ihren Antheil; da geschieht es, daß eines ihrer Jungen den Sohn des Hausherrn tödtet. Die Schlange tödtet es zur Strafe, kommt aber nicht mehr ins Haus. — Als Kaiser Aurelian ein Kind war, pflegte sich um sein Waschbecken eine Schlange zu ringeln; die Mutter trug Bedenken sie zu tödten, weil sie sie für eine Hausschlange hielt.

Wenn kein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier gemacht wird, so ist es nicht verwunderlich, daß die Thiere wie vernünftige Wesen behandelt werden. Um Mäuse vom Felde fern zu halten, befestigte man an einem Steine ein Blatt Papier mit einer Zauberformel, die nach außen liegen mußte, damit die Mäuse sie lesen konnten: „Ich beschwöre euch, Mäuse, die ihr euch hier befindet, daß ihr mich nicht selbst schädigt, noch durch andere schädigen laßt; denn ich gebe euch das und das Feld, da könnt ihr fressen. Wenn ich euch aber noch einmal hier erwische, so komme ich mit der Göttermutter und

Digitized by Google

zertheile euch in sieben Stücke.“ Auch dadurch suchte man die Thiere vom Felde abzuschrecken, daß man an einigen von ihnen ein Exempel statuirte. Sät man etwas Nieswurz unter die Saat, so sterben die Vögel, welche davon kosten. Diese todten Vögel bringt man auf Stecken in der Mitte des Feldes an: dann wagen sich die anderen nicht mehr in die Saat. Von vielen Heilmitteln behauptete man, sie seien durch Thiere bekannt geworden. Daß das Kraut dictamnum die Kraft hatte, Pfeile aus der Wunde zu ziehen, hatte man den Hirschen abgelernt; der Eber aß, wenn er krank war, Epheu und Seekrebse, der Löwe hatte ein Hausmittel gegen das Fieber, und die Vögel wußten sich durch ins Nest gelegte Kräuter vor dem bösen Blick zu schützen. Vor einem Kampfe mit Schlangen fraßen die Wiesel Raute, die Schildkröten eine Art Doste, weil diese Pflanzen die Wirkung des Schlangengiftes aufhoben. Alten Volksglauben enthält, wie so oft, ein Märchen. Glaukos, der Sohn des Königs Minos, ist in ein Faß mit Honig gefallen und erstickt; der Seher Polyidos soll ihn zum Leben erwecken und wird mit ihm im Grabgewölbe eingeschlossen. Da sieht er, wie eine Schlange auf den Leichnam zukriecht, und tödtet sie durch einen Steinwurf; gleich darauf kommt eine zweite Schlange, und als sie ihre Gefährtin todt daliegen sieht, kehrt sie um und kommt nach einiger Zeit mit einem Kraut zurück, das sie ihr auf den Mund legt: sofort wird sie wieder lebendig. Polyidos legt dasselbe Kraut auf den Mund des Glaukos und erweckt ihn so zu neuem Leben.

Aber diese Beseelung der Natur bleibt nicht bei den Thieren stehen; für das naive Empfinden haben auch die Pflanzen eine Seele. Auf diesem Glauben beruht die poetische Vorstellung von der Dryade, der Nymphe, welche in und mit dem Baume lebt. Die alten Dichter wußten sinnige Geschichten von ihnen zu erzählen. Ein junger Bauer ließ einen Baum stützen,

Digitized by Google

der umzubrechen drohte; zum Danke dafür versprach ihm die Dryade einen Wunsch zu erfüllen. Er bat um ihre Liebe und wurde erhört, mußte aber geloben, ihr treu zu bleiben; als er seinen Schwur brach, strafte sie ihn mit Blindheit. — Ein Landmann wollte einen Baum umhauen lassen; die Nymphe bat ihn, es nicht zu thun, da auch sie sonst sterben müsse. Als er es dennoch that, verhängte sie einen Fluch über ihn und sein ganzes Geschlecht. Solche Baumgeister ließen mit sich reden. Wenn ein Baum nichts trug, so ging man mit der Axt auf ihn los und drohte, ihn umzuhauen; aber ein Anderer kam hinzu und verbürgte sich für ihn, darauf sah man von der Bestrafung ab, und der Baum besserte sich gewiß. Statt durch Drohungen konnte man auch durch gütliche Mittel wirken. So sagte man dem Heilkraut beim Pflücken an, zu welchem Zwecke man es benutzen wollte, damit es willfährig war; die italischen Bauern beteten beim Stecken der Rüben, sie möchten ihnen und ihren Nachbarn wachsen. Das Wohlwollen des Baumgeistes will man sich auch sichern, wenn man gegen Augenschmerzen drei Kirschkerne umhängt und dabei nach Osten gewendet das Gelübde thut, im kommenden Jahre keine Kirschen zu essen. Wollte man die Iriswurzel ausgraben, so mußte man sie drei Monate vorher mit einer Mischung aus Wasser und Honig begießen; man mußte von Befleckung rein sein und drei Kreise mit dem Messer um sie ziehen, durch die der Geist gebannt wurde. Endlich that man gut, in das Wurzelloch einen Honigkuchen zu stecken; bei anderen Pflanzen hinterläßt man dem Geist ein Geldstück. Ein ähnlicher Brauch ist jetzt noch in Mecklenburg und im Vogtlande in Uebung; dort steckt man in der Neujahrsnacht Geld unter die Rinde der Bäume, damit sie im kommenden Jahre reichlich tragen. In den heiligen Hainen war es verboten, einen Baum zu fällen; mußte es doch einmal geschehen, so war es nöthig, den Baumgeist durch

Digitized by Google

Sühnopfer zu beschwichtigen. Auch an anderen Zeugnissen für Baumkultus ist kein Mangel; der mit Binden, Weihgeschenken und Votivtafeln behängte heilige Baum ist ein beliebtes Motiv der hellenistischen Landschaftsmalerei. Manche dieser Geister waren sehr empfindlich; so gab es eine Blume, die sich schloß, wenn Leute mit dem bösen Blick ihr nahe kamen, und sich öffnete, wenn sie fortgingen. Auch in den Sagen von Daphne, welche von Apollon verfolgt sich in einen Lorbeerbaum verwandelt, und von den Schwestern des Phaëthon, welche aus Trauer über den Tod ihres Bruders zu Pappeln werden, liegt der Glaube an Baumgeister deutlich zu Tage. Alles das findet sich bei Naturvölkern ganz ähnlich. Wenn der Neger einen großen Baum umhaut und der Baumgeist herauskommt, um ihn zu strafen, so gießt er Palmöl auf die Erde und entflieht, während der Geist es aufleckt. Sogar der Buddhismus erkennt die Lehre von den Baumseelen an: Buddha war im Laufe seiner Verwandlungen dreiunddreißig Male ein Baumgenius.

Noch weit erstaunlicher als die Beseelung von Thier und Baum ist für uns der Glaube, daß auch Gegenstände, welche keine Spur von Leben zeigen, eine Seele haben. Das merkwürdigste Beispiel dafür aus dem Alterthum ist folgendes: Wenn in Athen ein Mensch durch einen herabfallenden Stein oder einen anderen leblosen Gegenstand getödtet worden war, so fand über den Missethäter ein besonderes Gericht statt; er wurde verurtheilt und über die Grenze geschafft. Geräthe, die sich als besonders nützlich erwiesen, verehrte man wie belebte Wesen. Als Herakles auf dem Oeta den Feuertod starb, vermachte er seinen Bogen, mit dem er so viele Heldenthaten vollbracht hatte, dem Philoktet; als nun Neoptolemos bei Sophokles zu Philoktet kommt, bittet er ihn, den Bogen des Herakles sehen zu dürfen, damit er ihn verehren könne „wie einen Gott". Das leitet uns hinüber zur Religion, die viele Spuren der

Digitized by Google

Verehrung lebloser Gegenstände (Fetischismus) bewahrt hat. An den Landstraßen Griechenlands konnte man allenthalben gesalbte und bekränzte Steine sehen, denen der fromme Wanderer Verehrung bezeugte, auch Steinhaufen, zu denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzuzulegen sich verpflichtet fühlte. Als die Römer im Jahre 204 v. Chr. die Göttermutter von Pessinus nach Rom holten, kam sie in Gestalt eines unbehauenen Steines; man darf schließen, daß die Verehrung des Steines älter war als die der Göttin und man erst nachträglich eine Beziehung hergestellt hatte. Ebenso war der Eros von Thespiai und der Herakles von Hyettos ein Stein, die Artemis von Ikaros, die Hera von Thespiai, die Leto von Delos ein unbearbeiteter Holzklotz; die Chäroneer verehrten einen Holzschaft, die Spartaner zwei Bretter mit Querhölzern, welche angeblich die Dioskuren darstellen sollten. Noch im zehnten Jahrhundert hat man auf dem Latmos in Karien einen heiligen Stein verehrt. Hier haben wir Ueberreste aus derselben Kulturstufe, auf der sich etwa die Dakota-Indianer befinden, welche einen runden Kieselstein bemalen, Großvater nennen und durch Opfer günstig zu stimmen suchen

In das weite Gebiet der Naturbeseelung gehört endlich auch aller Wetterzauber. Daß man die großen Gestirne für mächtige Geister hielt, beweist schon der Kultus des Helios; viele warfen sich vor der aufgehenden Sonne zu Boden. Als Herakles auf seiner Wanderung durch Afrika unter den Strahlen der Sonne litt, bedrohte er sie mit seinem Bogen. Kaiser Caligula schoß beim Gewitter in die Wolken, um das wilde Heer zu treffen, das im Sturme einherjagte; denn auch die Alten hatten ihre Frau Holle: das war die finstere Göttin Hekate, welche von schwarzen Hunden umheult mit den Seelen der Gemordeten und Kinder umherzog. Besonders schrecklich erschienen dem Volke die Finsternisse. Mochten die Gelehrten

Digitized by Google

sie immer berechnen und voraussagen, die große Masse ließ sich den Glauben nicht nehmen, daß die Sonne krank sei oder eine böse Zauberin den Mond vom Himmel heruntergeholt und in eine Schachtel gesperrt habe. Man glaubte ihnen helfen zu können, indem man mit Metallgeräthen einen ohrenbetäubenden Lärm machte und so die bösen Geister vertrieb; Livius braucht bei der Schilderung der Belagerung von Capua die Wendung, es sei ein Lärm gewesen wie bei Mondfinsternissen. Wenn sich Hagelwolken zeigten, so hob der Bauer blutige Aexte gen Himmel, um sie abzuschrecken, oder er hielt ihnen einen Spiegel vor, damit sie vor ihrer eigenen Häßlichkeit entflöhen. Die Stadt Kleonai in Argos hatte besondere Hagelwächter angestellt. Wenn diese das Herannahen von Hagelwolken meldeten, so opferten die Bürger, was sie gerade konnten, und wer zu arm war, ritzte sich in den Finger, daß Blut floß, und zeigte es den Wolken: dann zogen sie beschwichtigt von dannen. Wenn Arkadien unter anhaltender Dürre litt, so brach der Priester des Zeus einen Zweig von der heiligen Eiche und tauchte ihn in die Nedaquelle, indem er eine besondere Gebetsformel dazu sprach; dann stieg aus dem Wasser Dunst auf, der sich zu Regenwolken zusammenzog. Wie stark der Glaube an die Kraft solcher Formeln in Rom einst war, zeigt das alte Zwölftafelgesetz, welches den mit Strafe bedroht, der durch Zauberlieder fremde Saaten vernichtet. Aus deutschem Glauben sei angeführt, daß die Bauern in der Pfalz und in Böhmen bei Finsternissen mit Messern auf Pfannen und Sensen schlagen und in der Walpurgisnacht durch ähnliche Mittel die vorüberziehenden Hexen zu scheuchen suchen. Bei einem furchtbaren Gewitter schoß man mit einer geweihten Kugel mitten in die schwärzeste Wolke; da fiel aus ihr ein nacktes Weibsbild todt zu Boden und das Unwetter verzog sich augenblicklich.

Ein großer Theil alles Aberglaubens erklärt sich aus der

Digitized by Google

Naturbeseelung; nicht ganz so wichtig ist der Glaube an die Sympathie. Wir denken dabei nicht an die sogenannten Sympathiemittel — denn so nennt das Volk alle abergläubischen Mittel —, sondern an eine wirkliche συμπάϑεια, einen Parallelismus zweier Ereignisse. Der Abergläubische will einen Vorgang hervorrufen und glaubt das zu bewirken durch eine Handlung, welche mit diesem Vorgange eine gewisse Aehnlichkeit aufweist. Ein klassisches Beispiel bietet die Meleagersage Als Meleager sieben Tage alt war, erschienen die Moiren und erklärten, der Knabe werde sterben, wenn das auf dem Herde liegende Scheit verbrenne; sofort riß seine Mutter es aus der Flamme und hob es auf. Als er dann später ihre Brüder erschlug, warf sie im Zorne das Scheit in die Flamme, und Meleager starb auf der Stelle. Ein ähnlicher Zug findet sich in dem Märchen von den beiden Brüdern: Das Verdorren eines der beiden Bäume oder das Verrosten eines der beiden Messer zeigt den Tod des auf Abenteuer ausgezogenen Bruders an. In der Volksmedicin äußert sich diese Anschauung in der nicht seltenen Vorschrift, einen Theil eines Thieres oder ein Kraut auf die kranke Stelle zu legen und es dann in den Herdrauch zu hängen; wie es verdorrt, so nimmt auch die Krankheit ab. Gegen geschwollene Drüsen schneidet man die Wurzel des Eisenkrautes aus und legt die eine Hälfte auf den Hals, die andere hängt man in den Rauch; wie die Wurzel trocken wird, so vertrocknen auch die Drüsen. Wenn sich aber der Geheilte undankbar erweist, d. h. nicht gehörig zahlt, so wirft man beide Hälften ins Wasser, dann kommen die Drüsen wieder. Hühneraugen berührt man mit drei Bohnen, die man dann in den Düngerhaufen steckt; je rascher sie verfaulen, desto schneller vergehen die Hühneraugen. Gegen Milzleiden setzt man den linken Fuß auf einen Feigenbaum, schneidet das von ihm bedeckte Stück aus der Rinde aus und hängt es in den Herdrauch. Gegen

dreitägiges Wechselfieber schneidet man Eisenkraut beim dritten, gegen viertägiges beim vierten Knoten ab; gegen dreitägiges nimmt man drei, gegen viertägiges vier Blätter vom Fünfkraut. Das Abnehmen der Krankheit soll es befördern, wenn man am ersten Tag neun, am zweiten acht, am dritten sieben Beeren oder Körner einnimmt, bis man am neunten Tage bei einer Beere angelangt ist. Die Entbindung erleichtert man, wenn man mit einem Stein oder Speer durch das Dach des Hauses schießt; besonders wirksam ist ein Speer, der schon einen Menschen getödtet hat, weil alles, was mit gewaltsamem Tode zusammenhängt, in hervorragendem Maße zauberkräftig ist. Komplicirt klingt ein Mittel zur Verhütung des Abfallens der Oliven: man nimmt eine wurmstichige Bohne, verstopft das Loch mit Wachs und vergräbt sie an der Wurzel des Oelbaumes; aber der zu Grunde liegende Gedanke ist einfach: wie der Wurm nicht herauskriechen kann, so können die Oliven nicht abfallen. Damit ein Garten reichen Ertrag brachte, stellte man in ihm den Schädel einer Stute oder einer Eselin auf, die bereits geworfen hatte. Die ersten Zähne, die den Pferden ausfallen, bindet man kleinen Kindern um, damit sie ihnen das Zahnen erleichtern.

Auch auf die großen Naturerscheinungen nahm dieser Glaube Rücksicht. Aristoteles wollte beobachtet haben, daß die Thiere nur zur Zeit der Ebbe verreckten. Wenn Heilzauber vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang vorgenommen werden soll, so wird dafür manchmal als Grund angegeben, daß die Krankheit mit dem Tage oder der Nacht abnehmen soll. Ganz besondere Rücksicht wird auf die Mondphasen genommen. Spielt der Mond schon deshalb eine größere Rolle im Aberglauben als die Sonne, weil die Nacht die rechte Zeit für allen Zauber ist, so mußte die merkwürdige Erscheinung des ab- und zunehmenden Mondes leicht dazu verleiten, einen sympathetischen Zusammenhang zwischen den Mondphasen und

Digitized by Google

Vorgängen auf der Erde anzunehmen. Namentlich an den Seethieren glaubte man gefunden zu haben, daß sie mit dem Monde wüchsen und abnähmen; die Spitzmaus sollte so viele Leberlappen haben als der Mond Tage zählte, Blut und Gehirn, Haare und Nägel des Menschen mit dem Monde wachsen. Wer sich bei zunehmendem Monde die Haare scheren ließ, bekam eine Glatze. Der Tag vor dem Vollmond war für die Hochzeit am besten. Kopfleiden und Epilepsie brachte der antike Volksglaube ebenso mit dem Neumonde in Zusammenhang wie der deutsche. Verständlich ist es auch, wenn Heilkräuter bei abnehmendem Monde gepflückt werden mußten. In der Landwirthschaft nahm man alles, was wachsen und gedeihen sollte, bei zunehmendem, alles, was schwinden und vergehen sollte, bei abnehmendem Monde vor. Daher legte man Eier bei neuem oder wachsendem Licht unter und zwar so, daß beim Auskriechen der Küken der Mond wieder zunahm. Die bei abnehmendem Monde geworfenen Jungen der Zugthiere waren nicht kräftig und manche riethen, sie lieber gar nicht aufzuziehen. Dünger fuhr man bei abnehmendem Monde auf's Feld, und zur selben Zeit kastrirte man das Vieh und schlug man Holz; kurz, der ganze Bauernkalender war auf den Mond gestellt. Ist die Sonne, wie wir bereits sahen, auch nicht annähernd so wichtig, so wird doch eine gewisse Rücksicht auf die Sonnenwende genommen. Man glaubte, daß zur Zeit der Wenden der Wein umschlüge, Oelbaum, Weißpappel und Weide ihre Blätter umdrehten, und man hielt es für gefährlich, vor der Wende etwas Wichtiges zu beginnen. Sehr deutlich ist die Parallelisirung des himmlischen und des irdischen Vorganges im norwegischen Glauben: in dem Augenblick, wo die Sonne umkehrt, verwandelt sich das Wasser in Gift, man soll daher am Tage der Wende nicht waschen. Durch diese Beachtung der Gestirne wurde der Boden bereitet für die Astrologie, die etwa seit dem vierten

Jahrhundert aus dem Orient in Griechenland eindrang und sich trotz energischer Bestreitung durch einige helle Köpfe festsetzte; recht volksthümlich scheint sie aber nicht geworden zu sein, denn in der Volksmedicin und den Bauernregeln spielt sie eine verschwindend geringe Rolle.

Es ist leicht einzusehen, daß auch die Gebräuche des Bindens zum großen Theil unter den Begriff des Sympathiezaubers fallen. Wenn ein Baum seine Früchte verliert, so steckt man in die Wurzel einen Stein oder einen hölzernen Keil; wie diese festsitzen, so auch die Früchte (vgl. S. 18). Gegen Schnupfen bindet man zwei Mittelfinger der rechten Hand mit Leinwand zusammen. Um einen Hund am Entlaufen zu hindern, steckt man ein Stück Rohr von der genauen Länge seines Schwanzes unter das Dach; so lange es dort bleibt, bleibt auch der Hund. Wenn man bei einer Kreißenden mit übergeschlagenen Beinen oder verschränkten Fingern saß, so verhinderte man die Entbindung; durch dieses Mittel suchten die Moiren auf Heras Geheiß die Geburt des Herakles zu hindern. Aus ähnlichem Grunde durften schwangere Frauen den Tempel der Juno Lucina, der römischen Geburtsgöttin, nur mit offenem Haar betreten. Bei einem Epileptischen soll man nicht die Füße oder Hände auf einander legen; denn alles das bindet die Krankheit. In dem großen Pariser Zauberpapyrus findet sich eine umständliche Beschwörung, durch die man Horos-Harpokrates citirt. Ist er erschienen, so soll man mit der linken Ferse auf die große Zehe des rechten Fußes treten: dann entfernt er sich nicht eher, als man die Ferse fortnimmt. Auch bei Berathung, Gelübde und Opfer soll man die Hände nicht falten. Diese Vorstellung spielte im Ritual des Bittganges eine Rolle. Die Jungfrauen, welche ihn unternahmen, mußten mit bloßen Füßen und aufgelösten Haaren einherschreiten. Auch bei anderen Kultus- und Zauberhandlungen wird das gefordert, z. B. mußte die

Digitized by Google

Seherin das Haar offen tragen; gelegentlich tritt hinzu, daß am Gewande kein Knoten sein darf (so beim Flamen Dialis), es wird sogar das Gewand an sich als hindernd empfunden und möglichst geringe oder gar keine Bekleidung vorgeschrieben; aus der Furcht vor der hemmenden Wirkung des Gewandes scheint die bei allen Arten des Zaubers häufige Nacktheit zu erklären zu sein. Z. B. zeigen antike Gemmen bisweilen das Bild einer nackten Frau, welche mit der linken Hand eine Schlange über einen brennenden Altar hält und offenbar in einer religiösen Handlung begriffen ist. Eine Geschwulst ging zurück, wenn eine nackte Jungfrau nüchtern dem Kranken, der ebenfalls nüchtern sein mußte, Königskerze auflegte und dazu sprach: „Apollo läßt die Seuche bei dem nicht aufkommen, dem eine nackte Jungfrau sie vertreibt.“ Der christliche Kultus hat, wie häufig, so auch hier das heidnische Ritual adoptirt; beim Taufexorcismus mußten die Täuflinge schon im vierten Jahrhundert den Gürtel lösen, Kleider und Schuhe ausziehen und barhäuptig, nur mit einem Chiton bekleidet, nach Osten gewendet stehen.

Die Sympathie ist oft in eigenthümlicher Weise verquickt mit der Stellvertretung: man kann auf einen Menschen einwirken, indem man an einem Abbild oder einem anderen ihn vertretenden Gegenstande eine gewisse Handlung vornimmt. Beim Liebeszauber hängt man Sandalen oder Haare oder einen Fetzen vom Mantel der geliebten Person über das Feuer; dann fühlt sie selbst verzehrende Gluth und muß die Liebe erwidern. Sehr schön beschrieben ist ein solcher Zauber im zweiten Gedichte des Theokrit. Die schöne Simaitha fürchtet, daß ihr Geliebter Delphis untreu geworden ist, weil er sie seit zwölf Tagen nicht mehr besucht hat. In tiefer Nacht bei Mondschein nimmt sie den Zauber vor. Ueber das Feuer stellt sie einen mit rothen Wollfäden umwundenen Kessel, in den ihre Sklavin

Digitized by Google

Gerstenkörner werfen muß mit den Worten: „So zerstreue ich des Delphis Gebeine.“ Dann hält sie Lorbeerblätter in die Flamme, und während sie knisternd verbrennen, sagt sie: „So wie diese vergehen, ohne Asche zu hinterlassen, so soll in der Gluth das Fleisch des Delphis schwinden.“ Sie wirft eine Wachsfigur, welche den Ungetreuen darstellen soll, in den Kessel: „Wie ich mit der Geister Hülfe dieses Wachs schmelze, so soll Delphis vor Liebe schmelzen.“ Da ertönt Hundegebell durch die Stille der Nacht; das ist Hekate, die Göttin der Finsterniß, mit ihrem Gefolge; rasch muß die Sklavin Metallbecken zusammenschlagen, um die furchtbare Göttin vom Hause fernzuhalten. Delphis hat ein Stück vom Besatz seines Mantels verloren, das zerreißt sie und wirft es in die Flamme. Aber auch das genügt ihr noch nicht; mitten in der Nacht muß die Dienerin hingehen und die Thürschwelle an des Geliebten Hause mit Zaubermitteln bestreichen. Nun ist Simaitha allein, und während sie in die Flamme starrt, kommt ihr die Erinnerung, wie ihre Liebe entstanden ist, wie sie ihr Freude und Leid gebracht hat. Damit klingt die Dichtung aus.

Einen anderen Liebeszauber kennen wir aus einem Zauberpapyrus. Man formt aus Thon zwei Figuren, einen gewappneten Krieger und eine vor ihm stehende Frau, welche er mit dem Schwerte auf die rechte Schulter schlägt. Die weibliche Figur beschreibt man über und über mit Zauberformeln, sticht dreizehn Nadeln hinein und spricht dazu: „Ich steche dich ins Gehirn, damit du an Niemand denkst als an mich; ich steche dich in den Hals“ u. s. w. Das erinnert an die Zaubersatire des Horaz. Auf dem Esquilin, einem alten Begräbnißplatz, der wie unsere Kirchhöfe für den Zauber besonders geeignet ist, erscheinen nachts die Hexe Canidia und ihre Gehülfin Sagana in schwarzen Gewändern, bloßen Füßen und aufgelöstem Haar. In einer Grube fangen sie das Blut eines schwarzen Lammes

auf; denn die Geister der Todten, welche ihr Vorhaben unterstützen sollen, sind blutdürstig. Zwei Puppen werden aufgestellt, eine aus Wolle, welche die andere wächserne bezwingen soll; nachdem die Seelen erschienen sind und Bescheid gegeben haben, wird ein Wolfsbart und ein Schlangenzahn vergraben und endlich die Wachspuppe den Flammen übergeben; wahrscheinlich soll so der Tod der durch sie vertretenen Person herbeigeführt werden. Als im elften Jahrhundert der Bischof Eberhard von Trier plötzlich starb, verbreitete sich das Gerücht, die Juden von Trier hätten ein wächsernes Abbild von ihm gefertigt, einen Priester bestochen, es zu taufen, und es am Sabbath durch hineingesteckte Dochte angezündet. Als vor einigen Jahren in Neapel ein junges Mädchen starb, fand man unter ihrem Bett eine aus rohem Fleisch geformte und über und über mit Nadeln zerstochene Puppe, und Niemand zweifelte daran, daß sie behext worden war.

Es braucht aber durchaus kein Abbild zu sein, an dem die Zauberhandlung vorgenommen wird. Es genügt irgend etwas vom Körper der Person, z. B. abgeschnittene Haare oder Nägel, die deshalb vielfach sorgfältig vergraben oder verbrannt werden (im römischen Ritual die des Flamen Dialis) oder ein Stück von der Kleidung, ja sogar die Fußspur. Will man einen Nebenbuhler verdrängen, so löscht man seine Fußspur aus, tritt mit dem rechten Fuß in seine linke, mit dem linken in seine rechte Spur und sagt dazu: „Ich trete auf dich und bin über dir." Alte Weiber im Saalfeldischen schneiden den Rasen aus, den ihr Feind betreten hat, und hängen ihn in den Schornstein, damit auch der Mensch sich abzehrt.

Von großer Bedeutung ist auch der Glaube an die Uebertragung, deren Hauptgebiet die Volksmedizin ist. In einem alten Epos von den Thaten des Peleus war erzählt, wie der weise Kentaur Cheiron den Achilleusknaben mit den Eingeweiden

Digitized by Google

von Löwen und Ebern und dem Marke von Bären nährt, um die Kraft und Tapferkeit dieser Thiere auf ihn übergehen zu lassen; und überhaupt ist es ein nicht bloß in Griechenland verbreiteter Glaube, daß man durch den Genuß von Körpertheilen die Eigenschaften eines Menschen oder Thieres auf sich überleiten könne. Im Kyklops des Euripides räth der alte Silen dem tölpelhaften Polyphemos, die Zunge des Odysseus mitzuessen, weil er dadurch ebenso schlau und redegewandt werden würde. Es mag sein, daß beim Genusse des Opferfleisches derselbe Gedanke zu Grunde liegt: Durch den Mitgenuß des Gottes erhält das Fleisch Zauberkraft, und deren macht sich der Mensch theilhaftig, wenn er davon ißt. Gegen Magenschmerzen ißt man den Magen eines Seeadlers, weil dieser sich durch eine beneidenswerthe Verdauung auszeichnet; gegen Leberleiden die Leber eines Wolfes, Esels oder einer Eidechse, gegen Milzleiden die Milz aller möglichen Thiere. Aber auch ohne direkten Genuß findet die Uebetragung statt; es genügt, wenn man sich den Adlermagen auflegt oder ihn in der Hand hält; gegen Milzleiden bindet man sich die Milz eines Ziegenbockes auf seine eigene Milz, dann verschwindet der Schmerz binnen wenigen Tagen; man muß sie aber in den Rauch hängen, damit sie vertrocknet. Um ein gebrochenes Glied zu heilen, verbrennt man den Schenkel eines Thieres zu Asche und streicht diese mit Wachs auf; zum Schwarzfärben der Haare bediente man sich der Dotter eines Rabeneies. Auch in der Landwirthschaft wirkt man mit solchen Mitteln. Ein Baum wird fruchtbar, wenn man ihn mit Portulak und Wolfsmilch einreibt. Will man junge Esel oder Füllen von bestimmter Farbe erzielen, so hängt man dem Vaterthier einen Mantel von dieser Farbe um.

Man kann aber auch umgekehrt verfahren und die Krankheit auf andere Dinge übertragen. Bei Schmerzen der Eingeweide legt man junge Hunde auf die kranke Stelle; wenn

Digitized by Google

man diese später sezirt, so findet man ihre Eingeweide affizirt. Oft wird die freundliche Absicht deutlich ausgesprochen. Gegen Kolik schneidet man einem lebenden Hasen den Knöchel ab, bindet ihn sich um und läßt das Thier mit den Worten laufen: „Laufe, laufe, Häslein, und nimm die Kolikschmerzen mit.“ Uebrigens findet sich die Vorschrift, ein Thier nach Abnahme des Gliedes, das man zur Heilung braucht, lebend laufen zu lassen, ziemlich oft, und wird wenigstens manchmal daraus zu erklären sein, daß das Thier die Krankheit auf sich nehmen soll. Um Uebertragung handelt es sich wohl auch bei folgendem Rezept. Gegen Triefäugigkeit reißt man die Schafgarbe mit der Wurzel aus, biegt sie zu einem Kreise zusammen, sieht und spuckt dreimal hindurch und spricht dazu: excicum acrisos. Darauf pflanzt man sie wieder ein, und wenn sie weiter wächst, so ist man für immer von den Triefaugen befreit. Hier liegt wohl Uebertragung auf die Pflanze vor (die ja augenähnliche Blüten hat), wie sie auch dem deutschen Aberglauben geläufig ist; ich erinnere nur an das Durchziehen von bruchkranken Kindern durch hohle Bäume. — Zahnschmerzen wird man los, wenn man sich mit Schuhen unter freiem Himmel auf die bloße Erde stellt, einem lebenden Frosche ins Maul spuckt und ihn bittet, die Zahnschmerzen mitzunehmen. Um sich vor Augenleiden zu sichern, betet man beim Anblick der ersten Schwalbe, man möge in diesem Jahre von Triefäugigkeit verschont bleiben und die Schwalben möchten alle Augenschmerzen mitnehmen. Wenig menschenfreundlich ist folgendes Rezept. Warzen berührt man mit einem in ein Lorbeerblatt gewickelten Stein und wirft ihn an einer verkehrsreichen Stelle hin, damit ihn Jemand aufhebt und die Warzen auf diesen übergehen.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Sündenböcke. Wie die Juden alljährlich am Versöhnungsfeste einen schwarzen Bock in die Wüste hinausstießen, der die Sünde des ganzen

Digitized by Google

Volkes mit sich nahm, so opferte man in Athen und einigen ionischen Städten am Thargelienfeste Menschen, damit die Bürgerschaft von Seuchen verschont bliebe. Wenn in Massilia, dem heutigen Marseille, die Pest ausbrach, so bot sich ein Armer an, der eine Zeit lang auf Staatskosten unterhalten wurde; dann schmückte man ihn mit geweihten Kleidern und heiligen Zweigen, führte ihn durch die Straßen der Stadt und stürzte ihn schließlich von einem Felsen ins Meer, indem man betete, alles Unglück der Stadt möge auf ihn fallen. Sehr nahe steht die Sitte, gegen Rothlauf der Schafe ein krankes Thier lebendig an der Schwelle des Stalles zu vergraben und die übrigen hinüberschreiten zu lassen.

Sehr befremdlich erscheinen die homöopathischen Mittel. Auch hier liefert die Sage ein altes Beispiel. Der Myserkönig Telephos ist durch den Speer des Achilleus verwundet worden, und die Wunde will nicht heilen. Er wendet sich an das delphische Orakel und erhält den Bescheid: „Der dich verwundet, wird dich auch heilen.“ Darauf begiebt er sich ins griechische Lager und wendet sich an Achilleus; aber dieser erklärt, von der Heilkunde nichts zu verstehen. Da giebt Odysseus die richtige Deutung des Göttersprüches: man schabt den Rost von Achilleus Speer ab und heilt damit die Wunde. Auch dies ist aus der Naturbeseelung zu erklären: wer die Krankheit ausgesendet hat, kann sie auch zurücknehmen. Hat man sich in zu engen Schuhen Blasen gelaufen, so streicht man die Asche einer alten Sohle auf. Um keine grauen Haare zu bekommen, kocht man ein Lamm mit ganz weißem Kopf und reibt sich mit der Brühe ein. Bleibt Jemandem eine Fischgräte im Halse stecken, so legt man ihm, womöglich ohne sein Vorwissen, ein Stück aus der Mittelgräte desselben Fisches auf den Kopf. Gegen den Biß der Spitzmaus, die man für giftig hielt, tödtete man dasselbe Thier, legte es in Oel und rieb mit

Digitized by Google

diesem Oel die gebissene Stelle ein. „Hundehaar heilt Hundebiß“ heißt es in der Edda.

Ueberschaut man die Fülle abergläubischer Gebräuche aus allen Gebieten des menschlichen Lebens, so gewinnt man den Eindruck, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in der sich an alle Dinge, an alle Ereignisse des täglichen Lebens irgend ein Aberglaube knüpfte. Ganz besonders aber ist es das Außergewöhnliche, das vom Aberglauben mit Beschlag belegt wird. Hierher gehört unter anderem der Gebrauch der linken Hand. Heilkräuter werden oft mit der linken Hand gepflückt und aufgelegt; wenn man eine Schlange mit der linken Hand aus ihrem Loche zieht, so gelingt es, versucht man es mit der rechten, so entschlüpft sie. In dem „Lügenfreunde“ des Lukianos wird Eukrates, der an Rheumatismus in den Beinen darniederliegt, von theilnehmenden Freunden besucht, deren jeder ihm ein anderes, unfehlbares Mittel gegen sein Leiden anpreist; der eine räth ihm, den Zahn eines auf bestimmte Weise getödteten Wiesels mit der linken Hand vom Boden aufzuheben und in das frisch abgezogene Fell eines Löwen gewickelt um den Schenkel zu binden. Das ist von der Hand auf andere Körperteile übertragen, bei denen es eigentlich keinen Sinn hat. Bei einer Reinigungszeremonie muß man mit dem linken Fuße auf ein Fell treten; den Rindern giebt man ein Fiebermittel durch das linke Nasenloch ein; gegen Schlucken legt man ein Stück Halm, das man im Trinkglas gefunden hat, auf das linke Augenlid oder trägt einen Ring am Mittelfinger der linken Hand. Gegen Mehlthau verbrennt man das linke Horn eines Rindes so, daß der Rauch den Weinstock trifft. Dinge, die sich an ungewöhnlichen Orten finden, haben besondere Kraft. So hatten junge Schwalben kleine Steine im Magen; die weißesten davon heilten Kopfschmerz, wenn man sie in der Hand hielt oder mit Leinwand um den Kopf band. Aehnliches vermochten Steine aus

Digitized by Google

der Wagenspur, Schmutz aus der Thürangel, Knochen, die man im Kothe eines Wolfes fand, Wasser aus den Höhlungen der Baumrinde, Sand aus einem Schneckenhause. Oft werden Ingredienzien verlangt, die nur mit Schwierigkeit zu erreichen sind oder überhaupt nicht existiren. Wie man sich in solchen Fällen half, zeigt die Liste eines Leydener Zauberpapyrus: statt Thränen eines Hundskopfaffen nimmt man Anissaft, statt Blut des Hephaistos Beifuß, statt Blut aus dem Kopfe Lupinen. Als besonderes Kuriosum wird manchmal Blut oder Gehirn eines Schmetterlings gefordert. Wenn eine Stelle mit Gold umschrieben, ein Kraut mit Gold ausgegraben werden soll, so mag der Gedanke vorliegen, daß der Geist der Krankheit oder der Pflanze durch das kostbare Material gewonnen wird.

III.

Außer den soeben behandelten Anschauungen gehen gewisse andere Vorstellungen durch den ganzen Aberglauben hindurch, welche sich auf die Person des Zaubernden beziehen. Will man irgend einen Zauber ausführen, so genügt es meist nicht, daß man die zauberische Handlung vornimmt, sondern man hat bestimmte Enthaltungen zu üben und andere Regeln zu beobachten, um überhaupt auf einen Erfolg seines Thuns rechnen zu können. So glaubte man, daß die Bewahrung der Keuschheit hervorragende Kraft verleihe. Ein Mittel zum Schwärzen der Haare muß vierzig Tage lang täglich von einem reinen Knaben geschüttelt werden und darf überhaupt nur von ihm berührt werden; ein Ziegenbock, dessen Blut gegen Steinleiden helfen soll, muß von einem noch nicht mannbaren Knaben getödtet werden; ein heilsamer Gürtel wird einem Manne durch einen Knaben, einer Frau durch eine Jungfrau umgelegt. Um ein Unkraut, das Hülsenfruchtlöwe genannt wird, auszurotten, umschreitet eine nackte Jungfrau mit aufgelösten Haaren, einen

Digitized by Google

Hahn in der Hand haltend, den Acker; wie sich der wirkliche Löwe vor dem Hahn fürchtet, so auch der Hülsenfruchtlöwe. Bei Erwachsenen wird die Keuschheit ersetzt durch zeitweilige Enthaltung; sie wird von dem Zauberer während der Vorbereitungszeit, die einer Geisterbeschwörung stets vorangeht, fast immer gefordert. Aber auch Derjenige, welcher ein Amulett gegen die Kolik trägt, soll sich der Liebe enthalten, keine schwangere Frau berühren und kein Grabmal betreten; denn alles, was mit Geburt und Tod zusammenhängt, ist unrein. Auch im Kultus ist die Keuschheit von großer Bedeutung. Sie galt im Alterthum, wie noch heute gelegentlich, für gottgefällig und war für die Theilnahme an gewissen Festen vorgeschrieben; z. B. mußten sich die attischen Frauen auf das Thesmophorienfest durch neuntägige Enthaltung vorbereiten. Bittgänge werden am liebsten von Jungfrauen unternommen, Jungfrauen sehen wir in der Darstellung der panathenäischen Prozession auf dem Parthenonfries einherschreiten. Wie die Vestalinnen in Rom, so mußten in vielen griechischen Kulten, besonders denen der Artemis und Athena, die männlichen und weiblichen Priester nebst ihren Gehülfen, wenigstens solange sie der Gottheit dienten, der Liebe entsagen. In den Phoinissen des Euripides fordert Teiresias, daß ein reiner Knabe dem alten vor der Stadt hausenden Drachen geopfert werde, wenn Theben gerettet werden solle; sogar die Opferthiere müssen häufig „rein“ sein. Von der magischen Kraft der Jungfräulichkeit legt beredtes Zeugniß ab die Legende von der Vestalin Claudia Quinta. Als das Schiff mit dem Bilde der großen Mutter nach Rom kam (vergl. S. 15), blieb es kurz vor dem Ziele im Tiber stecken und war durch keine Anstrengung vorwärts zu bringen; da ergriff Claudia das Seil und zog mit leichter Mühe das Schiff bis zum Hafen.

Was außer der Keuschheit dazu gehört, um den Zaubernden

Digitized by Google

rein zu erhalten und etwa vorhandene Unreinheit zu beseitigen, lehrt vielleicht am bequemsten ein Kapitel aus der „Todtenbeschwörung“ des Lukianos, das er dem witzigen Menippos von Gadara nachgeschrieben hat. Es wird da erzählt, wie Menippos, mit den widerspruchsvollen Lehren der Philosophen über das wahre Glück unzufrieden, sich schließlich an den Chaldäer Mitrobarzanes wendet, der ihm dazu verhelfen soll, wie weiland Odysseus die Seele des weisen Sehers Teiresias zu beschwören, damit ihm dieser die ersehnte Belehrung gebe. Der Zauberer führt ihn neunundzwanzig Tage lang, von einem Neumond bis zum nächsten, jeden Morgen zum Euphrat und wäscht ihn, indem er gen Osten gewendet mit halber Stimme Zauberformeln murmelt; dann spuckt er ihm dreimal ins Gesicht und führt ihn nach Hause, ohne Jemanden anzublicken. Während dieser Zeit schlafen sie unter freiem Himmel auf dem Rasen und leben von Früchten, Honig, Milch und Wasser. Am Schlusse dieser Vorbereitungszeit findet um Mitternacht am Tigris noch eine letzte Reinigung statt: Der Chaldäer reibt ihn ab und entsühnt ihn mit einer Fackel, Meerzwiebeln und anderen Dingen, indem er Sprüche murmelt, dann umschreitet er ihn, damit ihm die Gespenster nichts anhaben können.

In dieser Erzählung findet sich nichts, was wir nicht auch sonst belegen könnten, ein Beweis, wie gründliche Studien Menippos über das Zauberwesen gemacht hat. Speiseverbote sind dem Aberglauben sehr geläufig. Das Gebot, ein Heilmittel nüchtern einzunehmen, mag oft medizinisch begründet sein; aber in vielen Fällen versagt diese Begründung. Bei der Besprechung einer Geschwulst muß nicht bloß der Kranke, sondern auch der Besprechende nüchtern sein; gegen Krampfadern muß ein Nüchterner dem Kinde den Schenkel mit Eidechsenblut einreiben; selbst bei manchen Viehkuren muß der Mensch, welcher sie vornimmt, nüchtern sein. Besonders kräftig ist der Speichel eines

Digitized by Google

Nüchternen: er tödtet Schlangen und beseitigt Furunkel, Aussatz, Triefäugigkeit und Nackenschmerzen; „nüchterner Speichel ist unüberwindlich," heißt es einmal. Auch hier fehlt es nicht an Analogieen aus dem Kultus; es sei nur an die Festtage des Namens Nesteia (Fasttag) erinnert, wie wir sie aus Athen und Tarent kennen. Bisweilen wird nicht völliges Fasten, sondern Vermeidung gewisser Speisen angeordnet, in unserem Falle Enthaltung von Fleischnahrung. Dieses Verbot hängt mit dem Glauben zusammen, daß Berührung und Genuß von allem Getödteten verunreinigt, und war aus diesem Grunde frühzeitig von den weit verbreiteten orphischen Sekten aufgenommen worden; daher ist auch der Hippolytos des Euripides als Vertreter orphischer Askese Vegetarianer.

Menippos und sein Chaldäer schlafen unter freiem Himmel auf dem Rasen; auch hierfür fehlt es nicht an Parallelen. Im Freien trinkt man Heilmittel, im Freien tagt nach besonderen Wunderzeichen der römische Senat, im Freien schwören die römischen Knaben zum Herkules; Gruben, in die das Opferblut fließt, müssen unter freiem Himmel liegen, damit die Geister ungehinderten Zutritt haben, wenn sie kommen, um es zu trinken. Oft soll der Zauberer während der Vorbereitungszeit zu einer gefährlichen Beschwörung auf einem Binsenlager am Boden schlafen, ebenso der Alytarch, d. h. der aufsichtführende Beamte der olympischen Spiele zu Antiocheia; die am Boden schlafenden Selloi, die Priester des dodonäischen Zeus, erwähnt schon die Ilias. Man hat vermuthet, daß durch den Wechsel der Lagerstätte die Geister, welche gerade im Schlafe dem Menschen am meisten anhaben konnten, getäuscht werden sollten. Wenn endlich der Chaldäer beim Rückweg auf den Boden sieht, so liegt die Erklärung dafür auf der Hand: er will sich vor jedem verunreinigenden Anblick wahren. Die Iphigenie des Euripides bittet den König Thoas zu ver-

Digitized by Google

anlassen, daß alle Leute zu Hause oder doch außer Sehweite bleiben, wenn sie Orestes und Pylades zum Tode führe, damit Niemand durch den Anblick der Todesgeweihten befleckt werde. Noch schlimmer ist die Verunreinigung Dessen, der mit einem Unreinen redet; Orestes und Elektra darf nach dem Muttermorde Niemand am Herde aufnehmen, Niemand ansprechen. Ja es genügt ein unheiliges Wort, um die Reinheit zu verletzen. Als die Amme der Phaidra dem Hippolytos die verbrecherische Liebe ihrer Herrin gestanden hat, hält dieser sich für verpflichtet, mit fließendem Wasser seine Ohren auszuspülen. Noch weiter geht in frommer Aengstlichkeit der Jon des Euripides. Als er eben beim Opfer den Mischkrug mit der Spende für die Götter von dem Tempeldiener in Empfang nehmen will, braucht ein Sklave ein Schimpfwort gegen diesen; dadurch glaubt Jon auch die Spende entweiht und läßt einen anderen Knaben das Gefäß füllen. Aus solcher Scheu wird es verständlich, daß man Tempel gern an entlegenen, verkehrsarmen Stellen anlegte, weil sie dort der Befleckung am wenigsten ausgesetzt waren. Hierher gehört auch die *εὐφημία*, das favere linguis, das Schweigen, welches vor Opfer und Gebet der zuschauenden Menge anempfohlen wird; nicht der Laut an sich wird als störend befürchtet, sondern eine unreine Aeußerung. Zauberhandlungen werden oft früh morgens vorgenommen oder abends vor dem Schlafengehen, so daß man vorher oder nachher mit Niemandem redet. Auch im deutschen Glauben kehrt das „unbeschrien“ oft wieder, z. B. gehen in manchen Gegenden die Mädchen am Charfreitag vor Sonnenaufgang zum Flusse und schöpfen Wasser, das heilende und verschönernde Wirkung hat; sie dürfen aber kein Wort dabei sprechen, sonst ist es kraftloses Plapperwasser. Deshalb finden sich die Burschen am Wasser ein und bemühen sich, die Mädchen zum Reden zu verleiten.

Die tägliche Reinigung des Menippos wird früh morgens,

Digitized by Google

offenbar vor Sonnenaufgang, mit Euphratwasser vorgenommen. Auch das giebt zu manchen Bemerkungen Anlaß. Wo im Aberglauben auf die Sonne Rücksicht genommen wird, da geschieht es fast stets in der Absicht, sie zu vermeiden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang spricht man die Zauberformeln und pflückt man das Heilkraut, das häufig auch im Schatten aufzubewahren ist; das helle Sonnenlicht bricht den Zauber und verscheucht die Geister, welche das Dunkel und die Nacht lieben. Darum sagt man auch ängstigende Träume nach dem Erwachen der Sonne an und hofft dadurch das drohende Unglück abzuwenden. In Schottland tauchen Kranke in einen wunderkräftigen Brunnen, trinken von dem Wasser, opfern dem Brunnengeist einen Fetzen ihres Gewandes und beeilen sich dann, vor Sonnenaufgang außer Sicht des Wassers zu sein, weil sonst die ganze Prozedur erfolglos ist.

Fließendes Wasser ist streng genommen zu jeder Reinigung erforderlich. „Das Meer spült alle Schuld der Menschen fort," sagt Euripides; „reiner als ein Steuerruder," war eine sprichwörtliche Redensart. Im Plutos des Aristophanes soll der alte blinde Gott des Reichthums im Asklepiostempel sehend gemacht werden; vorher führt man ihn ans Meer und badet ihn, damit er das Heiligthum rein betritt. War kein Meerwasser zur Hand, so leistete Fluß- und Quellwasser dieselben Dienste. Als der Aeneas des Vergil die Seinigen aus dem Gemetzel in Troja rettet, muß sein Vater die Bilder der Hausgötter tragen: „Sünde wäre es, wenn ich, der ich soeben aus dem blutigen Kampfe komme, sie berührte, ehe ich mich im fließenden Strome gereinigt habe." Oft wurde bei der Anlage von Tempeln Rücksicht darauf genommen, daß eine Quelle in der Nähe war; die Besucher von Delphi kamen, ehe sie das Heiligthum betraten, an der Quelle Kastalia vorbei und reinigten sich hier; in jedem Falle aber waren am Eingange des Heiligthums,

Digitized by Google

wie noch heute in katholischen Kirchen, Waschbecken aufgestellt, in denen Lorbeerzweige als Sprengwedel lagen; vor jedem Opfer wurde der Altar und alle Anwesenden mit Wasser besprengt. Eine Hauptsache der Unreinheit war die Berührung mit etwas Todtem (vergl. S. 29). Daher durfte im heiligen Bezirk niemand sterben; als Peisistratos die Insel Delos reinigte, entfernte er alle Gräber aus der Sehweite des Tempels; und als die Athener im Jahre 426 diese Reinigung wiederholten, entfernten sie sämtliche Gräber von der Insel und bestimmten, daß Sterbende und kreißende Frauen fortan nach der nahen Insel Rheneia hinübergebracht werden sollten. Die Artemis des Euripides nimmt von ihrem verscheidenden Lieblinge Hippolytos Abschied, ehe er noch seine Seele ausgehaucht hat, weil sie sich als Göttin nicht durch den Anblick eines Todten beflecken darf; ebenso handelt Apollon in der Alkestis. Während eines Festes durfte Niemand hingerichtet werden; so wurde der Tod des Sokrates dadurch verzögert, daß das zur Apollofeier nach Delos entsendete Schiff noch nicht nach Athen zurückgekehrt war. Der Flamen Dialis durfte keine Leiche und kein Grabmal berühren, ja nicht einmal Bohnen, weil sie Todtenspeise sind. Daher mußte an der Thür jedes Trauerhauses ein Gefäß mit Wasser aus einem anderen, nicht befleckten Hause stehen, damit die Besucher beim Heraustreten sich reinigen konnten. Starb Jemand auf einem der Gemeinde gehörigen Fleck, so mußte sie gereinigt werden. Nach dem Glauben mancher Völker ist Wasser so kräftig, daß es Geister abhält; so umzogen die Inder die Baustelle ihres Hauses dreimal mit einem ununterbrochenen Wasserstrahl; in Deutschland gießt man hinter dem Sarge, der aus der Thür getragen wird, Wasser aus, damit der Todte nicht wiederkehrt.

Abreiben mit Lehm, Gips oder Kleie zum Zwecke der Reinigung ist ein den orphischen Priestern von Alters her geläufiger Ritus, den bereits Aristophanes in den Wolken ver-

Digitized by Google

spottet, und der auch anderen Völkern, z. B. den alten Indern, nicht fremd ist; es gab alte Weiber, die aus diesem Abreiben ein Geschäft machten. Die Meerzwiebel gehört zu denjenigen Pflanzen, welche im Aberglauben die ausgedehnteste Verwendung finden. Sie schützt vor allem bösen Zauber; deshalb hing man sie an der Thür auf und vergrub sie unter der Schwelle, wie das schon Pythagoras anempfohlen haben sollte. Sie wehrte Wölfe von der Herde ab; das wollte man vom Fuchs gelernt haben, der angeblich den Eingang seines Baues durch Meerzwiebeln vor den Wölfen sicherte. Im Garten angebracht, bewirkte sie besseres Gedeihen alles Gepflanzten, vernichtete die Würmer und verhinderte das Aufspringen der Granatäpfel. Legte man sie dem Vieh zu Frühjahrsanfang vierzehn Tage lang ins Trinkwasser, so blieb es während des ganzen Jahres gesund.

Neben der Meerzwiebel gehörte die Fackel zu den stehenden Requisiten der Reinigung; will man sich ihre Bedeutung im Aberglauben klar machen, so muß man sie sich ebenso verwendet denken wie bei uns die Kerze. Die bösen Geister sind lichtscheu und fliehen daher jedes Feuer; auf dieser Grundanschauung beruht die Verwendung der Fackel. Beim Bittgange tragen die Jungfrauen Fackeln in den Händen wie heutzutage bei einer Procession Kerzen; Fackelwettläufe veranstalten die Jünglinge zu Ehren verschiedener Gottheiten in Athen und anderwärts; das dritte Stück der aischyleischen Prometheustrilogie „Prometheus der Feuerträger" heißt nach dem Fackellauf, der dem Heros Prometheus in der Nähe der athenischen Akademie dargebracht wurde. An den römischen Säkularspielen wurden Fackeln ans Volk vertheilt. So ist denn bei jeder Reinigung die Fackel unentbehrlich. In dem schon genannten „Lügenfreunde" des Lukian erzählt einer der Gäste, wie ein Chaldäer das Gut seines Vaters von Ungeziefer befreit hat. Er kam früh morgens auf

das Gehöft, sagte aus einem alten Buche sieben heilige Namen her, reinigte den Ort mit Schwefel und Fackeln, indem er ihn dreimal umschritt, und trieb so alles kriechende Gewürm aus, das sich im Umkreise des Gutes befand. Auch in der „Todtenbeschwörung" hält der Magier, als er die Unterwelt öffnen will, eine Fackel in der Hand. Die Reinigung der Gemeinde vor einer Kultushandlung fand in der Weise statt, daß der Priester oder sein Stellvertreter einen Feuerbrand vom Altar in ein Wassergefäß tauchte und dann mit dem Wasser die Anwesenden besprengte. So kam es, daß man die Fackel für heilig hielt und auch da anwendete, wo sie eigentlich gar nicht wirken konnte. Wenn ein Granatapfelbaum saure Früchte trug, so trieb man in die Wurzel einen Keil, der aus einer Fackel geschnitzt war. Auch Kerzen wurden verwendet. Die Römer steckten bei der Geburt eines Kindes eine Kerze an und beteten dabei zur Göttin Candelifera, der „Kerzenträgerin". Das wird verständlich durch die deutsche Sitte, neben der Wiege des Kindes so lange, bis es getauft ist, eine Kerze oder Lampe brennen zu lassen, damit ihm die bösen Geister nicht schaden oder es gar mit einem Wechselbalg vertauschen; aus demselben Grunde trug man in Athen das neugeborene Kind am fünften Tage nach der Geburt um das Altarfeuer herum (Amphidromia). Unsere Geburtstagskerzen gehören natürlich in denselben Zusammenhang; nach altchristlichem Ritus zogen die Neugetauften mit brennenden Fackeln oder Kerzen in die Kirche ein, wo die Gemeinde sie erwartete. — Daneben scheint noch ein anderer Glaube sich an das Feuer zu knüpfen. Es wirkt reinigend nicht bloß, weil es die Mächte der Finsterniß scheucht, sondern auch weil es alles Unreine und Vergängliche am schnellsten verzehrt. In Grabgedichten späterer Zeit heißt es geradezu, das Feuer habe die Gebeine des Todten gereinigt; daß aber auch hier älterer Glaube vorliegt, zeigt die Sage. Der homerische

Digitized by Google

Demeterhymnus berichtet, wie Demeter den kleinen Demophon, den Sohn ihrer Gastfreundin Metaneira, nachts heimlich ins Feuer hält, um ihn unsterblich zu machen; aber die neugierige Mutter stört die Göttin eines Nachts und diese verläßt voller Zorn das Haus. Dasselbe thut Thetis mit dem kleinen Achilleus; auch sie verläßt ihren Gatten Peleus, weil er sie belauscht hat, und Achilleus bleibt sterblich. An dem alten römischen Palilienfest sprang man dreimal durch die Flamme, um sich und dem Vieh Gesundheit für das kommende Jahr zu sichern, ganz wie bei uns durch die Oster- und Johannisfeuer; einen ähnlichen Brauch hat der Bischof Theodoret im fünften Jahrhundert in Syrien vorgefunden. Durch diese Vorstellungen wurde der Boden bereitet für die Aufnahme des zoroastrischen Feuerkultus, den wir von einer merkwürdigen Sekte der römischen Kaiserzeit ausgeübt finden, der er geradezu als das Mittel zur Erlangung der Seligkeit gilt. Auch das Feuer der Unterwelt war ursprünglich reinigend und erst in späterer Umdeutung, die auf das Christenthum übergegangen ist, auch strafend und peinigend.

IV.

Wer eine größere Menge von Zauberanweisungen überschaut, dem muß es auffallen, daß immer dieselben Zahlen wiederkehren; in der That bildet die Beobachtung gewisser Zahlen einen wesentlichen Bestandtheil des Zaubers. Im allgemeinen ist festzustellen, daß nur ungerade Zahlen wirksam sind; so erklärt es sich, daß die Pythagoreer, die manchen alten Volksglauben aufnahmen, die ungerade Zahl für gut und männlich, die gerade für böse und weiblich erklärten, wenn die ungerade Zahl den himmlischen, die gerade den unterirdischen Göttern heilig war; vielleicht hatte deshalb der alte römische Kalender nur Monate von 27, 29 oder 31 Tagen. Den Hennen sollte

Digitized by Google

man eine ungerade Zahl von Eiern unterlegen, die Zahl der Schafe einer Herde sollte ungleich sein, zu Heilmitteln nimmt man stets eine ungerade Zahl von Beeren, Körnern oder Regenwürmern, einen Verband darf man nach drei oder fünf Tagen abnehmen, einen Heiltrank trinkt man drei oder fünf Tage lang; nur ungerade Tage galten den Aerzten für kritisch.

Unter den einzelnen Zahlen behauptet die Drei den ersten Rang; mit Recht sagt Aristoteles, daß die Drei im Kultus besonders beliebt ist. Horen, Moiren, Eumeniden, Sirenen, Hesperiden, ursprünglich auch die Musen, bilden eine Dreiheit; die unterirdischen Gottheiten, Pluton, Demeter und Kora oder wie sie immer genannt werden, sind in Eleusis wie an anderen Orten unzertrennlich verbunden; im kapitolinischen Tempel werden Juppiter, Juno, Minerva gemeinsam verehrt. Drei Götter ruft man bei Eidschwur und Gebet an, eine Dreizahl von Thieren wird beim Opfer bevorzugt (τριττύς, suovetaurilia). Am deutlichsten tritt das im Todtenkult hervor, in dem wohl der Ursprung der ganzen Vorstellung zu suchen ist: am dritten Tage wird der Todte begraben, am dritten und neunten, manchmal auch am dreißigsten Tage nach der Bestattung finden Todtenopfer statt; drei Tage darf die dem Tode entrissene Alkestis nicht reden, denn solange gehört sie noch den Unterirdischen und ist daher unrein. Drei Tage vor der Ausführung eines Zaubers muß man rein bleiben, dreimal spricht man die Zauberformel und dreimal spuckt man dabei aus, dreimal umschreitet man das Feld bei Bittgang oder Reinigung, dreimal führt man das Opfer um den Altar, dreimal bestreicht oder umschreibt man die kranke Stelle. Aus drei Quellen schöpft man Wasser, um den Baum vor der Sommergluth zu schützen oder die Befleckung von sich abzuwaschen; drei Körner, drei Blätter u. dgl. braucht man zur Bereitung des Heilmittels, drei Tage wendet man es an. Auch die volksthümliche Rede-

Digitized by Google

wendung dreimal glücklich, dreimal unglücklich darf herangezogen werden.

Nächst der Drei kommen ihre Vielheiten Neun und Siebenundzwanzig in Betracht. Wir finden eine Neunzahl von Musen, Korybanten, Kureten, Telchinen; neun Tage dauern die spartanischen Karneen, ein Apollofest; dabei werden auf neun Plätzen Zelte für je neun Mann errichtet. Alle neun Jahre steigt Minos in die idäische Grotte, um mit Zeus Rathes zu pflegen, neun Jahre dauert die Verwandlung des Werwolfes in der arkadischen Sage (S. 10), ebenso lange muß Apollon zur Sühne für die Tödtung der Pythonschlange dem Admetos dienen, neun Jahre lang werden meineidige Götter in der Unterwelt gestraft. Neun Jünglinge und neun Jungfrauen waren die Stammeltern der illyrischen Völker; bei den Römern finden wir die nundinae, den alle neun Tage stattfindenden Markt, das novemdial, die neuntägige Unreinheit z. B. nach einem Todesfall, und die neun Lampen bei der Hochzeit. Im Zauber wird die Neun ganz ebenso, aber nicht gleich häufig verwendet wie die Drei; daß man Fäden von neunerlei Farbe im Heilzauber verwendet, sei deshalb erwähnt, weil „neunerlei" auch im deutschen Volksglauben von Bedeutung ist.

27 Oelzweige legt Oidipus beim Opfer an die Eumeniden auf den Boden, 27 Tage verweilte man in der idäischen Zeusgrotte. Im römischen Sühnopfer dominirt diese Zahl vollständig: 27 Jungfrauen singen den Bittgesang, 27 Knaben und ebenso viele Mädchen haben das carmen saeculare des Horaz vorgetragen, 27 Stiere werden geschlachtet, 27 Kapellen hatte die römische Argeerprocession zu passiren. Es ist also kein Zufall, daß gerade 27 Wespenstiche tödtlich sein sollen.

Die Sieben spielt ihre Hauptrolle erst seit dem Eindringen der mit den sieben Planeten zusammenhängenden

Digitized by Google

semitischen Woche im Abendlande; aber daß ihre Geltung älter ist, können schon die altindischen Beispiele und der Apollonkult zeigen. Am 7. Thargelion ist Apollon geboren, sieben Knaben und sieben Mädchen wirken bei seinem Feste in Sikyon mit. Man kannte sieben Weise und auf Rhodos sieben Heliossöhne; je sieben Herden von Rindern und Lämmern weiden dem Helios auf Thrinakia, sieben Kuchen werden dem Zeus auf Kos geopfert; sieben schwarze Bohnen nimmt die römische Zauberin beim Opfer an die Unterweltsgöttin Tacita in den Mund. Dagegen sind nicht volksthümlich die pythagoreischen Spielereien, welche die Siebenzahl der Planeten, der Wochentage, der Töne der Leier u. a. zusammenstellen.

V.

Wir konnten hier nur wenige Seiten des antiken Aberglaubens berühren; aber es wird auch so schon klar geworden sein, daß die breite Masse des griechischen und römischen Volkes an vielen Vorstellungen festgehalten hat, welche den Gebildeten von damals ebenso unsinnig erschienen, wie sie uns heute erscheinen. Man darf die Alten darum nicht schelten. Der Aberglaube ist damals nie ernstlich bekämpft worden; wenn auch einzelne Denker ihre Stimme gegen ihn erhoben, so berührte das die unteren Volksschichten nicht. Das wurde etwas anders, als das Christenthum die Oberhand gewann und alle Reste der heidnischen Weltauffassung mit Energie zu beseitigen trachtete. Schon im vierten Jahrhundert haben sich Konzile und Synoden mit dem Aberglauben beschäftigt und Beschlüsse zu seiner Ausrottung gefaßt; in neuerer Zeit haben Kirche und Schule diese Bestrebungen fortgesetzt. Man kann nicht sagen, daß das allzu viel geholfen hätte; die modernen Griechen und Italiener treiben ziemlich dasselbe, was ihre Vorfahren vor Jahrtausenden getrieben haben. Wenn man sich auf den einseitigen Standpunkt

Digitized by Google

des Forschers stellte, so könnte man damit ganz zufrieden sein. Denn diese uralten Sitten und Gebräuche liefern uns ein unschätzbares kulturhistorisches Material; sie eröffnen uns Ausblicke in jene dunklen Zeiten, in denen die Vorfahren der modernen Völker sich nicht über den Zustand der Wilden erhoben, auf die wir mit Verachtung herabzusehen gewöhnt sind.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Eine zusammenfassende Darstellung des antiken Aberglaubens giebt es nicht; einzelne Vorstellungen sind meisterhaft behandelt von O. Jahn, Der Aberglaube des bösen Blickes bei den Alten. Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1855, H. Usener, Italische Mythen, Rhein. Museum 30, und E. Rohde, Psyche, Freiburg 1894. Reichhaltiges Material bei Rieß, Artikel „Aberglaube" und „Amulett" in Pauly-Wissowas Realencyklopädie; Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., Berlin 1875; Liebrecht, Zur Volkskunde, Heilbronn 1879. Die Zaubertexte sind edirt von Parthey, Abh. d. Berl. Akad., 1865; Wessely, Denkschr. d. Wiener Akad., Bd. 36, 42; Dieterich, Neue Jahrb. für Philol., Supplementband 16, und Abraxas, Leipzig 1891. Die Besprechungsformeln hat gesammelt R. Heim, Neue Jahrb. f. Philol., Supplementband 19. Außer auf diese und andere Arbeiten stütze ich mich auf eigene Sammlungen.

S. 6. Das anthropologische Material am besten bei Tylor, Die Anfänge der Kultur, deutsch von Spengel und Poske, Leipzig 1873. Vortrefflich auch Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, deutsch von Passow, Jena 1875. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 2 Bde., Stuttgart 1878, Leipzig 1889. Sehr anregend sind die Arbeiten von Andrew Lang, z. B. Custom and myth, London 1893, und die Monographie von Kohler, Der Ursprung der Melusinensage, Leipzig 1895. Das indische Material bei Oldenberg, Die Religion des Veda, Berlin 1894, und Hillebrandt im Grundriß der indo-arischen Philologie, III 2. Wohin voreilige Verwerthung der ethnologischen Sammlungen führt, zeigt z. B. Gomme, Ethnology in folklore, London 1892, der den unglücklichen Versuch macht, im europäischen Aberglauben arische und vorarische Elemente zu sondern.

S. 9. Ueber Werwolfglauben im Alterthum und Verwandtes handelt W. H. Roscher, Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wiss., XVII 3, dessen Erklärung der Erscheinung ich nicht für richtig halte. Vergl. Rhein. Mus. 52.

S. 14. Vergl. Boetticher, Der Baumkultus der Hellenen und Römer, Berlin 1856.

S. 15. Die Stelle über den Stein auf dem Latmos hervorgezogen von Usener, Rhein. Mus. 50, 147.

S. 21. Ueber die Nacktheit im Zauber handelt Weinhold, Abh. d. Berl. Akad. 1896, von dessen Erklärung ich abweiche.

Digitized by Google

S. 21. Das Fortwirken heidnischer Anschauungen im Christenthum behandeln Dieterich, Nekyia, Leipzig 1893, und Anrich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christenthum, Göttingen 1894. Zu warnen ist vor Trede, Das Heidenthum in der römischen Kirche, 4 Bde., Gotha 1889.

S. 35. Zur Verwendung der Fackel vergl. Diels, Sibyllinische Blätter, Berlin 1890, S. 47.

S. 38. Ueber 3, 9 und 27 Diels, a. a. O. 40 ff.

Digitized by Google

In der Sammlung **„gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"** ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

51 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	ℳ
Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	—.80
Conrad, Schillers Realismus. (N. F. 233)	1.—
Corrodi, Rob. Burns und Peter Hebel. Eine litterarhistorische Parallele. (182)	—.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190)	—.80
Dierds, Die schöne Litteratur der Spanier. (372)	—.75
— Poetische Turniere. (447)	—.60
Ebner, Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (N. F. 227)	1.—
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31)	1.—
— Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53)	1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	—.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. (N. F. 98)	—.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183)	—.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	—.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	—.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	—.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	—.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81)	—.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88)	—.80
Hauff, Shakespeares Hamlet. (N. F. 117)	1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)	—.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	—.60
v. Holtzendorff, Englands Presse (95)	—.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)	1.—
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	—.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79)	—.80
Maas, Das deutsche Märchen. (N. F. 24)	—.80
Mannhardt, Klytia. (239)	1.—
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	—.60
Marx, Die dichterische Entwickelung Shakespeares. (N. F. 211)	—.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45)	—.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92)	1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	—.80
Neményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341)	1.20
Nover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25)	—.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68)	—.80
— Die Thiersage. (N. F. 164)	1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265)	—.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83)	—.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde (N. F. 111)	—.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)	—.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429)	—.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256)	1.—
— Byron im Lichte unserer Zeit. (N. F. 51)	—.60

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Antiker Aberglaube

Von

Wilhelm Kroll,
Privatdozent an der Universität Breslau.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

18 1897

Heft 279.

Vergesellschaftung und gegenseitiger Beistand bei Thieren.

Von

Professor Dr. A. Brandt.

Bertha v. Suttner
gewidmet.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Zoologie und Botanik.

(56 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 28 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Aufl. (87/88) . . . . ℳ 1.60
Bolau, Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren Afrikanischen Kolonien. (N. F. 30) . . . . . . 1.—
Boll, Ueber elektrische Fische. (210) . . . . . . —.75
Brand, Ueber Variationsrichtungen im Thierreich. (N. F. 228) . . . . 1.—
Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) . . . . . —.60
Claus, Der Bienenstaat. (179) . . . . . . —.75
Cohn, Ferd., Ueber Bakterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschnitten. (165) . . . . . . —.80
— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) . . . . . . —.60
Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) . . . . . —.60
Franceschini, Die Biologie als selbständige Wissenschaft. (N. F. 157) —.80
Fritsch, Die elektrischen Fische im Dienste der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) 1.60
Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. (453) —.60
Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) . . . . . —.60
Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl. (52/53) 1.60
— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2 Abz. (78) . . . . . . 1.—
— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten (110) . . . . . . 1.—
Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschn. (247) 1.60
Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) . . . . . . —.60
Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) . . . . . . —.60
Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschn. (223/224) 1.60
Kraepelin, Die Brutpflege der Thiere. (N. F. 140) . . . . . —.60
Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschn. (197) . . —.75
Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) 1.—
v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) 1.20
Meyer, Die Ortsbewegung der Thiere. (N. F. 95) . . . . . 1.—
v. Meyer, Die thierische Eigenwärme und ihre Erhaltung. (N. F. 183) —.60
Möbius, Das Thierleben am Boden d. deutschen Ost- u. Nordsee. (122) —.60
Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung der organischen Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwins vermehrte Aufl. (13—13c) . . . . . . 3.—
Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) 1.—
— Ueber Muscheln, Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) . . 1.—
Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) . . . 1.—
Neumann, Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt. (N. F. 169) —.60
Pagenstecher, Ueber die Thiere der Tiefsee. (315/316) 1.20
Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) . . . . . . —.60
— Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' und Asche werden. (398) —.75
Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11) . . . . . . —.60
— Das Skelett der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) . . . . 1.—
Nees, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) 1.—
Roth, Die Unkräuter Deutschlands (N. F. 12) . . . . . . —.80

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der „Sammlung“ erschienenen Hefte.

Vergesellschaftung und gegenseitiger Beistand bei Thieren.

Von

Professor Dr. A. Brandt.

Bertha v. Suttner
gewidmet.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
DEC 3 189
LIBRARY.
Minot fund.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

An allen Ecken und Enden redet man vom Kampf ums Dasein, vom Kriege Aller gegen Alle. Das philosophische System eines Fr. Nietzsche, welches diesen Kampf und das Faustrecht in der menschlichen Gesellschaft beschönigt, ja verherrlicht, findet Scharen von Anhängern. „Im Thierreich herrscht der Kampf ums Dasein; der Mensch zählt zum Thierreich: ergo ....“ Dies wäre der Syllogismus der Weltweisen fin de siècle, welche sich in dilettantenhafter Weise die Errungenschaften der modernen Naturforschung zu Nutzen machen. Den zersetzenden Ideen dieser Herren treten zum Glück eifrige Bekämpfer entgegen, in deren Reihen auch den Zoologen ein Platz gebühren dürfte, denn ihnen kommt es zu gewisse Uebertreibungen und Mißverständnisse klarzulegen und dem Kampf ums Dasein ein anderes, dem Thierreich gleichfalls nicht fremdes Prinzip, das des gegenseitigen Beistandes, gegenüberzustellen. Diesem verdanken zahlreiche Thiere die Annäherung mit Ihresgleichen zur Bildung von Familien, Gesellschaften, ja ganzen, den menschlichen nicht unähnlichen Staaten. Dementsprechend wird uns hier die Aufgabe, aus dem einschlägigen, gegenwärtig recht umfassenden Beobachtungsschatze einige besonders schlagende Beispiele heranzuziehen und auf Grundlage dieses Materials die wahre Bedeutung der beiden entgegengesetzten Prinzipe — Kampf und Beistand — in ihrer Bedeutung als natürliche Grundlage der menschlichen Kultur und Moral gegeneinander abzuwägen.

Digitized by Google

Allen Lebewesen wohnt bekanntlich das Bestreben inne, sich in geometrischer Progression fortzupflanzen und mithin alle ihnen einigermaßen passenden Standorte und Nahrungsstoffe in Beschlag zu nehmen. Eine unabwendbare Folge hiervon ist das so häufig zu beobachtende gedrängte Beieinanderleben überaus zahlreicher Individuen. Man denke z. B. an die Austerbänke, wo auf unterseeischen Klippen, Pfählen und Faschienen unzählige Muscheln zu dicken Klumpen über- und aufeinandergepackt miteinander verwachsen, ihre Nachbarn bedrängen, einengen, von Wasser- und Nahrungszufuhr absperren; man denke ferner an die sog. Vogelberge, an jene aus dem Ozean und an dessen Ufern emporragenden Felsen, wo auf mächtigen Guanoschichten seit Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden Schwimmvögel aller Art ihr Brutgeschäft in dichtestem Gedränge, ein Weibchen neben dem anderen, besorgen und sich gelegentlich mit furchtbarem Gekreisch um ein Ei zanken, welches von ungefähr aus einem kunstlosen Nest in ein benachbartes gerollt. Man denke hier ferner an die verheerenden Insektenscharen jeder Art, welche sich in Wald, Feld und Garten einfinden. Eine überaus starke lokale Vermehrung nebst räumlich begrenzten Existenzbedingungen sind hier, wie auch in den vorhergehenden Beispielen, die Ursachen eines erzwungenen Zusammenlebens unter einer beständigen Konkurrenz um Raum und Nahrung. Nichts, mit alleiniger Ausnahme des Fortpflanzungsgeschäfts, verräth hier Gemeinsinn und gemeinsame Interessen. Und doch kann ein Zeitpunkt eintreten, wo urplötzlich ein dunkles, kaum bewußtes Gefühl der Zusammengehörigkeit die sinnlose Masse von Heuschrecken oder Getreidekäfern ergreift. Wie auf Kommando erhebt sich die zahllose Sippschaft in die Luft und zieht als Wolke, die Sonne verfinsternd, neuen Weideplätzen zu.

Die sich hier offenbarenden ersten Anzeichen des Gemeinsinnes treten bei gewissen anderen Wanderinsekten noch deutlicher

Digitized by Google

als in den soeben angeführten Beispielen zu Tage, so z. B. bei der gegen 1 cm langen Larve der sog. Heerwurm-Trauermücke (Sciara militaris), eines Zweiflüglers, welcher seiner Gestalt nach etwa die Mitte zwischen einer Mücke und Fliege hält. An der Larve ist nicht gar viel zu sehen. Sie ist durchscheinend weißlich mit schwarzem Köpfchen und trägt an ihren Vorderringeln drei Paar höckerförmige Fußstummel, welche bei der kriechenden, wurmförmigen, auf Streckung und Zusammenziehung beruhenden Bewegung der Larve eine nur passive Rolle spielend, als Stützpunkte dienen. Die Larven der Heerwurm-Trauermücke halten sich in Wäldern, namentlich in morastigen, auf. Wenn die Zeit der Verpuppung herannaht, rotten sie sich zu Scharen zusammen, ordnen sich zu einer Kolonne und begeben sich auf die Wanderung. Die Zahl der daran Theilnehmenden kann eine sehr verschiedene sein. Man hat Prozessionen von 4, ja von 6 m Länge beobachtet, in welchen sich diese Zahl auf nahezu 2 Millionen Köpfe abschätzen ließ. Das Ganze bildet eine Art Schlange, welche bald gerade, bald in Windungen, jedoch mit der Langsamkeit einer Schnecke einherschleicht. Die Breite der Heerschar schwankt zwischen etwa drei Fingern bis Handbreite, bei der Dicke eines Daumens; denn die Theilnehmer sind nicht etwa in einer Fläche auf dem Erdboden ausgebreitet, sondern in mehreren, ja vielen Schichten übereinandergepackt und kriechen einer auf dem Rücken des anderen. Hierbei bilden sie gleichsam einen lebendigen Brei, in welchem ein von den Thierchen selbst ausgeschiedener Schleim als Bindemittel dient. Dieser ist so zähe, daß es leicht gelingt, mittelst eines Stockes oder der Hand das Ende einer Prozession für einen Moment vom Boden emporzuheben. Wird die Prozession gewaltsam unterbrochen, sei es, daß man mit einem Stecken eine Partie herausreißt, sei es, daß die Räder eines Fuhrwerks Hunderte von Theilnehmern zerquetschen, so schließt sich der Defekt sofort, und der Heerwurm

setzt seinen, dem abergläubischen Landvolk so unheimlichen Gang ungehindert fort. Vor mehr als hundert Jahren stellte Kühn Experimente an, welche den Trieb zum geselligen Wandern der Heerwurmlarven illustriren. So sammelte er in einen Topf möglichst viele Larven und schüttete sie auf einer Stelle aus: binnen einer halben Stunde hatten sich die Thierchen zu einer Kolonne angeordnet und abermals in Bewegung gesetzt. Ein anderes Mal schüttete er die Maden in einen großen Kasten, auf dessen Boden sie gleichfalls ihren Umzug zu halten begannen. Selbst in einem Zuckerglase vermochten die Thierchen ihre Natur nicht zu verleugnen. Ihre Prozession schloß sich hier zu einem vollen Ringe, gleich einer Schlange, die sich in den Schwanz gebissen. In den zwanziger Jahren sprach Förster Beling, welcher die Larven sowohl im Walde als auch in der Gefangenschaft beobachtete, die Meinung aus, die eigenthümlichen Wanderungen bezweckten das Aufsuchen neuer Weideplätze. Hiergegen läßt sich einwenden, daß die Larven sich von modernden Pflanzentheilen nähren, an welchen in feuchten, sumpfigen Waldungen wohl nirgends Mangel, und ferner, daß die Wanderzüge von bereits ausgewachsenen, zur Verpuppung reifen Individuen unternommen werden. Daß diese wohl kaum noch der Nahrung bedürfen, wird dadurch bestätigt, daß die Verpuppung einzelner Individuen häufig während des Marsches auf dem Rücken der Kameraden vor sich geht, welche die Puppen mit sich fortreißen. Eine ältere, von Berthold geäußerte Ansicht erklärt die Zusammenrottung so zahlreicher Individuen durch ihr Bestreben, einander ein zur Verpuppung so günstiges Medium zu verschaffen, wie es die schleimige Ausscheidung der Thierchen darstellen möchte. Wohl möglich; doch bleibt hierdurch die Wanderung unerklärt. Vielleicht käme hierzu noch das Bedürfniß nach einer passenden Lokalität zur Verpuppung. Uebrigens können die Wanderungen der Heerwurmlarven kaum als beständige

Digitized by Google

Erscheinung betrachtet werden, dürften vielmehr bloß gelegentlich vorkommen.

Von diesen Beispielen mehr oder weniger zufälliger und unfreiwilliger Vergesellschaftung von Thieren wenden wir uns solchen zu, in welchen das Zusammenleben den ausgesprochenen Stempel des freiwilligen, mit Arbeitstheilung und gegenseitigem Beistande verknüpften Bundes an sich trägt. Ein sehr reichhaltiges Material bieten hier namentlich viele Hautflügler aus der Gruppe der Ameisen, Wespen und Bienen.

Im Anschluß an den Heerwurm sei hier zunächst gleichfalls ein Wanderinsekt, die Treiberameise (Anomma arcens) vorgeführt. Die Arbeiterinnen, also unentwickelten Weibchen, dieser westafrikanischen Ameise, welche merkwürdigerweise in ihrer Größe in den weiten Grenzen zwischen einer bis sechs Linien schwanken, sind Vagabunden von reinstem Wasser. Die Zahl, Raubgier und Gefräßigkeit macht die Treiberameise zu einem Schrecken für Mensch und Gethier. So flüchten bei ihrem Anmarsch Mäuse, Ratten, Insekten, kurz alles, was unter dem Dache des Menschen Herberge gefunden, und mit ihnen auch die menschlichen Bewohner selbst, Hals über Kopf, sei es mitten in der Nacht und ohne Bekleidung. Die Hausthiere in ihren Ställen und Einfriedigungen, das Geflügel im Hühnerstall werden unbarmherzig von den hungrigen Heerscharen gefressen. Wehe auch den Thieren des Waldes, welche sich von den Treiberameisen überrumpeln lassen. Diese sollen zunächst ihrem Opfer die Augen ausfressen und es darauf bei lebendigem Leibe mit ihren mächtigen Kieferzangen zerfleischen. Riesenschlangen in ihrem glatten Schuppenpanzer und hurtige Affen werden nicht selten eine Beute der Treiberameisen. Als richtige Räuber fliehen diese das helle Tageslicht und vollführen ihre Wanderzüge meist des Nachts, seltener an trüben Tagen. Vor den ihnen verderblichen Sonnenstrahlen flüchten sie unter dürres

Digitized by Google

Laub, verbergen sich im Grase, unter Gesträuch und umgefallenen Baumstämmen. Bisweilen trägt es sich zu, daß ein verspäteter Heerzug auf eine freie, von schützender Vegetation entblößte, von hellen Sonnenstrahlen beschienene Fläche geräth. Alsdann beginnt ein staunenerregendes Gebahren, welches man dem widerlichen Raubgesindel so leicht nicht zugetraut. Mit wahrer Todesverachtung macht sich der Vortrab daran, mit seinen Kiefern Erde oder Lehm zu einem durch Speichel verflüssigten Brei zu kneten, um daraus mit vereinten Anstrengungen einen zierlichen Bogengang, eine Gallerie zu formen, welche die gefährliche Stelle durchschneidet und zur geschützten Passage des ganzen übrigen Heerzuges dient. Bei Errichtung einer solchen Gallerie kommen mit viel Umsicht auch fertige Wandungen zur Verwendung, so Risse im Erdboden, Steine, Reisig und dergl. Liegt es dem räuberischen Heerzuge ob, an einem trüben Tage eine entblößte Fläche zu überschreiten, auf der sich seine Theilnehmer nicht sicher genug fühlen, so bilden die größten und stärksten Individuen eine schützende Gallerie, statt aus Erde oder Lehm, aus ihren eigenen Leibern. Deren Wandungen stellen einen wahren Filz von miteinander verflochtenen Körpern, Beinen und Kiefern dar. Während die ganze Armee diese Gallerie passirt, laufen Schildwachen und Plänkler emsig in deren Umkreis hin und her, nach Feinden ausspähend. Bei der geringsten Gefahr allarmiren sie ihre am Bau der Gallerie betheiligten Gefährten: die Gallerie löst sich auf, alles stellt sich in Kampfpositur. Oefters stößt der Wanderzug auf Wasserflächen, auf Bäche oder Rinnen und Pfützen, welche tropische Regengüsse hinterlassen. Auch solche, für den einzelnen unüberwindliche Hindernisse werden durch aufopfernde Anstrengungen von der Gesamtheit besiegt. Zunächst erklimmen die Kerfe Sträucher und Bäume, um die miteinander verflochtenen Zweige und Blätter als natürliche Brücken zu benutzen. Doch siehe,

Digitized by Google

dem Heerzug stellt sich ein neues Hinderniß in den Weg: eine gleichfalls von Wasser überfluthete Lichtung. Nun, so sollte man meinen, wird die Ameisenschar wohl den Rückzug antreten, um vielleicht auf Umwegen in der gewünschten Richtung weiter zu marschiren. Mit nichten. Zu unserem nicht geringen Erstaunen sehen wir die Thierchen sich zu förmlichen Guirlanden oder Ketten anordnen, welche, wenn sie zahlreich, die betreffenden Bäume und Sträucher gleichsam in einen Trauerschleier hüllen können. Es kommt eine solche Kette dadurch zu stande, daß zunächst eine der Ameisen, sich mit ihren kräftigen Kieferzangen an einen Zweig festbeißend, den Körper herabhängen läßt. An dieser Ameise kriecht eine zweite herab und beißt sich an ihr fest; auf diese folgt eine dritte, welche ihrerseits ihren Vordermann mit den Kiefern umklammert, dann eine vierte, fünfte u. s. w. Erreicht das untere Ende der Kette von selbst oder vom Winde geschaukelt einen in der gewünschten Richtung befindlichen Zweig, so wird dieser von der mit ihm in Berührung kommenden Ameise erfaßt. Die lebende Kette wird hierdurch zu einer Hängebrücke, über welche sofort die Passage der nachrückenden Gefährten vor sich geht. Vergegenwärtigen wir uns nun einen anderen Fall, nämlich den, daß ein solcher rettender Zweig nicht vorhanden und die herabhängende Guirlande endlich mit dem Wasserspiegel in Berührung kommt. Was geschieht nun? Der Vordermann stellt sich breitbeinig aufs Wasser, sich hierbei an seinen Nachbar klammernd. Dasselbe Manöver führen auch die nach wie vor unaufhaltsam nachrückenden Individuen aus, die Guirlande in eine sich mit jedem Momente verlängernde schwimmende Brücke verwandelnd. Diese wächst solange an, bis ihr freies Ende durch Wind oder Strömung ans gegenüberliegende Ufer getrieben wird; an dieses klammert sich nunmehr krampfhaft das mit ihm zunächst in Berührung kommende Insekt. Kaum vollendet, dient diese Brücke den unaufhaltsam nachkommenden Scharen

Digitized by Google

als gewohntes und zuverlässiges Kommunikationsmittel. Man darf wohl annehmen, daß so mancher von den kühnen Sappeuren, die sich mit so großer Aufopferung von ihren Mitbürgern mit Füßen treten lassen, seinen Tod in den Fluthen findet; wenn auch die Zahl der Opfer nicht zu hoch angeschlagen werden darf, da das Vermögen der Thierchen, selbst nach zwanzigstündigem Verweilen im Wasser wieder aufzuleben, experimentell bewiesen wurde. Hier sei endlich noch die sehr originelle Art und Weise erwähnt, wie sich die Treiberameisen bei Ueberfluthung ihrer Schlupfwinkel durch tropische Regengüsse zu helfen wissen. Sie ballen sich nämlich zu schwimmenden Kugeln zusammen, deren Durchschnittsgröße die eines Kricketballs. Die dichtverfilzte Masse einer solchen Kugel wird innen von kleinen und schwachen Individuen — wie die Eingeborenen meinen, von Weibchen und Kindern —, außen von großen und kräftigen gebildet: ein gutes Beispiel von gegenseitigem Schutz und Hülfe mit spezieller Sorge um die am meisten Bedürftigen.

Bei all' ihrem Hang zum Vagabundiren werden selbst die Treiberameisen eines Heims, wo ihre Wiege steht, nicht entbehren. Hier dürfte die friedliche Sorge um die Nachkommenschaft sich in analoger Weise wie bei unseren gemeinen einheimischen Waldameisen gestalten. Auch diesen seien nunmehr einige Worte gewidmet. Allbekannt ist die Beharrlichkeit, mit welcher unsere Ameisen Kiefernadeln und Reiser, alle ihre Kräfte aufbietend, über Unebenheiten des Weges, durch Moos und Grasdickicht tragen oder schleifen, wie sie bei übergroßer Last ihre Gefährten zu Hülfe rufen. Als Resultat ihrer emsigen vereinten Arbeit erscheint ein wahrer Wunderbau, der Ameisenhaufen, dessen wesentlichste Bestimmung — entgegen dem auch von den Fabeldichtern genährten volksthümlichen Glauben — keineswegs einen Speicher von Nahrungsmaterial für den Winter darstellt (denn die kalte Jahreszeit verbringt das arbeitsame

Digitized by Google

Völkchen im Zustande der Erstarrung), vielmehr die Bestimmung hat, dem Volke selbst, sowie namentlich auch der jungen Brut Obdach und Wärmeschutz zu gewähren. Das ihn durchsetzende Labyrinth von Gängen und Kammern bildet namentlich auch die Residenz mehr oder weniger zahlreicher Königinnen oder ausgebildeter Weibchen, welche sich voll und ganz nur einem Geschäfte, dem des Eierlegens, hingeben. Die aus ihren unzähligen Eiern schlüpfenden Maden werden von den Arbeiterinnen mit zerkautem Speisebrei gepäppelt und auch anderweitig gepflegt und gewartet, sorgsam bald hierhin, bald dorthin getragen, zeitweilig auch der Luft und dem Sonnenschein behufs einer Abtrocknung, Erwärmung und wohl auch Desinfektion ausgesetzt. In ähnlicher Weise lassen die Arbeiterinnen ihre Pflege auch den Puppen — vulgo „Ameiseneiern" — angedeihen. Den soeben zur vollen Ausbildung gelangten jungen Mitbürgern helfen die Arbeiter mit ihren Kiefern das feste Kokongespinnst zerreißen, um ans helle Tageslicht zu gelangen. Es sind gleichfalls die Arbeiterinnen, welchen die Sorge für die Säuberung des Palastes von Unrath und den Leichen der Mitbürger obliegt.

Streitsüchtig von Natur, binden unsere Arbeiterinnen mit ihren Mitbürgern, welche sich untereinander am spezifischen Nestgeruch erkennen mögen, nicht selten Händel an, halten aber, wo es gemeinsame Arbeit zum Wohl der Gesamtheit giebt, treulich zusammen. Um so feindlicher gebaren sie sich gegen die Konkurrenten aus fremden Gemeinschaften und gegen artlich verschiedene Stämme und treten mit ihnen in Kampf auf Leben und Tod. Als Waffen dienen hierbei die drohenden Kiefer, der stiletförmige Giftstachel und Strahlen ätzenden Giftes. Bei zahlreicher Betheiligung von Kämpfenden werden wohl auch förmliche Schlachten aufgeführt, welche mit der Flucht einer der Parteien endigen, wobei ein mit Verwundeten und Todten bedecktes Schlachtfeld zurückbleibt. Viele Arten von Ameisen unternehmen

Digitized by Google

regelrechte räuberische Streifzüge gegen die Bauten von Ameisen anderer Stämme, um ihnen Kokons mit Puppen abzujagen. Mit Sachkenntniß werden hierbei nicht etwa die Puppen von Männchen und Weibchen, sondern stets nur die von Arbeiterinnen mitgenommen; denn der Zweck des Raubes besteht darin, auf rasche und leichte Weise sich arbeitsame Sklavinnen zu erziehen.

Die Rolle, welche diesen Sklavinnen zukommt, ist eine recht verschiedene. So theilen sie bei den einen Arten bloß die Mühe ihrer Gebieter, bei anderen hingegen tragen sie allein die ganze Last des Baues der Behausung und der Brutpflege, kurz alle häuslichen Geschäfte, während ihre Herren und Gebieter ausschließlich der Sklavenjagd obliegen. Solche eingefleischte Sklavenjäger sind namentlich die Amazonenameisen (Polyergus). Daheim zeigen sich diese so ungeschickt, so hülflos, daß sie darauf angewiesen sind, alle Arbeiten den Sklavinnen zu überlassen. Ihre ausschließlich der Funktion als Waffe angepaßten Kiefer können nicht einmal zum Kauen der Nahrung verwandt werden. Die Sklavenhälter müßten daher inmitten des reichlichsten Proviantvorrathes elendiglich verhungern, wenn nicht gehorsame Sklavinnen ihnen fertig zerkaute Nahrung in den Mund schöben.

Als Urquell jeglicher organisirter Vergesellschaftung von Thieren unter gegenseitigem Beistand und Arbeitstheilung gilt allgemein, und gewiß mit Recht, die Familie. Auch für die ausgedehnten Vergesellschaftungen oder — wie man sie gern nennt — Staaten der Hautflügler muß dies Geltung haben; doch verursachte und verursacht noch heute die Frage den Biologen viel Kopfzerbrechen, wie wohl im einzelnen ein ursprünglich solitär lebendes Insekt sich zunächst zu einem engeren Familien- und späteren komplizirten Staatenleben emporgerungen. Neuerdings hat Verhöff dieses Thema mit viel Erfolg mit Bezugnahme auf Wespen und Bienen behandelt. Den Prozeß der Staatenbildung etwa historisch zu verfolgen, davon kann

Digitized by Google

natürlich keine Rede sein, da die Vergesellschaftungen der Hautflügler wohl schon lange vor dem Erscheinen unserer ersten Stammeltern vorhanden waren. Nur die vergleichend biologische Methode verspricht früher oder später den gewünschten Aufschluß. Die Ordnung der Hautflügler ist nämlich reich an Repräsentanten mit den verschiedensten Gradationen eines Zusammenlebens, von den ersten Andeutungen desselben bis zu den zahlreich bevölkerten Bienenstöcken mit ihren polymorphen, unter sich die Arbeit theilenden Individuen. So manche der hier in Betracht kommenden Arten sind offenbar erst dabei, eine Form von Gemeinleben zu erringen, welche von anderen, ihnen mehr oder weniger nahestehenden Arten schon früher errungen oder für sie ein bereits überwundener Standpunkt. Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche so kleiner Thiere, wie die Insekten, namentlich die in der Erde, in Baumhöhlen und anderweitigen Schlupfwinkeln lebenden, gehören sicher nicht zu den leichten. Hierzu kommt noch, daß die überwiegende Mehrzahl tropischer Arten bisher biologisch unerforscht bleibt.

Eine Versorgung der Brut mit Zufluchtsstellen und Nahrung seitens der Eltern bildet das leitende Motiv zur Vergesellschaftung der Hautflügler. Nach der Annahme von Verhöff dürfte bei den Ureltern zunächst der Trieb, die Nachkommen für die erste Lebensperiode mit Mundvorrath zu versehen, wach geworden sein. In seiner einfachsten Form äußert sich dieser Trieb noch heutzutage bei den sog. Wegewespen (Pompilus). Man trifft die kräftigen Pompilusweibchen eifrig in verborgenen Winkeln umherstöbernd und nach Spinnen suchend. Ist eine solche gefunden, so fällt unser Insekt erbarmungslos über sie her und stößt ihr, trotz aller Gegenwehr, den Giftstachel in den Leib. Durch das Gift entweder für immer oder zeitweilig gelähmt, wird die Spinne mit einem an ihrem Körper klebenbleibenden Eichen beschenkt. Die aus dem Ei schlüpfende Made

Digitized by Google

nährt sich von der Leiche der Spinne oder erscheint, falls diese wieder aufgelebt, als deren Parasit. Das Resultat ist in beiden Fällen das nämliche: zur Zeit der Verpuppung der Pompilus-made bleibt von der Spinne nichts mehr übrig als die Beine, Kiefer und die hornige Oberhaut. Die nächsthöhere Stufe einer Versorgung der Brut sehen wir bei einigen weiteren Arten derselben Gattung Pompilus realisirt, welche nicht nur ihre Eier an den Körper von Spinnen ablegen, sondern auch die Schlupfwinkel derselben als Wiege für ihre Nachkommen benutzen, indem sie ihre Fürsorge dahin verdoppeln, daß sie der Sicherheit wegen den Eingang in den Schlupfwinkel mit Steinchen verlegen. Eine noch höhere Stufe beanspruchen offenbar jene solitären Hautflügler, welche, nachdem sie eine Beute erhascht und ein Eichen darauf abgelegt, mit eigenen Kräften eine Unterkunft für Ei und Proviant errichten. Von hier bleibt nur noch ein einziger, allerdings sehr wesentlicher Schritt bis zu jenen Arten, welche zuerst die Zufluchtsstelle bauen und erst dann auf Beute zu ihrer Verproviantirung ausgehen. Hier zeigt sich schon dieselbe, anscheinend planmäßige Voraussicht, welche uns bei den Baumeistern komplizirter Bienenstöcke entgegentritt. Der ursprüngliche Typus eines Nestes — wie ihn Pompilus octopunctatus zeigt — ist der einkammerige. Eine weitere Komplikation bieten die Höhlen mit mehreren Kammern, welche entweder nur rosenkranzförmige Erweiterungen eines und desselben Ganges darstellen oder an den Enden von Nebengängen gelegen sind. Von besonderem Interesse als weitere Vervollkommnung in der Baukunst sind die freien Nester, welcher ihrerseits entweder aus Lehm geknetet oder aus Sandkörnern und anderweitigem Material zusammengefügt sein können. Ihre Bestimmung ist gleichfalls die von Vorrathskammern für Spinnen und Raupen, welche, durch vergiftete Dolchstiche gelähmt, weder todt, noch lebendig, vor Fäulniß bewahrt sind. Solche freie

Digitized by Google

Nester, die sich nicht gar selten an Steinen, Baumstämmen, Zäunen u. dergl. finden, sind derselben Familie der Pompiliden eigen und können ihrerseits vereinzelt oder in der Mehrzahl, zum Theil dicht zusammengedrängt, vorkommen.

Dem genannten Verfasser ist es gelungen, einiges Licht auf die muthmaßliche Entstehungsweise der Bienenkolonien zu werfen, also jener Hymenopterenkolonien, in denen das Zusammenleben uns nicht nur im größten Maßstabe entgegentritt, sondern auch — und dies ist für uns noch wesentlicher — zu einem ununterbrochenen geworden ist. Die ursprüngliche solitäre Lebensweise konnte seiner Meinung nach nur bei solchen Stammformen in eine gesellschaftliche übergehen, welche im Laufe des Jahres sich wiederholentlich fortpflanzten, wobei dem Weibchen Gelegenheit wurde, gleichzeitig mit der Brut mehrerer Generationen in Berührung zu bleiben; denn nur unter diesen Umständen wurde eine gemeinsame Pflege der Nachkommen ermöglicht. Wie dieses etwa verwirklicht wurde, hierüber giebt ein vergleichendes Studium der Nester verschiedener Halictusarten Auskunft. Diese legen ihre Höhlen gern im harten Boden an, woher wir denn den runden Eingangslöchern nicht selten auf Fahrwegen und sonnigen Lehmabhängen begegnen. Die innere Einrichtung der Behausungen ist bei den einzelnen Arten eine verschiedene. Das meiste Interesse bietet für uns die Behausung des Halictus quadristrigatus. Sie stellt eine gewölbte Kammer dar, in welcher Zellen zur Aufnahme von Eiern und Brut aufgestapelt liegen. Der obere, unterhalb des Gewölbes befindliche Theil der Kammer bleibt frei. Hier können sich die nacheinander ausschlüpfenden jungen Bienchen begegnen. Die Fortpflanzungsperiode unseres Insekts ist eine so ausgedehnte, daß die ältesten Larven schon im Begriff stehen, sich zu verpuppen, während das Mutterthier noch mit der Ablage neuer Eier und mit dem Einsammeln von Lebensmitteln für die zu erwartenden Larven beschäftigt ist.

Digitized by Google

Noch mehr, es ist ziemlich wahrscheinlich, daß die ältesten ihrer Kinder ihre Metamorphose zu ausgewachsenen Bienchen noch zu Lebzeiten der Mutter vollenden und somit auch mit ihr zusammentreffen. Nehmen wir an, letzteres würde zur Norm, nehmen wir weiter an, daß die Töchter sich die Arbeit sparten, neue Höhlen zu graben, und in der Stammhöhle sich ihre Zellen bauten, und wir hätten alsdann eine Form des Zusammenlebens, welche der der Hummeln recht ähnlich. So stände denn Halictus quadristrigatus — um mit Verhöff zu reden — faktisch an der Schwelle der Kolonisation.

Unseren sozialen Wespen gingen — der Ansicht desselben Verfassers nach — solitäre Formen voraus, welche zusammengedrängte Zellen bauten, deren freie Oberfläche zum Stelldichein für Schwestern und Brüder diente. Vergegenwärtigen wir uns, daß das Weibchen, überbürdet mit der Arbeit, immer und immer neue Zellen für die nachrückenden Eier zu bauen, nicht mehr im stande war, sie auch mit der nöthigen vollen Proviantration zu versehen. Was blieb ihr da anders übrig, als die Zellen unverschlossen zu lassen und die Brut nachträglich zu füttern? Hieraus ergab sich dann jene Form eines langsamen, bis zum Spätherbst dauernden Zusammenlebens der Stammmutter mit ihren zahlreichen Kindern, wie wir es bei unseren Wespen sehen.

Versuchen wir es nun, die soeben gewonnenen Andeutungen noch näher auszuführen. Die Hummeln sind noch schlechte Baumeister, welche ihre Behausung nicht selber herstellen, sondern als solche ein Mauseloch oder einen Maulwurfsgang benutzen, ihn höchstens innen nach ihrer Weise herrichtend. In diesem Raum tragen sie aus Blüthenstaub und Honig geknetete Ballen zusammen, welche die Königin mit mehreren Eichen belegt. Die jüngeren Maden fressen sich allmählich in die Futterballen hinein und höhlen in ihnen Zellen aus, deren Wandungen nachträglich

Digitized by Google

von der Königin oder von Arbeiterinnen durch Anfügung neuen Nahrungsmaterials ausgebaut werden. Aeltere Beobachter hielten diese Quasizellen für wirkliche, von Grund auf von den erwachsenen Individuen für die Nachkommen erbaute. So wären denn die Hummeln in ihrer Brutpflege nicht gar zu weit von jenen Pompilusarten entfernt, welche in einer fremden Höhle Mundvorrath für ihre zu erwartende Brut aufspeichern. Unterschiede beständen darin, daß dieser Mundvorrath nicht thierischen, sondern pflanzlichen Ursprungs und, was wesentlicher, daß er später nach Bedürfniß ergänzt wird. Der primitive Charakter der Hummelkolonien drückt sich auch in ihrer Kurzlebigkeit aus. Wie bei Halictus quadristrigatus werden sie von einem überwinterten, allein dastehenden Weibchen begründet. Als Neuerung erscheint hier aber der Umstand, daß die ersten, ältesten Kinder — wohl wegen einer mangelhaften Ernährung im Larvenzustande — mangelhaft ausgebildete, zur Fortpflanzung untaugliche Weibchen, also Arbeiterinnen darstellen. Diese gehen der Mutter als Gehülfinnen beim Zusammentragen von Nahrungsmitteln eifrig zur Hand. Später, bei besserer Ernährung der Larven, treten, wenn auch immer noch kleine, so doch anatomisch ausgebildete junge Hummelweibchen auf, welche unbefruchtete, drohnenbrütige Eier legen. Gegen den Herbst erscheinen schließlich auch vollständig ausgewachsene, befruchtungsfähige Weibchen oder Königinnen, welche dazu bestimmt sind, zu überwintern und im nächsten Frühling, jede für sich, eine neue Hummelkolonie zu begründen. Alle übrigen Insassen des Nestes gehen im Spätherbst zu Grunde. Ob die Begründerinnen eines Hummelnestes noch am Leben, wenn ihre voll und ganz entwickelten jüngsten Töchter ihre Metamorphose vollenden, ist eine Frage, welche von den einzelnen Beobachtern bald positiv, bald negativ beantwortet wurde. Wohl möglich, daß hier Schwankungen vorkommen. Ein frühzeitigeres Verenden der Stammmutter können

Digitized by Google

wir aus allgemeinem Gesichtspunkte als eine primäre Erscheinung deuten. Dem im ganzen noch recht primitiven und kurzen Zusammenleben der Hummeln entspricht auch die geringe Zahl ihrer Genossen, welche etwa nur hundert Individuen beträgt, von welchen etwa fünfundzwanzig Männchen, fünfzehn Weibchen und die übrigen sechzig Arbeiterinnen.

Im Gegensatz zu den Hummeln erscheinen die Wespen schon als sehr geschickte Baumeister. Als Baumaterial dient ihnen bekanntlich eine Papiermasse, welche sie aus zerkauter Baumrinde und Holzsubstanz selber darstellen. Sie formen daraus horizontale Waben mit sechseckigen, nach unten zu geöffneten Zellen. Manche Arten lassen es bei einer einzigen, an einem Stiel hängenden Wabe bewenden, während andere mehrere, in Stockwerken übereinander anlegen. Von außen wird der Bau noch mit einer gleichfalls papiernen, wohl auch mehrschichtigen Hülle bekleidet. Gleich den Kolonien der Hummeln sind auch die der Wespen einjährig und verdanken ihre Entstehung einer einzigen überwinterten Königin, welche zunächst ihr behülfliche Arbeiterinnen und dann geschlechtlich entwickelte Nachkommen erzieht. Die Gesamtzahl des Volkes ist bei manchen Arten noch eine recht schwache, bloß nach Zehnten, bei anderen, wie bei der brasilianischen Polybia liliacea mit ihren kolossalen walzenförmigen Nestern, nach vielen Tausenden zählende.

In einem großen modernen Bienenstocke läßt sich das Volk gelegentlich bis gegen dreißigtausend Köpfe veranschlagen, darunter eine einzige Königin und, zu einer gewissen Jahreszeit, bis gegen dreitausend Drohnen; alle übrigen Individuen sind Arbeiterinnen. Ein so zahlreiches Beisammenleben ist eine Folge nicht bloß einer rationellen menschlichen Pflege, sondern auch einer natürlichen ununterbrochenen Vergesellschaftung der Honigbienen; im Herbst gehen nur die Drohnen zu Grunde, und zwar weil sie als unproduktive Faullenzer erbarmungslos abgeschlachtet

Digitized by Google

werden; der übrige Stock mit all' seinen Arbeiterinnen hingegen wird im Gegensatz zu Hummel- und Wespengenossenschaften zum Winter nicht aufgelöst, sondern perennirt. Sein Bestehen wird nicht einmal durch die etwa vierjährige Lebensdauer der Königin begrenzt. Der Bienenstock löst sich nie auf, sondern erneuert sich und theilt sich bloß periodisch, letzteres als Gegengewicht eines übergroßen, den räumlichen Bedingungen nicht angemessenen Anwachsens. Im Hochsommer, vor dem Ausschlüpfen der ersten jungen Königin, verläßt die alte mit einem Theil des Volkes, als sog. Vorschwarm, den Stock, um einen neuen, filialen zu begründen. Erweist sich hierdurch die Zahl des Volkes im Stocke ansehnlich geschwächt, so erkennt es ohne weiteres die Herrschaft der zunächst ausschlüpfenden jungen Königin an und gestattet dieser, ihre zum Ausschlüpfen bereiten jüngeren königlichen Schwestern und Nebenbuhlerinnen zu tödten. Ist hingegen das Volk noch recht zahlreich, so wird die junge Königin durch die Arbeiterinnen vom Schwestermord zurückgehalten und gezwungen, nach dem Vorgang ihrer Mutter, mit einem Theil des Volkes zu emigriren. Zur Herrschaft im Stocke gelangt alsdann die nächstälteste junge Königin.

Nie gründet eine junge oder alte Honig-Bienenkönigin einen neuen Staat für sich allein, sondern stets unter Beihülfe zahlreicher Arbeiterinnen, welche ihr alle Sorge in Bezug auf Erbauung der Waben, Pflege und Ernährung der Brut, Aufspeicherung von Proviant für ungünstige Witterung ersparen, ja sie mit ausgewählter Nahrung im Stocke selbst füttern. Hierdurch wird sie, im Gegensatz zum Hummel- und Wespenweibchen, in die Lage versetzt sich ausschließlich dem Fortpflanzungsgeschäfte, d. h. der Produktion von Eiern, zu widmen, welche in der That täglich in erstaunenswerther Menge von ihr in die dazu bereitstehenden Zellen gesenkt werden. Die physiologische Arbeitstheilung zwischen den einzelnen Individuen zum Nutzen und Frommen der Gesamtheit ist, wie man sieht, bei keinem der übrigen Haut-

flügler so weit gediehen, wie bei der Honigbiene. Diese Arbeitstheilung ist auch in den äußeren und inneren Merkmalen von Königin, Arbeiterin und Drohne scharf ausgeprägt. Sehr beachtungswerth erscheint es, daß die Honigbiene ihre Waben aus keinem fremden Material erbaut, sondern aus einem Stoffe, welchen besondere, am Bauche gelegene Hautdrüsen ausscheiden. Diese Thatsache widerspricht einer etwaigen Annahme, es hätte sich die Baukunst der Honigbiene direkt aus der eines Halictus herausgebildet. Mithin haben wir es hier bloß mit Analogien und nicht etwa mit einem genetischen Zusammenhang zu thun. Dieser Satz wird noch durch die außergewöhnliche, senkrechte Anordnung der Waben bestätigt, welche aus zwei Schichten einander entgegengesetzt gerichteter Zellen bestehen.

Die sozialen Verhältnisse bei den erwähnten Hautflüglern befremden uns unter anderem auch durch ihre Isolirtheit im Thierreich. Mit alleiniger Ausnahme der Termiten findet sich nirgends bei Wirbellosen etwas Aehnliches. Noch mehr, selbst unter den Wirbelthieren, mit alleinigem Ausschluß des Menschen, dieses Zoon politicon, wie sich Aristoteles ausdrückte, giebt es kein einziges, bei welchem ein zahlreiches Zusammenleben von Individuen sich in so komplizirten Formen, wie bei den höheren, stacheltragenden Hautflüglern äußerte. Das Beisammenleben der Wirbelthiere trägt meist den Stempel einer Heerde oder höchstens einer Familie im engeren Sinne an sich. Man denke an die Schwärme der Fische, der Vögel, an die Heerden der Antilopen. Ein zahlreicheres, auf gegenseitiger Hülfe und Arbeitstheilung beruhendes Beisammenleben gehört selbst bei den Warmblütern zu den seltenen Ausnahmen. Dafür tritt hier in den Wechselbeziehungen des Individuums zu Seinesgleichen Ueberlegung und bewußtes Handeln in den Vordergrund.

Nach vollendetem Brutgeschäft und Kinderpflege erwacht bei den meisten Vögeln alljährlich der Trieb zur Geselligkeit.

Digitized by Google

Man trifft sie nunmehr zu Scharen zusammengerottet, bald ihrem Nahrungsbedürfnisse nachgehend, bald förmliche öffentliche Spiele und Manöver behufs einer Uebung im Fluge ausführend, zum Theil als Vorbereitung zur fernen Wanderung, welche alsdann gleichfalls trupp- oder scharenweise ausgeführt wird. Die Vortheile, welche aus einer vergesellschafteten Wanderung erwachsen, bestehen zunächst in einer Anführerschaft erfahrener, wegekundiger Reisegefährten, ferner in einem immerhin für die Dauer nennenswerthen gegenseitigen Wärmeschutze der einander deckenden und vor scharfem Winde schützenden Genossen. Ein konträrer Wind bricht sich zum Theil an der Brust der Vordermänner. Zur Abschwächung des Widerstandes der Luft ordnen sich die Schwärme mancher Vögel zu Ketten und Winkeln an, welche wie ein Keil die Luft durchschneiden. So fliegen z. B. die Kraniche. Die mechanische Bedeutung einer solchen Keilform wurde schon längst von den Zoologen erkannt. Dieselben wiesen dabei auch darauf hin, daß der Vordermann des Keils den meisten Widerstand der Luft zu besiegen, mithin seine Kräfte am meisten anzustrengen hat und daher auch am leichtesten ermüdet. Deshalb sehen wir denn auch von Zeit zu Zeit die Gefährten einander an der Spitze des Dreiecks ablösen.

Seßhafte Vergesellschaftungen beruhen bei gewissen Vögeln auf Polygamie; so bei vielen Hühnervögeln, so beim afrikanischen Strauß. Dieser Vogel ist für uns namentlich dadurch bemerkenswerth, daß seine polygamische Vergesellschaftung eben noch im Entstehen begriffen ist. Nicht gar selten findet sich der Strauß in bescheidenen Paaren. Ein solches Paar dehnt sich jedoch leicht zu einem weiteren bleibenden Familienverbande aus, wenn von den erbrüteten jungen Weibchen einige bei den Eltern verbleiben. Das Oberhaupt der Familie legt sich auf diese Weise einen Harem an, in welchem die Kinder den Müttern kommunistisch entfremdet werden, da nämlich sämtliche Weibchen ihre Eier in

Digitized by Google

ein gemeinsames Nest ablegen und gemeinsam mit dem Männchen bebrüten, insofern diese Arbeit nicht von den brennenden Strahlen der tropischen Sonne übernommen wird.

Eine andere Veranlassung zur gegenseitigen Annäherung und Vergesellschaftung kann durch ein unfreiwilliges Zusammendrängen von Vögeln auf einem beschränkten Raum gegeben werden. Mögen die auf einer aus dem Ozean ragenden Klippe nistenden Schwimmvögel auch noch so miteinander um die so karg zugemessenen Brutplätze zanken, im Falle einer gemeinsamen Gefahr vereinigen sie sich zur einmüthigen Abwehr. Dicht zusammengedrängte Nester können auch zu einem gemeinsamen Bauwerk verschmelzen, wovon das kollektive wabenförmige Nest der Siedelsperlinge (Philetaerus socius), auch Republikaner genannt, Zeugniß ablegt. Diese afrikanischen Vögel flechten ihre Nester aus Grashalmen, eines dicht neben dem anderen, als herabhängende, unten offene Beutel an den Aesten eines und desselben Baumes. Indem sie die Nester von oben mit weiteren Grashalmen bedecken, schaffen sie ein gemeinsames Dach, dem einer mit Stroh gedeckten Hütte nicht unähnlich. An einem solchen Bau können sich mitunter achthundert bis tausend Paar Siedelsperlinge mit der entsprechenden Zahl von Nestern betheiligen. Der originelle Bau verleiht den Insassen, ihren Jungen und Eiern einen bedeutenden Grad von Sicherheit vor den Angriffen verschiedenen Raubgesindels, namentlich von Schlangen.

Ratten und Mäuse in Häusern, Speichern und auf den Feldern, wie viele ihrer auch auf einen bestimmten Raum kommen mögen, bilden noch keinen geselligen Verband, solange sie nicht zu vereinten Handlungen zusammentreten. Das Bild ändert sich aber sofort und zeugt von Gemeinsinn, sobald die Nager, wie es zu verschiedenen Zeiten beobachtet wurde und noch heutigen Tages ab und zu vorkommt, sich zusammenrotten und auf die

Digitized by Google

Wanderung begeben, in geschlossenen Kolonnen unaufhaltsam vorwärtsdrängen, ja den Uebergang über wasserreiche Ströme forciren, halb schwimmend, halb über die Leichen ihrer ertrunkenen Gefährten schreitend. Paarweise lebt das Murmelthier der russischen Steppen in seinem unterirdischen Bau; aber die Paare siedeln sich gern nahe beieinander an und stellen, wenn sie nach Nahrung suchen oder sich im Sonnenschein ergehen, gemeinsame Wachen aus, welche durch ihr Pfeifen die Gefährten vor jeder ihnen drohenden Gefahr warnen. Wachtposten stellen auch Gemsen, Steinböcke und so manche andere heerdenweise lebende Säugethiere auf. Eintracht rettet vor überlegenen Räubern nicht selten auch solche Thiere, welche von der Mutter Natur bloß mangelhaft mit Waffen versehen wurden. Wird ein Trupp weidender Pferde von Wölfen angefallen, so drängen sich die Thiere, sei es instinktiv, sei es mit Ueberlegung, dicht zusammen, mit den Köpfen nach innen, da die Wölfe stets trachten, ein Thier an der Kehle zu packen, und schlagen erfolgreich mit den Hinterbeinen nach den Feinden aus.

Gemeinschaftliche Bauten werden nur von wenigen vierfüßigen Säugethieren ausgeführt, und unter diesen stehen die Biber obenan. Ihre Behausungen mögen den Urbewohnern Europas bei Errichtung der Pfahlbauten zum Muster gedient haben. Von Wasser umgeben, stellen sie aus Stöcken und Zweigen errichtete, mit Lehm, Schlamm oder Erde verfestigte Haufen dar, runden Heuschobern nicht unähnlich sehend. Im Inneren findet sich eine mit demselben Bindemittel ausgeschmierte Zentralkammer und in deren Umkreis eine ringförmige Gallerie. Von der Zentralkammer gehen lange unterirdische, unter dem Wasser ausmündende Gänge ab. Die gelegentlich bis 3 m hohen Biberbaue, wenn zu mehreren in einem und demselben Gewässer gruppirt, bilden gleichsam ein Dörfchen. Ein zu niedriger, das Schwimmen behindernder Wasserstand im betreffenden Bach

Digitized by Google

oder Flüßchen veranlaßt die Thiere, unterhalb ihrer Behausungen einen Damm zu bauen. Solche Dämme sind unzweifelhaft die bemerkenswerthesten von allen uns bekannten thierischen Bauten und zeugen von wahrhaft menschlicher Ueberlegung. In der That, der Damm wird eben da gebaut, wo er vonnöthen. Ist die Strömung schwach, so ziehen ihn die Biber in gerader Richtung quer von einem Ufer zum anderen; ist sie hingegen beträchtlicher, so erhält der Damm eine der Strömung entgegengerichtete Biegung, genau wie es die Ingenieurkunst vorschreibt. Das Vermögen der Thiere, sich an die gegebenen Verhältnisse anzupassen, ist ein so vollständiges, daß ein Beobachter nach der mehr oder weniger bedeutenden Krümmung des Dammes die Stärke der Strömung und den Druck des Wassers abzuschätzen vermag. Den gegebenen Verhältnissen trägt auch die Länge und Breite des Dammes Rechnung. Letztere weist bisweilen 6, erstere bis 200 (!) m auf. Allerdings erreichen die Dämme ihre definitive Breite durch herangetriebene Aeste, Schlamm und Sand und werden durch die Wurzeln der darauf sprossenden Bäume und Sträucher verfestigt; immerhin ist der darauf verwandte Kunstfleiß ein staunenerregender. Dämme und Hütten werden aber mit vereinten Kräften errichtet. Zunächst fällen die vierfüßigen Baumeister mit ihren meißelförmigen Zähnen ganze Bäume, zernagen darauf die Aeste zu Stöcken, wobei sie die kleineren Zweige mit den Vorderpfoten abbrechen, von den Stöcken aber die Rinde, ihre Nahrung, mit den Zähnen abschälen. Unter den Biberstöcken tragen einzelne nur am dünnen Ende die Spuren von Zähnen, während sie am dicken eine Bruchfläche zeigen. Die Stöcke dieser Kategorie erweisen sich an ihrer Basis so stark, daß die Annahme, ein einziges Thier hätte sie abgebrochen, kaum wahrscheinlich. Ein russischer Beobachter von Biberbauten, N. Cholodowski, führt die Erzählung eines Fischers an, welcher mit eigenen Augen gesehen

Digitized by Google

haben will, wie Biber zu Vieren sich auf das Ende eines Astes setzten und solange darauf schaukelten, bis derselbe mit viel Geknaster brach. Ein einfacher alter Fischer ist allerdings kein zuverlässiger Gewährsmann; doch enthält seine Beobachtung noch lange nicht das Wunderbarste unter den Leistungen der klugen Nagethiere. Daß Ameisen, beim Schleppen ihrer Lasten auf Hindernisse stoßend, Gefährtinnen zur Hülfeleistung heranziehen, daß die unter dem Namen der Todtengräber bekannten Käfer mit vereinten Kräften eine Maus, einen Frosch auf ihrem Rücken eine Strecke weit transportiren und in die Erde versenken, sind doch allgemein anerkannte Thatsachen; warum sollen wir den hochorganisirten Bibern, diesen so geselligen Baumeistern, a priori das Vermögen absprechen, mit vereinten Kräften Aeste zu brechen?

Wir wollen nunmehr dem bisher Angeführten noch einige Episoden aus dem Leben von Vögeln und Säugethieren anreihen, wo gegenseitiger Beistand nicht zu den instinktiven, zum Lebenscyklus gehörigen Handlungen zu rechnen ist, sondern durch die Eingebung des Augenblickes, durch eine, bewußtes Ueberlegen herausfordernde Konstellation von Umständen bedingt wurde.

Der vor einigen Jahren verstorbene russische Zoolog Professor K. Keßler war Augenzeuge folgender Episode: Eine alte Wildente mit ihren Jungen wurde von Jägern auf einem Weiher ertappt, der keine Zufluchtsstelle vor den todbringenden Feuerrohren bot. Sie flog davon, ihre unglücklichen Jungen scheinbar ihrem Schicksal überlassend; doch schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, und zwar nicht allein, sondern in Begleitung des Erpels, welcher sofort sich in naher Distanz vor den Jägern aufs Wasser niederließ und eifrig hin und herschwamm in der offenbaren Absicht, ihre Aufmerksamkeit von der Familie ab- auf sich selbst zu lenken. Unterdessen versammelte die besorgte Mutter ihre Kinderschar und flüchtete mit

Digitized by Google

ihr über eine schmale Landenge in den dahintergelegenen, wenig zugänglichen Sumpf.

Die Besucher von Thierbuden und zoologischen Gärten ergötzen sich an dem Eifer, mit welchem Affen einander von Parasiten befreien. Als Gegenstück hierzu erzählt Brehm von einer Meerkatzenheerde, welche soeben durch ein stacheliges Gebüsch gedrungen war. Die Affen streckten sich der Reihe nach auf Zweigen aus; zu jedem gesellte sich ein Gefährte, welcher den Pelz des Hingestreckten mit großer Aufmerksamkeit durchmusterte und jeden darin steckenden Dorn sorgfältig herauszog. Die Mantelpaviane (Cynocephalus hamadryas) drehen gern Steine um, unter ihnen nach Insekten und dergleichen Gethier suchend, und wenn sie an einen großen kommen, so wenden ihn so viele, als herankommen können, zusammen um und theilen die Beute. Brehm begegnete in Abyssinien einer großen Heerde von Pavianen, welche quer durch ein Thal zogen; einige hatten bereits den gegenüberliegenden Hügel erstiegen, während die übrigen sich noch im Thale befanden. Die letzteren wurden von den Hunden angegriffen, aber sofort eilten die alten Männchen von den Felsen herab und brüllten mit weit geöffnetem Munde so fürchterlich, daß die Hunde sich bestürzt zurückzogen. Sie wurden von neuem zum Angriff angefeuert, aber diesmal waren alle Paviane von den Höhen wieder herabgestiegen mit Ausnahme eines jungen, ungefähr sechs Monate alten, welcher, laut um Hülfe rufend, einen Felsblock erkletterte und von den Hunden umringt wurde. Jetzt kam eines der größten Männchen, stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen, nochmals vom Hügel herab, ging langsam zu dem jungen Thiere, liebkoste es und führte es triumphirend weg. Die Hunde waren zu verblüfft, um den Retter und seinen Schützling anzugreifen.

Den eben wiedererzählten analoge Fälle, welche gleichfalls unzweifelhaft von gegenseitiger Zuneigung und Beistandsbereit-

Digitized by Google

willigkeit unter den Gliedern nicht bloß ein und derselben Familie, sondern auch einer ganzen Genossenschaft zeugen, sind auch bei Vögeln beobachtet. So fand Kapitän Stensbury am Ufer des Salzsees im Lande der Marmonen einen alten, vollständig blinden Pelikan, welcher nichtsdestoweniger sehr fett war, woraus geschlossen werden konnte, daß er von seinen Gefährten gut gefüttert werden mußte. Allerdings scheint mir hier noch Raum für einigen Zweifel, da bei einem Fischreichthum des Sees und bei gut entwickeltem Gehör- und Geruchssinn der blinde Vogel sich vielleicht auch selbst seine Nahrung suchte. Durch unmittelbare Beobachtung von Blyth konstatirt erscheint hingegen ein anderer, analoger, gleich dem vorigen von Darwin zitirter Fall, in welchem indische Krähen ihre blinden Genossen fütterten. Aehnliches wird übrigens auch von einem Haushahn berichtet.

Auch das gegenseitige Wohlwollen einander fremdartiger Thiere sei hier durch einige Beispiele illustrirt. So brachte unlängst der Scientific American folgende, wie wir hoffen möchten, nicht erfundene Episode. Auf dem Hofe eines Farmers waren auf Stangen zwei Vogelhäuschen errichtet, von welchen das eine mehrere Sommer hintereinander von Zaunkönigen, das andere von Drosseln bewohnt wurde. Eines schönen Tages vertrieb ein Sperlingspaar die bei weitem schwächeren Zaunkönige aus ihrer rechtmäßigen Behausung. Nach etwa zehn Minuten kehrten jedoch die Vertriebenen mit sieben oder acht Ihresgleichen zurück und verjagten mit gemeinsamen Kräften die Eindringlinge; aber nicht für lange; denn nun holten sich ihrerseits auch die Sperlinge Verstärkung, und einem Dutzend derselben konnte die etwa gleiche Zahl von Zaunkönigen nicht widerstehen: sie wurden in die Flucht geschlagen. Hiermit war jedoch das feindselige Zusammentreffen noch nicht zu Ende; es folgte vielmehr noch der interessanteste Schlußakt. Während der Generalschlacht huschte nämlich einer der Zaunkönige ins

Digitized by Google

Häuschen der Drosseln, und wenige Augenblicke darauf warf sich ein Trupp dieser starken Vögel auf die Spatzen, um sie endgültig zu verjagen.

Hund und Katze sind sprichwörtliche Feinde, und trotzdem stehen sie miteinander nicht gar selten im freundschaftlichsten Einvernehmen. Einen solchen Fall der zärtlichsten Zuneigung führt Darwin an. Als eines Tages die betreffende Katze krank in ihrem Korbe lag, konnte der Hund nicht an ihr vorübergehen, ohne sie jedesmal mit der Zunge zu belecken — das sicherste Zeichen freundlicher Gesinnung bei einem Hunde. Treue Hunde sind bekanntlich bereit, Jeden anzufallen, welcher Miene macht, sich an ihrem Herrn zu vergreifen. Ein sehr furchtsames Schoßhündchen — erzählt Darwin — sprang, als man zum Scherz that, als schlüge man seine Herrin, von deren Schoß auf und davon, kehrte jedoch darauf zurück und suchte in rührender Weise durch Schmeicheln und Lecken des Gesichtes seine Sympathie für die Beleidigte an den Tag zu legen. Der Versuch wurde zum ersten Male ausgeführt und konnte daher das Betragen des Hündchens nicht auf Dressur beruhen.

„Vor einigen Jahren" — berichtet abermals derselbe eminente Naturforscher — „zeigte mir einer der Wärter des zoologischen Gartens ein paar tiefe, kaum geheilte Nackenwunden. Dieselben waren ihm von einem wüthenden Pavian zugefügt im Moment, als er, auf den Knien stehend, sich zur Erde beugte. Ein in demselben Käfig lebendes, dem Wärter zugethanes amerikanisches Aeffchen eilte, als es seinen Freund in Gefahr sah, demselben zu Hülfe, obgleich es große Angst vor dem Pavian hatte. Durch Schreien und Beißen lenkte das Aeffchen die Aufmerksamkeit des Pavians so weit ab, daß der Wärter im stande war, sich zurückzuziehen. Nach Aussage des behandelnden Arztes war sein Leben in großer Gefahr."

Treue und Gehorsam gegen die Aelteren, namentlich den

Digitized by Google

Anführer eines Trupps, einer Heerde herrscht wohl allerwärts bei höheren, intelligenteren Thieren. „Dringt eine Bande von Mantelpavianen" — berichtet Alvarez — „in einen Garten oder ein umhegtes Feld, so ist sie anfangs ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, so bekommt es eine Ohrfeige." Mag das Regiment, welches die Anführer einer Heerde mit Hülfe ihrer Fäuste, Zähne, Hörner und Hufe aufrechterhalten, noch so strenge sein, so fügen sich ihm dennoch die Untergebenen, welchen dieselben Waffen der Anführer auch Wehr und Schutz verleihen.

Auf dem Boden der Geselligkeit keimen auch bei Thieren gegenseitige Rechtsverhältnisse. Was über die Gerichtsversammlungen und Urtheilsvollstreckungen der Störche an verbrecherischen Genossen berichtet wird, gehört keineswegs ins Reich der Fabeln. Weniger bekannt dürfte folgende analoge, von Goldsmith für die Saatkrähe mitgetheilte Beobachtung sein. Die fieberhafte Energie, mit welcher die Saatkrähen den Bau ihrer Nester beginnen, kühlt allmählich ab. Ermüdet durch das Heranschleppen von Baumaterial aus größerer Entfernung, trachten sie dasselbe in der Nähe zu erlangen und machen sich dabei kein Gewissen daraus, sich gelegentlich auch fremdes Eigenthum anzueignen, indem sie aus einem gerade unbewachten Nest eines Gefährten die besten Reiser entwenden. Wird eine solche Plünderung von den Gefährdeten bemerkt, so bleibt die Strafe nicht aus, und zwar wird sie öffentlich und gemeinsam vollzogen. Der Beobachter sah in solchen Fällen acht bis zehn Saatkrähen sich auf das Nest des verbrecherischen Gefährten werfen und es in einem Nu zerstören, eine Strafe, wie sie gerechter wohl kaum erdacht werden kann; die Zerstörung des Nestes lehrt den Verbrecher, seine Wohnung aus auf ehrliche Weise erlangtem Material bauen, giebt ihm zu verstehen, daß, wer die Vorzüge eines Beisammenlebens genießen will, sich auch deren Verordnungen zu fügen

habe. Rechtsspruch, Verurtheilung, ja Hinrichtung des Ueberführten durch die Gesamtheit, wie sie für die Störche bekannt, wurde wiederholentlich auch bei Krähen beobachtet, dem Sprichwort zum Trotz, eine Krähe hacke der anderen die Augen nicht aus.

Weder im laufenden, noch sonst einem der früheren Jahrhunderte dürfte eine Parole oder ein Feldgeschrei so anhaltenden und so verbreiteten Widerhall gefunden haben, so allbeliebt, so populär geworden sein, wie heutzutage das Wort Kampf ums Dasein. Man pflegt diese moderne, so vielseitig angewandte Formel unwillkürlich mit dem Namen Darwins zu verknüpfen. Nicht ganz mit Recht, worüber uns der große Brite selbst belehrt, indem er auf seine Vorgänger Malthus auf nationalökonomischem und de Candolle den Aelteren und Lyell auf naturwissenschaftlichem Gebiete als Entdecker des Prinzips vom Kampf ums Dasein hinweist. Das Verdienst Darwins besteht im Ausbau und in der Anwendung desselben zur theoretischen Lösung des großen Problems vom Ursprung der Mannigfaltigkeit organischer Gestalten. Er ging dabei nicht bloß mit erstaunenswerther Sachkenntniß und Gründlichkeit zu Werke, sondern trat auch im richtigen Zeitpunkt auf, als der Boden zur Aufnahme ähnlicher Ideen gehörig vorbereitet war. Heutzutage weiß wohl jeder Quartaner, daß bereits im neunten Jahrhundert normannische Piraten einen Winkel Amerikas nicht bloß entdeckten, sondern auch für kurze Zeit kolonisirten. Trotzdem schreiben wir mit Recht die Ehre der Entdeckung des neuen Kontinents einem Kolumbus zu, da er es ja war, welcher die neue Welt der alten einverleibte, sie sozusagen auf den Markt der Weltgeschichte warf. Erst seit Darwin wurde die Lehre vom Kampf ums Dasein Gemeingut und fand ihre Anwendung auf die verschiedensten Forschungsgebiete, das nationalökonomische nicht ausgenommen, auf welchem ihre ursprüngliche Wiege ge-

Digitized by Google

standen. Hierbei wurde die Lehre je länger, je mehr Gegenstand eines förmlichen Kultus. Es wäre leichtfertig, leugnen zu wollen, was so offenbar, nämlich die große Bedeutung des Kampfes ums Dasein im Leben der organischen Natur und des Menschengeschlechts. Wir bezwecken dies hier auch keineswegs, sondern wollen bloß vor jenen Uebertreibungen warnen, welche bis an die Säulen des Herkules führen, indem sie den Kampf ums Dasein als normalen Zustand der menschlichen Gesellschaft hinstellen.

Wir sind dem oben zitirten russischen Zoologen Keßler Erkenntlichkeit dafür schuldig, daß er bereits vor siebzehn Jahren, als die Schwärmerei für den Darwinismus sich in einer noch mehr akuten Periode als die gegenwärtige befand, sich dazu entschloß, in einer öffentlichen Rede dem Kampf ums Dasein das Gesetz, wohl richtiger das Prinzip gegenseitiger Hülfe gegenüberzustellen. Von den beiden Triebfedern organischen Lebens, dem Hunger und der Liebe, führt der erstere zum Kampf, zur Entzweiung, während die Letztere zur Quelle einer Annäherung, einer Vergesellschaftung wird. Aus der Annäherung beider Geschlechter erwächst ihre gegenseitige Zuneigung nebst wechselseitiger Hülfe, welche alsdann auch auf das Produkt, die Jungen, später auch auf einen weiteren Familienverband ausgedehnt werden. Die gegenseitige Hülfe gleichartiger Individuen bietet nicht nur ein Gegengewicht des Kampfes zwischen ihnen, sondern erleichtert ihnen den gemeinsamen Kampf mit den Repräsentanten anderer Arten. Je mehr die gleichartigen Individuen zusammenhalten, einander beschützend und unterstützend, desto mehr erscheint das Bestehen, die Verfestigung und Weiterentwickelung der betreffenden Art sowohl in körperlicher, als auch intellektueller Beziehung gesichert. In den verschiedensten Thierklassen, namentlich den höheren, sehen wir denn auch das Prinzip der gegenseitigen Hülfe sich offenbaren. Wir wählten oben eine Reihe von Bei-

Digitized by Google

spielen aus einer reichen Fülle bekannter. Bei genauerem Zusehen könnten wir sie leicht verzehnfachen, ja verhundertfachen und würden dabei zur immer deutlicheren Einsicht gelangen, daß zu dem bisher in der zoologischen Litteratur Registrirten sich noch immer mehr wird hinzufügen lassen. Unter den herangezogenen Beispielen entnahmen wir einige den Schriften Darwins. Sie mögen als Beweis dafür dienen, daß dem wesentlichsten Begründer der Lehre vom Kampf ums Dasein die neben dem Kampfe einherlaufenden Erscheinungen gegenseitigen Beistandes durchaus nicht fremd waren. Seine Theorie der Entstehung der Arten auf eine natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein gründend, fand er bloß keine Veranlassung dazu, den gegenseitigen Beistand zu einem besonderen Gesetz oder Prinzip zu erheben.

Mit der Krone der Schöpfung, dem Menschen, ist Mutter Natur anscheinend recht stiefmütterlich verfahren. So verweigerte sie ihm eine Pelzdecke zum Wärmeschutz, scharfe Krallen und Zähne, kräftige Hufe und Geweihe als Angriffs und Vertheidigungswaffen. Künstliche Surrogate für alle diese, verschiedenen anderen Repräsentanten der Säugethierklasse verliehenen Vorzüge sollte sich der Mensch erst selbst im harten Kampfe ums Dasein erwerben. Als Ersatz für alle übrige Ausrüstung zu diesem beschenkte ihn die Natur mit höheren geistigen Fähigkeiten und einem Paar kräftiger Arme, welche, befreit von der Aufgabe, den Körper zu tragen, sich in jeglicher Kunstfertigkeit üben und vervollkommnen konnten. Das wäre die Ausrüstung, mit welcher die Natur unsere Troglodyten-Voreltern ins Dickicht des Urwaldes mit all seinen Schrecken gesetzte. Viele Jahrtausende lang mochten sie sich in diesem Walde umhergetrieben haben, zitternd ohne Unterlaß vor Naturerscheinungen und wilden Thieren, zur Stillung des nagenden Hungers mit Beeren, Früchten, Eiern und Nestvögeln fürlieb nehmend. Als Zufluchtsstellen gegen Kälte und Nässe dienten ihnen die Aeste der Bäume,

Digitized by Google

hohle Stämme, Höhlen, Felsspalten, wohl auch von Bären und anderen wilden Thieren verlassene Gruben. Solche thierähnliche Troglodyten konnten natürlich keinerlei historische Denkmäler hinterlassen. Das vage Lebensbild, welches wir hier für sie entwerfen, beruht daher allerdings auf Vermuthungen, doch erscheinen uns diese als zwingende, unserem modernen wissenschaftlichen Gesichtskreis gemäße Schlußfolgerungen. Im Vergleich mit jenen Troglodyten erscheinen uns die allerursprünglichsten Völkerschaften, welche noch heute in einigen tropischen Ländern ihr elendes Dasein fristen, als Kulturmenschen.

Nun fragt es sich, was mochte die Thiermenschen auf die primitivste Kulturstufe erhoben, wer den ersten Anstoß zu ihrem kulturellen Fortschritt gegeben haben? Als Vater jeglicher menschlicher Kultur und somit als den größten Erfinder aller Zeiten darf man wohl jenen bescheidenen, von Allen vergessenen Troglodyten hinstellen, welcher zuerst darauf gekommen, sich im Gebrauch von Stöcken und Steinen als Waffen und Werkzeuge methodisch zu üben.[1] In der That, von diesem Momente an erwies sich der Mensch als entschädigt für den dem eigenen Körper angestammten Mangel. Doch war es selbstverständlich nicht genug, sich selbst eine geschickte Handhabung solcher einfachster, der Natur entnommener Ausrüstungen, Waffen zu eigen zu machen; es mußten vielmehr auch die Stammesgenossen mit deren Gebrauch bekannt gemacht werden und mußte diese Kunst von einer Generation auf die andere übertragen werden. Nur durch gegenseitige Berührung, durch ein Zusammenleben konnten Erfindungen eines Einzelnen Gemeingut werden und eine Kulturära bedingen. Eine Annäherung von Individuen zu Familien und großen Genossenschaften und mithin auch zum gemeinsamen Kampf ums Dasein mit der Außenwelt tritt uns als für das Entstehen einer Kultur nothwendigste Bedingung entgegen.

Digitized by Google

Hier und dort in felsigen Gegenden vorkommende scharfe Steinsplitter gaben unseren Urtroglodyten schneidende, gleichzeitig als Messer, Axt und Schaufel brauchbare Werkzeuge in die Hand. Solche natürliche Splitter mußten ihrerseits auf die Idee einer künstlichen Erzeugung derselben durch Schlagen eines Steines gegen den andern und später auch zu einer Egalisirung und Schleifung der Splitter führen. Die Herstellung von Steinwaffen ist bereits ein Handwerk, welches, wie jedes andere, neben Kraft und Geschicklichkeit noch Uebung und Erfahrung fordert, wie sie nicht allen Individuen in gleichem Grade eigen sein konnten. Hierin läge eine naturgemäße Veranlassung zu Arbeitstheilung bereits in einer alten vorhistorischen Periode. Zur Blüthezeit des Steinalters bestanden schon gewissermaßen Waffenfabriken. Ganze Haufen von Steinsplittern nebst gelungenen und mehr oder weniger mißlungenen steinernen Aexten, Messern, Pfeil- und Lanzenspitzen, wie sie gegenwärtig bisweilen haufenweise im Erdboden gefunden werden, legen davon Zeugniß ab.

So bezeichnete denn der regelrechte Gebrauch eines Stockes und Steines, als elementarste Naturwerkzeuge, die Morgenröthe menschlicher Kultur, während eine weitere Stufe derselben sich durch künstliche Bearbeitung und Vervollkommnung dieser Werkzeuge charakterisirte. Eine gleichzeitige mit Arbeitstheilung und gegenseitigem Beistand verknüpfte gesellige Lebensweise erschien hierbei als nothwendige Bedingung. Daß aber die Menschen der Steinzeit sich schon gesellig niederließen, dies erhellt zur Genüge aus den auf uns überkommenen vorhistorischen Denkmälern, welche von ihrem Haushalt und Thun und Treiben untrügliches Zeugniß ablegen, namentlich die so ausgedehnten, unzweifelhaft kollektiven Anhäufungen von Küchenabfällen mit ihren unzähligen Knochen, Austerschalen und Scherben grober irdener Gefäße. Nur durch einmüthige gemeinsame Bemühungen

Digitized by Google

konnten zu jenen Zeiten so schwierige Aufgaben bewältigt werden, wie z. B. die Errichtung von Pfahlbauten, die Erbeutung riesiger Mammuthe, deren man wohl nur dadurch habhaft werden konnte, daß auf ihrem Wege zur Tränke große, mit Zweigen verdeckte Fallgruben angelegt wurden. Wo es was zu theilen giebt, da giebt's auch Veranlassung zum Streit. In den primitiven Familien und Genossenschaften dürften daher auch nicht immer Friede und Eintracht geherrscht haben; doch schon die Thatsache eines Bestehens von Genossenschaften zeugt von einem wenigstens leidlichen Modus vivendi im Namen gemeinsamer Interessen. Diese mußten ganz besonders zu Tage treten in Veranlassung eines Einbruchs von Raubthieren in die Niederlassung, bei Ueberschwemmungen, Waldbränden, sowie auch namentlich bei blutigen Zusammenstößen mit feindlichen Nachbarn. Die Veranlassungen zu Fehden mit Ihresgleichen konnten ziemlich verschiedenartig sein, so eine gewaltsame Besitznahme von Jagd- und Fischereigebieten, ein aus fremder Falle oder Schlinge entwendetes Wildpret.

Aus kleinsten Anfängen erwuchs eine höhere Kultur mit ihrer großen Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, mit ihren so mannigfaltigen materiellen Zuständen und Bedürfnissen der Menschen, mit ihrem so bedeutenden Komplikationsgrad der Thätigkeit der Einzelindividuen mit ihrer so weitgehenden Arbeitstheilung zwischen letzteren. Wir brachten die Entstehung und Komplicirung dieser Kulturelemente mit einer Vergesellschaftung behufs gegenseitigen Beistandes in Zusammenhang; gleichzeitig wiesen wir aber auch darauf hin, daß der Mensch bereits auf seiner ursprünglichsten Kulturstufe über Waffen verfügte, welche er unstreitig nicht bloß gegen wilde Thiere, sondern gelegentlich auch gegen Seinesgleichen richtete.

Niemand wird bestreiten wollen, daß die blutigen Zusammenstöße zwischen Genossenschaften und ganzen Völkern nicht bloß

Digitized by Google

in vorhistorischen, sondern auch in historischen Zeiten sich für sie zu einer Quelle vielfacher Vervollkommnungen gestalteten, welche entweder neu erfunden oder beim Feinde entlehnt wurden. Die Apologeten des Krieges halten denselben geradezu für die wesentlichste Triebfeder der Civilisation. Hierbei ziehen sie als sehr beliebtes Beispiel den Feldzug Alexanders des Großen nach Indien heran, dank welchem in der That der Gesichtskreis der klassischen Welt durch eine Bekanntschaft mit der eigenartigen Kultur eines fernen Ostens und seinen Naturgaben bedeutend erweitert wurde. Aehnliche Beispiele lassen sich in Fülle aus der alten, mittleren und neuen Geschichte zusammenstellen. Außerhalb der modernen Kulturströmung gebliebene Völker werden durch Kriege aus ihrem Schlummer aufgerüttelt und von der Strömung mit fortgerissen. Selbst der Koloß am Stillen Ocean mit seiner uralten, mumificirten Kultur sieht sich nach der soeben erhaltenen blutigen Lektion genöthigt allmählich die Pforten der ewigen Mauer zu öffnen und seine langen Zöpfe auf den Altar moderner Civilisation niederzulegen.

So war es stets bisher, so ist es gegenwärtig und so wird es bleiben. Ganz recht! aber ob für immer? Den Apologeten der Kriege als einer ein für allemal statuirten internationalen Verkehrsform möchte man doch einige Erwägungen vorhalten.

Wenn Kinder sich raufen, so begehen sie eine Unart, die ihrem Alter angemessen und um so weniger verdammungswerth, als sie mit einer Uebung von Kraft und Geschicklichkeit verknüpft ist, welche für das spätere Leben keineswegs überflüssig. Es geht über das Verständniß unserer Rangen, sowie auch roher Volksstämme und eines niederen Plebs, sich in ihren Handlungen vom erhabenen Princip einer Achtung vor der Person ihrer Mitbürger leiten zu lassen. In einem ganz anderen Lichte erschiene uns eine Rauferei zwischen volljährigen und gleichzeitig gebildeten

Digitized by Google

Menschen. Niemand würde ihnen glauben, wenn es ihnen einfiele, sich hierbei durch etwaige Ziele höherer Selbstvervollkommung rechtfertigen zu wollen. Wird es nicht allmählich Zeit, daß auch die civilisirten Völker Europas sich in dieser Beziehung als majorenn zu fühlen beginnen?

Im alten Rom war es ein fast unerhörtes Ereigniß, wenn die Thore des Janustempels geschlossen wurden; während heutzutage die Kriege immer seltener und seltener werden, je länger, je mehr dringt ihre Verdammung ins Bewußtsein der civilisirten Völker. Man kommt allmählich zur Einsicht, daß zur Schlichtung politischer Mißverständnisse noch andere, einem legalen, gerichtlichen Ausgleich analoge Mittel und Wege gefunden werden können. Was nun aber die civilisatorische Rolle der Kriege anbetrifft, so singt sie gegenwärtig ihr Schwanenlied, wenigstens in Bezug auf Nationen, welche eine hohe Kulturstufe einnehmen. Ein internationaler Verkehr auf dem Gebiete des Gewerbes, des Handels, der Wissenschaft erscheint nunmehr als mächtigerer Hebel zur gegenseitigen Belehrung, denn Ströme von Blut und Feuersbrünste. Vielfachen Einwänden, namentlich von interessirter Seite, gegenüber schlagen wir uns ohne Schwanken zu derjenigen Partei, welche der Ansicht huldigt, die Kriege müßten schließlich zu Anachronismen werden, namentlich auch nach Maßgabe dessen, wie die Völker durch internationalen materiellen und geistigen Verkehr sich untereinander mischen und veramalgamiren. Wann dies wohl endgültig in Erfüllung gehen wird, ob nach hundert, nach tausend oder Tausenden von Jahren? Vom allgemeinen, theoretischen Gesichtspunkte ist dies eine nebensächliche Frage, da die Geschichte der Civilisation in ihrer kolossalen Ausdehnung mit großem Maßstabe gemessen sein will.

Neben auswärtigen Kriegen, welche wenigstens nur von Zeit zu Zeit die besten jungen Kräfte zu Tausenden und Zehnten von Tausenden aus unserer Mitte reißen, wird nun aber inner-

Digitized by Google

halb jeder, namentlich auch civilisirten Nation noch ein anderer Krieg, und zwar unaufhaltsam geführt. Dieser aber ist erst der wahre Kampf ums Dasein im engsten Sinne des Wortes, der Krieg Aller gegen Alle, dieses Bellum omnium contra omnes, wie man sich gern ausdrückt. Seine Opfer zählen alljährlich nach Millionen und nur die Wenigsten gehen aus ihm als unverwundete Sieger hervor. Ihn kämpfen Stand gegen Stand, Partei gegen Partei, der Arbeiter mit dem Arbeitgeber, der Kapitalist mit dem Proletarier, der Käufer mit dem Verkäufer, der Vorgesetzte mit dem Untergebenen, der Bruder mit dem Bruder, ja, die Kinder mit den Eltern. Als Sieger geht für gewöhnlich der Starke, nicht der Gerechte hervor. So wehklagen die Moralisten und eine moderne Philosophie setzt triumphirend den Punkt aufs I: so war es stets, so ist es, so wird und muß es sein auch für und für; es lebe der Kampf ums Dasein, das Faustrecht, diese Schöpfer eines kommenden Geschlechts von Uebermenschen! Der Kampf ums Dasein ist ein allgemeines Gesetz der organischen Natur, dem auch der Mensch voll und ganz, ein für allemal unterworfen. Nur die Formen des Kampfes unterliegen einem allmählichen Wechsel, seine Härte und Intensität jedoch bleiben stets dieselben, ja nehmen womöglich noch zu. — Ist dem wirklich so? Nein, und tausendmal nein!

Zur Charakterisirung des Kampfes ums Dasein wird gewöhnlich das traurige Loos des Arbeiterproletariats hingestellt. Wie beklagenswerth die Lage dieser Unglücklichen auch sein mag — malen wir uns dieselbe in den düstersten Farben aus —, so werden ihnen gegenwärtig wenigstens Menschenrechte nicht abgesprochen, ein Gesetz schützt sie und die übrigen Bürger. Nicht so im Alterthum, ja hier und da, selbst in der Neuzeit, als die Arbeiter noch Sklaven waren, welche nichts weniger als Rechtsperson, sondern als Sache, als fremdes Eigenthum galten

Digitized by Google

und ungestraft von ihren Besitzern gemartert, ja getödtet werden konnten. Sie waren es, welche unter den sengenden Strahlen einer fast tropischen Sonne ihren von Peitschenhieben durchfurchten Rücken unter der Last von Bausteinen bei Errichtung der sieben Weltwunder beugten. Jedermann hielt dies damals in der Ordnung der Dinge; selbst so klare Denker, wie ein Plato betrachteten die Sklaverei als eine für den Staat unerläßliche Institution. Noch mehr, selbst ein Christus wagte es nicht, diese Institution direkt zu mißbilligen, und verhieß den Sklaven für hienieden erfahrene Unbill bloß einen Lohn im Jenseits. Die Negirung der Sklaverei erscheint erst dem Kulturmenschen der Gegenwart als unabweisbare Schlußfolgerung der erhabenen Lehre von der Nächstenliebe. Erst nach vielen düsteren Jahrhunderten ward diese Schlußfolgerung Gemeingut, muß aber noch heutzutage manchen zurückgebliebenen Völkerschaften mit bewaffnetem Arm beigebracht werden. Allerorten bricht sich, dem Faustrecht und Daseinskampf zum Trotz, das Bestreben Bahn, allen Bürgern ohne Ausnahme gleiche Menschenrechte zuzuerkennen. Die Zeiten sind unwiederbringlich abgethan, als das römische Volk sich an blutigen Zirkusspielen jubelnd ergötzte. Angeklagte werden nicht mehr gefoltert, Hexen und Ketzer nicht mehr verbrannt. Wenn irgendwo im Verborgenen hin und wieder etwas Aehnliches noch vorkommen sollte, so wird es von der öffentlichen Stimme einmüthig verdammt. Auch Heuchelei, Bestechlichkeit, Verleumdung, Intriguenwesen und Nepotismus werden öffentlich gebrandmarkt. Allerdings wird man, leider, zugeben müssen, daß diese Laster im geheimen noch in der modernen Gesellschaft, selbst in hochcivilisirten Ländern nicht selten das Leben redlicher Bürger vergiften, sie selbst und ihre gemeinnützigen Unternehmungen, für welche sie mit ganzer Seele und Aufopferung eintreten, zu Grunde richten. Wird aber durch solche Abnormitäten die Thatsache einer

Digitized by Google

kulturhistorischen Abschwächung, Vermenschlichung des Kampfes ums Dasein, dessen allmähliche Umgestaltung in friedlichen Mitbewerb auf dem Schauplatze des Gemeinwohls widerlegt?

Solange ein Menschenkind den aufrechten Gang erhobenen Hauptes noch nicht erlernt, kriecht es, gleich dem unvernünftigen Thier, auf allen Vieren; gewährt ihm die Zeit, und es wächst zu einem stolzen, nützlichen Staatsbürger heran. Die Entwicklungsgeschichte des Individiums spiegelt sich in millionenfacher Vergrößerung in der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft wider. Der Kurzlebigkeit eines Einzelwesens steht in unabsehbarer Perspektive die Dauer des Menschengeschlechts gegenüber. Nur vereinzelten Auserwählten wird es beschieden, binnen kurzer Decennien sich auf eine moralische Höhe zu schwingen, vor welcher sich die Mittelmenschen ehrfurchtsvoll neigen. Die Lebensdauer der Menschheit entzieht sich unseren Berechnungen. Ungerecht wäre es, von einem Halbwüchsling die Verkörperung des Ideals vom Guten und Wahren zu verlangen. Das mannbare Alter der Menschheit gehört einer ferneren Zukunft an. Je länger, je mehr, je entschiedener wird sie der Verwirklichung dieses Ideals näher treten. Hierfür bietet der schon in kurzer Zeit zurückgelegte Kulturpfad Bürge. Wir wagen die Behauptung, es müsse dies Jedem klar sein, wer nicht einem die eigene Nasenspitze fixirenden Fakir, sondern einem im Mastkorb postirten, mit einem Fernrohr ausgerüsteten Matrosen zu vergleichen. Viele unter uns erinnern sich ihrer Urgroßeltern, ja manche lauschen noch jetzt ihren Berichten über Ereignisse und Sitten verflossener Decennien und sind mithin Zeitgenossen von drei bis vier Generationen. Wir hätten hier einen in seiner Art sehr schätzenswerthen Maßstab für historische Zeiträume. In der That rechnen wir — entsprechend der mittleren menschlichen Lebensdauer — rund je drei Generationen oder Menschenalter auf ein Jahrhundert, so befänden wir uns

Digitized by Google

nur kurze vierzehn Generationen zurück an der Grenzmark des Mittelalters und zweiundvierzig zurück an der des Alterthums; um nur sechzig Generationen früher geboren, hätten wir staunend den Aufgang des leuchtenden Sternes über Bethlehem bewundert; alles in allem nur hundertfünfzig bis zweihundert Generationen zurück, wäre uns vielleicht die ehrenvolle Gelegenheit geworden, am Hof der ältesten Pharaonen unsere Aufwartung zu machen. Wie ärmlich erschiene uns heute dieser, nach damaligen Begriffen prunkende Hof, wie ärmlich die damalige stolzerfüllte Kultur, wie ärmlich die intellektuellen und ethischen Horizonte ihrer Zeitgenossen! Und wie sah es wohl bei uns in Europa vor zehntausend Jahren aus? Befanden wir uns alsdann im Bronze- oder Steinalter? Gleichviel! Seit damals verflossen ja nur elende dreihundert Generationen. Ist das viel oder wenig gegenüber der Thatsache, daß ein so kurzlebiges Einzelindividium persönlicher Zeuge mehrerer Generationen sein kann, viel oder wenig im Vergleich zu der schleichenden Langsamkeit, mit welcher die gesamte Thierwelt in ihrer gestaltlichen Ausbildung fortschreitet? Es ist gewiß sehr lobenswerth, gegen die modernen socialen Mißstände und Mängel zu wettern und ihre möglichst rasche Beseitigung zu verlangen; doch ist es andererseits kurzsichtig, das rasche Tempo und den kolossalen Umfang menschlichen Fortschrittes, wie ihn die Vergesellschaftung zu wechselseitiger Hülfe geschaffen, leugnen zu wollen.

Je enger und nachhaltiger das Zusammenleben der Menschen wird, um desto mehr macht der Egoismus dem Altruismus Raum. Hierbei geschieht dem Individuum kein Abbruch, da es seinerseits altruistische Dienstleistungen von den Mitbrüdern entgegennimmt. Die christliche Lehre fand die einfachste Formel idealer gegenseitiger Beziehungen: Liebe den Nächsten wie dich selbst; was du willst, das dir die Leute thun, das thue du ihnen. Dies wäre in der That die schlichte und einzig wahre,

Digitized by Google

für die Dauer auch einzig mögliche ethische Basis menschlicher Vergesellschaftung. „Jene", d. h. alle übrigen, sind gleich mir denkende und fühlende Wesen. Nur Derjenige, dem diese Wahrheit lebhaft gegenwärtig, ist würdig, die Vorzüge, welche ihm das soziale Leben spendet, zu genießen. Das Sich-bewußt-sein dieser Wahrheit bringt auch Werke zu stande, Werke des gegenseitigen Beistandes, der Aufopferung persönlicher Interessen denen der Nächsten und der Gesamtheit. So entsprießt dem Boden der Nächstenliebe das Pflichtgefühl. In diesem Sinne könnte man wohl auch folgende Frage Immanuel Kants beantworten: „Pflicht, wunderbarer Gedanke, der du weder durch sanfte Ueberredung, Schmeichelei, noch durch irgendwelche Drohung, sondern nur dadurch wirkst, daß du dein bloßes Gesetz der Seele vorhältst und dir damit stets Ehrerbietung, wenn auch nicht immer Gehorsam, erzwingst, vor dem alle Bestrebungen stumm sind, so verborgen sie sich auch auflehnen; woher stammst du?"

Nur ein Robinson, als einziger und unbegrenzter Beherrscher einer öden Insel, konnte sich des Pflichtgefühls entschlagen, und auch der nicht völlig, denn außer den Pflichten andern Menschen gegenüber giebt es noch Pflichten gegen alle fühlenden Wesen. Wir lassen hierbei noch die Pflichten gegen sich selbst und ein höheres Wesen beiseite liegen. Von der uns hier ausschließlich angehenden moralischen Nächstenpflicht war unser Einsiedler allerdings befreit und konnte sich höchstens in Gedanken gegen dieselbe vergehen; doch mit dem Erscheinen eines Freitag und später eines Donnerstag trat die Nächstenpflicht sofort wieder in ihre Rechte. Aus diesen schlichten Betrachtungen geht zur Genüge hervor, daß das Gefühl der Pflicht — und in ihrem Gefolge auch das Gewissen — Erzeugnisse der Vergesellschaftung darstellen.

Demselben Boden entsprossen auch bei Thieren mit socialen Trieben mehr oder weniger ausgesprochene Aeußerungen eines

Digitized by Google

altruistischen Gefühls, mag es nun deutlich bewußt oder mehr instinktiv erscheinen. Solche Thiere finden Gefallen am Beisammensein mit Ihresgleichen, drücken ihnen ihre Sympathie aus und erweisen einander größere und kleinere Dienste, wovon die oben angeführten Beispiele Zeugniß ablegen. Wie selbstverständlich, dürfen wir keineswegs erwarten, daß hier die Pflichtäußerungen stets den menschlichen Begriffen angemessen seien. Eine junge Bienenkönigin, welche ihre jüngeren Schwestern in der Wiege ermordet, handelt vom Gesichtspunkte einer Bienenstaats-Moral nur ihrer Pflicht gemäß; denn wollten mehrere junge Königinnen im Gefolge von Schwärmen den Stock verlassen, um neue zu gründen, so würde derselbe hierdurch in bedenklichster Weise geschwächt; während die Thätigkeit der Bürgerinnen unseres Amazonenstaates hauptsächlich auf dessen Wachsthum und Gedeihen gerichtet ist. Ein Akt nicht von Grausamkeit, sondern von Staatsweisheit wäre auch die Drohnenschlacht, in welcher faulenzende, die Gesamtheit beeinträchtigende Fresser beiseite geschafft werden.

Die Weltgeschichte, sowie auch die vergleichende Völkerkunde sind reich an Thatsachen, welche den soeben angeführten analog erscheinen. So überlassen gewisse nordamerikanische Rothhäute ihre entkräfteten Gefährten in der Prärie ihrem Schicksale; während die Feuerländer ihre alten und kranken Eltern lebendig begraben. Nicht viel besser steht es um den, allerdings mit religiösen Motiven bemäntelten Brauch der Inder, ihre Sterbenden an den Ufern des Ganges niederzulegen oder gar in die Fluthen des heiligen Stromes zu versenken, sowie auch die Witwenverbrennung des nämlichen Volkes. Die zivilisirte Gesellschaft der Gegenwart vollstreckt nur in großen Ausnahmsfällen das Todesurtheil an den schädlichsten ihrer Glieder; wobei sie sich der Gewissensbisse nicht entschlagen kann, sich die Missethäter selbst erzogen zu haben.

Digitized by Google

Mit Eintritt kalter Herbsttage geht die ganze Bevölkerung der Wespennester — mit Ausnahme weniger, die Existenz der Art sichernder Weibchen — zu Grunde; doch bevor dies geschieht, wirft sich die Schar der Todeskandidaten mit Ingrimm auf die noch in den Waben ruhenden Maden und Puppen und tödtet sie, die junge Brut auf diese Weise vor einem qualvollen Hungertode bewahrend. Unter den gegebenen Verhältnissen könnten die Wespen kaum „menschlicher" verfahren. Anders der zivilisirte Beherrscher des Erdballs: Dieser birgt dem Verderben preisgegebene Findelkinder, pflegt selbst hoffnungslose Kranke bis zu ihrem letzten Athemzuge, ohne zu gewaltsamen, sie von ihren Qualen befreienden Mitteln zu greifen, da diese eine Panik unter Kranken und Gesunden verbreiten würden.

Erscheinen schon die sittlichen Beziehungen der Menschen gar verschieden, je nach den Ländern und Epochen; um so verschiedener, mannigfaltiger sind die Wechselbeziehungen zwischen den Individuen der formenreichen Thierwelt. Hier waltet zwischen ihnen das Faustrecht, der schonungsloseste Kampf ums Dasein, dort gegenseitiger Beistand. Weshalb, so muß man sich fragen, soll der Mensch sich gerade den Kampf mit Seinesgleichen und nicht etwa den gegenseitigen Beistand zum Muster, zur Richtschnur nehmen? Nicht in Fehde und Zwietracht, sondern mit einmüthigen Anstrengungen, friedlich zusammengeschart, kämpfen die sozialen Thiere mit dem größten Erfolge für ihre Existenz, schaffen Wunderbauten und förmliche Staaten.

Das menschliche Individuum — hören wir behaupten — soll mit allen ihm zu Gebote stehenden intellektuellen und physischen Mitteln sich zum Uebermenschen emporringen. Mag er dabei seine Nächsten bedrängen und erdrücken, gleichviel! Sie werden im Kampf ums Dasein zu Grunde gehen; der Uebermensch bleibt bestehen. So lautet eine moderne philosophische Doktrin, welche mit genialen Sophismen die elementarsten

Digitized by Google

Ergebnisse der Biologie und Kulturgeschichte zurechtmodelt und verdreht. — Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, hier noch die Frage nach dem Urquell des Kampfes ums Dasein im Thierreich zu berühren. Dieser Kampf wird bekanntlich hervorgerufen einerseits durch ein beschränktes Maß an Raum und Nahrungsmaterial und andererseits durch das allen Organismen innewohnende Bestreben, sich mit erstaunenswerther Schnelligkeit in geometrischer Progression bis ins Unendliche fortzupflanzen. Alle Plätze am Tische der Natur sind längst und lange besetzt; daher muß der alljährlich erzeugte Ueberschuß an Individuen zu Grunde gehen, was denn auch im Kampf ums Dasein geschieht. Sieger in diesem Kampf bleiben im allgemeinen die Stärkeren, äußeren Widerwärtigkeiten am besten Trotzenden. So steht es in der Thierwelt. Nun fragt es sich aber, ob das Gesetz des numerischen Gleichgewichts der Individuen sich ohne weiteres auch auf den Menschen übertragen läßt?

Der Mensch besiegt die äußere Natur und macht sie sich je länger je mehr tributpflichtig. Seine Existenz ist nicht mehr an bestimmte unmittelbare Erzeugnisse der Wildniß als Nahrungsmittel, an hohle Baumstämme, Höhlen und Felsspalten als Zufluchtsstellen gebunden. Einem angeborenen Mangel an Wärmeschutz zum Trotz verbreitete sich das Menschengeschlecht aus seiner muthmaßlichen tropischen Urheimath fast über die ganze feste Oberfläche des Erdballs. Es erlernte nicht bloß, der unmittelbaren Naturgaben in reichlicher Quantität habhaft zu werden, sondern auch dieselben massenhaft zu kultiviren und zu verarbeiten. Mag es auch allerorten nicht wenig Hungerleider geben; mögen auch ganze Volksklassen, Stämme und Nationen kaum ein elendes Dasein fristen; immerhin deckt die Summe der alljährlichen Erzeugnisse der ganzen Menschheit mit Ueberschuß deren Bedarf. Auf Kosten dieses Ueberschusses vermehrt sie sich dauernd, dem allgemeinen, für die

Digitized by Google

thierische Gesamtheit geltenden Gesetze vom numerischen Gleichgewichte zum Trotz. Wir wollen gern zugeben, daß nach Jahrtausenden dieser Vermehrung schon durch Raummangel ein Riegel vorgeschoben werden wird. Durch welche Maßnahmen alsdann eine Kompletzahl menschlicher Wesen statuirt werden wird — wäre voreilig, schon jetzt vorausbestimmen zu wollen. Einstweilen ist jedenfalls die Vervielfältigung des Menschengeschlechtes noch für so manche Jahrtausende räumlich gesichert. Hand in Hand mit ihr dürfte auch die Quantität der alljährlich produzirten Subsistenzmittel, dank technischen und industriellen Vervollkommnungen und Erfindungen, heranwachsen, besonders sobald die Chemie den Weg einer künstlichen, fabrikmäßigen Herstellung der wichtigsten Nährstoffe betreten wird. So findet denn die wesentlichste, natürliche Ursache, welche bei den Thieren nothgedrungen den Kampf ums Dasein hervorruft, auf die Menschheit als Ganzes keine Anwendung. Unterkunft und Nahrungsmittel werden also voraussichtlich noch sehr lange für Alle ausreichen, wenn nur eine gegenseitige Uebereinkunft in Bezug auf ihre gerechte Vertheilung nicht ausbleibt.

Zu diesen Betrachtungen gesellt sich noch die Erwägung, ob denn auch wirklich der Kampf ums Dasein zwischen stammverwandten thierischen Individuen mit einer solchen Erbitterung geführt wird, wie es Laien gern annehmen. Zahlreiche, in diesem Vortrage angeführte Beispiele weisen auf ein starkes Gegengewicht hin, welches der Kampf des Individuums mit dem Individuum in den sozialen Instinkten und Neigungen findet. Gesellige Thiere kämpfen ums Dasein mit äußeren Feinden und Widerwärtigkeiten des Klimas und Standortes gemeinsam, sie kämpfen hierbei ohne Zweifel mit größerem Erfolg, als die sich auf ihre Einzelkraft verlassenden. An welchen Thieren soll sich wohl der Mensch, dieses veredelte, vergeistete Thier, ein Beispiel nehmen?

Digitized by Google

Beeinträchtigung, Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren macht sich so wie so nur allzu oft in der modernen Gesellschaft geltend. Wohin käme wohl die letztere, falls diese Erscheinungen legalisirt würden, wie es die Ethik eines Fr. Nietzsche befürwortet? Ein geregeltes Wirken und Schaffen auf dem Boden einer gesitteten Kultur verlangt unbedingt Einigung der Menschen und ein Gefühl der Sicherheit für den kommenden Tag, wie es nur auf einer billigen Anerkennung der Rechte aller Einzelindividuen basirt sein kann. Als Uebermensch gelte nicht Derjenige, welcher nach dem Rechte des physisch und intellektuell Stärkeren seine Kräfte dazu gebraucht, um Andere zu verdrängen und zu erwürgen, sondern Derjenige, welcher sie im friedlichen Wettstreit überflügelt und ihnen alsdann dazu verhilft, sich jener Höhe, jener relativen Vollkommenheit zu nähern, welche ihm selbst zu erreichen vergönnt war.

Wettstreit, das wäre jene ideale Konkurrenzform, zu welcher sich für den Menschen je länger, je vollständiger der Kampf ums Dasein umgestalten soll. Wettstreit ist im Grunde genommen auch eine Aeußerung von Egoismus, jedoch eines Egoismus in seiner Anwendung auf den Altruismus, auf das Wohl unserer Nächsten, auf das der Gesamtheit. In solch edlem Wettstreit ringen die Bewerber um den Preis nicht gegeneinander, sondern mit vereinten Kräften — Viribus unites — wie die ebenso kurze, als würdevolle Formel lautet.

Anmerkung.

[1] So gern wir dies auch thäten, können wir die Ehre, zuerst elementare, der Außenwelt entnommene Waffen überhaupt gebraucht zu haben, nicht dem Menschen zuschreiben. Entgegen einer früher nicht selten geäußerten Behauptung können nämlich die Affen hierin die Priorität für sich beanspruchen. So knackt der Schimpanse im Naturzustande eine wilde, einer Wallnuß nicht unähnliche Frucht mit einem Steine. Dschelada-Paviane

sah man auf die sie angreifenden Mantelpaviane Steine herabrollen, welchen die Angreifer auszuweichen suchten. Auf ähnliche Weise wehrten sich Paviane auch gegen den Angriff von Menschen. Orangs sah man Zweige und dornige Früchte in Wuth von einem Baum brechen und als Schauer von Geschossen auf den Angreifer herabwerfen. (Zusammenstellungen hierüber finden sich in Darwins „Abstammung des Menschen“.) Die Handhabung der erwähnten Elementarwerkzeuge seitens der Affen ist übrigens eine ungeschickte; so sind sie vollständig außer stande, einen Stein mit Präzision zu werfen.

Berichtigungen

zu einem in dieser Sammlung (N. F., X. Serie, Heft 228, 1895) erschienenen Vortrag desselben Verfassers „Ueber Variationsrichtungen im Thierreich“.

S.	11	Z.	14	v.	u.	statt	fesselte	lies	fesselt.
„	13	„	14	„	o.	„	Säugethieraordnungen	„	Säugethierordnungen.
„	13	„	16	„	o.	„	Nagelthiere	„	Nagethiere.
„	13	„	15	„	u.	„	Lemoren	„	Lemuren.
„	15	„	1	„	u.	„	waren	„	wären.
„	17	„	15	„	o.	„	im	„	mitten im.
„	18	„	1	„	o.	„	Ideale	„	Reale.
„	18	„	3	„	o.	„	Realen	„	Idealen.
„	19	„	5	„	u.	„	Hallen	„	Hollen.
„	25	„	11	„	o.	„	wie	„	wir.
„	26	„	10	„	u.	„	unserer	„	innerer.
„	29	„	4	„	o.	„	als	„	also.
„	32	„	11	„	o.	„	Wirbelthierseite	„	Wirbelthierreihe.
„	38	„	2	„	o.	„	Didder	„	Bidder.
„	43	„	9	„	o.	„	Massaore	„	Manöver.
„	43	„	14	„	u.	„	Muscheln	„	Menschen.
„	45	„	14	„	u.	„	örtlichen	„	artlichen.
„	50	„	14	„	o.	„	crassicaudae	„	crassicauda.
„	54	„	10	„	o.	„	Mirvana	„	Nirvana.

Digitized by Google

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist früher erschienen:

Ueber Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(42 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25.50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142)	M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94)	1.—
Comes, Die Laven des Vesuv. Uebersetzt von Mohrhoff. (N. F. 80)	—.80
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479)	1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283)	—.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums. (472)	1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294)	1.60
— Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353)	1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241)	1.—
— Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277)	—.80
— Die Halbedelsteine. (334)	—.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76)	—.60
List, Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild. (N. F. 126)	—.80
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu ein Kupferstich. (202)	1.20
Noeggerath, Jakob, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104)	—.60
— Der Torf. (230)	—.75
Petersen, Der Zustand im Erdinnern. (N. F. 118)	1.—
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten u. ihre Beziehung z. Erde. (151)	—.60
— Die Gewinnung von Gold und Silber. (379)	—.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185)	1.60
— Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301)	1.60
— Ueber das Gold. (324/325)	1.20
Rensch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuskript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424)	1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2. Abz. (92)	—.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2. Abz. (19)	—.75
— Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111)	—.75
— Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306)	—.75
— Ueber die Erdbeben. (390)	—.80
Röttger, Erdbeben (N. F. 74)	1.—
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 2. Abz. (55/56)	1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März und April 1866 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38)	—.80
— Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153)	—.60
Tarnuzzer, Falb und die Erdbeben. (N. F. 139)	—.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439)	1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160)	—.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86)	—.60
Zirkel, Die Umwandlungsprozesse im Mineralreich. (136)	—.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251)	—.80

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der „Sammlung“ erschienenen Hefte.

Digitized by Google

Vergesellschaftung
und gegenseitiger Beistand bei Thieren.

Von

Professor Dr. A. Brandt.

Bertha v. Suttner
gewidmet.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 280.

Chidher in Sage und Dichtung.

Von

Dr. G. Zart
in Königsberg Nm.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerling.

Sein Wesen und Wirken.

Dem deutschen Volke geschildert

von

Aurelius Polzer.

Mit 9 Abbildungen. 104 S. 8°. Geb. Mk. 3.—

Ein Dichter der Schönheit.

Von

Karl Erasmus Kleinert.

Mk. 1.—

Die kleine, von Polzer mit Wärme und Begeisterung geschriebene Lebensbeschreibung will keine ausführliche, quellenmäßige Darstellung dieser eigenartigen Dichtererscheinung sein; indessen die Beigabe der Holzschnitte verleiht ihr eine Bedeutung, die über den Tag hinausreicht.

Deutsche Roman-Ztg. 1890, Nr. 17.

— — eine populär gehaltene Biographie, die, auf Grund langjähriger persönlicher Freundschaft geschrieben, uns viele interessante Einblicke in den Werdegang und das Seelenleben des Dichters gestattet.

Deutsche Revue 1890.

Das Werk ist ein klar gefaßter Auszug aus der größeren Selbstbiographie des Dichters; angenehm berührt der Patriotismus des Verfassers, der seinen engeren Landsleuten hier und da einige herbe Wahrheiten sagt. Eine werthvolle Beigabe bilden die 10 Holzschnitte u. s. w.

Westermann's Monatshefte 1890, Nr. 406.

Die beiden biographischen Skizzen, von Männern aus dem Freundeskreise seiner letzten Jahre mit liebevollem Interesse für des Dichters inneres und äußeres Leben verfaßt, gewähren Jedem eine genußreiche Lektüre, dem es nur darum zu thun ist, sich über den Gang seines Lebens und Dichtens in ruhiger, von der Kritik ungestörter Darstellung zu belehren. Jedenfalls berührt der warme Ton in beiden Darbietungen wohlthuend, zumal nach den unerquicklichen Erörterungen in der letzten Lebenszeit sowohl als kurz nach dem Hinscheiden eines Mannes, dessen nur der „Schönheit und Liebe" geweihtes Sinnen und Singen jeden Verdacht der Berührung mit dem Rohen und Niedrigen von vornherein hätte entkräften müssen. Wenn darum rühmend anzuerkennen ist, daß beide Biographen gegen solche Unterstellungen in entschiedener und würdiger Weise Einspruch erheben, so erscheint doch andererseits nunmehr — nach Verlauf nahezu eines Jahres nach des Dichters Tode — eine mehr objektiv gehaltene, mit kritischem Auge prüfende Biographie ausführbar und vor allem an der Zeit zu sein; letzteres um so mehr, als zu hoffen ist, daß durch eine solche der inzwischen von sonst nicht unberufener Seite aufgetauchte Zweifel an Hamerlings Bedeutung für die zeitgenössische Dichtung wohl beseitigt werden dürfte.

Frankfurter Ztg. 1890, Nr. 168.

Digitized by Google

Chidher in Sage und Dichtung.

Von

Dr. G. Bart
in Königsberg Nm.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
DEC 18 1897
LIBRARY.
Minot fund.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wer war Chidher? Diese Frage drängt sich Jedem auf, der Rückerts tiefsinniges Gedicht Chidher gelesen hat. Doch sind die Antworten der Gelehrten auf jene Frage gar sehr verschieden und wenig befriedigend. Die Einen sagen, er sei ein Genius, ein Dämon des Frühlings, die Anderen halten ihn vor allem für einen Wanderer. Einer der größten Kenner des Arabischen, Fleischer in Leipzig, pflegte zu lehren: „Chidher war bei den alten Arabern Repräsentant der im Frühjahr wieder auflebenden Erde. Die Legende von ihm ist aus der alten Zeit herübergenommen." Aehnlich äußerte sich Wahl, wie es scheint, nach dem Vorgange Fleischers: Chidher sei der Genius des Frühlings. Der Biograph Muhammeds, Sprenger, weist aber seinerseits mit Bestimmtheit die Vermuthung zurück, daß die Sage von Chidher semitischen Ursprungs sei. Das wenigstens ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Vorstellung eines Geistes wie Chidher im semitischen Monotheismus keine Wurzel hat. Sie widerspricht vielmehr der Lehre der Hanifen, der judenchristlichen Lehrer des Muhammed, aus deren Rollen dieser folgende Verse anführt:

Lobpreise den Herrn, den Schöpfer der Welt,
Den Großen, der Ebenmaß herstellt,
Den Ordner, der uns lenkt;
Die Weide grünt, wenn er sie tränkt,
Und verdorrt, wenn sein Strahl sie versengt.

Digitized by Google

Muhammed selbst hat den Namen des Chidher im Koran nicht genannt. Nur die Ueberlieferung nennt ihn und bringt ihn bald mit Moses, bald mit Alexander dem Großen zusammen, läßt ihn bald an diesem, bald an jenem besonders heiligen oder besonders fruchtbaren Ort erscheinen. Der Khalif Harun al Raschid heißt ein Nachfolger oder Stellvertreter des Chidher wegen des Hin- und Herreisens in den Ländern. Ein Abbaside wird von einem Dichter gepriesen, weil er „die äußersten Enden der Erde sich hergelangt hat durch Macht, als ob er darin die Fußspuren des Chidher suchte". Andere machen in ihrem Eifer für die Lehre Muhammeds Chidher zum Verkündiger oder Propheten des Islam und rechnen ihn unter dessen achtundzwanzig Propheten. Viele fromme Männer erzählen, daß Chidher ihnen erschienen sei, daß sie ihn gesehen und gesprochen haben. Nach der Ansicht der meisten aber ist er unsichtbar und wird erst am Ende der Zeiten sterben. Muhammed und sein Zeitalter waren weit davon entfernt, Chidher ohne weiteres Ewigkeit zuzuschreiben. Andere thaten dies. — Das alles ist echt arabisch, enthüllt uns aber nicht das Wesen Chidhers. Einige Araber halten daran fest, daß er ein Schutzherr der Wanderer und Schiffer sei. Andere verbinden seine Unsterblichkeit und sein Wandern zu der Vorstellung einer Seelenwanderung, derart, daß sie ihn sowohl in dem Priester Pinehas, dem ewiges Priesterthum verheißen war, als in dem gewaltigen Propheten Elias, der einst wiederkommen soll, sowie in dem christlichen Ritter St. Georg[1] wiederaufleben lassen und ihn sogar mit der Wiederkunft Jesu Christi in Verbindung setzen. Das sind Namen und Vorstellungen nichtarabischen Ursprungs, und auch sie bringen uns statt Klarheit nur Verwirrung.

Dies Gewirr der Meinungen und Legenden spiegelt zwar die Religionsmengerei wieder, aus der der Islam entstanden ist, wirft aber kein Licht auf den ersten Ursprung der Vorstellungen und Erzählungen von Chidher.

Digitized by Google

Das haben auch die neuesten Versuche, die Frage nach dem Wesen Chidhers zu beantworten, nicht vermocht. In einem Bande der Zeitschrift für Assyriologie[2] finden sich zwei völlig verschiedene Beantwortungen. Die eine geht auf die babylonische Erzählung von der Reise Izdubars zu Chasisadra zurück, der „an der Mündung der Ströme wohnt", und bringt Chadhir (dies ist die andere Form des Namens Chidhers) mit Chasisadra zusammen; die andere erblickt in Chidher das arabische Nachbild des griechischen Meeresdämons Glaukos, der, wie ein Erklärer des Platon zu berichten weiß, auf eine unsterbliche Quelle stieß und der, als er in sie hinabgestiegen war, der Unsterblichkeit theilhaftig wurde und ins Meer geworfen ward. Dort war der ähnliche Klang der Namen, hier deren ähnliche Bedeutung maßgebend; denn wie Chadhir oder Chidhr „grün" bedeutet, so besagt das griechische Wort glaukos „bläulich-grün". Auch ist von dem Gewässer, an dem Chidher zufolge vieler Erzählungen wohnen soll, sowohl in der babylonischen als in der griechischen Sage zu finden. Doch sieht man nicht, wie diese Mythen fremder heidnischer Völker zu einer arabischen Volkstradition werden konnten.

Zweifellos richtig ist in beiden Erklärungen der Hinweis auf den physischen Hintergrund der Chidhererzählungen. Dieser ist sowohl in allen anderen echten Volksmythen als auch in dem Chidhermythus erkennbar. Schon der Name Chidhr oder Chadhir, den die Perser und Türken Chisr aussprechen, muß darauf führen: er bedeutet „grün"; sein Träger ist vor allem Hüter der Lebensquelle.[3] Die orientalischen Dichter beschreiben ihn als blühenden Jüngling in grünem Kleide mit grünendem Flaum um die Lippen. Grün ist die Farbe des Lebens, des Wachsthums, der Wiederverjüngung. Der Schein der Hoffnung, die Kraft des Ruhmes und selbst die Stärke grünt nach orientalischer Ansicht. Wenn sich im Frühling die Erde verjüngt,

Digitized by Google

so ist's Chidher, der die Bäume mit grünem Laubwerk schmückt und den Teppich der Fluren ausbreitet, der die Quellen entsiegelt und in den Purpur des Abendroths den Schmelz des heiteren Grüns mischt. Durch ihn grünt der Flaum um die Lippen der Jünglinge, um den Born des Mundes, aus dem die Liebe ewiges Leben trinkt. Wenn verloschene Liebe wieder aufblühen, wenn das Alter sich wieder verjüngen und verdorrtes Gebein zum Leben erwachen soll, so ist es Chidher, dem der Herr das Geschäft überträgt.[4]

Sahen wir früher, zu welchen Vorstellungen die Grübelei der Frommen und Ssufis von dem Begriff des Wanderers aus kam, so haben wir hier die phantastische Fortbildung des Namens Chidher durch die Dichter vor uns. Beides ist begreiflich. Wurde doch sogar der heidnische Eroberer Alexander der Große für einen Propheten gehalten, und die beiden Hörner, die man ihm — allerdings infolge einer Verwechselung mit dem altarabischen Helden Dhulkarnain — zuschrieb, als Ausströmungen prophetischer Begeisterung gedeutet. Chidher und Alexander waren außerordentliche Erscheinungen und dienten Anderen zu Führern. Das genügte dem wundersüchtigen Ssufi, sie für Gesandte Allahs zu halten.

Den Kern der dichterischen Vorstellungen über Chidher finden wir bei den persischen Epikern Dschami, Nisami und Firdusi in der Erzählung von Alexanders Reise zu dem Quell des Lebens. Schon die Araber wußten, daß den macedonischen Helden nach dem Quell des Lebens verlangte und daß dieser im Lande der Finsterniß und zwar im Horn der Sonne sich befand.[5] Jene aber wissen noch mehr: Sieben Tage wanderte Alexander mit seinen Begleitern durch finstere Wüsten. Endlich strahlte ihnen ein grüner Schein entgegen, der Abglanz vom Gewande Chidhers. Je näher sie kamen, desto mehr funkelte alles in smaragdenem Glanz. Grün wie das Mittelmeer an

Digitized by Google

den Küsten im heiteren Sonnenschein spiegelte sich vor ihnen der Quell des Lebens. Chidher schöpfte und reichte Alexander die Schale. Weil er aber zu gierig danach griff, vergoß er sie und kehrte nicht wieder nach dem Lande der Finsterniß zurück (d. h. kurz vor seinem Tode reiste er nach dem Quell).[6]

Von diesen Erzählungen aus erklärt sich alles andere, z. B. wie Mose mit seinem Diener den Herrn der Gewässer (d. h. Chidher) traf,[7] wie Chidher den Durst nach Weisheit stillte, wie er von da aus zum Weisen wurde, der Alexander in den Versuchungen stärkte, wie er der religiösen Phantasie zum Propheten und Heiligen, der dichterischen Phantasie zum allbegrünenden und allbelebenden Jüngling, der Anschauung des Volkes zum Wanderer und Führer, Schutzgeist und Schutzpatron der Reisenden zu Wasser und zu Lande wurde. Dazu kommt: keine der vielen Chidhersagen beruht auf so vielfältigen Zeugnissen, und keine von ihnen lebt so sehr im Gedächtniß der jetzigen Orientalen wie die Chidher-Alexandersage.[8]

Wir fühlen hier historischen und geographischen Boden. Die Wohnung Chidhers im Lande der Finsterniß, wo das Süßwassermeer mit dem Salzmeer zusammenkommt, die von Pseudokallisthenes (2, 41) erwähnte Inschrift Alexanders: Wer in das Land der Seligen eingehen will, wandere zur Rechten (d. h. nach Süden), der sonderbare Ausdruck: Horn der Sonne, die Bedeutung des Namens Chidher und dessen Grundcharakter, das ewige Grünen, das Rückert treffend durch „ewig jung" wiedergab — das alles weist auf Alexanders Zug in das Land Juppiter Ammons an den Grenzen der libyschen Wüste, wo die grüne Oase Siwah einem beständig sprudelnden Quell ihr Dasein verdankt.

An den Grenzen von Mittelägypten, doch schon außerhalb des eigentlichen Aegyptens, liegt am Rande der libyschen Wüste

Digitized by Google

die Oase, die jetzt gewöhnlich Siwah, von den alten Aegyptern die Oase des Palmengefildes genannt wird. Zwei Quellen sprudeln dort. Die eine, die merkwürdigste, hieß bei den Griechen der Sonnenquell. Nun erwähnen die alten Inschriften zwar nur einen Sonnenquell in oder bei der Sonnenstadt, On oder Heliopolis. Eine Inschrift berichtet, daß ein ägyptischer König in dem dortigen Kühlungsgewässer, in welchem der Sonnengott Ra sein Antlitz wusch, ebenfalls sein Angesicht säuberte. Einen „Sonnenquell“ in der Oase Siwah erwähnen die Inschriften nicht. Doch können wir vermuthen, daß auch dieser mit Amun oder Ra — beides sind Namen für denselben Gott — in Beziehung stand, da er zum ammonischen Land gehörte, nach welchem Alexander der Große wanderte, um sich von den Priestern für den Sohn Juppiter Ammons erklären zu lassen.[9] Daß Alexander darin gebadet oder davon getrunken hat, erwähnt kein Schriftsteller des Alterthums. Die altarabische Sage drückte dies so aus: Iskander (d. i. Alexander) bekam nichts von dem Lebensquell.

Daß gerade dieser Quell den Arabern zum Verjüngungs- und Lebensquell par excellence wurde, läßt sich wohl begreifen. Jede Quelle, jede Oase in der Wüste war ihnen überaus werthvoll, wenn sie im Schatten der Bäume Schutz und Kühlung, im sprudelnden Wasser Erquickung der Lebensgeister fanden. Nirgend sonst konnte der Orientale so deutlich innewerden und anschauen, wie eine einzige Naturkraft, die des Wassers, auf ein ganzes Land und dessen Bewohner bestimmend wirkt, nachdrücklich und in periodischer Wiederkehr, wie sie Leben erzeugt und erhält, als gerade in Aegypten. Das Alterthum erkannte so gut wie wir, daß Aegypten strenggenommen nur ein Flußthal in der Wüste ist, daß Aegypten durch den Nil allein existirt und ohne dessen Ueberschwemmungen eine Wüste wäre gleich der Umgebung. Damals galten die Oasen Aegyptens als Inseln der Seligen (Herodot 3, 26). Vor allem fiel ins Gewicht, daß

Digitized by Google

gerade jener Quell in der Oase Siwah höchst merkwürdige Eigenschaften zeigt, die schon den alten Griechen bekannt waren. Die Wechselbeziehung zwischen ihm und der Sonne war dem ganzen Alterthum und Mittelalter unzweifelhaft, sie konnte auch den arabischen Eroberern Aegyptens nicht entgehen. Der römische Dichter Ovid z. B. sagt: Dein Gewässer, hörnertragender Ammon, ist am Mittag kalt, wird aber beim Aufgang und Untergang der Sonne warm.[10] Hier ist sowohl die Beziehung zur Sonne als zum hörnertragenden Ammon als auch die merkwürdige Eigenschaft des betreffenden Quellwassers, von der sogleich die Rede sein soll, kurz erwähnt. Die Araber machten in den Jahrhunderten nach den Religionskriegen, die den Ländern am Mittelmeer den Islam aufzwingen sollten, Bekanntschaft mit der altgriechischen Litteratur, aus der Ovid schöpfte, und vermittelten sie durch Uebersetzungen und Erklärungen dem Abendlande.

Alle Stellen der griechischen und römischen Klassiker, welche von dem Sonnenquell handeln, gehen wahrscheinlich auf die Beschreibung zurück, die der „Vater der Geschichte“, Herodot, von dem Lande des Juppiter-Ammon giebt.[11] „Das andere Quellenwasser,“ sagt Herodot, „ist frühmorgens lau, zur Stunde, da der Markt voll wird“ — eine echt griechische Zeitbestimmung —, „kälter; mittags ist es schon ganz kalt. . . . Wie sich aber der Tag neigt, nimmt seine Kälte wieder ab bis zum Sonnenuntergang, wo es schon lau ist, und nun steigt seine Wärme immer höher und höher bis zur Mitternacht; da siedet es und sprudelt hoch. Mitternacht geht vorüber, da kühlt es sich wieder ab bis zum Morgen. Und die Benennung dieser Quelle ist Sonnenquell.“

Wunderbar für die Alten und auffallend für die Modernen ist es, mitten aus den Salzlagern bisweilen süße Quellen hervorsteigen zu sehen. Noch die jetzigen Siwaher legen der

Digitized by Google

Hauptquelle nach des Reisenden Minutoli Bericht heilende Kraft bei.

Eine Erscheinung solcher Art mußte den naiven, der Naturwissenschaft unkundigen Völkern des Alterthums übernatürlich dünken und ihre Beziehung zur Sonne Anlaß zu Mythen, d. h. Göttererzählungen, werden. Daß die alten Araber aus dem Quell einen Quellgeist, der ewig jung bleibt, und aus dem Grün der Oase eine begrünende, belebende Kraft machten, erklärt sich aus der starken Neigung der Araber, überall in der Natur Wunder zu sehen. Die nüchterne Naturforschung unserer Tage würde sagen: Das Wasser ist für die subjektive Empfindung der menschlichen Hand in der Nacht wärmer als am Tage, weil die Wärmeausstrahlung des Bodens und der umgebenden Luft als Kälte empfunden wird. Die Meinung, daß das Wasser um Mitternacht koche, dürfte sich daraus erklären, daß man Blasen aus ihm emporsteigen sah. Doch gaben Oelbäume und Palmen, die den Quell umstanden, Zeugniß von der lebenerzeugenden Kraft der Quelle. Die Oase unterscheidet sich auch nach dem Zeugniß des Afrikareisenden Rohlfs von allen anderen Oasen. „Unter dem Meeresspiegel gelegen, hat Siwah ein exceptionell warmes Klima.“ Die Dattelpalmen, welche den seeartig sich erweiternden Quell umgeben, sind nach desselben Reisenden Bericht Ende Februar schon befruchtet, während sie in den viel südlicher gelegenen Oasen die Blüthe noch nicht entfaltet haben. Und selbst bei den nüchternen Griechen hatten die jugendfrischen Palmbäume denselben Namen wie der ägyptische Wundervogel Phönix, der sich — nach ägyptischer Sage — selbst verbrennt, aber aus seinem Nest in neuer, schönerer Kraft sich wieder erhebt.[12] Wenn nun der periodisch sich erneuernde Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonnenscheibe (wie Neuere wahrscheinlich gemacht haben) Anlaß gab zu der Sage von dem sich selbst verbrennenden und immer wieder sich ver-

Digitized by Google

jüngenden Vogel Phönix, kann man sich wundern, daß der lebendig sprudelnde, periodisch seine Temperatur wechselnde Quell zum Quellgeist mit stets sich erneuernder Jugend wurde?

Dazu kommt die merkwürdige Beschaffenheit des Landes um den Tempel Juppiter-Ammons. Der Lehrer des kühnen Eroberers, der bis zu jenen Breiten vordrang, der von den Arabern des Mittelalters so hochgeschätzte Aristoteles, machte die Beobachtung, daß das ganze ammonische Land niedriger sei als selbst Unterägypten. Er vermuthete mit dem ihm eigenen Scharfsinn, das Land sei nicht von Anfang an Land gewesen, sondern sei erst durch Austrocknen von Meeresfluth entstanden. Zweitausend Jahre nach Aristoteles fand man durch Barometermessungen feinster Art bestätigt, daß die Oase des Palmengefildes hundert Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Die griechischen Geographen Eratosthenes und Strabo gingen noch weiter als Aristoteles und gaben der Vermuthung Raum, daß der Ammontempel selbst einstmals am Meer gelegen habe, weil, wie der Erstere bemerkt, um den Tempel herum und auf dem Wege zu ihm viele Schnecken, Muscheln und Salzlager, ja sogar Salzsümpfe sich befänden.

Wer gedächte hier nicht der merkwürdigen Beschaffenheit des todten oder Salzmeeres in Palästina? Tief unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt es inmitten von Salzlagern und Salzgestein und ist so salzhaltig, daß man als Ursache davon das Auslaugen des Salzgesteins durch Bäche und Regengüsse angenommen hat. Doch weisen eben diese Gesteine in eine längst entschwundene Zeit zurück, als jene Erdspalte den Boden des länderbedeckenden Ozeans bildete. Denn auch der gleichbleibende Salzgehalt der Meere erklärt sich bei dem fortwährenden Verdunsten des Wassers und dem stetigen Zufluß von Süßwasser nur aus der Annahme von unsichtbaren Salzlagern, die von den Ozeanen ausgelaugt werden.

Digitized by Google

So dürfte sich ohne Schwierigkeit erklären, weshalb Chidher, dessen Name doch auf das Entgegengesetzte schließen läßt, so oft als ein Greis gedacht wird. Denn allerdings heißt el chidhr nicht der Begrünende, wie manche neuere Erklärer wollen, noch der Ewig-junge, wie Rückert sich ausdrückt, sondern chidhr ist ein einfaches Appellativ und bedeutet grün, allenfalls frisch, also el Chidhr der Grüne, der Frische. Aber Rückert hat doch den gemeinschaftlichen Sinn aller Chidhererzählungen getroffen, wenn er dem Grünen den Beinamen „der Ewig-junge" giebt. Und nun soll dieser ein Greis sein?

Aus den Sagen selbst scheint sich nichts zu ergeben, das diese Erklärung direkt bestätigte. Doch läßt sich sehr wohl annehmen, daß das vorgeschichtliche Dasein eines Salzmeeres und dessen alterthümliche Reste die Vorstellung des Greisenhaften erweckten.

Auch die Angabe, daß Chidher am Zusammenstoß zweier großen Gewässer, des Süß- und des Salzwassers, im Lande der Finsterniß wohne, erklärt sich leicht. Der Ursprung des Nils, den noch jetzt die Araber el bahr, d. h. das Meer, nennen, verliert sich in dem Dunkel der Wüste, und nicht weit von ihm befinden sich jene Reste des Salzmeeres. Die nackte Thatsache: Das uralte Meer wurde zuletzt ein ewig sprudelnder Quell in einer grünen Oase der finsteren Wüste, und sein süßes Wasser ist bald kalt, bald heiß, wurde von den phantasiereichen Arabern so aufgefaßt: Ein Greis an der Verbindung zweier Meere hütet ein verjüngendes Wasser im Lande der Finsterniß; sein Gewand ist grün, sein Haar ist grün u. s. w.

Der nämlichen Phantasie fiel es nicht schwer, die Brücke zum intellektuellen und moralischen Gebiete zu schlagen. Waren doch Weisheit, Moral und Religion die Pole, um welche sich alles Sinnen und Denken des moslimischen Arabers drehte! In der Weltgeschichte des Thalabi führt Chidher den Mose und Josua nicht bloß leiblich, sondern stillt auch ihren Durst nach Weisheit,

Digitized by Google

und an die Vorstellung der leiblichen Erneuerung und Verjüngung schloß sich ganz von selbst die der inneren, moralischen an. So wird die berühmte Stelle im Schahnâma des größten persischen Epikers Firdusi leicht erklärlich: „Im Land der Finsterniß ist das Lebenswasser, das aus dem Paradiese strömt. Jeder, der davon trinkt, ist unsterblich, und wer seinen Leib darin badet, aller Sünden ledig."

Nicht auf diese und ähnliche Stellen ist derjenige unserer deutschen Dichter zurückgegangen, der die Schriftwerke des Morgenlandes am gründlichsten kannte. Nicht eine moralische Lehre wollte Friedrich Rückert in seiner Parabel „Chidher" geben, sondern eine allgemeine Wahrheit lehren, welche den Wechsel aller irdischen Dinge betrifft. Nicht ganz zutreffend war die erste Ueberschrift: „Kazwinis Parabel vom Kreislauf der irdischen Dinge", die er im Jahre 1824 dem Gedichte gab, welches wir hier folgen lassen:

1. Chidher, der ewig junge sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei,
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren.

2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei;
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andere dorrt,
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren.

Digitized by Google

3. Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach und lachte meinem Wort:
So lang', als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt an diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum —
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrieen und hörten nicht mein Wort.
So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Jene erste Ueberschrift „Vom Kreislauf der irdischen Dinge“ hat Rückert später zurückgenommen, weil er sich sagte, daß nicht eigentlich von einem Kreislauf, sondern von den Veränderungen der irdischen Dinge die Rede ist. Es ist ja nicht dieselbe Stadt, die am Anfang und am Ende des Gedichtes erscheint, auch nicht dasselbe Grün, das an die Stelle der ersten Stadt tritt. Von einem Kreislauf der Stoffe handelt wohl die Chemie, von einem Kreislauf der Stoffe im thierischen und pflanzlichen Organismus die Physiologie, von den Veränderungen

Digitized by Google

der Erdoberfläche aber, von denen hier die Rede ist, die Geologie. Darum gab Rückert seiner lehrhaften Erzählung den Namen der Hauptperson, die darin auftritt. Die dichterische Form hat er selbst hinzugethan. Wir finden sie wenigstens in keiner orientalischen Quelle. Auch einige wenige Züge des stofflichen Inhalts stammen von ihm. Das Uebrige, auch die Wiederkehr des Ewig-jungen nach fünfhundert Jahren, entnahm er einem arabischen Prosaiker, Kazwini. Um jene Lehre von der periodischen Veränderung der Erdoberfläche nach Form und Stoff der modernen Wissenschaft der Geologie anzupassen, braucht man nur, wie der gelehrte Orientalist de Chezy, welcher zuerst die Erzählung Kazwinis den Europäern zugänglich machte, anmerkt, für die fünfhundert Jahre eine unbestimmt große Zahl (nombre indéfini) von Jahrhunderten zu setzen.

Kazwini, „der Plinius des Orients" († 674 der Flucht, d. h. 1295 n. Chr.), eigentlich Muhammed — nach Anderen Zakarija, d. h. Zacharias —, ben Muhammed aus Kazwin im jetzigen Persien, schrieb im dreizehnten Jahrhundert n. Chr. eine große Kosmographie (Weltbeschreibung), die er „Die Wunder der Schöpfung" (adschaib al machlukat) nannte. Sie ist im Jahre 1848 von Wüstenfeld arabisch herausgegeben und in ihrem ersten Theile von Hermann Ethé 1868 ins Deutsche übersetzt.[13] Kazwini handelt darin, nachdem er die Worte des Titels erklärt und die Eintheilung des ganzen Werkes angegeben, im ersten Haupttheil von den superlunaren Erscheinungen. Er folgt also der alten, von den Griechen stammenden Eintheilung der Welt in eine Welt über und eine Welt unter dem Monde. Er untersucht die Sphäre des Mondes, des Merkur der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, der Fixsterne, der Ekliptik, des Empyreums, im Anschluß daran bespricht er nach jüdischen Quellen die Engel und beschließt diesen Theil mit einer Untersuchung der Zeiten. Auf die Besprechung der

Digitized by Google

vier Jahreszeiten folgt ziemlich unvermittelt ein Kapitel über „Einige wunderbare Erscheinungen, die sich an das ewige Wiederkehren der Jahre knüpfen“. Es heißt darin, daß nach der Ansicht einiger Gelehrten innerhalb eines Zeitraums von tausend Jahren, wenn auch nicht am Anfange oder Ende derselben, je ein Prophet mit Beglaubigungswundern und Zeugnissen auftrete: Adam, Noah, Mose, Salomo, Jesus und Muhammed. Offenbar ist dies eine rückwärtsgehende Anwendung der jüdischen Zeitrechnung. Juden und Judenchristen liebten es, jedes Jahrtausend der Weltdauer als einen Wochentag anzusehen und als das ausgezeichnete Jahrtausend, das dem Sabbathtage entsprach, das letzte zu bezeichnen.

Die Gelehrten sind, fährt Kazwini fort, ferner zu der Ansicht gekommen, daß durch die ewige Wiederkehr der Jahre wunderbare Ereignisse in der Welt eintreten. . . . Manchmal wird auch das bebaute Land wüst und das wüste bebaut, das Festland zum Meer und das Meer zum festen Lande, die Berge zu Ebenen und die Ebenen zu Bergen.

Diesen letzten Gedanken führt Kazwini in einem späteren Kapitel: „Die Umwandlung der Ebenen in Berge, der Festlande in Meere und umgekehrt“ besonders aus. Er sagt darin: „Ferner wird auch das Meer zu trockenem Land und das trockene Land zu Meer. Denn je mehr ein Theil der Meere auf die oben angeführte Weise anschwillt, hebt sich das Wasser in die Höhe und sucht nun über seine Ufer sich weiter auszubreiten, überschwemmt dann einen Theil des Festlandes mit Wasser, und das dauert beständig so fort in der Länge der Zeit, bis schließlich die Gegenden des Festlandes zu Meer werden. Und ebenso zerbröckeln unaufhörlich die Berge und werden zu Kies und Sand. Die Regenströme tragen dies nun samt Lehm mit sich fort und gehen damit bis auf den Grund der Meere; und dort fügt sich dies dann, wie wir vorhin auseinandergesetzt,

Digitized by Google

zusammen, bis es mit der Erdoberfläche gleichmäßig ist. Dann wird es trocken und vom Wasser bloßgelegt, und nun sprießen die Kräuter und Bäume darauf empor. Dann wird es zuerst ein Platz für die wilden Thiere; die Menschen suchen es ebenfalls auf, um alle möglichen Arten der Nutznießung an Brennholz und Jagdbeute und andere Dinge sich zu holen. Es gestaltet sich weiter zum Wohnplatz für die Menschen selbst und zu einem Ort für Saaten und Pflanzungen, für Dörfer und Städte."

Als echter Orientale konnte Kazwini es sich nicht versagen, diese abstrakten Gedanken in die den Orientalen geläufige Form der Gleichnißrede einzukleiden. Darum läßt er ganz unvermittelt jene Erzählung folgen, die dem Chidher, dem ewig wiederkehrenden Wanderer, in den Mund gelegt ist. „Sehr philosophisch" nennt de Chezy deren Grundgedanken. Der Ewigjunge erscheint als ein übermenschliches Wesen dem kurzsichtigen und beschränkten Menschen gegenüber, als Vertreter einer unveränderlichen Welt der veränderlichen Erdenwelt gegenüber.

Die Erzählung lautet folgendermaßen: „Ich habe sehr viele von den Wundern der irdischen Welt gesehen und will dir berichten, was mir jetzt begegnet ist. Ich war auf meiner Wanderung begriffen und ging durch eine sehr große, überaus volkreiche Stadt. Wißt ihr, wann diese Stadt gegründet ist? fragte ich einen der Bewohner. „„Oh,"" antwortete dieser, „„das ist eine sehr alte Stadt.[14] Wir wissen nicht, seit wann sie da ist, und unsere Vorfahren wußten es ebensowenig wie wir."" Als ich fünfhundert Jahre später durch denselben Ort kam, bemerkte ich von dieser Stadt nicht die geringste Spur mehr und fragte einen Bauer, welcher auf der ehemaligen Stätte Gras sammelte, seit wann sie verschwunden sei. „„Welche Frage!"" sagte er zu mir, „„diese Erde ist niemals anders gewesen, als sie es jetzt ist."" Gab es hier nicht, sagte ich zu

Digitized by Google

ihm, eine stolze Stadt? „„Niemals,““ antwortete er, „„haben wir sie gesehen, und niemals haben uns unsere Väter von ihr erzählt.““ Als ich fünfhundert Jahre später dorthin zurückkam, fand ich an ihrer Stelle ein Meer und bemerkte an dessen Ufer eine Schar von Fischern, die ich fragte, seit wann das Land von Meer bedeckt sei. „„Wie kann ein Mann wie du eine solche Frage thun?““ antworteten sie. „„Dieser Ort ist immer gewesen, was er ist.““ Wie? sagte ich, dieses Meer war vor alters nicht festes Land? „„Wir haben davon keine Kenntniß,““ sagten sie, „„und wir haben unsere Väter niemals davon sprechen hören.““ Darauf kam ich nach fünfhundert Jahren wieder dorthin. Da war es (das Wasser) vertrocknet, und ich begegnete dort einem, der Grünfutter schnitt. Den fragte ich, seit wann dieser Boden trocken sei, und er gab mir dieselbe Antwort, die ich vordem empfangen hatte. Endlich fand ich, da ich nach einem gleichen Zeitraum aufs neue dorthin zurückkehrte, eine blühende Stadt, die an Volk und schönen Gebäuden reicher war als die von mir zuerst gesehene. Als ich bei ihren Einwohnern mich nach ihrem Ursprung erkundigte, antworteten sie: „„Er verliert sich ins Alterthum; wir wissen nicht, seit wann sie da ist, und unsere Väter waren in dieser Hinsicht ebenso unwissend wie wir.““[15]

Aus dem Zusammenhang ist klar, daß die ganze Erzählung einen durchaus lehrhaften Charakter hat. Darum ist das Verlangen Götzingers,[16] das deutsche Gedicht müßte das Gemüth des Hörers in Anspruch nehmen und nicht nur nackte Thatsachen berichten, schon der prosaischen Erzählung und noch weit mehr dem Rückertschen Gedichte gegenüber unbillig. Der Vorwurf gar, den er dem Rückertschen Gedicht macht, daß es zu wenig individuell sei, ist völlig unberechtigt. Chidher freilich erscheint immer in gleicher Weise und spricht in den Kehrversen die gleichen Worte, weil ausgedrückt werden soll, daß er in allem

Digitized by Google

Wechsel derselbe bleibt und weil er als Geist und Vertreter einer höheren Erkenntniß, wie auch in anderen Gedichten die Geister thun, schemenhaft auftreten soll. Sonst aber findet sich in der Parabel reiches individuelles Leben. Man vergleiche nur die Antworten der einzelnen Personen bei Rückert mit denen bei Kazwini. Ferner hat Rückert in das Auftreten jeder einzelnen Person neue und feine individuelle Züge hineingebracht. In der ersten Strophe ist nicht von einem Bewohner der Stadt die Rede, sondern von einem Manne, der im Garten Früchte brach, in der zweiten Strophe nicht von einem Bauer, der Gras sammelte, sondern von einem Schäfer, der inmitten seiner Herde die Flöte blies. In der dritten Strophe ist aus der Menge der Fischer ein einzelner herausgehoben, und in der vierten ist aus dem einen, der Grünfutter schnitt, ein die Bäume fällender Einsiedler im Walde geworden. Es ist möglich, daß hierbei die Reihenfolge der Kulturstufen zu Grunde gelegt ist. Doch wahrscheinlicher ist, daß die Phantasie Rückerts durch die Uebersetzungen de Chezys („seul“) und Hammers („Busch“) auf den Einsiedler im Walde kam. Am meisten beachtenswerth ist die Zeichnung des Großstädters in der fünften Strophe im Gegensatz zu der des Kleinstädters oder Dorfbewohners in der ersten Strophe.

Um die Gestalt Chidhers selbst zu erklären, erinnert Götzinger an die auf Erden umherwandernden Götter Buddha und Wuotan und an den ewigen Juden. Die Aehnlichkeit ist eine sehr äußerliche, der Vergleich ein künstlicher. Mit mehr Recht hätte er an den indischen Gott Vishnu denken können, der, wie es schon in der Bhagavadgita heißt, „sich selbst geboren werden läßt, wenn in der Welt die Frömmigkeit sinkt und gottloses Wesen zunimmt“, und der überdies ursprünglich Beschützer der Gewässer und Pflanzen auf Erden ist.

Sowohl der Grundgedanke als auch die Quelle der

Digitized by Google

Kazwinischen Erzählung ist ihm wie den anderen Erklärern entgangen. Allen Sagen von Chidher liegt der Gedanke zu Grunde, daß dieser auf der Erde in ewiger Jugend und Schönheit wandle, während Menschenalter und Naturrevolutionen ihren unaufhaltsamen Gang fortgehen.[17]

Woher aber hat Kazwini selbst diese Erzählung? Vermuthlich aus einer orientalischen Quelle, die auf Aristoteles zurückgeht. Darauf führt schon die von Kazwini selbst unmittelbar vorher erwähnte und später ausführlicher behandelte Umwandlung und Veränderung der Erdoberfläche. Eben diese bespricht Aristoteles in dem Kapitel, welches das erste Buch der Meteorologie abschließt.[18] Nachdem er von der Entstehung der Quellen und Flüsse gesprochen, sagt er: „Nicht immer bleiben die nämlichen Orte der Erde bewässert oder trocken, sondern sie verändern sich je nach Entstehen oder Vergehen der Flüsse. Darum ändert sich die Umgebung des Festlandes und die des Meeres, und nicht immer bleibt das eine allezeit Erde und das andere Meer, sondern wo festes Land war, dort entsteht ein Meer, und wo jetzt Meer ist, da wird wiederum Erde sein. Man muß jedoch annehmen, daß dies nach einer gewissen Ordnung und in periodischer Wiederkehr geschieht. Der innere Grund davon ist, daß gleich den Leibern der Pflanzen und Thiere auch das Innere der Erde eine höchste Blüthe und Alter hat. . . . Dies Anwachsen und Abnehmen geschieht durch die Sonne und den Umschwung, welche den einzelnen Theilen der Erde verschiedene Kraft verleihen, so daß sie bis zu einer gewissen Zeit wasserreich bleiben können, dann aber trocken werden und wiederum altern. Andere Stellen werden lebendig und zum Theil mit Wasser angefüllt. . . . Weil aber der ganze physische Prozeß auf der Erde allmählich und in Zeiträumen vor sich geht, welche im Vergleich zu unserer Lebensdauer sehr lang sind, so muß uns das entgehen, und eher verschwinden und

vergehen ganze Völker, als daß der Wechsel von Anfang bis zu Ende in Erinnerung bleibt."

Nachdem Aristoteles auf ähnliche Vorgänge im Leben der Völker hingewiesen, beruft er sich zum Beweise des Gesagten vor allem auf die Beschaffenheit Aegyptens, das schon der Vater der Geschichte, Herodot, und nach ihm viele Andere ein Geschenk des Nil genannt haben.

An anderen Stellen sagt Aristoteles, daß unaufhörlich Trockenes und Wässeriges auf Erden wechsele.[19] Solche Sätze unterscheiden sich wenig von den Ausführungen moderner Geologen. „Unaufhörlich," sagt einer derselben (E. Martin) so herrlich, „schlägt die Welle mit dumpfem Klatschen gegen die felsigen Gestade des Landes, . . . die Gesteinswände beleckend, welche sie zersetzt und zerstört; unaufhörlich kehrt der durch Verdunstung gebildete Wasserdampf als Regen zurück, um Bächen und Strömen Leben zu verleihen, welche ihre Thäler, tiefen Runzeln gleich, ins Angesicht der alternden Erde graben; unaufhörlich wandert das verwitterte und mechanisch zerkleinerte Gesteinmaterial der Gebirge als Sand und Schlamm den Ozeanen zu und verringert die Höhe der Berge; aber unaufhörlich zuckt auch die Erde in krampfhaften Wehen, um mit titanischer Kraft wieder aufzuthürmen, was das Wasser vernichtete und auszuebnen suchte."

Aristoteles verwirft ausdrücklich die Meinung, daß die Wasser der Meere beständig abnehmen, und will nur zugeben, daß an der einen Stelle das Gestade zerkleinert wird und das Meer in die Länder dringt. Dafür werden an einer anderen Stelle der Erde neue Theilchen zugeführt, so daß zwar die Gestalt der Erdoberfläche sich beständig ändert, aber die Größe des Meeres und der Erde im ganzen dieselbe bleibt und die Erde nur das zurückerobert, was sie an das Meer verloren hat, wie umgekehrt das Meer von der Erde.

Digitized by Google

In unserem Kapitel weist er die Meinung zurück, daß die Ursache der in Aegypten, Argos und Mycenä geschehenen Veränderungen in der Entstehung der Welt zu suchen sei: „Es wäre lächerlich, wegen kleiner und geringfügiger Veränderungen das Weltall zu bewegen, und die Masse und Größe der Erde ist doch wohl nichts im Vergleich zum ganzen Himmel.“ Bei dieser Gelegenheit kommt er auch auf das ammonische Land zu sprechen. Er sagt, schon der ägyptische König Sesostris habe den Meeresspiegel höher gefunden als das ägyptische Land. Aristoteles erklärt dies daraus, daß das Land einstmals ein zusammenhängendes Meer gewesen sei. Aus demselben Grunde sei das ammonische Land niedriger und tiefer als zu erwarten sei. Es sei gleichsam durch Eindämmung See und Land entstanden, das Wasser aber, das darin abgefangen und zum See geworden sei, müsse im Laufe der Zeit verschwunden sein.

„Wenn aber,“ so lautet der Schluß des Kapitels, „die Flüsse entstehen und wieder vergehen und nicht immer dieselben Gegenden der Erde mit Wasser bedeckt sind, so muß auch das Meer sich in gleicher Weise verändern, und da dieses den einen Theil verläßt und zu einem anderen vordringt, so ist klar, daß nicht die nämlichen Theile der Erde jederzeit Meer oder Festland gewesen sind; vielmehr verändert sich durch die Zeit alles.“ Dabei steigt er zu den noch allgemeineren Sätzen auf: „Die Zeit fehlt niemals, und das Ganze ist ewig. . . . Das Werk der Flüsse hat ein Ende, die Zeit aber nicht.“

In diesen großartigen und scharfsinnigen Gedanken, welche Aristoteles als echter Naturforscher durch Schlüsse aus mehrfachen Beobachtungen des gesenkten und angeschwemmten Landes, der Flüsse und der Meere gewonnen hat, finden wir ohne Mühe die Gedanken des Kazwini. Selbst die vorher ziemlich unerklärliche Anknüpfung der Chidhererzählung an das Kapitel von den Jahreszeiten bei Kazwini wird leicht begreiflich. Doch

Digitized by Google

hat der Araber die Klarheit des Stagiriten vermindert und alles ins Orientalische übersetzt: vor seiner Phantasie entstehen bewohnte Städte, Erde mit Gras, Boden mit Grünkraut, Menschen und deren Gespräche, — kurz, er belebt das Festland des Stagiriten. Aus der Ewigkeit des Weltalls wird bei ihm die ewige Jugend einer Person, die, wie er wußte, in der Zeit des Mosaismus wie in der des Heidenthums, im Zeitalter des Islam wie in dem des Christenthums erschienen sein sollte. Den abstrakten Begriff der Ewigkeit veranschaulicht er so, daß er diese Person alle fünfhundert Jahre unverändert wiederkehren und doch alles verändert finden läßt. Er vermindert zwar nicht die Breite und Vielredenheit, die Aristoteles gerade bei der Besprechung meteorologischer und optischer Prozesse nach Alexander v. Humboldts Urtheil zeigt (Kosmos III, 15); doch konzentrirt er alle lokalen Erscheinungen, welche der Grieche auseinanderhielt, auf einen einzigen Ort der Erdoberfläche. Dabei bedient er sich einer Zahl, welche, wie bei den Römern sescenti, an und für sich die Bedeutung des ungemein Großen hatte, der Zahl fünfhundert. In gleicher Weise hatte die arabische Sage[20] sich die Größe Gottes durch einen Raum von fünfhundert Jahren Länge und Breite außerhalb der unmeßbaren Erde veranschaulicht. Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß auch der Wundervogel Phönix sich alle fünfhundert Jahre verjüngen sollte.[18]

Wenn man mit der Kazwinischen Erzählung Stellen aus der Bibel vergleichen will, so bieten sich von selbst diejenigen Psalmen dar, welche von Gottes Ewigkeit und Unveränderlichkeit sprechen, besonders der 90. Psalm. In der Parabel eine geologische Wahrheit im Gewande des heidnischen Mythus, hier eine allgemein menschliche in der Form einer Lehre der wahren Religion; dort Veränderungen der Erdrinde, hier der Wechsel der Geschlechter auf Erden und die Vergänglichkeit und das

Digitized by Google

Elend des menschlichen Lebens; dort die ewige Jugend und Schönheit einer Phantasiegestalt, hier die Ewigkeit des Urhebers aller Dinge, von der die unendliche Dauer irgend eines Wesens außer ihm nur Ausfluß und schwacher Abglanz ist.

Doch werthvoller und tiefsinniger sind die Gedanken des Aristoteles. In jenem 14. Kapitel, welches, wie der Astronom Ideler sagt,[21] dasjenige in der Meteorologie des Aristoteles ist, das ohne Zweifel noch für unsere Zeit nützliche und beifallswerthe Ansichten enthält, bringt der Stagirite u. a. die Veränderungen des Meeres und des Festlandes in scharfen Gegensatz zu der beständigen Dauer des Weltalls und der nimmer fehlenden Zeit. Man braucht die Hauptgedanken des Griechen nur religiös zu wenden, so hat man die erhabenen Verse des großen Schöpfungspsalms: „Verbirgest du dein Angesicht, so erschrecken sie; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und verneuest die Gestalt der Erde.“[22]

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Alle Drei waren heldenmüthige Kämpfer und Eiferer für das Gesetz. Ueber Pinehas s. den gleichnamigen Artikel in Riehms Handwörterbuch des biblischen Alterthums, Bd. II, 1884, S. 1209, 1210.

[2] Bezold, Zeitschrift für Assyriologie, Bd. VII, 1892, S. 104 ff., S. 319 ff.

[3] Dem arabischen Eigennamen Chadhir entspricht fast buchstäblich das hebräische Appellativ châzir, Gras, Lauch. Aus dem arabischen Chidhr machte Rückert Chidher, aus dem Persischen nahm Goethe die Form Chiser:

Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.
Westöstlicher Divan I, 1.

[4] Nach Joseph v. Hammer, Rosenöl. Stuttgart und Tübingen 1813, I S. 117, 118.

[5] Thalabis Prophetengeschichten, Fol. 195.

[6] Vergl. besonders den Abschnitt aus Nisamis Iskander-nâma in Martin Schultze, Handbuch der persischen Sprache. Elbing 1863, S. 81—85.

[7] Sprenger, Das Leben und die Lehre des Mohammed. Berlin 1862, II, S. 464 ff.

[8] Hammer, Rosenöl, I, S. 120, 121.

[9] Wie dies geschah, ist neuerdings von Maspero in der Ecole pratique des hautes études, Paris 1897, dargestellt worden. Der Tempel Jupiter Ammons, sagt Maspero, lag in der Nähe des alten Sonnenquells (près de l'ancienne fontaine du Soleil).

[10] Medio tua, corniger Ammon, unda die gelida est ortuque obituque calescit. Ovid, Metamorphosen 15, 304. 305.

[11] Herodot 4, 181. Der Name des von Herodot erwähnten Salzes lebt in lateinischer Form (sal Ammoniacum) fort in der modernen Bezeichnung Salmiak. Es war im Alterthum hochberühmt; der König der Perser gebrauchte es allein von allen Salzen. S. die Anmerkung von Abicht zu der angeführten Stelle.

[12] Herodot 2, 73, läßt den roth und goldig gefiederten Vogel alle fünfhundert Jahre sich selbst verbrennen und einen neuen entstehen.

[13] Zakarija ben Muhammed ben Mahmûd el Kazwînis Kosmographie. Nach der Wüstenfeldschen Textausgabe zum ersten Male vollständig übersetzt von Dr. Hermann Ethé. Die Wunder der Schöpfung. Erster Halbband. Leipzig 1868.

Digitized by Google

[14] So ist nach der persischen Uebersetzung und nach dem Zusammenhang zu lesen.

[15] Die Uebersetzung im Texte berücksichtigt stets die von de Chezy in de Sacys Chrestomatie arabe III, 429, 430 und von Joseph v. Hammer gegebenen Uebersetzungen, weil diese dem deutschen Dichter bekannt waren. Des Vergleichs halber möge hier die kürzere Uebersetzung von Ethé folgen (a. a. O. I, 179, 180). Ich habe sehr viele von den Wundern der irdischen Welt gesehen und will dir berichten, was mir jetzt begegnet ist. Ich war auf meiner Wanderung begriffen und ging an einer großen, volkreichen und blühenden Stadt vorüber. Ich fragte einen Mann von den Bewohnern derselben, wann diese Stadt erbaut sei, und er sagte: Diese Stadt ist uralt, wir wissen nicht, wieviel Zeit seit ihrem Bau verflossen ist, wir so wenig wie unsere Väter. — Nach fünfhundert Jahren kam ich wieder zu ihr und sah keine Spur mehr von der Stadt. Da begegnete ich dort einem Manne, der Kräuter auflas, und fragte ihn, wann dieses Land verwüstet sei. Der sagte: Es ist immer so gewesen. Ich erwiderte: Hier ist aber doch eine Stadt gewesen. Jener sagte: Wir haben sie nicht gesehen, auch seitens unserer Väter nichts von ihr gehört. — Nach fünfhundert Jahren ging ich wieder an ihr vorüber und fand, daß sie ein Meer geworden. Ich begegnete dort einer Menge Fischer und fragte sie, wann dieses Land ein Meer geworden. Sie erwiderten: Sollte ein Mensch wie du solche Frage thun? Es ist immer so gewesen. Ich sagte: Aber vordem ist dies doch festes Land gewesen. Sie entgegneten: Wir haben es nicht gesehen und davon auch nichts seitens unserer Väter gehört. — Nach fünfhundert Jahren ging ich nochmals an ihr vorüber und da war es wieder trocken geworden. Ich begegnete dort einer Person, die Kraut abschnitt, und sagte zu ihr: Wann ist dieses Land trocken geworden? Sie erwiderte: Es ist immer so gewesen. Aber, sagte ich zu ihr, es ist doch vordem Meer gewesen. Da versetzte sie: Wir haben es nicht gesehen und darüber auch nichts von unseren Vätern gehört. — Endlich nach fünfhundert Jahren ging ich da noch einmal vorüber und sah den Ort wieder als eine volkreiche und blühende Stadt, schöner als die, die ich zuerst gesehen. Ich fragte einen ihrer Bewohner, wann diese Stadt erbaut sei. Er sagte: Das ist ein uralter Anbau, wir wissen nicht, wie lange sie besteht, wir so wenig wie unsere Väter.

[16] Götzinger, Erklärung deutscher Gedichte, 5. Aufl., 1877, Band II, Nachtrag, S. 96, 97.

[17] J. v. Hammer, Rosenöl, I, S. 117, 118.

[18] Aristotelis meteorol. I, p. 351—353, ed. acad. regia Boruss. I, p. 14.

[19] A. a. O. II, S. 3, 7, 8.

Digitized by Google

[20] Kommentar des Wahb ibn Monabbih zum Koran, Sure 50, 1.

[21] Aristotelis meteorologica, libri IV, rec. J. L. Ideler, vol. I, Lips. 1834, p. 475: De locorum mutationibus agens omnia certa vice permutari, bona in deteriora, mala in meliora converti arbitratus est. Est autem hoc caput procul dubio illud, quod sententias nostra etiam aetate utilissimas et opiniones maxime probabiles continet.

[22] Psalm 104, V. 29 und 30.

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Hamerling. Sein Leben und seine Werke.

Mit Benutzung ungedruckten Materials.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

3 Bände.

I. Band: Hamerlings Jugend

(1830 — 1846).

Nach den nächsten Quellen unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Tagebuchblättern, Briefen und Dichtungen Robert Hamerlings dargestellt von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Mit Titelbild und Faksimile.

8°. Preis Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Mit vorliegendem Buche wird der großen deutschen Hamerling-Gemeinde der erste Band einer eingehenden Darstellung von des Dichters Leben und Werken geboten: er behandelt — ein durchaus selbständiges Ganzes — die Jugend Hamerlings bis zum Beginn seines Hochschulbesuches und bringt als Anhang „Hamerlings Tagebuch meiner Heimathreise".

Auszüge aus einigen Urtheilen der Presse.

Ein Werk, das uns eine große Freude und einen noch größeren Genuß bereitet hat, ist der soeben erschienene erste Band einer groß angelegten Biographie Hamerlings — — — Dem Verfasser darf ein uneingeschränktes Lob für seine fleißige und von Liebe und Verehrung zum Dichter zeugende Arbeit nicht vorenthalten werden.

Hamb. Correspondent Nr. 875, 1895.

Ein groß angelegtes Werk, welches nicht nur von der deutschen Hamerling-Gemeinde mit Freuden begrüßt werden, sondern auch in litterarischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen wird.

Neues Wiener Tageblatt Nr. 344, 1895.

Es ist eine ungemein fleißige Arbeit.

Hamburger Nachrichten, Belletristisch-Litter. Beilage Nr. 51, 1895.

Eine mit begeisterter Liebe und Bewunderung für Hamerlings Muse geschriebene Darstellung des Entwickelungsganges Hamerlings, die der großen deutschen Hamerling-Gemeinde eine hochwillkommene Gabe sein wird.

Grazer Morgenpost Nr. 291, 1895.

Wenn irgend etwas geeignet ist, das Interesse für Hamerling und seine Dichtung zu fördern, so ist es diese Lebensbeschreibung. Mit Staunen steht der Leser still vor den Aufzeichnungen und Leistungen des Kindes . . .

Hamburger Fremdenblatt Nr. 302, 1895.

Es ist mit warmem Herzen für den Dichter geschrieben, zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Forschers, der das ihm gebotene umfangreiche Material mit vieler Umsicht zu ordnen und zu verwerthen gewußt hat. Und die Arbeit war keine geringe!

Grazer Tagespost Nr. 39, 1896.

Digitized by Google

Chidher
in Sage und Dichtung.

Von

Dr. G. Zart
in Königsberg Nm.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 281/82.

JAN 20 1898
MASS.

Das Deutschthum der Vereinigten Staaten.

Von

Professor Karl Knortz,
Schulsuperintendent zu Evansville in Indiana.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber National-Oekonomie.

68 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 51 Mark. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf.)

Berger, Doppelwährung und Landwirthschaft. (N. F. 78) ..... M. —.80
Beta, Die Dichtkunst der Börse. (32) ..... 1.—
Bezold, Das Versicherungswesen. (39) 1.20
Breitenbach, Ueber das Deutschthum in Südbrasilien. (N. F. 19) ..... 1.—
Brentano, Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen. (150/151) ..... 2.—
Bücher, Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande. (181) ..... 1.—
v. Bunsen, Die Donau. (198) 1.20
Cohn, Gust., Streitfragen der Eisenbahnpolitik. (45) ..... 1.—
—, Was ist Sozialismus? (108) ..... —.80
—, Vertheuerung des Lebensunterhaltes in der Gegenwart. (77) ..... 1.—
Conrad, Ueber das Steigen der Lebensansprüche. (91) ..... 1.—
Delsa, Beiträge zur Steuer-Reform. (145) ..... 1.—
Eberty, Die Hauswirthschaft und der Markt. (N. F. 1) ..... 1.—
Fischer-Lette, Das Familistère Godins. (N. F. 68) ..... 1.—
Fuld, Die Entwickelung der Moralstatistik. (204) ..... —.80
—, Die Sozialreform im Deutschen Reich. (N. F. 25) ..... 1.—
—, Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen. (N. F. 47) ..... 1.—
Gareis, Die Börse und die Gründungen nebst Vorschlägen zur Reform des Börsenrechts und der Aktiengesetzgebung. (41) 1.20
Hartung, Der Check- u. Giroverkehr d. deutschen Reichsbank. (133/134) 1.80
Haushofer, Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie. (218) 1.20
Heinze, Kanäle und Sammelbecken. (94) ..... —.80
Heitz, Ursachen und Tragweite der nordamerikanischen Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft. (158) 1.20

Ueber Geographie.

Anderson, Die erste Entdeckung von Amerika. (N. F. 49/50) ..... M. 1.20
Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ..... —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) ..... .60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ..... 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) ..... —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ..... 1.—
—, Auf der Sierra Nevada de Merida. (N. F. 58) ..... —.80
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ..... 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ..... —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ..... —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ..... 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) ..... —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) ..... 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) ..... 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) ..... —.60
Wattenbach, Algier. 2. Abz. (35) ..... 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) ..... —.60

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Englische Wirthschaftsentwickelung
im Mittelalter.

Mit Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse

dargestellt von

Dr. Georg Grupp.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Die nachfolgenden Umrisse der englischen Wirthschaftsgeschichte stützen sich hauptsächlich auf die Arbeiten von Rogers und Ashley und suchen die Ergebnisse ihrer Forschungen zu einem Gesamtbilde zu vereinigen. Von Thorold Rogers kommt vor allem in Betracht die Geschichte der Landwirthschaft und der Preise (History of Agriculture and Prices), erschienen London 1866, seine „Geschichte der englischen Arbeit" (Six Centuries of Work and Wages), übersetzt von Pannwitz, Stuttgart 1896, endlich The economic interpretation of history, London 1894. Rogers' Untersuchungen sind bahnbrechend, aber etwas ungeordnet. Viel systematischer hat die Sache behandelt Ashley, dessen englische Wirthschaftsgeschichte in zwei Bänden, übersetzt von Oppenheim, Leipzig 1896, erschien. Beide Untersuchungen ergänzen sich gegenseitig, und es ist im Nachstehenden versucht worden, ihre wichtigsten Ergebnisse zu verbinden, durch weitere englische und deutsche Litteratur, besonders das gründliche Werk von Schanz über Englands Handelspolitik zu ergänzen, sowie durch eigene Studien auf dem Gebiete der deutschen Wirthschaftsgeschichte zu beleuchten. Wir haben in Deutschland noch keine solche zusammenfassenden Arbeiten, sondern nur zeitlich und räumlich begrenzte Forschungen. Das hängt damit zusammen, daß Deutschland in seiner territorialen Zersplitterung es zu keiner Wirthschaftseinheit, zu keiner einheitlichen Volkswirthschaft brachte,

Digitized by Google

nicht im Mittelalter und noch viel weniger in der Neuzeit. Deshalb beschränken sich die deutschen Forscher auf einzelne Territorien.

Wegen der Gleichförmigkeit der europäischen Zustände im Mittelalter hat die Darstellung der englischen Verhältnisse auch einen Werth für die deutschen; die Verhältnisse waren im allgemeinen die gleichen; Verschiedenheiten habe ich anzugeben nicht versäumt, und so hoffe ich, daß das Nachstehende für die Zuhörer ein allgemeines Interesse haben wird.

I.

Die deutsche Wirthschaftsgeschichte geht von der Markgenossenschaft aus, die englische von der Grundherrschaft. Hier spielten die Eroberungen und der erobernde Adel eine viel größere Rolle und es ist viel weniger deutlich, daß einst das Land von einer freien Bauernschaft bebaut wurde. Allerdings fehlen auch in England nicht die Spuren ursprünglicher Freiheit, und umgekehrt läßt sich auch für Deutschland keine Periode feststellen, in der alles frei war. Die Annahme einer ursprünglichen, alles umfassenden Freiheit gehört zu den deutschthümlichen Träumereien.[1] Bis zum unvordenklichsten Alterthum hinauf unterscheidet die Sitte Vornehme, Freie und Unfreie. Die Unfreien aber bestanden meistentheils aus unterworfenen Leuten; sie fehlten in Deutschland so wenig, als in den eroberten Ländern, in England wie in Frankreich und Italien.

So bildet denn in England der Frohnhof oder Herrenhof den Mittelpunkt der Wirthschaftsbetriebe; zwei Drittel der ganzen Flur gehören ihm an, um ihn oder an ihn schließen sich die Häuser der hörigen Bauern. Ein Theil des Hofgutes ist als unmittelbares Salland (inland, demesne, manor) ausgeschieden von dem hörigen Land (land in villenage oder tenemental lands);[2] es war entweder für sich abgetheilt und ein-

Digitized by Google

gehegt oder lag im Gemenge. Die Arbeit auf dem Salland wurde betrieben durch Leibeigene (serfs) und hörige Bauern.

Dem Herrenhof am nächsten standen die Köter und Häusler (coterelli, bordarii, cotmen, cotters, bordars), gewöhnlich hörige Leute mit wenig Morgen Besitz. Besser standen die Hofbauern, die Vollhufner, Vollmaier, ehemalige Freie (villani, virgarii, yardlings, husbands, tenants). Sie besaßen eine ganze Hube (virgate, yardland) mit 30 Morgen (acres) und mindestens 2 Ochsen. Die Hofbauern machten den größten Theil der bäuerlichen Bevölkerung aus.

Die Abhängigkeit der verschiedenen Bauernklassen war ursprünglich nicht besonders drückend, schon früh kamen Geldabgaben vor.

Ein kleiner Theil der Dorfbewohner, 4%, in manchen Gegenden 30—40% der Bevölkerung, waren Freie (fremen, socmen). Aber auch sie standen unter der Gerichtsbarkeit des Grundherrn (soca, manor, daher socman). Es waren Vogteihörige, Mal- oder „Muntmannen", wie man sie in Deutschland heißt. Von den Hörigen unterschied sie das Recht, ohne Genehmigung des Herrn zu verkaufen und zu heirathen,[3] sie waren zum Kriegsdienst, beziehungsweise zur Ablösung im Schildgelde verpflichtet.

Nach dem Domesday-Book befanden sich in den Händen der Grundherren im engeren Sinne $1^1/_2$ Millionen Acres, in den Händen von 35000 Freien[4] 1 Million, in denen von 104000 Hofbauern (villani) $2^1/_4$ Millionen, in den Händen der Häusler $^1/_4$ Million.

Neben dem grundherrlichen Besitz im engeren Sinne stand in grundherrlichem Zusammenhange das meiste übrige Land. Doch erinnerten noch viele Verhältnisse und Ausdrücke, die bis in die neueste Zeit hinein dauerten, an eine ursprüngliche Feldgemeinschaft, Ausdrücke wie „offenes und gemeines Feld" (common,

commonable, open, intermixed fields). Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert überwog das Weideland und die Waldweide weit den bebauten Grund, sowohl Aecker als Wiesen. Vielfach bestand Zweifelderwirthschaft oder Feldgraswirthschaft neben der Dreifelderwirthschaft. Sehr stark war der Weizenbau.[5] Obwohl schon alte Anweisungen, z. B. die Fleta, Mergelungen und Düngungen empfahlen und Aufschluß über die Art ihrer Anwendung gaben, wurde doch wenig Gebrauch davon gemacht. Die Düngung war so schlecht, daß der Boden ausgesaugt wurde.[6]

Das Land, auch das bebaute, hatte keinen großen Werth im Vergleich zu dem lebenden und todten Inventar, zu Vieh und Ackergeräth, daher richtete sich der Antheil an der Flur nach dem beweglichen Vermögen, vor allem nach dem Viehbestand. Im Anfang bemaß sich nach der Zahl des Viehes die Größe des Gutes,[7] und noch später richtete sich die Allmendnutzung danach. Soviel einer Stücke Vieh besaß, soviel durfte er auf die Weide treiben. Weiden gab es verschiedene: auf eingezäuntem Gemeindegrund, auf offener Weide und in den Wäldern und Haiden (Mark), deren Eigenthum sich der Grundherr zusprach, aber eigentliche Wiesen gab es wenige.

In jedem der drei bekannten Felder (Winter-, Sommer- und Brachfeld) besaßen die Bauern einen oder mehrere Streifen, die nicht durch Hecken, sondern durch schmale Striche ungepflügten Landes, Grenzraine (balks) getrennt waren.

II.

Der **Grundherr** übernahm die Kriegspflicht seiner Hintersassen; und sein Kriegsdienst, in zweiter Linie sein Gerichtsdienst, war die Ursache der Ueberlegenheit des Grundherrn, nicht sein materieller Besitz, der erst die Folge davon war.[8]

Als Gerichtsherrn unterstand ihm die Flurordnung, die Feld- und Waldpolizei, und daraus leitete er, wenn er es nicht

Digitized by Google

schon von der Eroberung her besaß, sein Obereigenthumsrecht auf bebauten und unbebauten Grund ab. Eine Folge davon war die Verknechtung des Bauernstandes, die Feudalisirung nicht bloß des Grund und Bodens, sondern auch der Menschen, da sie als geborene Stellvertreter im Heerbann und Markhüter Land und Leute beschützten und eben damit auch beherrschten. Sie veranlaßten kraft ihrer Gerichtsgewalt die Freibauern zu Frohnden, nur waren das außerordentliche precariae (boonworks).[9] Die Hofbauern waren zum Wochenwerk verpflichtet.

Als Grundherren in diesem Sinne sind natürlich auch Stifte nnd Klöster anzusehen, nur daß diese den Kriegs- und Gerichtsdienst durch bestellte Vögte und Dienstmannen besorgen ließen. Und endlich ist es selbstverständlich, daß nicht jeder Frohnhof seinen eigenen Herrn hatte, sondern daß viele, namentlich geistliche Grundherren eine Reihe von Frohnhöfen zusammen besaßen. Umgekehrt waren die Dorfschaften oft an verschiedene Herren und Höfe vertheilt.

Jeder Frohnhof hatte seine eigene Gerichtsbarkeit und vereinigte wenigstens dreimal im Jahre die abhängigen Bauern zu den Hoftagen, zum Heim-, Rüg- oder Maiergericht in die Herrschaftshalle (manor court, court leet). Da wurden Zänkereien und Streitigkeiten, Flurfrevel und Beschwerden über die herrschaftlichen Müller, Bäcker, Hirten und Schmiede verhandelt. Der Dorfpfarrer bildet oft den Friedensstifter. Der Pfarrer konnte aber auch seinerseits die Leute in der Sakristei (vestry) versammeln oder die Kirche selbst dazu verwenden, nachdem das Allerheiligste entfernt war.

Der Hauptbeamte, Gerichts- und Wirthschaftsvorstand auf den Frohnhöfen war der Verwalter (steward), Seneschall oder Maier. Derselbe hatte über die Leistungen der Bauern, die Zahl der Pflüge und Frohntage, sowie über die Ausgaben, die Lieferung des Saatkorns u. s. f. zu wachen und eine Rechnung

Digitized by Google

über die Ein- und Ausgaben zu liefern. Er versah meistens mehrere Höfe. Unter ihm stand ein Amtmann (bailiff), der im einzelnen bei der Arbeit Aufsicht zu üben und Felder, Wälder und Weiden zu besichtigen hatte. Ein Schultheiß (reeve) war Vormann und Vertreter der Bauern, er hatte zu sehen, daß die Bauern rechtzeitig bei der Arbeit waren, richtig düngten und säeten, und unter ihm standen Oberknechte, wie der messor u. a.

Das Recht der Grundherrschaft war beinahe schrankenlos, die Grundherren beanspruchten nicht nur das Obereigenthum über die Wälder, sondern auch über Wiesen und Weiher, das Jagd- und Fischereirecht und das ausschließliche Recht, Tauben zu halten. Sie hatten endlich die Bann- oder Dorfrechte. Deren Ursprung ist folgender.

Bei jedem Hofe gab es Mühle, Brauhaus und einen Backofen, meistens eine Schmiede und manchmal ein Salzwerk. Jeder Hof war ein abgeschlossenes Ganze und suchte seine Bedürfnisse nach Möglichkeit selbst zu befriedigen. Nun gab es aber außer den genannten Handwerken keine anderen ausgebildeten Gewerbe, denn die Arbeit der Schreiner, Zimmerleute, Schuster und Schneider suchte jeder selbst nach Kräften zu leisten.[10] Später kam noch manches dazu, die Ziegelei, die Badstube im fünfzehnten Jahrhundert,[11] und wurde wie die älteren Gewerbe des Schmieds und Müllers als herrschaftliches Bannrecht betrachtet, das gegen gewisse Zinse (Bodenzinse) verliehen wurde.

Schmiede und Mühle waren deshalb so wichtig, weil das Eisen und die Mühlsteine von weit her bezogen werden mußten, die Mühlsteine von Paris oder Andernach,[12] Eisen aus Spanien. Deswegen fehlte z. B. an den Wagenrädern und Eggen meistens alles Eisen und an der Pflugschaar war nur die Spitze eisern. Die Maier entschuldigten sich häufig, wenn zuviel Eisen verbraucht wird, mit der schlechten Witterung. Außerdem wurde

Digitized by Google

von auswärts Salz und Theer, dieses gegen die Schafräude bezogen. Im übrigen suchte jeder Hof sich selbst zu genügen: das heißt man das System der Hauswirthschaft, im Gegensatz zur Kapitalwirthschaft auch System der Naturalwirthschaft.

III.

Unter dem System der Naturalwirthschaft suchte man nach Möglichkeit das Geld zu entbehren. Der Kauf ist im allgemeinen nur Tausch, und alle Leistungen, Zinse, Löhne, Besoldungen werden mit Naturalien bereinigt. Darauf begründet sich das Lehens- und Rentenwesen, der eigentliche Feudalismus, wo alle Rechte, namentlich öffentliche Rechte und Pflichten fundirt und immobilisirt sind.

Zur Zeit der Naturalwirthschaft beschäftigte sich alles mit Ackerbau, Prälaten, Stadtbürger und Studenten. Diese hatten daher lange Sommerferien.

Die Naturalwirthschaft beruht auf einem Uebergewicht des unbeweglichen über das bewegliche Kapital, sie ist nur möglich in einer Zeit, wo die Naturgüter überreichlich vorhanden und die Bevölkerung dünn gesäet ist; sie war etwa ⅕ von heute. Die Folge davon ist aber eine fast völlige Werthlosigkeit der Naturgüter. Die rohen Naturgüter stehen ziemlich nieder, die Arbeitslöhne verhältnißmäßig hoch, am höchsten aber Kunstprodukte im Preise.[13] Wie gering der Boden galt, das erhellt daraus, daß ein Acre, der etwa 6 Pfennig in wirklichem oder geschätztem Geldwerthe einbrachte, nicht mehr als 6 bis 8 Schilling, also das Zwölf- bis Sechzehnfache kostete, die darauf verwendete Arbeit mit Inventar aber auf 18 bis 20 Schilling geschätzt wurde.[14] Die Verzinsung des Grundkapitals war im Vergleich zum beweglichen Kapital nicht hoch, sie betrug höchstens 10%, die Verzinsung des beweglichen Kapitals aber bis 20%.

Jene 6 Pfennig stellen aber nur einen kleinen Theil des

Digitized by Google

Ertrages dar, weit nicht die Hälfte, wie bei „Halbpacht" (metayer), was man leicht sieht, wenn man sie in die einzelnen Bestandtheile auflöst.[15]

Als nachmals die Verpachtungen aufkamen, wurde an Pachtschilling nicht viel mehr verlangt, als was die Hörigen hatten leisten müssen, d. h. 6 Pfennig für den Acre (im achtzehnten Jahrhundert 10 Schilling).

Andererseits kostete die Bestellung eines Acres, als später die Lohnarbeit häufiger wurde, etwa 37½ Pfennig (5 Pfennig das Ernten und 1 Pfennig das Einfahren). Der Arbeitslohn war überhaupt ein hoher, im Jahr etwa 32 Schilling mit zeitweiliger Verköstigung. Die Verköstigung kostete höchstens den Tag 1½ Pfennig. Mit Recht wird der hohe Arbeitslohn erklärt durch die dünne Bevölkerung, und dieselbe Ursache war auch maßgebend für die verhältnißmäßig gute Lage der Hörigen.

IV.

Der Umstand, daß die Grundherrschaften auf die Dienste und den guten Willen ihrer Unterthanen angewiesen waren, war überhaupt eine Schranke für ihre übergroße Macht. Die Maier, Schultheißen und Dienstmannen der Grundherren waren Hörige, und mochten sie auch als Emporkömmlinge gegen ihre früheren Standesgenossen hart sein, so war dies sicherlich nicht die Regel. Der Herren-, Heer- und Kirchendienst war der gewöhnliche Weg, auf dem sich viele Hörige und Leibeigene emporarbeiteten: als Dienstmannen und Geistliche konnten sie in den Besitz einträglicher Benefizien gelangen. Ein Dorfpfarrer bezog von einer Grundherrschaft allein ²/₅ ihres Ertrages als Zehntinhaber. Zwar suchten die Grundherren häufig den Zehnten sich anzueignen, wozu ihnen das Patronatsrecht eine Handhabe bot. Aber das gelang ihnen in England viel weniger als in Deutschland. Sodann drängte sich der Adel in alle

Digitized by Google

guten Pfründen ein, und Bisthümer und Stifte wurden adelige Domänen. Aber es gelang ihnen doch nicht, die Bauernsöhne vom Kirchen- und Heerdienste auszuschließen. Wohl waren ihnen einigemal Konzilien zu Willen, indem sie Söhne von Leibeigenen von den Weihen ausschlossen, aber im ganzen verhielt sich die Kirche und nicht weniger die Krone gegen jene adeligen Ansprüche ablehnend.[16]

Etwas besser gelang es den Grundherren, ihre Hintersassen in ihrer Botmäßigkeit zu erhalten, namentlich durch Verhinderung jeder Freizügigkeit. Wer Fremde beherbergte wurde vor dem Hofgerichte zur Buße verurtheilt. Der arbeits- und paßlose Fremde wurde noch schwerer bestraft. Außenheirath (forismaritagium) der Hörigen war sehr beschränkt. Floh ein Leibeigener, so „jagte" ihm der Herr nach. Die Flucht in die Stadt wurde, so lange es ging, verhindert und noch ein Parlamentsgesetz von 1406 erschwerte den Uebertritt zum Gewerbe. Aber durchaus dauernd und erfolgreich waren diese Bestrebungen nicht. Immer behielten die Hörigen eine gewisse Theilnahme am Gerichte und verloren die Wehrfähigkeit nicht ganz. Das Lehensystem umschloß auch sie, und man hat mit Recht bemerkt, daß die Hörigen ihre Stellung gegenüber den Grundherren ebenso auffaßten, wie die Vasallen gegen die Lehnsherren. Crowley redet in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch, als sich die Lage der Bauern schon verschlechtert hatte, den Edelmann an: „Wie du des Königs Lehensmann bist, so hält der Bauer Lehen von dir."[17]

Die Krone beschränkte nach Kräften die Feudalhoheit, ließ aber sonst den Grundherren privatrechtlich freie Hand. Daher wurde das Recht der Hörigen an ihren „Lehen" (tenures) nie so stark, wie das Obereigenthum der Grundherren. Aber die lehensrechtlichen Grundsätze galten doch lange, und daher konnte man die Verpachtung und Geldanleihe (Rentenkauf) zuerst bloß

Digitized by Google

als ewige sich denken.[18] Diese Anschauung und Gewohnheit konnte nur durchbrochen werden durch allmähliche Uebergänge:[19] die Verpachtungen mit dem Inventar, wo der Pächter gewissermaßen als Verwalter erscheint, bahnte den Weg zur vollen Verpachtung. Jedenfalls steht fest, daß die Bauernschaft es unter der Herrschaft des Lehenssystems nicht schlecht hatte; gerade bei England ist das deutlich, wo eine Zunahme von Freisassen festzustellen ist.[20]

Dazu kommen endlich die Rodungen. Die letzten bedeutenden Rodungen fallen in England wie in Deutschland in den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts. Die Rodungen erstreckten sich auf Oedländer, an denen die Grundherren das Eigenthumsrecht hatten. Ihr Rodungsrecht wurde freilich von der Bedingung abhängig gemacht, daß noch genügendes Weideland übrig bleibe und daß die Freibauern ihre Zustimmung gaben. Diese Bedingung war aber ziemlich dehnbar. Auf dem Rodland (essart, clearance) wurden die jüngeren Söhne von Hörigen, sowie Hofhandwerker, z. B. die im dreizehnten Jahrhundert auftauchenden Weber, angesiedelt. Alsdann hatten die Rodungen ein Ende. Als nachmals Unglück aller Art die Bevölkerung einschränkte und die Landkultur darunter Noth litt und die Felder wüst lagen, hat man nicht, wie in Frankreich, neu gerodet, sondern man ließ das Land zur Weide liegen. Damit begann für die Bauern eine ungünstigere Zeit. Aber bis dahin standen sie in guten Verhältnissen.

V.

Zur Besserstellung des Bauernstandes dienten die Anfänge der Geldwirthschaft, die nachmals freilich zu seinem Schaden ausschlug. Die Anfänge der Geldwirthschaft hängen zusammen mit dem Entstehen der Städte, wo sich dem Bauern ein Markt öffnete, der ihm lohnenden Absatz seiner überschüssigen

Digitized by Google

Produkte gab.[21] Mit dem Geld, das er sich erwarb, konnte er seine Abhängigkeit von den Grundherren erleichtern, und die Grundherren gingen gerne darauf ein, da sie Geld bedurften. Daher wurden vor allem Naturalleistungen in Geldabgaben verwandelt[22] und infolge der Umwandlung der Naturalleistungen in Geldabgaben rückten viele Bauern aus der Klasse der Fröhner in die der Zinser und aus dem land at work (ad opus) wurde land at rent (mail). Allerdings verzichtete die Herrschaft damit nicht auf alle Dienstleistungen, und es blieb vielfach beiden Theilen überlassen, ob sie die betreffenden Verpflichtungen in natura oder in Geld ansprechen oder leisten wollten. War doch oft die Geldfestsetzung (new assize) zunächst nur eine Abschätzung der Dienste für Versäumnißbußen. Namentlich verzichteten die Grundherren nicht auf die außergewöhnlichen Dienste (precariae) und Fuhrdienste.[23] Vielfach wurden die Frohnpflichtigen dazu veranlaßt, ihre Dienste durch Stellvertreter leisten zu lassen; solche Stellvertreter fanden sich ja leicht fast in jeder Familie in den jüngeren Söhnen. Aus diesen bildete sich, nachdem vollends die letzte Rodung vollzogen war, eine Klasse von Lohnarbeitern; schon im dreizehnten Jahrhundert gab es Lohntaxen. Natürlich erreichte man mit Taglohn mehr, als mit erzwungener Frohnarbeit, und eine Geldzahlung wurde daher gerne einer Naturalleistung vorgezogen.

Endlich kamen dazu Verpachtungen, Verpfändungen und Verkehr mit Rentengütern als Mittel, den großen Grundbesitz nutzbar zu machen. Die Grundherren bedurften immer mehr Geld zu Krieg und Luxus, und um das zu erhalten, mußte der Grundbesitz intensiver verwerthet werden. Wie in anderen Ländern ging man zu intensiverer Bodenbestellung über, die Düngung und Pflügung wurde besser und die Stallfütterung ausgedehnter.[24]

Im reinen Naturalsystem war die intensive Bewirth-

Digitized by Google

schaftung zwecklos: was sollte man mit dem Uebermaß von Naturalleistungen anfangen, höchstens daß man die Früchte in Orgien verschwendete[25] und unnütze Dienste verlangte, wovon die Geschichte erzählt. Damals war es auch leichter für das nachwachsende Volk, Land zu erhalten, da die Theilung der Huben und der Neubruch immer noch fortging ohne Schaden. Wichtiger aber war der Umstand, daß die Hörigen mit der Scholle verwuchsen, was beim nachmaligen Pachtsystem nicht möglich war. Der Pächter war viel abhängiger vom Eigenthümer, als der Hörige, da dem Eigenthümer alles, bewegliches und unbewegliches Gut, Inventar und Grund gehörte, und das Verhältniß leicht lösbar war.

Der Großgrundbesitz war so angewachsen, daß es schwer war, ihn unter einer Verwaltung richtig zu betreiben, daher die Verpachtungen. Besonders der geistliche Besitz war riesig gewachsen, obwohl schon die Magna charta Schenkungen an die todte Hand verbot.[26] Aber dieses Verbot half so wenig, daß Eduard I. es dadurch verschärfte, daß er solche Schenkungen der Krone zusprach. Ein Hauptgrund dieser Bestimmungen war, daß infolge solcher Schenkungen Steuern und Kriegsdienste dem Staate entgingen. Der nämliche Grund wird auch für das Verbot der Afterbelehnungen angeführt. Mit den Afterbelehnungen hatte es folgende Bewandtniß.

In der Zeit der Naturalwirthschaft, als noch der Eigenbetrieb bestand, als das bewegliche Vermögen mehr galt wie der Grundbesitz und es an Land nicht mangelte, war es bei Todesfällen leichter, die nachgeborenen Kinder zu befriedigen als später. Daher sind wohlhabende jüngere Söhne nichts seltenes, während sie später ihr Auskommen im Kirchen- oder Heerdienst suchen müssen. Jüngere Söhne wurden durch Afterbelehnungen von dem Majoratserben mit Grundbesitz ausgestattet. Durch diese Afterbelehnungen entgingen nun der Krone Lehens-

Digitized by Google

gefälle, und wurde dadurch der Lehensrückfall so gut wie verhindert. Daher wurden die Afterbelehnungen um 1300 verboten und zugleich die Feudalgerichtsbarkeit beschränkt. Dagegen wurde die Schaffung von Fideikommissen (entails) begünstigt, um den großen Grundbesitz vor Veräußerung, Schuldverpfändung und Konfiskation in kriegerischen Zeiten zu bewahren.

Die Einrichtung von Fideikommissen wurde eine wichtige Ursache, daß die Grundherren den Eigenbetrieb aufgaben, da sich dadurch viele Höfe in einer Hand sammelten, und daß man zum Pachtsystem in großem Umfange griff.

Das Fideikommißgesetz trägt einen durchaus monarchisch-aristokratischen Charakter, es stellte sich der natürlichen Entwickelung entgegen, die überall sonst zur Auflösung des großen Besitzes führte. Es stellte sich dieser Entwickelung mit Erfolg entgegen; im Bunde mit anderen Umständen hat es jene Uebermacht des Großgrundbesitzes geschaffen, an dem heute noch England krankt. Der große Besitz verschlang im Laufe der Jahrhunderte nicht bloß das hörige Land, sondern auch das Gemeinland. Die wirthschaftlichen Mittel waren dazu das Pachtsystem und die Schafzucht. Das Pachtsystem bot ein vorzügliches Mittel, den überschüssigen Besitz zu vermehren.

Pächter gab es bei der sich mehrenden Bevölkerung genug, und da der Preis des Getreides mehr zu- als abnahm, konnte man den Pachtschilling erhöhen. Der Pächter stand in einem wechselnden Pachtverhältniß, während die Stellung eines Hörigen ein für allemal festgelegt war. Aber auch die eigene Bewirthschaftung war namentlich bei ferner gelegenen Grundstücken wenig vortheilhaft, es ging schwer, zuverlässige Maier zu finden, und man mußte diesen viel werthvolles Inventar anvertrauen.

Deshalb wurde immer mehr Land in Pachtverhältnisse hineingezogen, und der Proceß der Verpachtungen zieht sich durch mehrere Jahrhunderte hin und ist im sechzehnten Jahr-

Digitized by Google

hundert noch nicht abgeschlossen. Der Proceß ist wissenschaftlich noch nicht recht aufgehellt. Wenn man nach Analogie deutscher Verhältnisse schließen darf, so wurden sowohl Hörige als Zinsleute und Freie zu Pächtern bestellt und Pächter auf die alten Maierhöfe oder auf neugebildete gesetzt. Gerade der deutsche Name Maier für Pächter oder Bestandmann, wie er in baierischen Verordnungen erklärt wird, kommt daher, daß Pächter auf Frohnhöfe oder Maierhöfe gesetzt wurden. Es wurden aber auch hörigen Bauern, den Kötern, Güter abgenommen und ihnen bloß die Kote gelassen. Die Pächter erhielten vielfach mehrere Hufen, in Niedersachsen hatte der Vollmaier 3—4 Hufen, es gab aber auch viele kleinere Pächter in England, Halb- und Viertelshufner. Auch in Deutschland mehrten sich besonders gegen Schluß des Mittelalters mit dem Bevölkerungszuwachs die Theilbauern.[27]

Im allgemeinen entwickelte sich das Pachtsystem so günstig, daß sich der Bodenwerth vom vierzehnten bis fünfzehnten Jahrhundert verdoppelte, im fünfzehnten Jahrhundert das Zwanzigfache, im vierzehnten nur das Zehnfache des Ertrages darstellte.

Die Grundherren warfen sich auf die Viehzucht, namentlich auf die Schafzucht und benutzten dazu die gemeine Mark, das Weideland; auch begannen sie das Weideland auszudehnen. Vielfach verpachteten sie Vieh; namentlich Kühe wurden so dahingegeben, und darum fehlen auf großen Höfen häufig alle Einträge über Milchprodukte. Ohnehin erhielten die Gutspächter ihr Vieh vom Grundherrn geliefert, die Verpachtung geschah mit der Hofwehr, es war land and stock lease, die in der Neuzeit auch in Norddeutschland allgemein war. Die Pächter erhielten selbst Saatkorn vorgestreckt.

Das Verhältniß schloß sich unmittelbar an das Hörigkeitsverhältniß an und ist vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit der die Hörigkeit einst begründenden Viehverleihung der Stammes-

Digitized by Google

häupter (S. 50, N. 7). Jedenfalls war bei der strengeren Form der Hörigkeit der Grundherr Eigenthümer nicht bloß von dem unbeweglichen, sondern auch von dem beweglichen Besitze des Hörigen. Dies strenge Verhältniß kann zwar nicht überall bestanden haben. Aber sicher schloß sich das Pachtverhältniß an das Hörigkeitsverhältniß an, und der Unterschied ist nicht so groß, wie ihn Manche erscheinen lassen. Man darf bei mittelalterlichen Pächtern nicht an heutige Pächter denken. Bis in die neueste Zeit hinein hat das Pachtverhältniß etwas von der Hörigkeit an sich und zwar um so mehr, je mehr es sich der Erblichkeit näherte. Der Pächter war zwar freier als der Hörige, sowohl persönlich als in der Bewirthschaftung, er hatte einen größeren Hof und einen größeren Betrieb, aber auch mehr Risiko und mehr Lasten. Wenigstens in Deutschland mußte er später nicht bloß staats- und grundherrliche Abgaben geben, sondern auch Dienste leisten.[28] Es kam daher im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert häufig vor, daß die Maier es vorzogen, kleinere Stellen zu übernehmen.

Einen Theil des Risikos mußte der Grundherr in England wie in Deutschland leiden. Der Grundherr hatte die Baulichkeiten zu unterhalten[29] und den Pächter gegen Verluste infolge von Viehkrankheiten zu versichern. Bei Mißernten fand ein entsprechender Nachlaß statt.

Die Pacht war zwar meistens der Form nach eine Zeitpacht, aber das eigene Interesse des Grundherrn gebot, wie noch heute, möglichst lange Dauer.[30] Daher konnten noch Meliorationen unternommen werden. Ungünstiger wurde die Pacht erst, als die Zeit der Austreibungen und Einhegungen, der Rentensteigerung und „Folterrenten" begann. Die Anfänge dieser Zeit reichen freilich zurück bis ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Die Grundherren strebten nach höheren Einnahmen und belasteten zuerst die, bei denen es ihnen am ehesten möglich

Digitized by Google

war, bei den Hörigen. Aber bald wurden auch die Pächter höher belastet. Gerade hier zeigte sich, wie die gesamte Bauernschaft trotz der Verschiedenheit im einzelnen doch unter den gleichen Verhältnissen litt und vom Leibeigenen bis zum Freisassen ein gemeinsames Band reichte.

Bald begannen die Austreibungen. An sich konnten die Grundherren die abhängigen Bauern nicht ohne weiteres vertreiben, die Hörigen sogar noch weniger als die Pächter. Aber man führte langsam die Pachtverhältnisse auch auf andere Güter über, wo Erbrecht bestand. Schon am Schluß des zwölften Jahrhunderts spricht Glanville den Bauern jegliches Eigenthumsrecht ab und 1280 sagt ein Abt, den Hörigen sei nichts zu eigen als ihre Knochen. Solche Aussprüche sind zwar übertrieben, und als die Grundherren ihre Hintersassen im fünfzehnten Jahrhundert auszutreiben begannen, empfand man das als eine Verletzung des Gewohnheitsrechtes, aber thatsächlich zu verhindern war es nicht. Die Gutsherrschaften konsolidirten sich, schon im vierzehnten Jahrhundert entstand daher unter den Bauern Unwille und Erbitterung, die zu dem Aufstand von 1381 führten. Starke revolutionäre Stimmungen durchzogen das Volk und nahmen, dem religiösen Charakter des Mittelalters entsprechend, religiöse Gestalt an und wandten sich besonders gegen den geistlichen Besitz. Lollhardische Schriften verwarfen rundweg den geistlichen Besitz und brandmarkten das Pachtsystem als ein System der Ausbeutung und Getreidevertheuerung.[31]

Bis ins vierzehnte Jahrhundert war Grund und Boden gleichmäßig vertheilt, wenn auch nicht so gleichmäßig wie es z. B. von Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert konstatirt wird. Einen Beweis davon kann man mit Rogers darin erblicken, daß die Schafzucht allgemein verbreitet war. Eine starke Schafzucht setzt einen gesicherten Landfrieden voraus, an dessen Erhaltung die Großen wie die Kleinen gleich betheiligt waren;

Digitized by Google

er wurde auch so gut beobachtet, daß selten Heerdenraub vorkommt. Auch nachdem das Pachtsystem sich verbreitete, wurde das beiderseitige Interesse dadurch erhalten, daß starke Viehverluste dem Herrn zur Last fielen.

VI.

Zur Zeit der reinen Naturalwirthschaft war so, wie gesagt, die allgemeine Vertheilung des Bodens viel stärker, als nachmals; ein landloser Mann gehörte zu den Ausnahmen. Das änderte sich sogleich, nachdem es andere Erwerbszweige im Gewerbe und Handel gab, aber gerade in England war Handel und Gewerbe lange Zeit sehr gering, und selbst die Wolle, welche die schon im Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts stark verbreitete Schafzucht lieferte, wurde nur zum geringsten Theil in England selbst, sondern größten Theils in den Niederlanden, sowie in Italien und theilweise in Deutschland verarbeitet.

Selbst das geringe Gewerbe und der geringe Handel, der in England selbst bestand, wurde nicht eigentlich von echten Angelsachsen betrieben. Schon seit der Eroberung durch die Normannen spielte der Fremde eine große Rolle. Namentlich das Bauhandwerk und die Weberei, soweit sie betrieben wurde, lag in ihrer Hand. Das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch dauerte die Einwanderung von Vlamen fort; die ausländischen Weber bildeten schon damals eine Gilde, vornehmlich zu Besteuerungszwecken, da sie als Fremde ähnlich wie die Deutschen im Stahlhof und die Juden eine Sonderstellung einnahmen.[32] Den Handel betrieben Niederländer, Italiener — zuerst Florentiner, dann Genuesen, endlich Venezianer —, und besonders Deutsche. Die Hansaleute brachten nach England Pelz, Bernstein, Kupfer und Eisen, Schießbogen, Segeltuch, Leinwand und Luxusholz und sogar Erzeugnisse des Ostens, kostbare Steine, Seide und Baumwolle und holten englisches Leder, Wolle, Zinn und

Blei. Bedeutender war der Binnen- und Passivhandel und der Verkehr zwischen Stadt und Land ziemlich lebhaft. Schon im dreizehnten Jahrhundert wird berechnet, daß der Bauer volle acht Wochen zum Besuche der Messen und Märkte verwende. In den ziemlich primitiven Städten, die nicht viel mehr waren als umfriedete Dörfer, holte sich der Bauer sein Salz, sein Tuch und sein Leder, Pelz und Leinwand, thönerne und metallene Geräthe, und gegen die Schafkrankheiten Grünspan, Vitriol und Theer. Selbst Fische und Heringe kaufte man dort ein; wegen der langen Fastenzeiten waren Fische sehr gesucht und nicht einmal besonders billig. Wegen dieses lebhaften Verkehres gab es einen ausgebildeten Fracht- und Botenverkehr. Der Fuhrlohn war gering, er kostete für die Tonne im Tag einen Pfennig. Wenn aber der Fuhrmann wie der Gemeinbote auch eine Sicherheitsgewähr für die übergebenen Gegenstände übernahm, war der Fuhrlohn höher.[33] Die Straßen waren nicht geradezu schlecht und viel besser als beispielsweise im siebzehnten Jahrhundert.

Der Binnenhandel war sehr lebhaft. Dennoch wundert man sich, daß es schon um die Wende vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert sehr viele Kaufgilden (gildae mercatoriae) giebt, selbst in kleinen Orten. Sonst umschlossen die Handelsgilden Großkaufleute, aber solche konnte es in England nicht so viele geben, als man annehmen müßte. Der einheimische Handel befaßte sich vorwiegend mit landwirthschaftlichen Produkten, während Gewerbeprodukte durch fremde Händler eingeführt wurden. Indessen gehörten nachweislich zu diesen Gilden die Handwerker, die die Rohstoffe kauften und Waren verkauften.[34] Diese Gilden haben nun bei der Bildung der Stadtverfassung bedeutsam mitgewirkt.[35]

Sie waren von einer doppelten Seite eingeengt, von außen und von innen. Die fremden Händler, an sich nur auf den großen und Markthandel angewiesen, strebten darüber hinaus nach dem Kleinhandel und erreichten es auch fast das ganze

Digitized by Google

vierzehnte Jahrhundert hindurch. Innerhalb der Gilden drückten Großkaufleute auf die Handwerker und daher strebten diese sich loszureißen, sich gesondert zu gliedern und so einen Einfluß auf die Stadtverwaltung zu erlangen.[36]

Dem Handel war bekanntlich das Mittelalter nicht sehr günstig Die allgemeine Stimmung war mit Mißtrauen erfüllt. Besonders fürchtete man alle Arten von Handelsmonopolen, während man vor gewerblichen und grundherrlichen Monopolen (Bannrechten) nicht zurückschreckte. Daher kommen die Versuche und Bestrebungen gegen jeglichen Zwischenhandel, gegen alleinigen Verkauf, gegen Vor-, Auf- und Wiederverkauf. Die allgemeine Stimmung war hier um so empfindlicher, als die territoriale Abschließung eine Monopol- und Ringbildung begünstigte.[37] In dem Kauf zu sofortigem Wiederverkauf suchte man eine unerlaubte Spekulation und im Aufkauf die Monopolbildung zu verhindern. Alle Verkaufsartikel mußten daher auf den Markt gebracht werden; wer das nicht that oder im geheimen etwas kaufte, wurde schon, weil er die Marktabgabe hinterzog, noch mehr aber wegen der damit verbundenen Warenvertheuerung bestraft.[38] Womöglich sollte alles auf offenem Markte verkauft werden, daher die Stapelvorschriften und das Fremdenrecht. Die Fremden mußten ihre Ware an gewisse Punkte bringen, am liebsten hätte man an einem Ort den ganzen Verkehr zwischen In- und Ausland zusammengezogen. Außerhalb gewisser Orte und Marktzeiten wurde den fremden Händlern (foreigner) — dazu gehörten schon die Nichtbürger — der Handel verboten. Die Großhändler sollten den Kleinhändlern keine Konkurrenz bereiten, daher war ihnen der Kleinhandel entzogen. Auch im Verkehr zwischen Stadt und Land strebten die Städte nach Stapelrechten oder einem Marktzwang. Jede Stadt suchte die Bauern der Umgegend zu zwingen, ihre Produkte ausschließlich auf den Markt zu bringen und dafür städtische

Digitized by Google

Gewerbeartikel einzutauschen. Deshalb erwirkten sie königliche Ausfuhrverbote und gab es städtische Bannrechte.

Die Landwirthe, große und kleine, waren mit den Ausfuhr- und Handelsbeschränkungen wenig zufrieden, es wurde dadurch der Preis gedrückt. 1371 wurde daher das Ausfuhrverbot zu einer Ausfuhrlicenz ermäßigt und 1393 auch diese fallen gelassen.

Die Städte suchten überhaupt die Vermittelung zwischen den Landleuten und den Fremden und zwischen den Fremden selbst, mit einem Wort, zwischen Gast und Gast an sich zu ziehen. Das lief zwar schnurstraks entgegen dem allgemeinen Bestreben nach Vermeidung jeden Zwischenhandels und jeden Monopols. Aber so war es im Mittelalter. So sehr man Alleinhandel und Verkauf verfolgte, als Privilegien ließ man sie sich gefallen. Sehr mannigfach waren die Vorkaufsrechte. Der König hatte ein Vorkaufsrecht auf fremde Waren, der Grundherr auf die Güter seiner Hörigen. In vielen Städten mußten bestimmte Waren, Eisen, Fischthran, Talg und Getreide dem Bürgermeister und der Stadt zuerst zum Verkauf angeboten werden, ehe man sich mit dem einzelnen Bürger einließ.

Dem Zwischenhandel suchte man im übrigen auf verschiedene Weise zu entgehen. Der Zwischenhandel war verhaßt, ob er im Großen oder Kleinen betrieben wurde. In Piers Plowman heißt es, man solle Zwischenhändlern und Wucherern das Bürgerrecht gar nicht geben, sondern sie für unehrlich erklären. In der That haben die Lebensmittelverkäufer nach einem Gesetz von 1382 kein Gemeindeamt bekleiden dürfen, außer wenn sie den Lebensmittelverkauf aufgaben. Erst unter Heinrich VIII. wurde Bäckern, Brauern, Weinwirthen, Fischverkäufern und anderen Händlern gestattet, während der Dauer ihrer Amtszeit ihr Geschäft fortzusetzen. Man kaufte möglichst im Großen ein. Der Bauer kaufte seinen Theer so um die Hälfte billiger, als wenn er ihn im Laden holte. Umgekehrt wurden die Städte zum

Digitized by Google

Ankauf von Rohprodukten unmittelbar von den Producenten ermahnt, wenn auch nicht gezwungen, um den Zwischenhandel mit Lebensmitteln zu verhindern.[39]

Gewerbeprodukte bezog man nicht fertig, sondern kaufte Rohstoffe und ließ sie von dem Grob- und Goldschmied, dem Weber und Schneider, dem Zimmermann und Maurer verarbeiten. Wer daher ein Haus baute, fällte selbst die Stämme und ließ sie sägen, brach die Steine, brannte Kalk, sorgte für den Bauplan und überwachte die Arbeit, so daß ein Bauwerk damals ganz billig zu stehen kam.

Um den Zwischenhandel unmöglich zu machen, wurden Preistaxen erlassen, die den Gewinn des Zwischenhändlers beschneiden sollten. Der Zwischenhandel knüpfte sich besonders an die ausländischen Weine und an den Fischhandel. Als man nun fand, daß die Südfranzosen den Wein eher zu den angesetzten Preistaxen liefern konnten, als die englischen Kaufleute, wurde ihr Handel begünstigt und 1368 sogar den Engländern der Handel damit verboten. Die Fischer und Islandsfahrer wurden gezwungen, selbst mit ihrer Ware die Märkte und Messen aufzusuchen, und den Fischhändlern verboten, ihre Ware am Ufer abzunehmen. Endlich strebten die Landwirthe nach einem direkten Verkehr mit den Fremden.

Die Fremden wurden von den Königen unterstützt aus egoistischen und allgemeinen Motiven. Die Fremden brachten dem Könige persönliche Vortheile, verschiedene Einnahmen, über die sie nicht Rechenschaft ablegen mußten wie über die Steuern. Sodann suchten sie dadurch die Gemeinen im Parlamente, die zum großen Theil Vertreter von Städten und damit der einheimischen Handelsinteressen waren, im Zaum zu halten. Endlich mögen sie wohl gefühlt haben, daß der Handel der Fremden erst die Bedingungen zu einem einheimischen Gewerbe und Handel schaffen mußte. Schon die magna charta enthielt dem

Digitized by Google

Handel günstige Bedingungen, und in dieser Richtung schritten die Plantagenets weiter. Die Fremden erhielten alle möglichen Begünstigungen, und wurde das ursprüngliche Fremdenrecht, welches ihren Handel auf bestimmte Orte und Zeiten und auch stofflich beschränkte, schon unter Eduard I. (1303) aufgehoben. Unter Eduard II. wurde es wieder eingeführt und der Kleinhandel, der Besitz eigener Wirthschaften, sowie eigene Maklergeschäfte verboten und nur ein Aufenthalt von vierzig Tagen verwilligt. Das Fremdenrecht hing theils mit den ursprünglichen Zuständen zusammen, wo die „Gäste" natürlich darauf angewiesen waren, bei Bürgern zu wohnen, theils mit dem allgemein verbreiteten Mißtrauen gegen Fremde. Man war gewohnt — typisch war in dieser Hinsicht Venedig —, fremde Kaufleute auf Schritt und Tritt zu beobachten und ihnen bestimmte „Wirthe" und Gasthäuser anzuweisen.

An allen Stapelorten war es verboten, daß Gast mit Gast verkehre, er mußte sich einheimischer Vermittelung bedienen oder bedurfte eines Maklers. Die Fremden sollten bloß auf offenem Markte und im Großen verkaufen. Daher wurde ihnen auch der Besitz eigener Häuser untersagt.[40]

Aber diese Gesetze wurden in England nie recht durchgeführt, so oft sie wieder auftauchten. Man ließ die Fremden mit ausdrücklicher Genehmigung Einzelhandel betreiben, nur bezüglich der Stoffe blieben die Fremden auf Gewürze, Weine und Schnittwaren im Einzelhandel beschränkt. Auch fremde Handwerker, vor allem Tuchmacher, wurden begünstigt und eigens ins Land gelockt, um die heimische Industrie zu heben. Natürlich sahen die heimischen Händler und Handwerker diese Begünstigung sehr ungern, und die Städte kämpften im Unterhaus lebhaft dagegen. Aber diese Politik war nicht unklug und ungünstig. Nur durch regen Verkehr, zumal mit den fortgeschrittenen Italienern, erwachte das Land aus den rohen Zuständen,

Digitized by Google

aus der selbstgenügsamen ländlichen Abgeschlossenheit und wurde zu eigenem Gewerbe und Handel geneigt, zu dem die Bedingungen gegeben waren. England fehlte nicht nur jedes Gewerbe, sondern auch feinere Genußmittel. Diese erwarb es im Verkehr mit den Fremden und bezahlte sie mit Geld und Rohprodukten. Wäre nun England bei dieser Art des Handelsverkehres stehen geblieben, so wäre es ihm ergangen, wie vielen unkultivirten Völkern, die sich von höherstehenden Völkern ausbeuten ließen. Nur rächten sich jene gelegentlich und plünderten ihre Ausbeuter aus. Solche Plünderungslust war kein unwichtiger Faktor in den damaligen Kriegen zwischen England, Frankreich und den Niederlanden. Die Franzosen machten gern Beute bei den Niederländern, die Engländer bei den Franzosen und die Schotten bei den Engländern. Niederländer und Engländer waren schon durch ihre Interessengemeinschaft aufeinander angewiesen.

Die Engländer suchten nun auch durch handelspolitische Maßregeln sich vor Ausbeutung zu schützen. Daß Luxuseinfuhr allein ein Land aussauge, erkannte man mit Widerstreben und suchte es zu verhindern. Das Geldbedürfniß der Könige fiel glücklicherweise mit dieser Erkenntniß zusammen, und so erging schon 1339 das Gebot, daß für jeden Sack Wolle Silber bis zum Werthe von 2 Mark von den Fremden gebracht werden müsse. Die Verpflichtung zur Barzahlung wurde in der Folge öfters wiederholt, aber es wurde auch durchbrochen durch Privilegien, die die Bezahlung in Wechseln gestattete. Die Bezahlung in Wechseln war schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sehr häufig. Es erhob sich wohl dagegen ein Kampf, aber ohne viel Erfolg. Als Ergänzung jener Münzpolitik wurde die Ausfuhr von Edelmetall aus England verboten, und die Fremden, von denen man behauptete, sie schmuggelten zwischen den von ihnen verarbeiteten Tuchen Edelmetall aus, wurden 1427 einer

Digitized by Google

scharfen Kontrolle unterworfen. Später antworteten andere Staaten mit dem Verbote der Metallausfuhr.

Derartige Handelsmaßregeln hatten ebensowenig Werth, wie die ängstlichen Bestimmungen des Fremdenrechtes; sie wurden hundertfach umgangen und konnten wegen der vielfachen Privilegien gar nie allgemein energisch durchgeführt werden. Die Fremden wußten Bürger und Makler zu gewinnen und ließen durch sie ihre Waren als eigene verkaufen, sie verarbeiteten in ihren Häusern Tücher, kauften die Waren auf, bevor sie in die Stadt kamen, und sandten ihre Handlungsreisenden aufs Land. Der einfachste, sogar im fünfzehnten Jahrhundert begünstigtste Weg, dem Fremdenrecht zu entgehen, war es, das Bürgerrecht zu erwerben; dadurch hoffte man sie zu den Staatskosten besser heranziehen zu können.

Andererseits blieb das Fremdenrecht, soweit es durchgeführt wurde, auf die Ausländer nicht beschränkt. Auch Engländer selbst, die nicht vom gleichen Orte waren, wurden den gleichen Bedingungen unterworfen. Auch für sie galt das Stapelverbot, daß Gast nicht mit Gast verkehre u. dergl.

Die Stapeleinrichtung überhaupt diente ebenso den fremden wie den einheimischen Kaufleuten. Zu der Wahl der Stapelbehörden, des Stapelmayors und der Aldermänner wurden auch Fremde zugelassen. Der englische Hauptstapel war in Brügge und Calais, wurde aber wiederholt nach England selbst verlegt, ein Hauptort des Handels blieb immer Southampton. Aber gerade wenn der Stapel in England war, war das ein großer Nachtheil für die englischen Handelsfahrer, da ihnen die Fracht entging.

Mit den Stapeln war sonst in der Regel, schon im dreizehnten Jahrhundert, die Bestimmung verknüpft, daß der Transport, zumal die Seefracht, auf einheimischen Schiffen geschehe, und waren bestimmte Wege vorgeschrieben. Das war die

Digitized by Google

Politik Venedigs, wie Spaniens und später auch der Hansestädte. In England fehlte es bis 1381 an derartigen Versuchen, denn es fehlte an einer hinreichenden Flotte. Ihre Entwickelung wurde durch verschiedene Einrichtungen bis tief ins vierzehnte Jahrhundert hinein gehemmt; die Könige beanspruchten in Kriegs- und Nothfällen Privatschiffe und hatten das Recht auf jedes Schiff, dessen Eigenthümer umkam, das war ein Verlust von 500 Pfund und mehr.

Endlich waren auch die Zölle lange Zeit nur Finanzzölle ohne protektionistische Richtung. In den Zöllen wurden die englischen Nichtbürger nicht besser behandelt als die eigentlichen Ausländer; die Hansen exportirten sogar Wolle billiger als die Engländer.[41] Wohl gewährten die Könige vielen Städten für ihre Kaufleute Freibriefe, aber die Wirkung dieser Freibriefe wurde dadurch wieder abgeschwächt, daß den meisten Städten Handelsmonopole zugestanden wurden, wodurch Nichtbürger außerhalb der Messezeit ausgeschlossen wurden.

Von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an beginnt sich der englische Handel auf eigene Füße zu stellen. Es wurden gegen Schluß des Jahrhunderts Navigationsgesetze erlassen, das Fremdenrecht schärfer gehandhabt und Wuchergesetze aufgestellt.[42]

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gab es in England nur 169 reiche Kaufleute, an die der König sich im Falle der Geldnoth wenden konnte, im sechzehnten Jahrhundert dagegen 3000. Neben den regelmäßigen Händlern (Stapelhändlern) bemühten sich seit dem vierzehnten Jahrhundert die irregulären Truppen des Handels, die Handelsabenteurer, die merchant adventurers, um den einheimischen Handel. Es gab adventurers to Prussia, to Spain, to Italy, to Iceland; bis nach Frankfurt kamen sie. Sie überflügelten nicht bloß die Stapelhändler, sondern sie verdrängten nach und nach die fremden Kauffahrer. Es entstand eine einheimische Flotte von Bedeutung.

Digitized by Google

Innerhalb eines Jahrhunderts gelangte die englische Schiffahrt zur höchsten Blüthe und der englische Handel überflügelte den der anderen Staaten.

VII.

Außer den erwähnten Versuchen wurde der Handel mit Getreide und landwirthschaftlichen Produkten wenig beschränkt, man versuchte auch keine Preistaxen festzustellen, wie bei anderen Handelswaren. Es ist überhaupt charakteristisch für den natural- und landwirthschaftlichen Charakter der Zeit, der auch blieb nach den Anfängen der Geldwirthschaft, daß es wohl Taxen gab für Gewerbe und Handel, nicht aber für die Landwirthschaft. Für Weizen und Gerste wurde keine Preisbestimmung versucht, wohl aber für Brot und Bier, ebensowenig für Rinder und Schweine, selbst Fleischtaxen waren nicht Regel, nur Fisch und Geflügel machten eine Ausnahme. Die Brottaxe richtete sich nach dem Gewicht und dem Preise des Getreides. Dabei wurde auf einen angemessenen Gewinn des Bäckers Rücksicht genommen.[43] Das Gleiche gilt vom Bier. Schon auf den Frohnhöfen gab es Bierprüfer. Dagegen wurde beim Wein von einer gleitenden Skala abgesehen und ein Höchstpreis angegeben, der freilich nie durchgeführt werden konnte und der nur dazu führte, daß möglichst schlechter Wein geschenkt wurde.

Den Handwerkern wurden zuerst bloß für Tagelohn, später auch bei Stücklohn Taxen festgesetzt. Zuerst begegnen uns obrigkeitliche Schätzungen nur bei der „Störarbeit" solcher Lohnwerker, die außer dem Hause arbeiteten. Um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts wird für die Meister der Taglohn zwischen Michaelis bis Martini auf 4 Pfennig, zwischen Martini bis Lichtmeß auf 3 und von Lichtmeß bis Ostern auf 5 Pfennig festgesetzt; wurde aber auch Kost gereicht, so durften täglich 3 Pfennig abgezogen werden.[44] Gesellen

Digitized by Google

erhielten weniger. Diese Bestimmung bezieht sich auf Tischler, Maurer, Gipser, Dachdecker. Steinsetzer (Pflasterer) aber erhielten für eine Fläche von 7½ Fuß Länge und 1 Fuß Breite zu allen Jahreszeiten 2 Pfennig. 2 Pfennig erhielt auch ein landwirthschaftlicher Arbeiter täglich, eine Frau 1 Pfennig und ein Knabe ½ Pfennig (s. S. 10, 34). Als die Löhne nach der großen Pest 1349 zu steigen anfingen, suchten Obrigkeiten und Parlamente sie auf der früheren Stufe zu erhalten. Wer mehr bezahlte, der sollte bestraft werden; wer keine feste Anstellung und kein Gewerbe hatte, wurde ebenfalls bestraft und zur Arbeit gezwungen. Man suchte bereits Ausstände und Gewerkschaftsbildungen der Arbeiter zur Verbesserung der Löhne zu verhindern.[45] 1359 wurden die Strafgelder für widerstrebende Arbeiter abgeschafft, aber die Gefängnißstrafe aufrechterhalten. Flüchtige Arbeiter (nicht Leibeigene) wurden nach altrömischer Sitte mit einem F gebrandmarkt. 1389 wurden Arbeitsbücher, beziehungsweise Pässe eingerichtet, um das Herumstreichen arbeitsloser Leute zu verhindern. Unter Heinrich VII. stieg der Lohn zwar ziemlich hoch, aber der Arbeitstag wurde von acht auf zwölf Stunden verlängert. Wir sehen daraus, wie es in England schon frühe „Arbeiter" giebt im eigentlichen Sinne, nicht bloß „Knechte" oder Gesellen.

VIII.

Als eigentliches Gewerbe trat das Handwerk erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zu Tage und erscheint in Zünften organisirt. Erst diese Organisation zeigt, daß das Handwerk zwischen der Landwirthschaft und dem Handel zur selbständigen Bedeutung gelangt und zur Handfertigkeit entwickelt ist. Anfangs arbeitet das Handwerk nur auf Bestellung und liefert Stückarbeit, war also abhängig von den Kunden, und die Kunden waren die eigentlichen Arbeitgeber, so stellt die Sache Ashley

Digitized by Google

dar. Dagegen hat er, wie Rogers, zwei andere Mächte, von denen das Handwerk ursprünglich abhängig war, ganz aus dem Auge gelassen, das ist die Grundherrschaft und die Kaufmannschaft. In Deutschland läßt es sich sicher nachweisen, daß die meisten Handwerker ursprünglich Hofhörige waren, die Innungen waren Hofämter und selbst die Verkaufshallen waren oft grundherrlich.[46] Daneben aber wurden die Handwerker vielfach abhängig von den Kaufleuten, die die Rohstoffe lieferten und die fertige Ware vertrieben. Das war namentlich der Fall in den Textilgewerben.[47] Die Zunftbildung hatte daher den Sinn, zu verhindern, daß das Handwerk zur Hausindustrie und die Handwerker zu Arbeitern der Kaufleute herabsanken. Die Handwerker wurden zu selbständigen Unternehmern, wenn es ihnen auch nicht gelang, den Bezug der Rohstoffe und den Absatz der Waren vollständig in ihre Hand zu bekommen. Dies und den Uebergang zum Großbetrieb überhaupt verhinderten weniger die Zünfte, als die Stadträthe, in denen noch andere Interessen vertreten waren. Daher wurde die Zahl der Gesellen und der Geschäftsbetrieb beschränkt.

Man wollte — und das wurde ein Hauptzweck der Zünfte — alle übermäßige Konkurrenz beseitigen und einer möglichst großen Anzahl von Handwerkern eine Existenz sichern. Daher der Zunftzwang. Der Zunftzwang fehlte indessen lange, und es gab schon Zünfte, ehe sich noch das Bestreben geltend machte, das Handwerk sowohl gegenüber der grundherrlichen und kaufmännischen Bevormundung, als gegenüber kapitalistischer Konkurrenz auf eigene Füße zu stellen. Das waren die religiösen Brüderschaften. Die religiösen Brüderschaften gaben ohne Zweifel den ersten Anstoß und bildeten den ersten Keim der später sich so mächtig entfaltenden Zünfte. Die Handwerker bildeten Brüderschaften, die bei kirchlichen Festen geschlossen auftraten und für die Seele ihrer Genossen zu sorgen hatten.[48]

Digitized by Google

Der religiöse Charakter trat lange Zeit so in den Vordergrund, daß, als 1389 aus Anlaß der Gesellenbewegung eine Untersuchung der Gilden veranlaßt wurde, die Gilden es als ihren Zweck angaben, Kerzen vor dem und dem Altare, Stiftungen und Seelenmeßpriester zu unterhalten, für verstorbene Genossen 12, 20, 30, 60 Messen zu lesen. Selbst die Unterstützung dürftiger Mitglieder erscheint als ein religiöses Almosen.

Neben den religiösen trat später ein militärischer Grund zur Gildebildung, die Handwerker wollten bei Waffenspiel und Waffenkampf beisammen sein.[49] Aber der Hauptzweck war doch ein rein gewerblicher, den sie von den alten Aemtern der Hofhandwerker übernahmen. Dieser Zweck bestand darin, den Handwerksbetrieb gegenseitig zu beaufsichtigen und, was eine große Ehre für das Mittelalter ist, für gute und tüchtige Arbeit zu sorgen und Pfuscherei zu verhindern. Natürlich konnte dieser Zweck nur erreicht werden, wenn alle Handwerker der Zunft angehörten, und dies erzwangen sie sich allmählich, wenn der Zwang auch manchmal durchbrochen wurde. Wiederholt beschwerten sich die Handwerker, daß sie die öffentlichen Lasten nicht zu tragen vermöchten, wenn Fremde ungestört ihr Handwerk betrieben.[50] Deshalb wurde schon frühzeitig die Aufnahme Fremder in die Stadt und Bürgerschaft davon abhängig gemacht, daß eine Anzahl von Zunftgenossen Bürgschaft leistete oder nach späterer Verordnung die Schöffen (wardens) der Zunft ihre Einwilligung gaben. Denn die Aufnahme in die Bürgerschaft bedeutete soviel als die Aufnahme in eine Zunft, da die ganze Bürgerschaft Gilden aller Art angehörte. Die Folge davon war, daß der Handwerksbetrieb und Wettbewerb immer mehr beschränkt, daß der Zugang zur Meisterwürde erschwert wurde und sich ein Stand von gewerblichen Arbeitern, genannt Gesellen, bildete.

Digitized by Google

Allerdings zu jenen ausschließlichen Zunft- und Monopolrechten, wie in Deutschland, brachten es die Zünfte nicht. Die Hauptindustrie des Landes im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die Bereitung des Tuches, wurde auch auf dem Lande betrieben und fremde Einfuhr wurde nicht abgeschnitten. Nur erließ man die Bestimmung, daß die Tuchhändler ein Durchsuchungsrecht an dem ausgestellten Tuche erhielten und die Tuchhändler vom Lande ihre Ware in einer bestimmten Halle verkaufen mußten. Als aber die städtische Zunft verlangte, die Tuchhändler vom Lande sollten ihre Ware nur an sie verkaufen dürfen und es als Monopol beanspruchten, widersetzte sich die Regierung. 1339 verbot sogar der König die Belästigung eines nichtzünftigen Webers zu Bristol, welcher einen starken Betrieb mit gedungenen Arbeitern führte, also eine Art kapitalistischer Unternehmer war.

Trotzdem darf im allgemeinen angenommen werden, daß die Betheiligung an einer Zunft die Regel war; eine solche Theilnahme bot viele Vortheile. Die Zünfte verfügten über ein ansehnliches Vermögen, sie besaßen Häuser und Hallen, Herbergen und Stuben, Kapellen und Armenhäuser, Ländereien und Werthbriefe neben der ständigen Kasse.

Die Zunftgenossen trugen eigene Trachten, entsprechend der mittelalterlichen Sitte, daß Stand und Zugehörigkeit auch in der äußeren Tracht sich darstellen sollte. Gerade weil aber in der Tracht sich am deutlichsten das Standesbewußtsein und wohl auch Standesüberhebung ausdrückte, wurde um sie oft ein erbitterter Kampf geführt. Bei uns in Deutschland kämpften z. B. die Ritter dagegen, daß die Bauern sich ihre Tracht und Waffen anmaßten. In England nahm dieser Kampf noch weitere Formen an. Die Lords pflegten ihre Diener und Helfer zu uniformiren und hielten ganze Banden von Miethlingen, die des Landfriedens und der ordentlichen Gerichtsbarkeit spotteten. Dies wurde nun

Digitized by Google

auf Antrag des Unterhauses vom Könige 1389 darauf beschränkt, daß die Lords ihre Dienerschaft nur im engeren Sinne uniformiren durften, und wer nicht in dem Range eines Bannerherrn stehe, dürfe es überhaupt nicht thun. Das letzte Verbot konnte auch auf die Zünfte ausgedehnt werden, deren Tracht das Unterhaus vollständig abgeschafft wünschte. Solches war der Wunsch der städtischen Verwaltungen und der älteren und reicheren Gilden, und das Verbot sollte ein Mittel sein, die aufstrebenden Handwerker niederzuhalten. Obwohl eine nachmalige königliche Verordnung die Zünfte ausdrücklich von dem Trachtenverbot ausnahm, so gestaltete sich das Verhältniß thatsächlich doch so, daß die Liverei als ein Zeichen höheren Zunftranges erschien. Schon die hohen Kosten der Tracht machten sie Vielen unmöglich. Gelegentlich eines Festaufzuges 1422 mußte unter einer Strafe von 20 Schilling den Braumeistern und Brauknechten mit einem jährlichen Lohn von 40 Schilling zu London vorgeschrieben werden, daß sie ihre Trachten auf eigene Kosten anschafften. Zuletzt hatte nur noch ein Theil der Zunftgenossen eigene Liverei, die Livereileute wollten auch die Leitung der Zunft in die Hand bekommen, diese ging aber über auf einen engeren Ausschuß (Court of Assistants). Damit war die Zunftoligarchie vollendet.

Eine oligarchische Ausgestaltung lag im Wesen der Zunftorganisation. Schon seitdem die Handwerksmeister Gehülfen oder Knechte einstellten, war das Uebergewicht der Meister entschieden, und nicht mit Unrecht erblicken die englischen Nationalökonomen darin den Anfang des „kapitalistischen" Betriebes. Allerdings suchte das Mittelalter das eigentliche Durchbrechen des Großbetriebes, den Einbruch des Kapitalismus, wie auf anderen Gebieten, so auch hier zu hindern durch Beschränkung des Betriebes und der Gesellenzahl u. s. f., aber der Anfang war gemacht.

Digitized by Google

IX.

Eine sehr alte Verordnung bestimmte, daß Niemand ein Handwerk treiben dürfe, ohne daß er vorher dasselbe ordnungsmäßig gelernt habe. Dann wurde durch ein allgemeines Parlamentsgesetz 1406 verordnet, daß nur der seine Kinder in die Lehre thun dürfe, der 20 Schilling Einkommen hatte und ausgeben konnte; das Unterhaus hatte 40 Schilling verlangt. Dadurch wurden fast alle Landleute ausgeschlossen, die nicht Freisassen oder Gemeinfreie (yeomen) waren. Sodann wurde ein Eintrittsgeld von 6—40 Schilling an die Zunft verlangt, die Lehrzeit verlängert und der Lehrlingslohn immer mehr herabgesetzt. Die gewöhnliche Lehrzeit war sieben Jahre, aber auch mehr. Ums Jahr 1409 erhielt ein Zimmermannslehrling die ersten vier Jahre alles vom Meister geliefert, im fünften Jahre aber erhielt er 20 Schilling, vom sechsten Jahre an 40 Schilling und mußte sich damit selbst unterhalten. Später erhielten die Lehrlinge nur ein kleines Taschengeld, das jedes Jahr um 3 Pfennig stieg, zuerst 3, dann 6, dann 9 Pfennig u. s. f., manchmal fiel auch dieses weg. Die Lehrlinge wurden verpflichtet, nach vollendeter Lehrzeit um 20 Schilling dem Meister zu dienen und ohne Erlaubniß der Meister keinen selbständigen Betrieb anzufangen. Manchmal lag das im Interesse der Lehrlinge selbst; heißt es doch in einer Lederhändlerverordnung 1482, Lehrlinge gründen nach ihrer Lehrzeit mit wenig oder gar keiner Habe Werkstätten, arbeiten mit erborgten Waren und halten sich ein bis zwei Jahre, dann müssen sie das Weite suchen oder wagen sich aus Furcht vor dem Schuldgefängnisse nimmer aus dem Hause.

Da die Erlangung der Meisterschaft erschwert wurde, bildete sich ein eigener Gesellenstand. Die Gesellen, denen ein weiteres Vorrücken fast gänzlich verschlossen war, erscheinen bald als Gehülfen (fellow, bachelor, compagnon), bald als Knechte (servant, valet, yeoman), wie man denn auch in Deutschland

Digitized by Google

z. B. von Schuhknechten spricht. Die Lage war eine sehr verschiedenartige. Ursprünglich mochten die Gesellen, solange das Angebot von Arbeitskräften noch nicht hoch gestiegen und der Zugang zur Meisterschaft noch nicht so sehr erschwert war, mehr als Mitarbeiter und Theilhaber behandelt worden sein. Es giebt Verordnungen, die ihnen doppelt soviel Arbeitslohn zusprechen, als den Meistern. Da die Gesellen, wenn sie mit ihren Meistern unzufrieden waren, zusammengingen und einen Ausstand verabredeten, wurden ihre Streitigkeiten als Sache der Zunft erklärt (1362). Aber die Gesellen ließen sich nicht beruhigen, um so weniger, je mehr sich ihre Lage verschlechterte.[51] Sie bildeten eine religiöse Brüderschaft, da diese den einzigen Weg zur Vereinigung und Organisation bot, und bemühten sich sogar um päpstliche Bestätigung. Natürlich blieben sie nicht ohne Anfechtung von seiten der Meister. Diese sagten, die Gesellen wollten unter dem Vorwande, Todtenmessen für ihre Genossen darzubringen, sich der Arbeit entschlagen, diese Brüderschaften seien Verschwörungen (covins), um höhere Löhne zu erzwingen. Nicht selten lieh der Rath diesen Beschwerden williges Ohr und gebot, daß die Gesellen keiner Kirche oder sonst einer Versammlung beiwohnen, es sei denn zugleich mit den Meistern. Aber eine gänzliche Unterdrückung dieser Vereinigung war dennoch nicht zu erzielen, und so begnügte man sich, wenigstens einigen Einfluß auf die Gesellenzunft zu erlangen. Dies geschah dadurch, daß z. B. bei den Schneidergesellen die Schöffen von der Kaufmannsgilde aus der Mitte der Schneidermeister ernannt wurden. Die Gesellenkasse der Schuhmacher zu Oxford war dem Stadtvogte und dem Stadtschreiber anvertraut.

Im übrigen waren die Gesellenzünfte ziemlich unabhängig und organisirten, wie die nachmaligen Gewerkschaften, eine Art Arbeitsnachweis und Versicherung gegen allerlei Nothstände. Ohne Vermittelung der Genossen durfte Niemand Arbeit an-

Digitized by Google

nehmen. Arbeitsausstände, um höheren Lohn zu erwirken, waren nicht selten. Die Schneidergesellen zu London erhoben von jedem männlichen Genossen 2 Pfennig und von jedem weiblichen 1 Pfennig vierteljährig. Neueintretende mußten 2 Schilling bezahlen. Wer von den Berathungen der Zunft etwas verrieth, wurde mit 2 Schilling bestraft.

Um ihre Zusammengehörigkeit zu bewähren, feierten die Meister- und Gesellenzünfte gemeinsame Mahle, und dafür schrieben die Gesellen den Speisezettel vor; so heißt es z. B.: „Am Quartalstage wollen wir gebackene Kaninchen haben, wie solches vordem Sitte war; welcher Meister dieser Vorschrift irgendwie zuwiderhandelt, der soll 6 Schilling 8 Pfennig zahlen." Das gute Einvernehmen zwischen Meister und Gesellen war oft so gut, daß sich Gesellen um Aufträge für ihre Meister bemühten.

X.

Das wichtigste Gewerbe sowohl für die Landwirthschaft als die Industrie war die Erzeugung und Verarbeitung der Schafwolle. Dieses Gewerbe beschäftigte wiederholt auch die Politik und gab Anlaß zu vielen bedeutsamen Wandlungen. Jahrhunderte hindurch wurde die englische Wolle ausgeführt und vor allem in den Niederlanden verarbeitet. Diese letzteren waren daher von der Politik Englands ganz abhängig. Ausfuhrverbote für die Wolle, wie sie 1253, 1271 oder 1434 ergingen, aber auch Preiserhöhungen, wie 1454, zwangen die Niederlande zur Gefügigkeit gegen englische Forderungen. Solchen Verboten und Preistaxen lag freilich auch frühzeitig die Absicht zu Grunde, die heimische Wollindustrie zu beleben. Den gleichen Zweck verfolgte das Gebot, sich mit „einfachen" Gewändern zu begnügen. Erfolgreicher aber als diese zweifelhaften Versuche war die Begünstigung einwandernder Handwerker. Die erste starke Einwanderung erfolgte nach Herstellung der Adelsherrschaft in

Digitized by Google

Flandern 1328. Königliche Schutzbriefe schützten die Fremden gegen die Belästigungen und theilweise thätlichen Angriffe einheimischer Weber. In London bildeten die fremden Weber zuerst eine eigene Gilde, das „Gewerk der vlämischen Weber". Dadurch sank die einheimische Gilde in ihrer Bedeutung, es gelang ihr aber doch zuletzt, von 1414 an, die Fremden ihrer Oberaufsicht zu unterwerfen. Aber ein ausschließliches Bannrecht erhielten die einheimischen Weberzünfte nicht, wie schon oben ausgeführt wurde.

Schon vor der Einwanderung fremder Weber war in der Kammgarnweberei eine neue Industrie erblüht, die ziemlich frei betrieben wurde. 1315 wurde für die zumeist in Betracht kommende Grafschaft Norfolk ein eigener Ellenwart aufgestellt, um das Garn zu prüfen, aber die Weber lehnten sich gegen diese Bevormundung auf, und die Stelle wurde fallen gelassen. Dafür wurden die Garne an den Hauptorten des Verkaufs einer behördlichen Prüfung unterzogen und nach der großen Klage im Unterhause 1410, daß die schlechten Kammgarnstoffe, die man ausführe, dem englischen Handel Schmach und Unehre bringe, wurde die Prüfung den Bürgermeistern und Sheriffs übertragen.

Neben dem Kammgarn tauchten verschiedene andere Tucharten auf, die Cogware, das Kendaltuch, Guildfordtuch, der Fries von Coventry u. a., welche Anlaß zu einer Art Hausindustrie gaben. Das obrigkeitliche Verhalten ihr gegenüber war ein sehr schwankendes; die Versuche, Art und Maß zu bestimmen, scheiterten zuletzt. Das Gewerbe wurde meistens betrieben von Bauern und kleinen Landarbeitern, die sich damit eine Existenz schufen. Vielfach waren große Schafzüchter, meistens aber Tucher (draper, clothier) die Arbeitgeber.

Es hatte sich nämlich ein eigener Stand der Tucher oder vielmehr Tuchhändler aus der Reihe der Woll- und Webhand-

Digitized by Google

werker herausgebildet, als sich die englische Industrie mehr entwickelte. Das waren natürlich kapitalkräftige Leute, zuerst Wollhändler, sodann die Walker und Tuchscherer. Die Walker (fuller) hießen eine Zeitlang schlechtweg drapers, Tucher, später erhielt draper die Bedeutung von Tuchhändler. Vorzüglich waren es aber die Tuchscherer, die die letzte Hand anlegten, aus denen der Stand der Tuchhändler hervorging. Die Tuchhändler wurden Großkaufleute und schlossen sich dem Verbande der Merchant Adventurers an und verschafften dem englischen Tuche den Sieg auf dem Weltmarkte. Es war zur gleichen Zeit, Schluß des vierzehnten Jahrhunderts, als sich auch auf anderen Gebieten der Großhandel entwickelte, als aus den Gewürzkrämern Spezereihändler und aus den Schnittwarenhändlern (mercers) Seidenhändler hervorgingen. Damals bildete sich der Unterschied zwischen den handelnden und den produzirenden Gewerbtreibenden, zwischen den dealers und den yeomen, workemen, und durchbrach die Gilden, die man nun in höhere und niedere unterschied (S. 52). Alle Preistaxen fielen, die Preise wurden ausschließlich durch den Markt bestimmt und die Handwerksmeister wurden vom Kapital abhängig.[52]

XI.

Auf der Wolle beruht nicht nur Englands Gewerbe, sondern auch der Handel. Auf diesen Handelsartikel stützten sich die Handelsunternehmungen der „wagenden Kaufleute“ und die Navigationsgesetze der englischen Regierung. Seit dem Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts beschränkten Navigationsakte die Ausfuhr auf fremden Schiffen auf die Fälle, daß keine eigenen Schiffe da waren. Zugleich wurden damals, am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, die Schiffseigner zu mäßigen Preisen verpflichtet, und da sie die Schuld an den hohen Preisen auf das Schiffsvolk schoben, für dieses Lohntaxen er-

Digitized by Google

lassen. Auf solche Weise wurde die Entstehung einer eigenen Flotte gefördert und den Seeleuten im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auch eine Organisation gegeben.

Durch die Navigationsgesetze wurde natürlich die Wollausfuhr durch einheimische Kauffahrer begünstigt, und zudem gab es für Fremde Differentialzölle.[53] Deshalb rissen mehr und mehr die englischen Kaufleute die Wollausfuhr an sich, später auch die Einfuhr von Weinen und Tüchern. Die Merchant Adventurers durchbrachen den Stapelzwang und überflügelten die Stapelhändler. Sie erhielten schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine Organisation und freie Ortswahl.

Der Stapelzwang erwies sich mehr und mehr als unheilvoll, nicht bloß für den englischen Handel, sondern auch für die Schafzüchter. Durch die Beschränkung des Wollhandels auf ein paar Stapelorte wurde der Preis gedrückt, und damit waren die Schafzüchter unzufrieden. Versuche mit Maximaltaxen hatten keinen Erfolg. Den Hauptgewinn machten die Stapelhändler, die den Preis ganz in ihrer Hand hatten. Sodann wurde die weitere Fracht von den Stapelorten aus nicht durch einheimische, sondern durch fremde Schiffe besorgt.

Die Durchbrechung des Stapelzwanges wurde erleichtert durch die blühende Tuchindustrie. Die Wollenverarbeiter hatten ein Vorzugsrecht auf die einheimische Wolle. Ihrer Wolltücher nahmen sich besonders die „wagenden Kaufleute“ an.

War schon bisher die englische Wolle hauptsächlich in den Niederlanden und Italien verarbeitet worden, so suchten sich diese Länder auch nach dem Aufkommen der englischen Industrie wenigstens die weitere Verarbeitung und die Herstellung feinerer Tücher zu wahren.[54] Deshalb blieben diese Länder nach wie vor abhängig von England, und die Engländer nutzten ihre Ueberlegenheit in vollem Maße aus, vor allem gegen die Nieder-

Digitized by Google

lande. Schon die Durchbrechung des Stapelzwanges war für die Niederländer ungünstig.

Da Flandern sich gegen englische Tücher abschloß, während Holland, Seeland und Brabant sie zuließ, verlegten die englischen Kaufleute ihren Stapel von Brügge nach Antwerpen. Das geschah schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert dauerte ein stiller Krieg. 1434 z. B. wurde in den Niederlanden die Einfuhr englischer Tücher verboten, worauf England die Wollausfuhr hemmte. 1442 entstand ein gemeinsames Vorgehen gegen die Edelmetallabfuhr nach England. 1493 entstand vollends eine förmliche Grenzsperre, der der berühmte Handelsvertrag Magnus Intercursus 1496 ein Ende bereitete. Derselbe gewährte Freihandel, Ausfuhr von Münzen — nur Barrenmetall wurde ausgenommen. Die englischen Kaufleute durften sogar von 1506 an ihre Tücher in den Niederlanden (Flandern ausgenommen) ausschneiden und verarbeiten lassen. Die flandrische Tuchindustrie gerieth in tiefen Verfall.[55]

Auch mit Venedig nahm England den Kampf auf. Die Engländer rissen den Handel mit Malvasierwein an sich, den sie billig verfrachteten, und Venedig konnte nichts ausrichten. Die englischen Kaufleute nisteten sich überall ein, in den Hansestädten wie in den französischen und spanischen Hafenorten. Sie errangen überall Begünstigungen, da die Fremden, unter sich uneins, fürchteten, allen Handel mit England zu verlieren, wenn sie nicht nachgaben. Nachdem die Begünstigungen gegeben waren, verloren sie den Handel doch nach und nach.[56]

Die wagenden Kaufleute haben die Entwickelung der Wollindustrie nach Kräften gefördert. Es tauchen zwar noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Klagen auf, daß sie Wolle ausführen und ausländische Tücher einführen, daß sie Wechselzahlungen vorziehen und mit den fremden Wechseln Waren statt

Digitized by Google

Geld erwerben. Namentlich war man unzufrieden mit den Zwischenhändlern, die die Wolle auf dem Lande aufkauften und dadurch den Preis für die einheimischen Wollindustriellen in die Höhe trieben. Aber diese Beschwerden waren ohne rechten Grund. Die Kaufleute haben entschieden den englischen Tüchern den Markt erschlossen.

Um 1350 hatte sich die Ausfuhr auf 5000 Stück Tuch belaufen, um 1500 war sie auf 80000 und um 1550 auf 120000 Stück gestiegen; sie machte zuletzt 95% der Gesamtausfuhr aus. Das Tuch trat an Stelle der Wolle; um 1421 hatte der Wollzoll drei Viertel der gesamten Steuereinkünfte gebildet, sank aber unter Heinrich VIII. auf ein Drittel herab. Die Ausfuhr der Wolle wurde eine Zeit lang ganz untersagt oder wenigstens mit hohen Zöllen belegt; um 1500 betrug der Zoll der ausgeführten Wolle 33% des Werthes, bei Tuchen aber bloß 2% für die begünstigten Kaufleute.[57]

XII.

Das Aufblühen der Wollindustrie machte im 15. Jahrhundert eine gewaltige Ausdehnung der Schafzucht nothwendig. Viel Ackerland wurde in Weide verwandelt, von Zeit zu Zeit aber wieder gepflügt, d. h. es wurde Feldgraswirthschaft betrieben. Zur Schafhut wurden dann die Stücke eingezäunt, eingeschlossen (inclusi), eingehegt. Das thaten vor allem die großen Grundherren, aber auch Freisassen und Hintersassen, womit gewöhnlich eine Zusammenlegung, Verkoppelung verbunden war. Dabei ging es in der Regel wenig sanft und rechtlich her und die Einhegungen (inclosures) wurden berüchtigt. Um 1500 heißt es in einer Verordnung, wo früher 200 Leute ihre Beschäftigung fanden, gäbe es nur noch 2 bis 3 Hirten, und Thomas Morus klagt darüber, daß die Schafe die Menschen fraßen. Die Grundherren haben nicht bloß Gemeingründe, denen

Digitized by Google

man bisher nicht jene Aufmerksamkeit schenkte, wie den eingehegten Gemeinweiden, sich angeeignet und eingezäunt. Vielfach wurde eingezäunt der Jagd wegen. Infolge der Einhegungen verloren die kleinen Bauern nicht nur ihren Arbeitsverdienst auf dem Gutshofe, sondern wurden auch von ihren Stellen vertrieben. Der Bevölkerungsrückgang wird auf 300000 Personen veranschlagt.[58] Auch soweit die Bauern bleiben durften, erfuhr ihre ganze Lage durch die Wirthschaftsänderung eine starke Wandlung. Einst mußten die Gutsherren froh sein, wenn ihre Hörigen auf der Scholle blieben, und suchten sie durch alle möglichen Mittel an der Landflucht zu hindern, sie mußten froh sein, wenn sie für ihre ausgedehnten Salländereien genügend Pächter fanden, da der Eigenbetrieb sich nicht lohnte. Es war das unmittelbar nach dem schwarzen Tode 1349 der Fall. Als die Grundherren einige Jahrzehnte später die Zügel etwas straffer anzogen, als sie auf pünktlicher Leistung der Geld- und Arbeitspflichten bestanden und für Pflichtverletzungen Geldstrafen auferlegten, entstand der bekannte Bauernaufstand 1381, der resultatlos, wenn auch nicht so schlimm verlief, als andere derartige Aufstände.[59] Die Bauern verlangten, durch Wyclefs Lehre gereizt, Befreiung von aller Knechtschaft, sie wollten ihr Land als freies Lehen und als verkaufbares Eigenthum besitzen. Diese Forderung war ebenso einseitig, wie nachmals die Rechtsanschauung einseitig war, die den Grundherren das Eigenthum zusprach.

Die Anschauungen der Gerichtsbehörden über das Eigenthum am Lehens- und Hörigenlande waren schwankend, sie wechselten theilweise mit der Stimmung der Regierungen gegenüber den Grundherren. Das Haus Lancaster stützte sich auf den Landadel und gestattete ihm freie Hand, das Haus York, welches von 1461 an regierte, begünstigte die Städte und die niederen Klassen. Deshalb erklärte unter Eduard IV. ein Richter, wenn

Digitized by Google

ein Freisasse sein Land erblich inne habe, könne auch ein Werkbauer das seine dem Gewohnheitsrechte nach als Erbe besitzen.

Aber solche Aussprüche haben den Gang der Entwickelung nicht aufgehalten, auch bei solchen Bevorzugungen blieb die Bedingung bestehen, daß die mit den Erbgütern verbundenen Lasten pünktlich geleistet werden mußten. Diese Lasten konnten aber leicht erhöht werden, namentlich das Erbbestandgeld (Mutationsgebühr) war einer großen Steigerung fähig. Wer aber dieses Geld nicht zahlte, dessen Lehen galt als heimgefallen, wenn auch unter Königin Elisabeth diese Anschauung fallen gelassen wurde.[60] Welche Steigerung die Bauernlasten erfuhren, erhellt unter anderem aus Chaucer, der sagt: „Die Grundherren belasten die Bauern mit Steuern, Abgaben und Spanndiensten mehr als recht und billig ist. Auch legen sie ihren Hintersassen Geldbußen auf, welche mit mehr Fug und Recht Erpressungen genannt werden konnten denn Bußen."

Ohne daß in England das römische Recht zur Geltung kam, wandte man auf die Bauernlehen das Pachtverhältniß an, und wurden die Pachten benutzt, um hohe Renten oder nach Kündigungen Land zur Einziehung zu gewinnen.

Die Pachtverträge wurden nicht mehr auf ein oder mehr Leben abgeschlossen, sondern auf kurze Fristen.[61] Die Pachtrente wurde gesteigert, eine Volksschrift des sechzehnten Jahrhunderts sprach sogar von einer Steigerung von 40 Schilling auf 40 Pfund.[62] Das Kapital bemächtigte sich landwirthschaftlicher Betriebe und es kamen Leute dazu, „die von der ganzen Sache nichts verstehen, dabei sich lediglich vom Streben nach größtmöglichem Vortheil in ihrem Handeln bewegen lassen".

Endlich eigneten sich die Grundherren Gemeinland an, hegten es ein und drückten die Rechte der Gemeinde auf Nutzungsrechte herab. Die Weiderechte der Hintersassen wurden soweit beschränkt, daß sie im Sommer nur so viel Vieh darauf zu

Digitized by Google

halten berechtigt waren, als sie im Winter mit ihrem eigenen Heu und Stroh füttern konnten. Oft wußten sich die Grundherren ihre Einhegungen durch Umwege zu sichern, sie gewährten ihren Hintersassen ebenfalls das Recht, Stücke von dem Gemeinland abzutrennen gegen mäßigen Zins, oder bevorzugten Pächter, die still schwiegen zu ihren Einhegungen.

Die Einhegungen und die starke Ausdehnung der Schafzucht hatte jedoch üble Folgen nicht bloß für die Bauern, sondern weit darüber hinaus. Die Getreide- und Fleischpreise stiegen, nachdem das Gebiet des Ackerbaues und der Viehzucht mit der wachsenden Bevölkerung nicht zunahm, sondern abnahm und die Pachtschillinge sich erhöhten. Daher entstand ein Sprichwort, „je mehr Schafe, desto theuerer die Wolle“, „je mehr Schafe, desto theuerer das Fleisch, das Korn“ u. s. f.[63] Diese Auffassung war freilich einseitig und übersah den großen Gewinn, den Englands Handel und Industrie aus der Schafzucht zog. Steigende Preise sind nur dann ein Unglück, wenn die Löhne nicht steigen. Nichtsdestoweniger kam Heinrich VIII. der Volksstimmung entgegen und suchte die Lebensmittelpreise niedrig zu halten, erließ Preistaxen und verbot oder erschwerte die Ausfuhr von Vieh und Getreide. Zugleich sollten dadurch die Einhegungen eingeschränkt werden, was aber nur dann erreicht worden wäre, wenn die Viehpreise allein sich hätten ermäßigen, die Getreidepreise aber sich hätten steigern lassen. Zudem traten aber Ereignisse ein, die den Einhegungen neue Nahrung gaben: ich meine die Einziehung des Kirchengutes. Die Gesetzgebung suchte dem entgegenzuwirken, verlangte, daß ebenso viel, als zuvor, zur Saat dienen solle, und beschränkte die Zahl der Schafe, die in einer Hand vereinigt sein durften, auf 2000.

Gerade die Einziehung der Klostergüter kam nicht den Bauern, sondern dem Großgrundbesitz zu Gute[64] und brachte eine neue Steigerung der Pachtschillinge. Daher sagt ein gleich-

Digitized by Google

zeitiger Schriftsteller, es wäre besser gewesen, wenn die Mönche selbst ihr Land behalten hätten; ihnen wäre es nicht eingefallen, den Preis der Pachtung zu steigern.[65]

Indessen kam die Hauptzeit der Einhegungen erst später. Nachdem unter der Königin Elisabeth ein Stillstand eingetreten war, nahmen im siebzehnten Jahrhundert die Einhegungen eine ungeheuere Ausdehnung an.[66]

XIII.

Die weitere Konsolidirung der Grundherrschaft, ihre abschließende Entwickelung zur Gutsherrschaft fällt in England wie in Norddeutschland in die Neuzeit.[67] Erst hier nahmen die Einhegungen, Bauernlegungen, die Erpressung von Folterrenten (rack-rents) und ungemessenen Diensten einen großen Umfang an; im Mittelalter aber blieb bis zum Schlusse die grundherrliche Gewalt troß aller Machtmittel in gewissen Schranken, Schranken, welche theils sittliche, theils natürliche Verhältnisse, theils die Regierung auferlegte. Einer der besten Beweise hierfür ist das Steuerwesen.

Wie in allen Ländern flossen die Haupteinnahmen der Könige aus den Domänen und königlichen Städten.[68] Die Domänenpächter waren zu Naturaldiensten und zu den außerordentlichen Unterstützungen (tallagia) verpflichtet. Letztere wurden als Quotensteuer vom beweglichen Vermögen bis zu 1/10 (einmal 1/6) auch von Städten getragen. Bei der nachmaligen allgemeinen Besteuerung mußten die Städte und Domänenbauern 1/10 statt des allgemeinen Fünfzehnten leisten. Die Lehensvasallen gaben die bekannten Lehenshülfen (auxilia), leisteten Kriegsdienst oder gaben statt dessen Schildgelder. Geld statt der Dienste zu geben, war schon im dreizehnten Jahrhundert üblich.[69]

Allgemeine Steuern gab es nur als außerordentliche Ab-

Digitized by Google

gaben, die von dem Parlamente bewilligt wurden. Ohne Bewilligung konnten nach den großen Freiheitsgesetzen[70] keine Steuern erhoben werden. Dieses Recht war für das Volk von großem Vortheil, obwohl allein die höheren Stände, Bauern, Handwerker und Arbeiter nur indirekt vertreten waren Die Besteuerung war ihrer Natur nach Selbstbesteuerung und wurde immer das Einkommen zu Grunde gelegt. Es wurde daher ein Zehnter oder Fünfzehnter angesetzt und eine Einschätzung wenigstens versucht.[71] Das Prinzip der Selbstbesteuerung der Stände brachte es mit sich, daß sie die vom König gewünschten Steuern in festen Summen umlegten. Die Stände hatten die Subrepartition. Mochte es hierbei auch nicht immer gerecht hergehen, so war dieses System doch immerhin besser, als das absolute Steuerrecht der Könige, bei dem sich die höheren Stände ihren Pflichten entzogen, wie in Frankreich. Auch für das Deutsche Reich wurde es verhängnißvoll, daß kein Reichsparlament die Stände umschloß, so daß sich die Grundherren sowohl der Dienst- als Steuerpflicht entzogen.[72]

Die Einkommensteuer war im wesentlichen eine Landsteuer. Das bewegliche Vermögen, ohnehin nicht besonders groß, konnte sich leicht der Besteuerung entziehen. Daher dienten zur Ergänzung eigene Steuern, Kopf- und Haussteuern, Judensteuern, besonders aber das System der Zwangsanlehen (benevolences), die reichen Bürgern gegen kleine Vergünstigungen auferlegt wurden. Unter den Tudors wurde eine „Subsidie" eingeführt. Dieselbe bestand aus 20 % des Bodenertrags und $13^1/_3$ % von dem ermittelten Werthe der beweglichen Steuerobjekte, Gelder, Waren, Haushaltungssachen mit gewissen Ausnahmen. Gerade weil sich das bewegliche Vermögen leichter der Besteuerung entzog, wurde es stärker herangezogen.

Sehr bemerkenswerth sind die Versuche einer progressiven Einkommensteuer. Zuerst wurde 1435 eine Progression durch

Digitized by Google

den Sprecher der Gemeinen Bowes beantragt und angenommen. Das geringste steuerbare Einkommen von Frohnhöfen, Pachtgütern, Jahrgeldern u. a. belief sich auf 5 Pfund. Von 5 bis 100 Pfund mußte eine Steuer von 6 Pfennig auf jedes Pfund, von 100 bis 400 Pfund 8 Pfennig und von noch höherem Einkommen 2 Schilling bezahlt werden; die Progression war also $2^1/_2$, $3^1/_3$ und 10%. Diese Steuer traf vor allem die größeren Grundbesitzer; denn einfache Bauern mit 5 Pfund Sterling Einkommen wird es wohl nicht viele gegeben haben. Ganz anders war das bei einer späteren Einkommensteuer, die 1450 bewilligt wurde, nachdem der Aufstand Watt Tylers und Cades vorhergegangen war. Da wurde schon mit Einnahmen von 20 Schilling begonnen und auch Löhne und Gehalte besteuert, aber erst von 40 Schilling an. Die mittleren Vermögen wurden noch stärker herangezogen, die Progression war $2^1/_2$, 5 (statt $3^1/_3$) und 10%. Die unterste Steuerklasse umfaßte die Einkommen von 20 Schilling bis 20 Pfund, die zweite 20 bis 200 Pfund.

Indessen war diese Besteuerungsart nicht die Regel, vielmehr wurde sonst gleichmäßig auf alle Vermögen ein Zehnter oder Fünfzehnter umgelegt, so 1452, um die südfranzösischen Gebiete wieder zu erobern. Außerdem wurden damals Ein- und Ausfuhrzölle, besonders auf Wolle und Häute erhöht und den Städten und Grafschaften 13 000 Bogenschützen auferlegt, nachdem die Gemeinen selbst 20 000 angeboten hatten. Die Gesamtsumme, die von den Gemeinen 1452 und 1453 dem Könige gegeben wurde, betrug 130 000 Pfund. Das **Steuerbewilligungsrecht** ging allmählich ganz auf das **Haus der Gemeinen** über, nachdem der **Reichthum und die Macht** der Städte gewaltig **gewachsen** war.

Mit der städtischen Kultur entwickelte sich die Geldwirthschaft und löste sich die Arbeit und ihre Abhängigkeit vom

Digitized by Google

Boden. Der Reichthum verzieht sich allmählich aus den von der Natur begünstigten Gebieten des Südens und Ostens und die einst so armen Gebiete von Devonshire und Stafford, von Lancaster, York, Cumberland und Northumberland kommen empor.[73]

XIV.

Den Einbruch der Geldwirthschaft, des Kapitalismus suchte das Mittelalter möglichst lange hinauszuschieben: das war die große Tendenz, die seine Wirthschaftspolitik bestimmte, und daraus erklären sich seine Maßregeln, sowohl auf dem Gebiet des Handels als auf dem des Gewerbes. Den Zwischenhandel suchte es daher entbehrlich zu machen und den Großbetrieb des Gewerbes zu verhindern (S. 22). Das radikalste Mittel aber zur Verhinderung jedes kapitalistischen Unternehmens war das Zinsverbot. Freilich wie bekannt bestand dieses Verbot nur theoretisch, praktisch wurde es umgangen; es hat aber immerhin das zu rasche Hereinbrechen des Kapitalismus verhindert.

Kapitalanlagen gab es nur in der Form der Rente, die man aus Grund und Boden und aus Handwerkerstätten zog, und in der Form der Gewinnbetheiligung in Genossenschaften. Auch die Rente war eine Art genossenschaftliche Gewinnbetheiligung, der Rentenempfänger war betheiligt an dem landwirthschaftlichen oder gewerblichen Betriebe als eine Art Obereigenthümer. Die Rente war eine ewige und die Schuld konnte nur vom Schuldigen durch Kapitalisirung der Rente abgelöst werden. Die Renten aber wurden in den darüber ausgestellten Urkunden, in den Rentenbriefen, der Gegenstand des freiesten Verkehres und ersetzten den Kapitalverkehr.[74] Diese Entwickelung nahmen die Dinge in Deutschland, ähnlich ging es in England.[75] Damit wurde freilich der eigentliche Zweck des Zinsverbotes umgangen. Das Zinsverbot wollte mühelose Ein-

Digitized by Google

nahmen verhindern, der Rentenberechtigte hatte ursprünglich Pflichten, er hatte Schutz und Obhut zu leisten. Das fiel aber immer mehr weg.

Das Kapital konnte ferner in Genossenschaftsantheilen angelegt werden. Die gebräuchlichste Form war die commenda, die Kapitalisten waren die commendatores oder socii stantes, der Unternehmer war der commendatarius oder tractator. Hatte Letzterer keinen Kapitalantheil, so bekam er ein Viertel des Gewinns, schoß er aber ein Drittel des Kapitals bei, so theilte er die Hälfte vom Gewinn. Ursprünglich bestand nun Solidarhaft für die Theilhaber; die Theilhaber hatten auch die Verluste zu tragen und konnten ihr Kapital ganz verlieren. Aehnlich waren die Bodmereianlehen, wo die Schiffseigenthümer auf das Schiff als Pfand eine Versicherung erhielten, die gewöhnlich zur Ausrüstung benutzt wurde.[76] Aber man suchte allmählich das Risiko und die Haftbarkeit zu beseitigen und den Gesellschaftsantheilen den Charakter von Darlehen zu geben. Ob nun das schon der Fall war, als Innocenz III. 1206 Mitgifte bei Kaufleuten angelegt wünschte und als im vierzehnten Jahrhundert Mündelgelder so angelegt wurden, ist nicht ganz sicher.

Jedenfalls war das die Absicht des contractus trinus, eines dreifachen Vertrages, der das gemeinsame Unternehmen, die Sicherung von Verlusten und einen bestimmten statt eines schwankenden Zinsfußes, gewöhnlich 5% festsetzte. Der Zweck, das Zinsverbot zu umgehen, war hier so deutlich, daß sich die Kanonisten dagegen rührten, und in der Gegenreformation erzielten sie auch einen vorübergehenden Erfolg. Aber der Weltlauf und die Wirthschaftsentwickelung war nicht mehr rückwärts zu bringen, und man fragte immer weniger nach einem Zinsverbot, bis es stillschweigend außer Kraft gesetzt wurde.

Anmerkungen.

[1] Die entgegengesetzte Ansicht wird vertreten von Zallinger, Die Schöffenbarfreien, Innsbruck 1887, S. 258, und Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Kulturstufen, Jena 1896, S. 101 ff. Eine ursprüngliche Freiheit nimmt Smith in dem Werk Social England, ed. by Traill, London 1893, I, 209 an.

[2] So schon bei den Angelsachsen (Kemble, Saxons in England I, 320).

[3] Auf Grund dieses Unterschiedes entschied 1211 das Gericht die Freiheit (Ashley, a. a. O. I, 19).

[4] 23000 soccomanni, 12000 liberi.

[5] Nach Social England I, 357 waren bis zum dreizehnten Jahrhundert nur $^{5}/_{12}$ gegenüber dem heutigen Stande bebaut, davon die Hälfte mit Weizen bestellt. Auf den Acre rechnete man einen Quarter Weizen.

[6] Vergl. Ochenowsky, Englands wirthschaftliche Entwickelung im Ausgang des Mittelalters, 1879.

[7] Nach irisch-keltischen Gesetzen (Brehon laws) vertheilten die Stammeshäupter an die einzelnen Häuser, zunächst an die Verwandten, dann an die entfernteren, das Vieh. Dafür mußten bestimmte Leistungen vollzogen werden. Nach sieben Jahren hörten die Verpflichtungen auf und das Vieh wurde das Eigenthum der Hausgenossenschaften, die es empfangen hatten. Nach der Zahl des Viehes richtete sich auch das getheilte Ackerland, soweit es getheilt wurde, im Grunde genommen also nach der näheren Verwandtschaft mit den Stammeshäuptern (secundum dignationem, solon son antiquity, sagt ein Berichterstatter). Eine gewisse Abhängigkeit von den Vornehmen war dabei unvermeidlich. Es blieb jedoch immer ungetheiltes Land übrig, und darauf bezieht sich wohl eine spätere Walliser Bestimmung, daß, wer zur gemeinsamen Bestellung einen Ochsen lieferte, einen Streifen Landes erhielt, wer die Pflugschar lieferte, die wegen des Eisens werthvoll war, einen zweiten Streifen. — Nach Social England I, 358 hätte man noch im zwölften Jahrhundert das Feld gemeinsam bestellt. (?)

[8] Ganz das Gleiche betont Zallinger für Deutschland, a. a. O., S. 259. Ganz verkehrt ist daher die Auffassung von Loria, Die wirthschaftlichen Grundlagen der Gesellschaftsordnung (S. 113), der meint, der Adel sei ein Mittel gewesen, den Reichen ihre Stellung zu verewigen.

[9] In Deutschland betrugen diese Frohnen gewöhnlich drei Tage im Jahre, während die eigentlichen Hörigen zu drei Tagen in der Woche verpflichtet waren (Waitz, Verfassungsgeschichte II, 155). — Nach Social England I, 359 war es ähnlich in England. Die villani mußten drei Tage in der Woche arbeiten, jährlich über 2 Schilling, 1 Henne, 16 Eier geben. Die Verpflichtung der Häusler (mit 5 Acres) war geringer.

Digitized by Google

[10] S. Rogers, Hist. of agriculture I, 253. Auch die Bäckerei wurde möglichst von den Einzelnen betrieben. Von Ulm schreibt z. B. Fabri, um 1400 habe es erst zwei öffentliche Backofen gegeben. Noch heute giebt es in Europa Völker (vergl. Montenegro), wo Schuster Schneider, Bäcker und Töpfer ziemlich unbekannt sind.

[11] Kramläden waren vor dem neunzehnten Jahrhundert selten. Die Hausirer befriedigten in dieser Richtung die Bedürfnisse.

[12] Vergl. die ausführliche Geschichte eines Mühlsteinbezuges bei Rogers, Geschichte der englischen Arbeit, S. 82.

[13] Vergl. dazu Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters I, 210. 331.

[14] Wie noch heute in England hat das Pfund im Mittelalter 20 Schilling und der Schilling 12 Denar oder Pfennig. Heute gilt das Pfund 20 Mark, im frühen Mittelalter betrug es das Vierzigfache (nach Rogers).

[15] Rogers gewann diese Summe, indem er die einzelnen Leistungen der Hörigen berechnete. Mit dieser Berechnung stimmen die anderen Angaben über Gutserträge ganz auffallend, was er nicht einmal eigens bemerkt (s. S. 21, 31, 49). Seiner Berechnung liegt folgende Thatsache zu Grunde: ein Leibeigener des Merton College in Oxford hatte 15 Acres inne; er mußte dafür leisten ½ Pfennig am 12. November und 1 Pfennig so oft er braut, ferner auf Michaelis 1 Quarter Saatweizen, ¼ Scheffel Weizen, 4 Bushel Hafer, am 12. November 3 Hennen und zu Weihnachten 1 Hahn, 2 Hennen und für 2 Pfennig Brot. Er mußte ½ Acre von des Grundherrn Land bestellen, zur Erntezeit drei Tage helfen und dabei noch einen Arbeiter auf seine Kosten einstellen. Endlich mag man für die Wohnung 2 Schilling rechnen. Das ergiebt 9 Schilling, für den Acre also 6—7 Pfennig. Vergl. dazu Rogers, S. 377.

[16] S. was Rogers, The economic interpretation I, 30, von König Richard III. erzählt.

[17] Die Hörigen hießen ebenso tenants, wie die Lehensleute. Die Krone, besonders Eduard I., bestrebte sich, die großen Lehensleute niederzuhalten und ihr ausschließliches Recht in der Gesetzgebung, im Heerwesen und in der Gerichtsbarkeit zu beschränken (s. dazu Social England II, 3).

[18] Von Frankreich konstatirt d'Avenel, daß der bail à cens, der accensement eine wirkliche vente à cens war (Hist. écon. de la propriété I, 197), daher er firma perpetua hieß.

[19] Den Uebergang zur Zeitpacht (fermage) bildeten hier die baux à trois vies, wie in Deutschland der Uebergang von der Erbrente oder ewigen Rente die Rente auf drei, vier Leben mit sinkendem Zinsfuße (Kostanecki, Der öffentliche Kredit, 48). In England war das Recht des Grundherrn viel stärker, sonst wären die späteren Austreibungen nicht möglich gewesen.

Digitized by Google

[20] Ashley I, 19. Rogers, S. 219. In Deutschland nehmen im Gegentheil die Freisassen ab (vergl. u. a. Riezler, Geschichte Bayerns I, 765).

[21] Hildebrand in den Jahrbüchern für Nationalökonomie II (1862), S. 8. Michael, Geschichte des deutschen Volkes I, 139. Grupp, Kapitalistische Anfänge in der Landwirthschaft und im Gewerbe (Ztschr. f. die ges. Staatswissenschaften 1897, S. 601).

[22] Rogers, Hist. of agriculture I, 12. — Corbett in Social England I, 450. Nur stimmt nicht recht II, 98.

[23] In einer Eintragung heißt es: Sive censat sive non, summagiabit (Ashley I, 60).

[24] S. Grupp, a. a. O. II, 279 ff.

[25] Grupp II, 91.

[26] Der große Besitz der Kirche kommt schon aus angelsächsischer Zeit, wo die Scheidung in folkland und bockland (Kirchengut) sich vollzog. Er wuchs aber noch. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gehörte unter dem Grundbesitz ein gutes Drittel der Geistlichkeit, nach dem Lollardischen Dialogue between a Gentillman and a Husbandman 1450, ed. 1871, p. 136 sogar die Hälfte.

[27] In Bayern unterschied man schon im vierzehnten Jahrhundert Höfe, Halbhöfe = Huben, Viertelhöfe = Lehen und kleinere Höfe = Sölden. Mit den Größenverhältnissen berührten sich die rechtlichen Unterschiede, indem die größeren Bauern Pächter, die kleineren Hörige waren. Aber die rechtlichen und Größenverhältnisse waren nicht identisch. Es erschienen auch Hörige als Hufner, und der Unterschied zwischen Pächtern und Hörigen ist nicht immer deutlich. Nach der starken Ausdehnung der großen Gutsbetriebe in Norddeutschland mehrte sich die Zahl der Gutstaglöhner, der Einlieger und Insten ungeheuer.

[28] Daher gab es im Baierischen bei der Erbpacht Todfälle, starke Laudemien u. dergl., weshalb die Räthe Albrechts V. ihre Einführung an Stelle des Freistifts empfahlen. Dazu Hist. pol. Bl. 120, 656.

[29] Bei Erbpacht traf dies den Pächter.

[30] Noch Smith sagt, die Sicherheit eines Pächters sei so groß, als die Sicherheit eines Eigenthümers (Ueber den Nationalreichthum, Frankfurt 1796, S. 198, 3. Buch, 2. Kap.).

[31] Hahl, Zur Geschichte der volkswirthschaftlichen Ideen in England gegen Ausgang des Mittelalters, S. 17.

[32] Ueber Cunninghams von Ashley abweichende Ansicht s. Ztschr. für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte III, 173 ff.

[33] Die common carriers mußten häufig vor dem Hochgericht sich verantworten, wie die Müller, weil sie als Depositäre unehrlich waren. Rogers. The econ. interpret. I, 143.

Digitized by Google

[34] Vergl. Cunningham, a. a. O., S. 195.

[35] Commune und gilda wurden sogar gleichbedeutend gebraucht (Ashley, a. a. O. I, 72). Für Deutschland hat man schon die Ansicht ausgesprochen, die Großkaufleute seien nicht in Gilden organisirt, sondern nur an die Kaufhausordnung gebunden gewesen.

[36] Im fünfzehnten Jahrhundert erscheint die Handelsgilde aufgelöst in eine Reihe verschiedener Zünfte, der Goldschmiede, Schnitt- und Kurzwarenhändler, Tuch- und Eisenhändler, Gewürz-, Wein- und Salzhändler, und neben ihnen stehen die Kürschner, Tuchmacher und Gewandschneider, während alle anderen Zünfte unter diesen „größeren" Zünften stehen.

[37] Heutzutage geht das viel schwerer. Aber unmöglich ist es noch nicht, wie der Kupfer- und Petroleumring zeigt. Es geht mit Hülfe der Eisenbahnen, wenn es einem Herrn Rockefeller gelingt, sie zu kaufen, und der Börse, welche durch geschickten Krach die Kupfer- und Goldminenpapiere in die Hände der Mächtigsten spielt. Gegen Rockefellers Erdölsyndikat wollte man in Amerika eine Zeit lang ein altes Gesetz zur Anwendung bringen, welches Komplotte zu wucherischem Aufkauf verbot. Aber Rockefeller konnte darauf hinweisen, daß er den Preis nicht zu steigern, sondern zu drücken suchte.

[38] Ashley erzählt zwei Beispiele, eines von 1311, wo Einer Fische im geheimen verkaufte, und eines von 1364, wo ein Bäcker Jemand, der 2 Malter Weizen auf dem Markte feilhielt, hinweglockte und demselben 15½ Pfennig, d. h. 2½ Pfennig über den Marktpreis, für den Scheffel bezahlte (I, 187).

[39] So in der Schrift How to reforme bei Hahl, Volkswirthschaftliche Ideen in England gegen Ausgang des Mittelalters, S. 34.

[40] Schanz, Englische Handelspolitik I, S. 404. In allen den Handel betreffenden Dingen folge ich meistens Schanz, der sehr viel klarere Auffassungen hat als die englischen Historiker. Ashley hat ihn nicht gebührend, Social England gar nicht benutzt.

[41] Schanz, a. a. O., S. 659. Erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gab es Differentialzölle.

[42] Bis tief ins dreizehnte Jahrhundert hatten Juden den Geldhandel betrieben, an ihre Stelle traten die Italiener. Von jenen wurde bis 40% Zins verlangt, diese waren zwar mäßiger, aber ihre Zinsen waren immer noch hoch genug. Das Recht bot für Schuldforderungen ein rascheres Verfahren, obwohl Asylrechte es oft durchkreuzten.

[43] Bei einem Malter Weizen gingen auf den Bäcker 4 Pfennig und die Kleie, sowie zwei Laib Brot für die Kosten des Ofens (ad furnagium), ferner 1½ Pfennig für drei Knechte (Gesellen), ½ Pfennig für zwei Lehrlinge (garciones), ½ Pfennig für Salz, ½ Pfennig fürs Kneten, 1 Heller

Digitized by Google

für Licht, 2 Pfennig für Holz, 1½ Pfennig für das Sieb (bultellus). Ashley I, 226.

[44] In Deutschland betrug 1482 nach der Lohntaxe der Herzöge Ernst und Albert von Sachsen der Lohn für Handarbeiter ohne Kost 16, mit Kost 9 Groschen. Das Essen war reichlich. Hunger, Geschichte der Abgaben, S. 22.

[45] S. Rogers, The econ. interpret. I, 26 ff.

[46] In Ulm z. B. war die Barchentschau (inspectio vestanicarum) und damit der Verlag noch im vierzehnten Jahrhundert Sache des Reichenauischen Klosterhofes, obwohl die Barchentweberei erst Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aufkam. (Rübling, Ulms Baumwollweberei, S. 141.)

[47] Vergl. Broglio d'Ajano, Die Seidenindustrie in Venedig; Geering Handel und Industrie in Basel, S. 49; Rübling, Ulms Baumwollweberei im Mittelalter, 1891, S. 144 ff.

[48] Vergl. folgende Erzählung Ashleys (II, 82): Zu York wurde in der Rathsstube bittere Klage geführt von Gewerksleuten dieser Stadt, nämlich von den Wurstmachern. Während es bisher allgemeiner Brauch war, daß alle Leute aus dem Wurster- wie aus dem Lichtziehergewerbe — welche außerhalb der Fleischbänke stehen und in ihren Häusern und Fenstern Pariser Lichter ausstellen und verkaufen — gemeinsam und auf eigene Kosten das am Frohnleichnamsfest in dieser Stadt übliche Schauspiel zur Aufführung brachten, in welchem dargestellt wird, wie Judas Ischarioth sich erhängte und mitten auseinanderbarst, so nehmen sich nun die Kürschner und andere Handwerker dieser Stadt heraus, Pariser Lichter zu machen und in ihren Häusern und Fenstern auszustellen und zu verkaufen; dabei weigern sie sich, wenn dazu aufgefordert, zur Bestreitung der Kosten für besagte Schaustellung beizutragen. Wofern also selbige Leute von jetzt ab nicht veranlaßt werden, gemeinsam mit den Wurstmachern die Kosten zu tragen, so werden die Wurster nicht länger im stande sein, derartige Schaustellungen zu veranstalten.

[49] Grupp, a. a. O. II, 341. Belehrend ist folgendes Citat Ashleys (84): Die Malerinnung, erzählt Strype, war eine Brüderschaft und eine Zunft, doch ohne gesetzliche Bestätigung. Sie zahlte bei Heller und Pfennig allerlei Abgaben. Es lag ihr ob, zwölf Soldaten zu stellen, sowie deren gesamte Ausrüstung zu übernehmen, und doch hatte sie zur Bestreitung der entstehenden Kosten weder Ländereien, noch Einkünfte oder Besitzthümer irgend welcher Art, sondern brachte die geforderten Abgaben lediglich unter den Zunftgenossen auf, derart, daß ein Jeglicher nach Vermögen das Seine dazu beisteuerte.

[50] So 1351 die Londoner Weber, 1474 die Schneider, 1486 die Böttcher in Southampton (Ashley II, 80, 210).

Digitized by Google

[51] Ein interessantes Licht auf die Lage der Gesellen wirft die Erzählung Fullers über die Art und Weise, wie man aus den Niederlanden Webergesellen nach England lockte: Unverdächtige Emissäre wurden von unserem König in jenes Land geschickt, die sich in das Vertrauen der Lohnarbeiter und Lehrlinge einschlichen. Sie jammerten über die Sklaverei dieser armen Knechte, welche von ihren Meistern mehr heidnisch als christlich behandelt wurden, ja mehr wie Pferde als wie Menschen. Früh auf und spät zu Bett und den ganzen Tag über harte Arbeit und magere Kost — ein paar Heringe und harter Käse —, und alles das, um die Kerle (churls), ihre Meister, zu bereichern, ohne selbst den geringsten Vortheil davon zu haben Wie glücklich würden sie sein, wenn sie nach England kämen und ihr Gewerbe (mystery) mit sich brächten, welches ihnen überall herzlichen Willkomm sicherte. Da sollten sie Rindfleisch und Hammelfleisch nach Belieben essen können, bis sie platzten .... Glücklich der Grundbesitzer (yeomen), in dessen Haus einer dieser Niederländer einkehren würde die Gewerbfleiß und Reichthum mit sich brächten. Als Fremder betrete er das Haus, um es als Bräutigam oder Schwiegersohn wieder zu verlassen. In England wurden aber ihre Erwartungen scheußlich getäuscht und sie wurden daher Lollharden (vergl. Cunningham, The growth of English industry, I, 284).

[52] Cunningham, The growth of English industry, 1882, S. 209.

[53] Für den Sack Wolle oder Wollfelle (240 Stück) mußten Inländer 33⅓ Schilling, Ausländer aber 66⅔ Schilling Ausfuhrzoll zahlen. Der Ausfuhrzoll für die Last Leder betrug 66⅔ und 73⅓ Schilling, Tonnengeld für Wein pro Tonne 3 Schilling, für süßen Wein, von Fremden eingeführt, 6 Schilling, Pfundgeld von anderen Waren bei Aus- und Einfuhr 1 Schilling vom Pfund oder 5% vom Werthe, 2 Schilling bei einzelnen Waren, von Fremden exportirt, so Zinn (Dowell, Hist. of taxation, 1883, I, 145).

[54] Ueber die Thätigkeit der Florentiner Calimala s. Pöhlmann, Wirthschaftsgeschichte der Florentiner Renaissance.

[55] Ypern besaß 1408 eine Bevölkerung von 80—100000 Seelen und 3—4000 Tuchgeschäfte, 1486 aber nur noch 5—6000 Einwohner und 25—30 Tuchgeschäfte. Aus England verdrängt, haben die Niederländer später sich auf Kosten Spaniens und der Hansa schadlos gehalten.

[56] Eine ausführliche Schilderung der englischen Handelspolitik ist einer eigenen Arbeit vorbehalten.

[57] Für nicht begünstigte Kaufleute 70, bezw. 8% (Ashley II, 238).

[58] Certayne causes, S. 100, bei Hahl S. 23.

[59] Rogers meint zwar, der Aufstand hätte einen Erfolg gehabt, die Hörigen seien Copyholders geworden, die Ansprüche der Grundherren auf neue Frohndienste und andere Leistungen seien fallengelassen worden und

Digitized by Google

die Umwandlung der Leistungen in Geld habe sich fortgesetzt. Er geht aber von einer falschen Voraussetzung aus; er sieht die Ursache des Aufstandes darin, daß die Geldabgaben der Lehensbauern es den Grundherren nicht mehr ermöglichten, die gleiche Arbeitsmenge, wie früher, sich zu verschaffen, und daß sie die Werkleute, die nahe daran wären, Erbpächter zu waren, in ihre frühere Lage zurückzuversetzen suchten. Dem widerspricht Ashley mit Recht; Rogers selbst sagt, Aufstände pflegen nicht von einer niedergedrückten Bevölkerung begonnen zu werden, sondern von gutstehenden Leuten, die den Anfang eines Druckes empfinden.

[60] Die Kings bench hatte sich zuerst dafür erklärt, aber das Civilgericht, court of common pleas, dagegen, und dann folgt auch die Kings bench (Ashley).

[61] Immerhin spricht die Suplication for the poor commons (1871), S. 80, von einundzwanzigjährigen Fristen.

[62] A. a. O. Doch war das nicht allgemein der Fall. Im Gegentheil blieben die Renten vielfach nieder, jedenfalls bedeutend niederer als später. (Social England II, 389.)

[63] Hahl, a. a. O., S. 50. Rogers hält den Zustand der Bauern im fünfzehnten Jahrhundert für günstig. Dies trifft indessen nur für den ohnehin bessergestellten Bauernstand zu (vergl. die Geschichte von Paston und Latimer in Social England II, 391), und auch für diese brachte der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine Verschlimmerung. Latimer sagt, sein Vater müßte jetzt 16 Pfund zahlen, statt 4 Pfund, wie früher.

[64] Eine bessere Folge hatten die Säkularisirungen der französischen Revolution.

[65] Brinklow, For the redresse of certen wicked lawes, c. 2. Brinklow schlug vor, man solle aus Kircheneinkünften dem Handwerker Darlehen zu 3% geben. Ein ähnlicher Vorschlag taucht in dem deutschen Bauernkriege betreffs des Kapitals der Handelsgesellschaften auf.

[66] Wie man dabei verfuhr, ist sehr belehrend und wirft ein Licht vorwärts. Nach Hasbach wurden die kleinen Köter ohne weiteres vertrieben, sie waren sowohl dem rentenbegierigen Lord als dem zehntgierigen Geistlichen in gleicher Weise zuwider. Auch mit den Zeitpächtern machte man wenig Aufhebens, die großen Pächter verdrängten die kleinen. Schwerer ging es mit den Erbpächtern. Aber sie hatten durch Vertreibung der Köterfamilien Arbeitskräfte verloren, und ihre Lage wurde durch allerlei Chikanen verschlechtert. Selbst mit den Freisassen wurden die Landlords fertig; sie kauften möglichst viel Höfe zusammen, und wenn der Adelige vollends Zehntherr und Inhaber des niederen Gerichtes (manor) war, konnte er leicht die Bauern dazu veranlassen, daß sie einen Antrag auf Theilung der Gemeindeweiden an das Parlament mitunterzeichneten. Das

Digitized by Google

Parlament, wo die Landlords überwogen, verordnete Kommissäre zur Theilung und Einhegung, die den Lords gefällig waren, schon weil sie dadurch auf Empfehlung und auf besseres Fortkommen rechneten. Häufig wurde den Juristen vorgemacht, Weiden und Wüsten seien das Gleiche, und es wurden daher öfters Weiden als Wüsten eingezogen. (Vergl. Hasbach, Die englischen Landarbeiter in den letzten hundert Jahren und die Einhegungen.)

[67] Ebenso fallen in Deutschland die Anfänge dieser Entwickelung in den Ausgang des Mittelalters. Die Ritter warfen sich, nachdem sie ihre Burgen verließen, auf den Gutsbetrieb, und so entstanden, während die alten großen Grundherrschaften sich zu Sonderherrschaften entwickelten, neue Grund- und Gutsherrschaften. (Betreffs Frankreichs s. Allg. Ztg. 1897, Beil. Nr. 99.)

[68] Vergl. zum Folgenden Wagner, Finanzwissenschaft III, 164.

[69] Auch in Frankreich, Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes III, 171, 202. — Allgemeine Gebühren waren die Gerichtssporteln, americiaments, fines.

[70] Außer der magna charta kommt das Statut Eduards I. von 1297 De tallagio non concedendo in Betracht.

[71] 1243 wurde ein Graf mit 20, ein Baron mit 10, ein Ritter mit 4 Mark Silbers eingeschätzt. 1377 wurde der Herzog von Lancaster 520 mal so hoch eingeschätzt wie ein Bauer.

[72] So faßt wenigstens Nitzsch, a. a. O., die Sache auf.

[73] Vergl. das Kapitel The distribution of wealth in England bei Rogers, econ. interpretation I, 149.

[74] Mehr darüber bei Kostanecki, Der öffentliche Kredit im Mittelalter, und in meinem Aufsatz „Anfänge der Kapitalwirthschaft", Zeitschrift für Kulturgeschichte 1897, S. 241 ff.

[75] Ashley II, 436.

[76] Vergl. „Der Versicherungsgedanke im Seeverkehr", Zeitschrift für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte II, 149.

Digitized by Google

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) zu Hamburg ist erschienen:

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis ℳ 8.—. Elegant gebunden ℳ 10.—.

Das hübsch ausgestattete Buch schildert eine Reise, die der mit russischen Verhältnissen seit Jahren vertraute Verfasser in Gesellschaft seiner Frau durch die von Russland in dem letzten Jahrzehnt erworbenen Gebiete in Centralasien machte. Zwar haben wir über diese Länder von anderer Seite bereits recht gute Schilderungen, **bessere und eingehendere aber gewiss nicht.** Namentlich die Beschreibung der Transkaspischen Bahn und der von ihr durchschnittenen Landstriche, sowie das Kapitel über den Pamir sind gerade jetzt von besonderem Interesse, da hier die endlich doch nicht zu umgehende Auseinandersetzung zwischen Russland und England stattfinden muss.

Wie geschickt die russische Verwaltung die durch Waffengewalt unterworfenen Völkerschaften für sich zu gewinnen versteht, ersieht man aus diesem Buche. **(Illustrirte Zeitung. H. 2788. 1896.)**

Auf Schneeschuhen durch Grönland.

Von

Dr. Fridtjof Nansen.

2 starke Bände 8° mit 165 Abbild. und 4 farbigen Karten, geheftet Mark 12.50, in 2 Bände elegant gebunden Mark 15.—.

Nichts ist so erfolgreich als der Erfolg — sagt ein altes englisches Sprichwort, welches seine volle Bestätigung in Nansens vielbesprochener Grönlandsfahrt gefunden hat. Als der junge Forscher hinauszog auf sein tollkühnes Wagniß, da waren Aller Wünsche mit ihm, aber der Wenigsten Hoffnungen. Nun, da er das Gewollte erreicht, da er mit unbeugsamer Willenskraft selbst die Schrecknisse der grausigsten Eiswüste der Erde überwunden hat, blickt eine Welt bewundernd auf ihn und lauscht seiner Erzählung. Das Werk, welches uns diese Erzählung zum erstenmale ungekürzt aus seiner eigenen Feder darbietet, bedarf deshalb keiner besonderen Empfehlung, es wird seine Käufer und seine Leser finden, wie wenige andere. Es wird dies um so leichter thun, da es in jeder Beziehung würdig ausgestattet und in höchst anziehender und fesselnder Weise abgefaßt ist. Nansen ist nicht nur ein hervorragender Reisender, er weiß auch die Feder mit großem Geschick zu führen, und selbst das, was anderen Uebersetzungen als Fehler angerechnet wird, Anklänge an die Ursprache und Redewendungen, welche dieser, nicht aber dem Deutschen angehören, gereicht diesem Werke zum Vorzug, indem es ihm eine Frische und Ursprünglichkeit verleiht, welche wir nur ungern vermissen würden. Die Erzählung einer Nordlandsfahrt in einer an nordische Sprachen fortwährend erinnernden Form giebt der ganzen Darstellung ein liebenswürdiges, lokales Kolorit. **(Prometheus.)**

Nicht bloß eine Bereicherung der menschlichen Reisen hat der Norweger Fridtjof Nansen durch seine Durchquerung Grönlands der Gegenwart geschenkt, auch seine Schilderung derselben ist unübertrefflich an Klarheit und Reiz. **(Nordwest.)**

Digitized by Google

Englische Wirthschaftsentwickelung im Mittelalter.

Mit Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse

dargestellt von

Dr. Georg Grupp.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

FEB 11 1898

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 283.

Englische Wirthschaftsentwickelung im Mittelalter.

Mit Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse
dargestellt von

Dr. Georg Grupp.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ ist erschienen:

Ueber National-Oekonomie.

68 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 51 Mark. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf.)

Berger, Doppelwährung und Landwirthschaft. (N. F. 78) . . . . . M. —.80
Beta, Die Dichtkunst der Börse. (32) . . . . . 1.—
Bezold, Das Versicherungswesen. (39) 1.20
Breitenbach, Ueber das Deutschthum in Südbrasilien. (N. F. 19) . 1.—
Brentano, Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen. (150/151) . . . . . 2.—
Bücher, Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande. (181) . . . . . 1.—
v. Bunsen, Die Donau. (198) 1.20
Cohn, Gust., Streitfragen der Eisenbahnpolitik. (45) . . . . . 1.—
—, Was ist Sozialismus? (108) . . . . . —.80
—, Vertheuerung des Lebensunterhaltes in der Gegenwart. (77) . 1.—
Conrad, Ueber das Steigen der Lebensansprüche. (91) . . . . . 1.—
Delsa, Beiträge zur Steuer-Reform. (145) . . . . . 1.—
Eberty, Die Hauswirthschaft und der Markt. (N. F. 1) . . . . . 1.—
Fischer-Lette, Das Familistère Godins. (N. F. 68) . . . . . 1.—
Fuld, Die Entwickelung der Moralstatistik. (204) . . . . . —.80
—, Die Sozialreform im Deutschen Reich. (N. F. 25) . . . . . 1.—
—, Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen. (N. F. 47) . . . . . 1.—
Garcis, Die Börse und die Gründungen nebst Vorschlägen zur Reform des Börsenrechts und der Aktiengesetzgebung. (41) 1.20
Hartung, Der Check- u. Giroverkehr d. deutschen Reichsbank. (133/134) . 1.80
Haushofer, Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie. (218) 1.20
Heinze, Kanäle und Sammelbecken. (94) . . . . . —.80
Heitz, Ursachen und Tragweite der nordamerikanischen Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft. (158) 1.20

Ueber Geographie.

Anderson, Die erste Entdeckung von Amerika. (N. F. 49/50) . . . . . M. 1.20
Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) . . . . . —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) . —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) . . . . . 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) . —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) . . . . . 1.—
—, Auf der Sierra Nevada de Merida. (N. F. 58) . . . . . —.80
v. Hochstetter, Der Ural. (181) . . . . . 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) . . . . . —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) . . . . . —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) . . . . . 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) . . . . —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) . . . . . 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) . 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) . . . . . —.60
Wattenbach, Algier. 2. Abz. (35) . . . . . 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) . . . . . —.60

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Diether von Isenburg-Büdingen,

Erzbischof und Kurfürst von Mainz

(1459—1463)

und

die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen im fünfzehnten Jahrhundert.

Eine historische Studie

von

Prof. Dr. R. Glaser,

Gymnasiallehrer in Bensheim.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofverlagsbuchhandlung.

1898.

Digitized by Google

VIII. 175a

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

In magnis voluisse sat est.

In dem gemalten Saale des fürstlichen Schlosses in Büdingen (Provinz Oberhessen) findet sich unter anderen mannigfachen, von Rudolf Hofmanns Meisterhand entworfenen Gemälden an der Wand eines Erkers das Bild eines Mannes in bischöflichem Ornat. Pallium, Hirtenstab, Mitra und Brustkreuz deuten auf einen hohen Würdenträger der katholischen Kirche hin, während das Wappen von Mainz — das sechsspeichige Rad — den ernst dreinschauenden Mann als den obersten Kirchenfürsten des einstigen Deutschen Reiches, als den Erzbischof von Mainz bezeichnen soll.

Wie kommt, so fragen wir, unter jene Wandgemälde, die uns einen reichen Wechsel von Jagdbildern und Schlachtscenen vorführen, die für das Geschlecht der Isenburger von Bedeutung gewesen sind, plötzlich ein Mann Gottes? Es war ein Akt pietätvoller Erinnerung, als bei der Renovation des Saales die Fürsten Ernst Casimir I. und II. von Isenburg-Büdingen ihrem Vorfahren Diether von Isenburg in dieser Form ein Denkmal setzten; ist doch der Mann, der im Bilde auf uns niederschaut, nicht nur eine Zierde der Isenburger Geschichte und des Isenburger Geschlechtes geworden, auch in weitere Kreise ist sein Name gedrungen, und die Geschichte des Mittelalters kennt ihn als einen frommen und gottesfürchtigen, aber zugleich streitbaren deutschen Mann, als einen Ritter ohne Furcht und Tadel in

Digitized by Google

einer Zeit, wo der deutsche Name nur gar zu häufig befleckt erschien von List und Untreue, Käuflichkeit und Selbstsucht.

Diether von Isenburg ist besonders um deswillen in der deutschen Geschichte bekannt geworden, weil er den Muth gehabt hat, den Kampf gegen das wieder mächtig erstarkte Papstthum von neuem aufzunehmen, in der richtigen Erkenntniß, daß die Usurpationen geistlichen Ehrgeizes, wie ihn der neue Papst Pius II. zur Schau trug, mit den kirchlichen Interessen Deutschlands und einer Reform der deutschen Kirche auf Grundlage der Hierarchie und der bestehenden Lehre unvereinbar waren.

So ist Diether einige Jahre hindurch der mannhafte und thatkräftige Vertreter einer Kirchenpolitik deutscher Fürsten geworden, die als ein Versuch sich darstellt, eine kirchliche und zugleich politische Reform in Deutschland herbeizuführen, und als ein Nachhall zu betrachten ist der großen konziliaren und kirchlichen Bewegung, die Diethers Regierungszeit zum Theil unmittelbar vorausgeht, zum Theil noch in seine Zeit hineinragt und eben an ihm einen treuen Bundesgenossen und rüstigen Vorkämpfer gefunden hat.

Bevor wir auf Diether selbst näher eingehen, scheint uns ein kurzer Rückblick über die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts vor seinem Auftreten geboten.[1]

In dem Kämpfen, die der Anspruch des Kaiserthums wie des Papstthums auf Weltherrschaft heraufgeführt hatte, war das Kaiserthum des Mittelalters unterlegen, hatte die Universalkirche triumphirt. Aber das weltbeherrschende Papstthum zeigte nur zu bald, daß seine Träger — rühmliche Ausnahmen abgerechnet — nicht nur mit dem Wesen der Kirche, sondern auch vielfach mit dem Wesen des Christenthums im Widerspruch standen. Dieser Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit des Papstthums nahm besonders, seitdem zwei Päpste, der eine in

Digitized by Google

Avignon, der andere in Rom, einander verfluchend sich in die Herrschaft über die abendländische Christenheit theilen mußten, im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts allmählich eine Schärfe an, daß das Verlangen nach einer Reformation der Kirche sich bald laut zu regen begann. Freilich hatte der Begriff einer Reformation der Kirche für das mittelalterliche Denken einen wesentlich anderen Inhalt als für das moderne: die Lehre der Kirche blieb unangetastet, man erstrebte nur eine Besserung des Papstthums, der Kurie und des Klerus, verfolgte also mehr ein sittlich-praktisches Ziel auf Grundlage der gegebenen Hierarchie, während das Dogma unberührt blieb.

Dieser Versuch einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern ist in dem Zeitalter der Konzilien gemacht worden.

Die Konzilien von Konstanz und Basel mit ihren den päpstlichen Absolutismus treffenden Beschlüssen hatten gezeigt, daß die bis dahin scheinbar festbegründete Macht des Papstthums dem geschlossenen Ansturm des Episkopalismus (der vereinigten Bischöfe) gegenüber auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte.

Die Kirchenversammlung in Basel mit ihrer deutlich ausgesprochenen Absicht, zugleich mit der Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen von päpstlicher Willkür die Autorität der Konzilien auf immer festzustellen, womit sie namentlich bei den Deutschen großen Beifall fand, die Beschneidung der päpstlichen Einkünfte, die Abschaffung der Reservationen, d. h. des Rechts, über gewisse Pfründen frei zu verfügen, die Beseitigung der Annaten — Gebühren, die dem päpstlichen Säckel zuflossen für die Ordination der Bischöfe und die ungefähr dem Betrag der jährlichen Einkünfte des Bischofs gleichkamen —, die Rückgabe der freien Wahl ihrer Oberen an die geistlichen Körperschaften: alle diese Beschlüsse bedeuteten, wenn sie zum Gesetz erhoben wurden, eine Einschränkung der Machtsphäre des Papstes zu

Digitized by Google

gunsten einer geistlichen Aristokratie, sie mußten dem päpstlichen Finanzsystem einen tödlichen Streich versetzen: das mittelalterliche Papstthum stand vor einer schweren Katastrophe. Wären die deutschen geistlichen Fürsten und ihr Anhang den einmal eingeschlagenen Weg mit Standhaftigkeit und Einmüthigkeit weitergegangen, wären nicht im entscheidenden Augenblick innerhalb des Konzils Spaltungen eingetreten, es ist kein Zweifel, die deutsche katholische Kirche mit ihrer großartigen Machtentfaltung, gestützt auf die mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten ihrer Zeit, hätte eine wirklich selbständige Stellung gewinnen können in ähnlicher Weise, wie damals Frankreich durch die pragmatische Sanktion vom Jahre 1438 die wichtigsten Momente des Staatslebens dem maßgebenden Einfluß der Kurie entzogen und eine eigene, die gallikanische Kirche begründet hatte. Im Besitz eines solchen Konkordats wäre es ihr gewiß auch ein leichtes geworden, die Lehren, mit denen Luther zwei Menschenalter später die Spaltung der Kirche herbeiführte, zu überwinden, zu überdauern und zu einem für die Einheit der Kirche segensreichen Ende hinauszuführen.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß die anfangs mit so großer Aussicht auf Erfolg begonnene kirchliche Reform zu einem befriedigenden Resultate nicht gelangte. Einmal trug das Konzil selbst einen Theil der Schuld durch die Maßlosigkeit seiner Forderungen, indem es den Anspruch erhob, wie über den Papst, so über den Kaiser selbst zu herrschen, womit es zu Kompetenzüberschreitungen kam, die auch den gemäßigteren Reformdekreten wenig Aussicht auf Verwirklichung gewährte.

Als am 31. Juli 1437 Eugen IV. das Konzil nach Ferrara verlegte, war die Antwort der Baseler Väter seine Absetzung und die Wahl eines neuen Papstes Felix V. Dieses Schisma sollte verhängnißvoll werden. Während die hervorragendsten Führer des Baseler Konzils (Nikolaus von Cues, Julian Cesarini)

Digitized by Google

nach Ferrara folgten und damit das Uebergewicht des Papstes Eugen wiederherstellten, nahm das Baseler Konzil immer mehr den Charakter einer ungesetzlichen Versammlung an, die in ihrer Opposition gegen Papst und päpstliche Rechte keine Rücksichten mehr kannte. Damit grub sich das Konzil selbst sein Grab. Es mußte für die Deutschen nun darauf ankommen, aus dem Schiffbruche des Konzils wenigstens die vor dem Prozesse gegen Eugen erlassenen Reformdekrete desselben zu retten. Dann konnte doch ein Gewinn aus der konziliaren Bewegung für Deutschland erwachsen.

Die deutschen Kurfürsten hatten vor der Wahl Albrechts II. am 17. März 1438 beschlossen, zwischen dem Papste und dem Baseler Konzil neutral zu bleiben und, solange der Kirchenstreit noch währe, die Sprengel des Reiches nach der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe verwalten zu lassen, bis auf einen gemeinsamen Reichsschluß: ein bedeutungsvoller Schritt, der auf eine Loslösung vom Papstthum leise hindeutete und namentlich von Gregor von Heimburg, dem rührigen Vorkämpfer deutscher Freiheit gegenüber wälscher Anmaßung, warm empfohlen wurde.

Diesem Beschluß war nun auch König Albrecht — ganz das Gegentheil seines zwischen dem Konzil und dem Papste einst hin- und herschwankenden Vorgängers Sigismund — beigetreten: die Energie und Klarheit, mit der er wie sein Kanzler Kaspar Schlick die großen Fragen der Reichspolitik verfolgte, ließen das Beste immer noch hoffen. Nach dem Vorgange Frankreichs nahm ein deutscher Reichstag in Mainz am 26. März 1439 die Dekrete des Konzils, namentlich über die regelmäßige Wiederkehr der Konzilien, der Provinzial- und Diöcesansynoden, über die freien kanonischen Wahlen zu den kirchlichen Aemtern, die Abschaffung der Annaten und anderer Sporteln, die Beschränkung der Appellationen an den Papst auf gewisse Fälle an, Beschlüsse,

Digitized by Google

die einen wirksamen Schutz gegen die bisherige finanzielle Ausbeutung Deutschlands durch die Kurie und päpstliche Günstlinge in Aussicht stellten und die man — nicht ganz zutreffend — als pragmatische Sanktion der Deutschen bezeichnet hat; man war auf dem besten Wege, eine deutsche Nationalkirche zu begründen nach dem Muster der neugegründeten französischen. Es kam nur darauf an, die Errungenschaften festzuhalten und nicht in denselben Fehler zu fallen, an dem das Konzil zu Basel gescheitert war, da allein Einmüthigkeit und Ausdauer seitens der Fürsten und Reichsstädte die Anerkennung des Papstes, die noch fehlte, verbürgte.

Allein die energische nationale Stimmung der deutschen Fürsten verflog zu bald, die Kurfürsten traten nicht konsequent genug für die Neutralität ein, nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern aus Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil, wie überhaupt krasser Egoismus bei Hohen und Niederen, bei Geistlichen und Laien die Triebfeder ihres Handelns war. Gegen die Stärkung ihrer eigenen Territorialgewalt gaben sie sich auch mit weniger tiefeinschneidenden Maßregeln, wie sie eben noch gegen den Papst geplant waren, zufrieden und erleichterten es auf diese Weise der Kurie, die fürstliche Opposition zu sprengen und einen Theil nach dem anderen auf ihre Seite zu ziehen.

Entsprach so die Haltung der Fürsten schon wenig den Hoffnungen, die man auf Durchführung einer nationalen Kirchenreform gesetzt hatte, so mußte die Hinneigung des neuen Königs Friedrichs III. zu Papst Eugen, seine Weigerung, die kurfürstliche Neutralität anzuerkennen, jeden Zweifel beseitigen, daß der Papst bald wieder Herr der Situation sein werde. Friedrich, der ebensowenig fähig als gewillt war, eine neue Ordnung der Dinge anzunehmen, so wenig damals auf kirchlichem Gebiete wie nachher auf dem politischen Boden der Reichsverfassung, trägt die Hauptschuld an dem kläglichen Ausgang

Digitized by Google

der großen konziliaren Bewegung. Sobald Eugen erkannt hatte, daß der neugewählte König ihn als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen bereit war, ließ er kein Mittel unversucht, den schwankenden Herrscher, der keine Idee von einem Allgemeinen hatte, sondern alles nur auf seinen eigenen Nutzen bezog, ganz auf seine Seite herüberzuziehen. Dem päpstlichen Legaten Carvajal fiel diese nicht schwere Aufgabe zu. Unterstützt wurde er dabei von Aeneas Sylvius Piccolomini, dem Sprößling einer vornehmen, aber verarmten italienischen Familie, der damals die Stelle eines Sekretärs in der Reichskanzlei inne hatte, aber noch zu großen Dingen berufen war. Er hatte noch vor wenigen Jahren in Basel die Sache des Konzils mit beredten Worten gegen Papst Eugen zu führen gewußt, hatte dann eine für ihn leichte kirchenpolitische Wandlung durchgemacht und war auf die Seite Eugens getreten, da er mit richtigem Blick erkannt hatte, daß diesem Manne die Zukunft gehöre und daß er bei der erstarkenden kirchlichen Reaktion seine Rechnung als Anhänger des einst bekämpften Papstes besser finden werde. Mit dem Eintritt in den Dienst Friedrichs III. beginnt der Aufgang seines Sternes. An der Aussöhnung der Kurie mit dem anfangs widerstrebenden König hat er durch die Gewandtheit seiner Feder und sein gefälliges, geschmeidiges Wesen einen hervorragenden Antheil genommen.

Freilich war der Preis, den der Papst zahlen mußte, um den König auf seine Seite zu ziehen, nicht gering. Er mußte ihm gestatten, zur Belohnung treuer Diener in seinen Erblanden an Kathedralkirchen hundert Benefizien zu vergeben, ihm für seine Lebenszeit das Recht verleihen, bei Erledigung der Bisthümer Trient, Brixen, Chur dem päpstlichen Stuhle geeignete Persönlichkeiten für dieselben zu bezeichnen; weiter versprach der Papst ihm die Erhebung des Zehnten von allen Pfründen an den Metropolitan- und Kathedralkirchen zu gestatten; die Kaiser-

Digitized by Google

krone nebst 100 000 rh. Gulden Zuschuß machte das Maß der Versprechungen voll, womit der Papst den König an seine Sache zu fesseln wußte. Mit der Annahme dieser Bedingungen ward König Friedrich der Verräther der deutschen Sache, ward eine Reform im Sinne des Baseler Konzils undurchführbar. Zwar zauderte er zunächst anzunehmen, solange er der Zustimmung der deutschen Fürsten zu dem schmählichen Handel nicht sicher war. Da kam der Papst zu Hülfe. Um einen Druck auf die noch in der Opposition stehenden Fürsten auszuüben, setzte er die Erzbischöfe Dietrich von Köln und Jakob von Trier, die sich seiner Anerkennung seither am heftigsten widersetzt hatten, als Ketzer und Schismatiker und Empörer gegen den heiligen Stuhl ab. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Deutschland; wenn der Papst ungestraft über Erzstühle und Kurfürstenthümer verfügen durfte, dann war die Bankerotterklärung des Reiches Thatsache, war die Selbstherrlichkeit der Fürsten zum leeren Wort herabgesunken. Das empfanden vor allem die Kurfürsten; sie vereinigten sich am 21. März 1446, erneuerten den Rhenser Kurverein und verpflichteten sich zu gegenseitiger Unterstützung, wobei die Genehmigung der wichtigsten Dekrete des Baseler Konzils als Bedingung der Anerkennung Eugens aufgestellt wurde. Bei den Unterhandlungen, die nun folgten, war es wieder Aenea Sylvio, der mit Geschick und Klugheit die Interessen der Kurie zu vertreten wußte. Durch halbe Zugeständnisse, deren Bedeutung durch einen scheinbar unverfänglichen Zusatz wieder aufgehoben wurde, gelang es ihm, die Fürsten einen nach dem anderen von der Opposition gegen Eugen abzuziehen, den Kurverein zu sprengen, und als nach des intransigenten Papstes Eugen IV. Tod (23. Februar 1447) der mildere Papst Nikolaus V. den Stuhl Petri bestieg — der Gegenpapst Felix V. hatte auf die päpstliche Würde verzichten müssen —, war bereits jeglicher Widerstand der deutschen Fürsten

Digitized by Google

gebrochen, war „die Kirche unreformirt wieder gereinigt". Am 17. Februar 1448 schlossen Friedrich III. und der Kardinal Carvajal in Wien ein für die ganze Nation bindendes Konkordat ab, wie es hieß, mit Zustimmung der meisten Kurfürsten und anderen Fürsten, das dann im folgenden Jahre in Aschaffenburg als Reichsgesetz vollzogen wurde. Die Hoffnungen, die man an das Baseler Konzil geknüpft hatte, waren vergebens gewesen; alle einstmals in Basel und auf verschiedenen Reichstagen gefaßten Beschlüsse, die sich auf Zurückdämmung und Einschränkung päpstlicher Mißbräuche bezogen, wurden zurückgenommen, die päpstlichen Reservationen wurden soweit wiederhergestellt, daß die Zeiten Bonifaz' VIII. und Johanns XXII. wiederzukehren schienen, das alte Erpressungssystem trat wieder in Kraft, die deutsche Kirche wurde dem römischen Stuhle ebenso tributpflichtig wieder wie unterwürfig. Mit richtigem Verständniß der Lage hatte der Papst begriffen, daß die demokratische Wendung, die das Baseler Konzil genommen hatte, gerade in den Kreisen, die in erster Linie Träger der konziliaren Ideen gewesen waren, in den Kreisen der Fürsten und des Adels, Widerspruch gefunden hatte; es galt aus dieser Verstimmung Kapital zu schlagen und durch Gewährung kleiner Zugeständnisse die unzufriedenen Geister an die Sache des Papstthums zu ketten. So verzichtete der Papst großmüthig auf einen kleinen Theil seiner Einnahmen und seines Einflusses und gewährte den Fürsten Antheil an der Besteuerung des Klerus, an der Besetzung der Pfründen, an der Visitation der Klöster. Was wollte die kirchenpolitische Stärkung der landesfürstlichen Gewalten, deren Tragweite man damals noch nicht ahnte, bedeuten gegenüber der wieder gestärkten Machtstellung des Papstes, dessen Schwächung der Zweck der konziliaren Bewegung gewesen war; stärker wie je, sagt Lamprecht, Deutsche Geschichte 4, 133, absolut als Triumphatrix über die letzten Regungen episkopalen

Digitized by Google

Kirchensystems stand die Kurie jetzt da. Der Weg, den die Päpste nunmehr betraten, ist der des vollständigsten kirchlichen Absolutismus; und die Theorie Cajetans, die Kirche sei die geborene Magd des Papstes, fußt nicht zuletzt auf den Anschauungen, wie sie sich in der papalistischen Litteratur seit Abschluß des Wiener Konkordats über die Bedeutung des Papstthums herausgebildet hatten.

So war der Versuch der konziliaren Reform kläglich gescheitert, gescheitert an der Uneinigkeit der Baseler Reformfreunde, ihrem revolutionären Uebereifer, gescheitert an der kläglichen Haltung käuflicher deutscher Fürsten ohne Gemeinsinn, deren anfangs ideale Auffassung der Dinge allmählich einem krassen Egoismus Platz gemacht hatte, gescheitert aber vor allem an dem schamlosen Verhalten eines deutschen Königs, der sich mehr als österreichischer Herzog fühlte, der um schnöden Goldes willen es fertig gebracht hatte, die Sache der kirchlichen Reform zu verrathen und damit das Reich in die römische Obedienz zurückzuführen.

Eins aber war klar geworden. Wenn die kirchlichen Reformbestrebungen Aussicht auf Erfolg haben sollten, so konnten, nachdem die Gewalten des deutschen Königs als Kirchenvogt so gut wie aufgehoben waren und da die Kirche ihre Unterstützung versagte, nur die Fürsten, denen die Vertretung der Reichsinteressen zugefallen war, ein solches Ziel ins Auge fassen, aber nur auf dem Wege der Selbsthülfe. Es sollte dies dem folgenden Jahrhundert vorbehalten sein.

Die kirchlich-religiöse Gährung aber, die zurückgeblieben war, führte, wie wir sehen werden, noch einmal im fünfzehnten Jahrhundert zu heftigen Zusammenstößen des deutschen Episkopalismus und des Papstthums.

Digitized by Google

Politische Reformbestrebungen bis zu Diethers Regierungsantritt.[1]

Bei der mittelalterlichen Verquickung der staatlichen Einrichtungen mit dem kirchlichen Leben konnte es nicht ausbleiben, daß mit dem Verlangen nach einer Kirchenverbesserung auch der Ruf nach einer gleichzeitigen staatlichen Neugestaltung Deutschlands laut wurde. Da nun nicht nur die kirchlichen Reformbestrebungen von Diether von Isenburg von neuem aufgenommen wurden, sondern auch die politischen Reformversuche in seinen Konflikt mit Kaiser und Papst hineinspielen, wollen wir auch auf sie hier mit wenigen Worten eingehen.

Die wichtigsten Probleme der Reichspolitik begriffen im fünfzehnten Jahrhundert nächst der Kirchenreform die Türkengefahr und die Neuordnung der Reichsverfassung.

Die Türkengefahr war nicht neu; schon seit 1361, seitdem Adrianopel in ihren Besitz gekommen war, hatte Europa vor den Türken zu zittern; durch die furchtbare Niederlage, die die vereinigten Ungarn und Polen bei Varna in Bulgarien erlitten hatten (1444), war der Erbfeind der Christenheit nach Ungarn geführt, war der Schauplatz der Kreuzzüge an die Donau und Theiß verlegt worden. Schon pochten sie an die Pforten des morschen Reichsbaues und drohten unter den Trümmern der westeuropäischen Staaten die Kultur des Abendlandes zu vernichten. Die Abwehr der Türkengefahr beschäftigte die Reichstage ununterbrochen; aber bei dem Fehlen einer einheitlichen Leitung und der mangelhaften Gestaltung des Reichskriegswesens konnte eine thatkräftige Gegenwehr nicht erfolgen, konnte es nicht gehindert werden, daß der Bestand des Reiches im Osten ungestraft von den Ungläubigen angetastet wurde. War man ja doch nicht einmal im stande, den furchtbaren Fehden, die im Innern des Reiches oft lange Jahre hindurch ganze Land-

Digitized by Google

schaften verwüsteten, Einhalt zu thun; gerade um die Mitte des Jahrhunderts brachen sie in Nord- und Süddeutschland mit unverminderter Heftigkeit von neuem los. „Gott sei's geklagt," schreibt ein Zeitgenosse, „das ganze Reich ist von allen Seiten so erschüttert und zerrissen, daß es nirgends mehr zusammenhält; die Städte führen mit den Fürsten, die Fürsten mit den Städten unaufhörlich Krieg, und Niemand ist so niedrigen Standes, daß er seinem Nachbar nicht die Fehde ansagen dürfte; es giebt daher in ganz Deutschland keinen ruhigen Winkel; wohin man sich auch wende, hat man sich vor Raub, Mord und Nachstellungen zu hüten."

Der Städtekrieg um das Jahr 1450 hatte den Beweis geliefert, daß man mit den kaiserlichen Landfriedensverkündigungen nicht mehr auskommen konnte, daß man anderer Bürgschaften zur Aufrechterhaltung des Friedens bedurfte. Es wäre das Natürlichste gewesen, durch eine Zentralisation der Kräfte des Landes die königliche Gewalt mit neuer Machtfülle zu umkleiden; aber von der fürstlichen Aristokratie, die allmählich ihre landesherrliche Gewalt zur Landeshoheit entwickelt hatte, war nicht zu erwarten, daß sie im Interesse größerer Einheit die Früchte ihrer seitherigen Anstrengungen preisgeben würde. Es war klar, daß eine Reform der staatlichen Verhältnisse nur auf dem Boden einer Konföderation der Fürsten möglich war.

So wird inmitten der allgemeinen Verwirrung, die infolge des Fehdewesens und der mangelnden Rechtssicherheit im ganzen Reiche herrschte, der Ruf nach einer kräftigen Durchführung einer zeitgemäßen Reichsverfassung laut. Die Gleichgültigkeit, Ohnmacht und Energielosigkeit des Kaisers, der bei der Nachricht von dem Falle Konstantinopels seinem Schmerz nur in Thränen Luft machte, aber eines energischen Entschlusses auch jetzt ermangelte, zeigten deutlich genug, daß von einem solchen Herrscher eine Besserung des Reiches nicht zu erwarten war.

Digitized by Google

An der Spitze der Reformpartei stand Friedrich III., der Siegreiche, Pfalzgraf bei Rhein, ein Mann, der mit scharfem Verstand einen hellen Blick in die Verhältnisse des Lebens verband, der das Erbtheil seiner wittelsbachischen Vorfahren, kriegerischen Muth und militärische Tüchtigkeit mit Liebe zu den Wissenschaften, zu Dichtung und Gesangeskunst, verband und in jenen trüben Zeiten der Ohnmacht des Reiches nach außen und nach innen die erfrischende Erscheinung eines einsichtigen und gewissenhaften Landesherrn bietet. Er hatte im Jahre 1449 als Oheim des jungen Philipp Vormundschaft und Regierung übernommen zu einer Zeit, als das Kurfürstenthum sich in einer äußerst kritischen Lage befand. Da er eingesehen hatte, daß Vormundschaften in Zeiten der Gefahr einem jungen Staat wenig Glück zu bringen pflegen, hatte er aus der beengten Stellung eines Vormundes sich zu der des regierenden Kurfürsten zu erheben gesucht und sich durch die sog. Arrogation des Jahres 1451 mit Zustimmung der Stände zum Kurfürsten erklärt, wobei er Philipp an Kindesstatt angenommen hatte; daß ihm ehrgeizige Absichten fern gelegen, daß er nur das Wohl seines Mündels im Auge hatte, hat er während seiner ganzen Regierungszeit auf das Rühmlichste bewiesen. Der streng legitimistische Kaiser freilich versagte bei seiner tiefen Abneigung gegen alles Neue seine Zustimmung; deshalb befand sich Friedrich während seiner ganzen Regierungszeit in feindlichem Gegensatz zu dem Kaiser.

Der Vorkämpfer der kaiserlichen Partei, d. h. derjenigen Partei, die es für gut fand, die Rolle eines Schützers der Reichsordnung zu spielen, war der Markgraf Albrecht Achilles von Ansbach, der Sinnreiche von Brandenburg. Er besaß zwar nur ein kleines Land, aber mit des Kaisers und des Papstes Gunst trachtete er danach, seine Burggrafschaft zum obersten Richteramt im Reich, zu einem Herzogthum Franken, zum

Digitized by Google

leitenden Fürstenthum zwischen Main und Donau zu erhöhen.[3] Albrecht Achilles ist ein derber Realpolitiker, der von allen seinen fürstlichen Zeitgenossen das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit am kräftigsten zum Ausdruck gebracht hat.

So ruft die Reform des Reiches Gegensätze und Parteigruppirungen hervor, die in den beiden ebengenannten Männern ihre Führer und Vorkämpfer gefunden haben; ihnen schlossen sich die übrigen Fürsten an, wobei jedoch vielfach weniger die großen Fragen des Reiches, als vielmehr rein persönliche ehrgeizige Interessen für ihre Parteistellung maßgebend waren; das einigende Moment lag häufig nur in der allgemeinen Opposition gegen das verachtete Regiment des Kaisers.

Im Jahre 1453 gewinnen die Forderungen der antikaiserlichen Partei zum ersten Male greifbare Gestalt. Der Erzbischof Jakob von Trier reichte in diesem Jahre eine Denkschrift über die Reichsreform ein, wobei er auf dem Reichstage zu Wiener-Neustadt noch von fünf anderen Kurfürsten unterstützt wurde. Dieser „Rathschlag, wie das heilige Riche wieder ufgericht und Friede in dutzschen Landen möge gemacht werden", dessen Inhalt man auch als „Avisamente" zusammenfaßte,[4] erinnert an die Art, wie bereits unter Sigismunds Regierung die monarchische Zentralgewalt unter Heranziehung der fürstlichen Gewalten geschwächt und auf föderativer Grundlage eine Reform der Reichsverfassung herbeigeführt werden sollte. Die Fürsten wollen bei der offenkundigen Unfähigkeit des Kaisers, die Reichsregierung zu führen, Antheil an den Regierungsgeschäften — ein ständiges Reichsregiment unter Vorsitz des Kaisers, ein oberstes kaiserliches Reichsgericht mit besoldeten Mitgliedern unter Verbot der Selbsthülfe, Erhebung einer allgemeinen Reichssteuer zur Deckung der Kosten der neuen Organisationen. Dabei kam man auf die Forderung eines neuen allgemeinen Konzils zurück unter Hinweis auf die Bestimmung des Konzils zu Konstanz, die eine regel-

Digitized by Google

mäßige Wiederkehr der Kirchenversammlungen anordnete. So kommt mit diesem politischen Reformversuch auch noch einmal die kirchliche Frage in Fluß. Der Kaiser, der in diesen Vorschlägen nur eine Bedrohung seiner Rechte erblickte, wies beharrlich die Forderungen zurück und erklärte, daß ihm der Zustand seiner österreichischen Erblande die von den Fürsten gewünschte Reise zu einem bestimmten Tage nach Nürnberg nicht erlaube. Und während in Deutschland der Hohenzoller Albrecht Achilles die nicht in der Opposition stehenden Fürsten sammelte, trat Friedrich nach dem Tode Nikolaus' V. (1455) in rege Beziehung zu dem neuen Papste und vereitelte so die Hoffnung der Reformpartei, mit der Anerkennung des Nachfolgers das Zugeständniß der Freiheiten, um die die deutsche Kirche durch die Haltung ihres Kaisers einst betrogen worden war, zu erkaufen. Der Kaiser aber erkannte den neugewählten Papst ohne weiteres durch den nach Rom entsandten Aenea Sylvio an, dessen dialektischen Künsten es vorzugsweise gelungen war, die kaiserliche und die päpstliche Macht, denen ihr gegenseitig sich ergänzendes Verhältniß und die Solidarität ihrer gleichmäßig gefährdeten Interessen zum Bewußtsein gekommen war, inniger als je miteinander zu verbinden.

Bald darauf — 28. Mai 1456 — starb Jakob von Trier und an seine Stelle trat nun als Führer der Oppositionspartei Friedrich von der Pfalz; seine persönliche Stellung zu dem Kaiser mußte auch eine Verschärfung der bereits vorhandenen Gegensätze zur Folge haben; ein Kampf mit den Waffen schien unvermeidlich.

Abermals schrieben die Fürsten einen Tag nach Nürnberg aus und forderten den Kaiser auf, sich dazu einzufinden, „denn dazu sei er da, die Bürde des Reiches löblich zu tragen; würde er ausbleiben, so würden sie doch zusammenkommen und thun, was sich gebühre.“ Die Drohungen, die sie der Aufforderung

Digitized by Google

beifügten, dem Kaiser einen römischen König an die Seite zu setzen, machten auf Friedrich erst recht keinen Eindruck, da er wohl wußte, daß eine Einigung über die Wahl eines Nachfolgers bei den selbst wieder untereinander hadernden Fürsten der Opposition nicht zu erzielen sei. Die Uneinigkeit im Kurfürstenkollegium, das nicht unberechtigte Mißtrauen gegen Friedrich von der Pfalz, einige glückliche Umstände erleichterten dem Kaiser den passiven Widerstand, den er den Forderungen der Gegenpartei entgegensetzte; um das Jahr 1457 war die Reichsreform gescheitert, hatte der Kaiser der drohenden Bewegung gegenüber das Feld behauptet; und als im folgenden Jahre 1458 Aenea Sylvio, dessen Verschlagenheit einst das Papstthum seine Rettung aus schwerer Gefahr zu verdanken gehabt hatte, als Pius II. mit der dreifachen Tiara geschmückt wurde, stand das verbündete Kaiser- und Papstthum mächtiger wie je da.

Im Reiche aber — namentlich am Rhein und in Oberfranken — drohte der Kampf der miteinander hadernden Parteien jeden Tag auszubrechen. Den Vorwand bot die Reichsreform, während in Wirklichkeit die Uebergriffe des täglich seine territorialen Machtbefugnisse mehr ausbreitenden Hohenzollern einen feindlichen Zusammenstoß mit den nächsten Nachbarn, den Wittelsbachern, unvermeidlich machte, der auf die innere Entwickelung des Reiches in unheilvoller Weise einwirken sollte.

Dies war die politische wie kirchliche Lage der Dinge, die Diether von Isenburg vorfand, als ihn der Wille des Mainzer Domkapitels zum Erzbischof und Nachfolger des heiligen Bonifacius erkor. Wer war er? Welche Stellung nahm er zu den brennenden Fragen der Zeit?

Diether von Isenburg.

Die Nachrichten über Diethers Leben vor seiner Erwählung zum Kurfürsten von Mainz sind recht dürftiger Art.[5]

Digitized by Google

Er war der zweitgeborene Sohn des Grafen Diether von Isenburg-Büdingen, 1401—1461, dessen Vorfahren, die Herren von Isenburg-Büdingen, in der Wetterau reich begütert waren und deren Geschlecht in mehrere Linien sich frühzeitig getheilt hatte.

Sein Vater war 1442 auf sein Nachsuchen von Kaiser Friedrich III. in den Grafenstand erhoben worden, weshalb er und seine Nachfolger seit jener Zeit den Titel führten Herren von Isenburg, Grafen zu Büdingen, freilich ohne daß er damit eine Standeserhöhung erreicht oder auch nur erstrebt hätte.

Die Gemahlin des Grafen Diether, Elisabeth, Gräfin zu Solms, schenkte ihm eine stattliche Reihe von Söhnen, von denen der älteste, Johann, der präsumtive Nachfolger des Vaters in der Grafschaft Büdingen, frühzeitig den Entschluß faßte, sich aus der Welt zurückzuziehen und in das Kloster der Karthäuser auf dem Michelsberg bei Mainz eintrat.

Der zweite Sohn war Diether, der spätere Erzbischof von Mainz. Sein Geburtsjahr ist schwer nachweisbar, etwa 1412; aus seiner Jugendzeit ist kaum etwas bekannt geworden. Nach der Sitte der Zeit trat er, da er von Geburt aus nicht zur Nachfolge in der Regierung berechtigt erschien, in den Kirchendienst, in dem er schon im Jahre 1429 — also etwa in seinem siebzehnten Lebensjahre — eine Domherrnstelle in Mainz einnahm, womit gleichzeitig eine Verzichtleistung auf eine etwaige Nachfolge in der väterlichen Herrschaft verbunden war. Später sehen wir ihn in Erfurt, um hier seiner weiteren Ausbildung als Geistlicher obzuliegen. Nachdem er Baccalaureus der freien Künste geworden war, wurde er im Jahre 1434 — also in einem Alter von kaum zweiundzwanzig Jahren, zum Rektor dieser Universität erwählt, in welcher Eigenschaft er bereits Proben abgelegt haben soll, wie sehr er einst zu regieren würdig sei.

Digitized by Google

Nach vollendeten Studien trat er ganz in den Dienst der Kirche, ward 1448 Kanonikus in Mainz und Propst des Sankt Victorstifts. 1456 war sein Auge auf das nach dem Tode Jakobs von Sirck erledigte Erzbisthum Trier gerichtet; und in der That wollte eine Minderheit ihn zum Erzbischof erwählen; doch die Mehrheit entschied gegen ihn, und er mußte seinem glücklicheren Mitbewerber, Johann von Baden, weichen.

Mit besserem Erfolg bewarb er sich um das Erzbisthum Mainz nach dem Tode des Erzbischofs und Kurfürsten Dietrich von Erbach (1459), der beinahe fünfundzwanzig Jahre lang als Primas des Reiches sein Erzstift regiert hatte und es nun in einem ruhigen und glücklichen Zustande, jedoch nicht ohne Schulden, seinem Nachfolger überlieferte.

Die engen Beziehungen, in denen von Anfang an Diether zu Mainz gestanden hatte, mögen wohl mitgewirkt haben, daß der Ausschuß von sieben Mitgliedern, denen das Domkapitel die Neuwahl übertrug, den Grafen Diether von Isenburg zum Erzbischof wählte. Da die amtlichen Wahlakten nicht mehr existiren, sind wir nicht in der Lage, über die Vorgänge vor und während der Wahl genaueres zu berichten. Diether erklärte, „er sei einträchtiglich und mit einer einmüthigen Stimme zur erzbischöflichen Würde gelangt," während der Papst Pius dagegen erklärte, daß Diether anfangs von den sieben bloß drei Stimmen gehabt und die vierte und damit die Wahl durch eine große Summe Geldes sich erkauft habe.[6] (Vergl. hierüber Menzel, a. a. St., S. 19). Dieselbe Auffassung vertritt ein älterer Mainzer Historiker, Hellwich, der, ganz im Interesse des Papstes schreibend, nicht nur von der Bestechung des vierten Wahlmannes erzählt, sondern auch die drei anderen als bestochen durch Geschenke und Geld hinstellt. (In seinem Buch De dissidio Moguntinensi, S. 4.)

Sein Gegenkandidat war der Domherr Adolf von Nassau,

Digitized by Google

der gemäß dem von sämtlichen Mitgliedern des Domkapitels geschworenen Eide, Denjenigen, den die Mehrzahl der Siebenerkommission wählen werde, als Erwählten anzuerkennen, dem neuen Kurfürsten und Erzbischof die Anerkennung nicht versagte, auch später nicht, als er sein offener Gegner geworden war, ihm den Vorwurf machte, daß er seine Wahl einst simonistischen Umtrieben zu verdanken habe: ein Beweis für die Grundlosigkeit der Behauptungen der päpstlichen Gegenpartei.

Unter den herkömmlichen Feierlichkeiten wurde der auf den Stuhl des heiligen Bonifacius neu Erwählte dem Volke und der Geistlichkeit vorgestellt.

Bei seiner Erhebung hatte das Mainzer Domkapitel eine folgenschwere Verpflichtung dem neuen Erzbischof auferlegt, die ihn und sein Erzstift in schwere Wirrnisse hineinziehen mußten; er mußte sich verpflichten, dem Bündniß beizutreten, das sein Vorgänger Dietrich mit einigen Grafen und Herren Süddeutschlands gegen Friedrich von der Pfalz geschlossen hatte. Dadurch sah sich Diether sofort nach seiner Wahl vor eine schwere Alternative gestellt. Er, der persönlich mit dem Pfalzgrafen befreundet war — nach der Speierer Chronik soll sogar Friedrich die Wahl Diethers bei den Domherren in Mainz befürwortet haben —, mußte entweder seiner Freundschaft mit Friedrich entsagen und einem Bündniß beitreten, das aller Wahrscheinlichkeit nach eine Quelle schweren Leids für sein Kurfürstenthum werden mußte, oder er mußte als Erzbischof zurücktreten und damit eine Stellung aufgeben, nach der sein Ehrgeiz schon lange Verlangen getragen hatte. Der Ehrgeiz siegte über die Gefühle der Freundschaft. Diether nahm die Wahlkapitulation, wenn wir so sagen dürfen, an, wurde am 18. Juni 1459 zum Erzbischof gewählt und erneuerte das Bündniß gegen den Pfalzgrafen.

Bald nach seiner Erwählung war es Diethers vornehmstes

Digitized by Google

Bestreben, die Bestätigung (Konfirmation) seiner neuen Würde von dem Papste Pius II. zu erlangen. Dieser hatte für den Sommer des Jahres 1459 einen Kongreß nach Mantua berufen, auf dem man über die Frage der Türkenabwehr sich bereden und die Fürsten und Kardinäle des Abendlandes, die der Papst in zahlreicher Menge dort zu begrüßen hoffte, für seine Kreuzzugsidee gegen die Türken begeistert werden sollten. Eine schwere Enttäuschung wurde dem Papste gleich nach seinem Einzug in die Stadt zu theil: von allen christlichen Königen und Fürsten, die Pius wiederholt und dringend eingeladen hatte, hatte kein einziger es für nöthig befunden, zu erscheinen; weder Ungarn noch Venedig, dem die Türkengefahr doch am nächsten lag, noch Frankreich und Burgund waren vertreten, nicht einmal der Kaiser, der Schirmvogt der Christenheit, hatte einen Gesandten geschickt, der seine Abwesenheit entschuldigen sollte.

Den deutschen Fürsten war es nicht eiliger um die Beschickung des Kongresses zu thun als ihrem Oberhaupt; sie zeigten kein Verständniß für die große Idee, die Pius beseelte, „der eine neue Aera der Kreuzzüge heraufführen wollte".

Vor allem fehlte der Primas des Deutschen Reiches, der Mann, der in dieser für die ganze Christenheit nach des Papstes Auffassung so hochwichtigen Angelegenheit zur Förderung des großen Zieles nothwendig war.

Statt in eigener Person zu kommen, schickte Diether Gesandte, aber nicht etwa mit guten Instruktionen versehen bezüglich der Kreuzzugsidee, die den Papst so lebhaft beschäftigte, sie kamen vielmehr mit der egoistischen Forderung des Auftraggebers, dem neuen Erzbischof das Pallium* zu erwirken, das Diether bis dahin noch fehlte.

* Pallium ist die schmale wollene Binde, woran nach der Behauptung des kanonischen Rechts die Fülle des priesterlichen Amts haften sollte (insigne videlicet plenitudinis pontificalis officii, erklärt es Gudenus).

Digitized by Google

Als die Prokuratoren Diethers in Mantua erschienen und um die Bestätigung seiner Wahl baten, erklärte ihnen der Papst, daß sich der Erwählte persönlich bei ihm einfinden müsse, anders könne er sie nicht erlangen. In demselben Sinne erließ er ein Breve an Diether, dessen bisher unbekannten Text Pastor in seiner Geschichte der Päpste, Band 2, im Anhang zum ersten Mal aus dem päpstlichen Geheimarchiv abgedruckt hat.

Aus dem Wortlaut geht zur Evidenz hervor, daß der Papst gegen die Gültigkeit des Wahlinstruments wie gegen die Persönlichkeit des Neuerwählten nichts einzuwenden hatte, daß mithin die gehässigen Verdächtigungen bezüglich simonistischer Umtriebe vor seiner Erwählung durch das Mainzer Domkapitel eine Erfindung sein müssen, die einer Zeit angehören, als der unbotmäßige Kirchenfürst schon seine eigenen Wege ging und in einen entschiedenen Gegensatz zu dem Papste getreten war. Die Mainzischen Gesandten entschuldigten ihren Herrn, der krank darniederliege und deshalb persönlich nicht erscheinen könne; auch seien seine Finanzen derart, daß er die Kosten einer Reise über die Alpen zur Zeit nicht bestreiten könne. Nachdem der Papst diese Entschuldigungen vernommen, erklärte er, auf seiner Forderung beharren zu müssen; die Genesung Diethers wolle er abwarten, während er den Geldmangel und die Unsicherheit der Wege nicht gelten lasse. Es ist kein Zweifel, der Papst wollte aus der Nothlage des Petenten möglichst viel Kapital schlagen und die Gelegenheit benutzen, den ersten Kirchenfürsten Deutschlands für seine politischen Zwecke dienstbar zu machen. Statt die Gesandten Diethers ruhig ihre Wege ziehen zu lassen und abzuwarten, wie Diether zu des Papstes Forderung, persönlich zu erscheinen, sich stellen würde, gab er zu verstehen, daß er unter gewissen Bedingungen nicht abgeneigt sei, auch dem Abwesenden die Bestätigung zu ertheilen.

So stellte er den Prokuratoren Bedingungen, zu denen

Digitized by Google

der Elekt sich eidlich verpflichten müsse: er solle nicht ein allgemeines Konzil betreiben oder gestatten, keine Synoden seiner Provinz abhalten, keine Reichstage, Kurfürstentage oder ähnliche Versammlungen ohne Wissen und Willen des Papstes berufen — ein Recht, welches die Mainzer Kurfürsten seit geraumer Zeit als Erzkanzler des Reiches in Anspruch nahmen —, ferner in die Ablaßverkündigungen und in die Auflegung des 10., 20 und 30. Pfennigs in Deutschland willigen.[7] So berichtet Diether in seinem Defensionsschreiben von 1461 und in seinem Manifeste wider Adolf von Nassau (Müller, Reichstagstheater unter Kaiser Friedrich III., Bd. 2, 39 ff., 113 ff.) und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß er übertrieben hat. Von dem neuen Papst konnte man sich solcher Forderungen wohl versehen. Wir werden bald davon näheres hören.

Wenn der Papst gehofft hatte, der Mainzer Erzbischof würde um den Preis solch unerhörter Bedingungen das Pallium annehmen und persönlich zur Entgegennahme in Mantua erscheinen, so hatte er sich gründlich in der Persönlichkeit Diethers getäuscht. Wohl mochte es damals genug Männer geben, die über persönliche Vortheile die Ehre ihrer Kirche preisgaben, „allein Diether von Isenburg war besseren Schlages, hatte eine tüchtigere Gesinnung als sein Vorgänger Dietrich von Erbach. Er wußte, daß seine besten Vorfahren einst ruhmreiche Vorkämpfer der deutschen Kirche gegen die Herrschsucht der römischen Kurie gewesen waren, er erkannte, daß er seine hochwichtige Stellung als erster weltlicher Kurfürst verleugnen und vernichten würde, wenn er jene drückenden Bedingungen erfüllen sollte. Er wird keinen Augenblick im Zweifel gewesen sein, welche Antwort er nach Pflicht und Ehre dem Papste ertheilen müsse“. Menzel, a. a. O., S. 26.

Nach Verlauf einiger Monate schickte er eine neue Gesandtschaft, darunter den Mainzer Domscholastikus Volprecht

Digitized by Google

von Ders. Diesmal nahm Diethers Angelegenheit einen günstigeren Verlauf. Markgraf Albrecht Achilles, der zu dieser Zeit zur großen Freude des Papstes in Mantua erschienen war, unterstützte das abermals vorgebrachte Gesuch; ohne Zweifel war es ihm darum zu thun, daß ein Anhänger seiner Partei, der kaiserlichen, den erzbischöflichen Stuhl in Mainz einnehme. So ließ der Papst die früheren Bedingungen fallen, gewährte die Bestätigungsbulle und das Pallium und was sonst zur Konfirmation nöthig war gegen die eidliche Zusage, daß der Erwählte innerhalb eines Jahres persönlich erscheine und daß der päpstlichen Kammer in betreff der Annaten genüge geleistet werde. Die Kammer setzte die außerordentlich hohe Summe von 20550 rheinischen Gulden an, die römische Wechsler vorstreckten. Wir sind leider nicht in der Lage festzustellen, wie weit die Forderung, die die päpstliche Kammer zu stellen für gut fand, einem feststehenden Herkommen entsprochen hat. Beide Theile beriefen sich auf die hergebrachte Kammertaxe und behaupteten, es sei kein Pfennig zu viel verlangt worden. Ob aber jene ein für allemal festgestellt war und ob man sich auf Präzedenzfälle oder sonst auf einen Rechnungsausweis beziehen konnte, läßt sich, wie Voigt meint, nicht bestimmen ohne Einsicht in die Bücher der Camera; jedenfalls behauptete Diether, „daß seine Abgesandten sich hätten verpflichten müssen, ein Geld zu geben by drifach hochlautend als die alte gewöhnliche Tax gewesen ist.“[8] Es fragte sich nur, ob Diether die Schuldscheine, die seine Abgesandten den römischen Bankhaltern für das vorgeschossene und dann an die Kurie bezahlte Geld ausgestellt hatten, einlösen werde oder nicht, ein Umstand, der auch für die Kurie von Wichtigkeit war. Denn die päpstlichen Kardinäle hatten jenen Bankiers das schriftliche Versprechen geben müssen, daß sie für den Fall, daß Diether nicht zahlen werde, das Geld wieder hergeben würden. Eine etwas unsaubere Art, auf

die die Kurie in den ungewissen Besitz einer nicht unbeträchtlichen Summe gekommen war!

Ich kann mich nun nicht der Auffassung Derjenigen anschließen, die meinen, für Diether seien die finanziellen Abmachungen seiner Gesandten bindend gewesen und er habe nun zahlen müssen. Diese hatten, indem sie das Geschäft mit der Kurie abschlossen, ohne Zweifel auf eigene Faust gehandelt, da Diether sie zu solch' weitgehenden finanziellen Zugeständnissen nicht legitimirt hatte, und Diether war in seinem vollen Recht, wenn er sich weigerte, jene Schuldscheine einzulösen. Freilich fiel damit auch seine Anerkennung als Erzbischof seitens des Papstes zu Boden und er sah, wenn er auch ohne sie die erzbischöfliche Würde weiter bekleiden wollte, einen Konflikt voraus, der ihm doppelt gefährlich werden mußte in einer Zeit, wo die Gegensätze in seiner nächsten Nähe sich immer mehr zuspitzten und zu einer Entscheidung mit den Waffen hindrängten.

Die alte Feindschaft zwischen Kurpfalz und Kurmainz, von der wir schon sprachen, entsprang einer Art Erbhaß, der von einem Kurfürsten auf seinen Nachfolger stets übertragen wurde und nie zu Ruhe kommen wollte, da bei der nahen Berührung beider Länder Grenzstreitigkeiten niemals aufhörten. Es ist hier nicht der Ort, die Streitfrage, um die es sich damals handelte, genauer zu erörtern (vgl. darüber Menzel, S. 9 ff.); wiederum hatten Territorialstreitigkeiten in den letzten Jahren der Regierungszeit Dietrichs — des Vorgängers Diethers — eine solche Schärfe angenommen, daß Dietrich sich für einen drohenden Krieg mit dem Pfalzgrafen nach Bundesgenossen umgethan und sie in dem Grafen Ludwig von Veldenz, dem Markgrafen Albrecht Achilles und dem Grafen Ulrich von Württemberg auch gefunden hatte. Die politischen Gegensätze, die die Fürsten Oberdeutschlands in zwei feindliche Lager theilten, kamen hinzu. Nachdem ein Versuch, auf listige Weise, durch

Digitized by Google

die sogenannten blinden Sprüche (Menzel S. 31 ff.) gegen den Pfalzgrafen Recht zu behalten, vollständig gescheitert waren, kam es trotz der Friedensmahnungen des Papstes, der für seine Kreuzzugsangelegenheit keinen Krieg in Deutschland brauchen konnte, zum Krieg; die Vergewaltigung der freien Reichsstadt Donauwörth durch den Bayernherzog Ludwig den Reichen gab den Anlaß zum Ausbruch des Kampfes.

Diether, der neue Erzbischof von Mainz, war durch sein bei der Wahl gegebenes Versprechen zur Theilnahme an dem Kriege gegen den einstigen Freund verpflichtet; die Schrecken des Krieges, an dem er keine Schuld trug, hat er seinem Lande nicht ersparen können. Aber er suchte der Verheerung und Brandschatzung wenigstens geweihter Stätten vorzubeugen, indem er versprach, die Kirchen und Klöster in der Pfalz zu verschonen, wofern Kurfürst Friedrich versprechen wolle, das nämliche im Mainzischen zu thun. Trotzdem wissen die Chronisten von Plünderungen von Heiligthümern zu erzählen: die heimathlosen Söldner, mit denen zum Theil der Krieg geführt wurde, achteten nichts Menschliches und Göttliches als heilig. Bei Pfeddersheim in der Nähe von Worms erlitten Albrechts rheinische Verbündete eine schwere Niederlage (4. Juli 1460).

Diether, der überhaupt nur mit halbem Herzen und nur mit Rücksicht auf seine Versprechungen bei seiner Wahl den Kampf mit Friedrich aufgenommen hatte, der selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entgangen war, war jetzt entschlossen, seinen Frieden mit Friedrich möglichst rasch zu machen. Mit richtigem Verständniß dafür, daß er bei dem bevorstehenden Konflikt mit dem Papste nur in engstem Anschluß an den Kurfürsten Friedrich seiner Sache und seinem Erzstift am besten dienen könne und daß die großen Fragen des Reiches und der Kirche, die durch das Auftreten des Papstes auf dem Kongreß zu Mantua von neuem in Fluß gekommen waren, eine energische

Digitized by Google

Stellungnahme seinerseits erheischten und ihm die Fortsetzung jeder kriegerischen Aktion gegen seinen seitherigen Gegner verbot, bat er den Pfalzgrafen um einen „gütlichen" Tag, den dieser ihm auch nach einigem Besinnen gewährte. Diether war damit einverstanden, daß die strittigen Punkte zu Gunsten des Pfalzgrafen entschieden wurden und daß das mainzische Handschuchsheim und Dossenheim mit der zerstörten Schauenburg in die Hände des Pfälzers übergingen. Ein enger Bundesvertrag — am 4. August abgeschlossen in dem Städtchen Hemsbach an der Bergstraße — krönte das Friedenswerk. Damit hatte Diether die Hände sich frei gemacht gegen den Feind, der gerade ausholte, um einen vernichtenden Schlag gegen den unbotmäßigen Kirchenfürsten zu führen.

Die exorbitant hohe Forderung für Ertheilung des Pallium hatte Diether als unbillig zurückgewiesen, aber sich bereit erklärt, die Annaten zu bezahlen, nur keinen Heller mehr als Taxe gewesen war.

Die Kardinäle erwiderten, daß für sie die Sache abgethan erscheine nach den Erklärungen der erzbischöflichen Gesandten, und verwiesen Diether an die Wechsler. Diether aber, in der Meinung, nicht unkorrekt gehandelt zu haben, wenn er die Abmachungen seiner Gesandten ignorirte, löste die von ihnen ausgestellten Schuldscheine nicht wieder ein, erfüllte auch sein Versprechen nicht, persönlich bei dem Papste zu erscheinen, um den Gehorsamseid zu leisten, ein Verhalten, wodurch allerdings der Papst gereizt werden mußte: der Anlaß zum Konflikt war da. Diether verfiel nun auf Antrag der Wechsler in die Strafe der kleinen Exkommunikation, die freilich nicht durch den Papst, sondern durch niedere Richter (per iudices inferiores absque nostra conscientia, sagt Pius in der Bulle vom 21. August 1461) ausgesprochen wurde, eine Zensur, die ihn trotzdem nicht abhielt, dem Gottesdienste beizuwohnen und heilige Handlungen vorzunehmen, wie ein rechtmäßig bestätigter Erzbischof der Mainzer Diözese.

Digitized by Google

So war der erste deutsche Prälat „ohne des Papstes Wissen", von päpstlichen Unterrichtern mit dem Bannfluch belegt worden, ohne überhaupt gehört worden zu sein, weil er sich geweigert hatte, eine ihm zu hoch dünkende Summe zur rechten Zeit zu bezahlen. Diether hat es nie glauben wollen, daß die Exkommunikation ohne Wissen und Zustimmung des Papstes erfolgt sei, und wenn er sich jetzt in eine leidenschaftliche Agitation und Opposition gegen den Papst stürzte, in der ihn gewiß manchmal die Besonnenheit und das kalt abwägende ruhige Urtheil verlassen hat, so mag man diese Auflehnung gegen den heiligen Vater von katholischer Seite aus mit Recht verurtheilen, zu begreifen ist sie, wenn man erwägt, daß Diether die Nichteinlösung der von ihm nicht einmal anerkannten Wechsel unmöglich als ein solches Vergehen ansehen konnte, das den Bannstrahl des Papstes auch nur annähernd gerechtfertigt erscheinen ließ. Es war nicht schwer zu sagen, welchen Ausgang der neu beginnende Kampf, in dem mit so ungleichen Waffen gekämpft wurde, nehmen mußte.

Aber es war nicht allein Diethers eigene Angelegenheit, die ihn in Opposition gegen den Papst hineintrieb; es waren Kundgebungen des Papstes von Mantua aus erfolgt, die den Widerspruch aller Derer erwecken mußten, die in dem Wiener Konkordat einen schweren Rückschlag nach dem glücklichen Anlauf, den einst die konziliare Reform genommen hatte, erblickten: es war der Erlaß der Bulle Execrabilis et pristinis temporibus inauditus, in der der Satz, daß die Konzilien über dem Papste ständen, als häretisch verdammt wurde. Die Lehre, die einst Pius selbst vertreten, der er selbst im Baseler Dom einst zugejauchzt hatte, der Grund- und Eckstein, auf dem die ganze Konstanzer und Baseler Kirchenbewegung stand, nämlich die Lehre von der Superiorität der Konzilien, der Satz, daß nicht die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern die Intelligenz und das

Digitized by Google

Wissen der gelehrten und praktischen Männer, der Doktoren und Fürsten, die großen Fragen des Lebens entscheiden solle, hier in Mantua ward diese Lehre mit einem Federstrich von ihrem einstigen Bekenner „für ketzerisch und abscheulich" erklärt und das Verlangen nach einem besseren Tribunal, als es der Papst repräsentire, als eitel und fluchbringend bezeichnet.

Niemand fühlte wohl deutlicher die Tragweite der Bulle als Diether, und doch mochte sie ihm nicht überraschend kommen. Schon die Forderung, die der Papst in Mantua an Diethers Prokuratoren gestellt hatte, er solle versprechen, niemals ein allgemeines Konzil zu betreiben oder zu gestatten, war ein deutlicher Fingerzeig, wohin des Papstes Streben ging; dem schüchternen Versuch, den Primas des Deutschen Reiches an jeder Unterstützung von Reformbestrebungen im Sinne des Baseler Konzils zu verhindern und seinen Willen nur in den Dienst der päpstlichen Politik zu stellen, war eine Kundgebung gefolgt, die eine weithin vernehmbare Sprache redete und sich nicht an die Adresse einzelner Fürsten wendete, sondern die Gesamtheit der deutschen Bischöfe berührte und eine nicht minder deutliche Gegenkundgebung verlangte. Dies fühlte wohl Jedermann: Konzil und Reform der Kirche mußten von nun an als Losung der Opposition verstummen; mit der Aufstellung des Satzes von der Superiorität des Papstes als Dogma fügte sich, wenn kein Widerspruch laut wurde, in das Gebäude der mächtig erstarkten Hierarchie der noch fehlende Schlußstein in würdiger Weise ein.

Wenn Diether jetzt den Kampf mit dem Papstthum aufnahm, so konnte er darauf rechnen, daß er in seiner Opposition nicht allein stehen, er vielmehr an den Fürsten und Bischöfen des Reiches eine starke Stütze finden werde. Es war ihm ein leichtes, den Nachweis zu führen, „daß es das prinzipielle Bestreben des Papstthums sei, über die Sätze der Konzilien, ja

Digitized by Google

selbst über die schwachen Schranken des Wiener Konkordates hinweg seinen Willen als oberstes Gesetz hinzustellen", daß seiner Maßregelung bald andere folgen würden, daß aber auch um den Uebergriffen des Papstes mit Erfolg zu begegnen, es geboten sei, vor allem im Kurfürstenkollegium einig zu sein und zusammenzuhalten, da man sich noch daran erinnern mußte, daß 1446 die Zurücknahme der Absetzung zweier Kurfürsten nur auf die entschiedene Haltung des Fürstenkollegiums hin erfolgt war.

Im Verein mit Diether erhob noch einmal Gregor von Heimburg seine Stimme zu gunsten der schwerbedrohten Kirchenfreiheit in feurigen Ergüssen und schneidigen Manifesten, die eine scharfe Sprache redeten gegen den Papst und päpstlichen Primat. „Wahret euern Vortheil, ihr Geistlichen," ruft er aus; „das Konzil ist das Asyl eurer Freiheit, ein Pfeiler eurer Würde; und ihr, weltliche Fürsten und Kriegsmänner, des Kampfes wohlerfahren, deren Kunstgriff es ist, die günstigeren Positionen vor dem Feinde einzunehmen, wählet diesen bedeutendsten Punkt des allgemeinen Konzils. Wird der Papst euch diese wichtige Stellung vorweg nehmen, so werdet ihr gezwungen sein, ohne Schild und Wehr euer Leben zu verkaufen um hohen Preis für den Tribut, der unter der Maske des Türkenzugs einem schändlichen und verbrecherischen Zwecke geweiht sein wird."

Und daß der Papst gesonnen war, auch seine in der Bulle enthaltenen Drohungen auszuführen, „Jeden, der von Unseren Anordnungen, Richtersprüchen eine Appellation einzulegen wagen möge", dem Fluche verfallen zu lassen, zeigte das Schicksal Herzog Sigmunds von Tirol, gegen den auf Betreiben des Kardinals Nicolaus von Cues der große Kirchenbann ausgesprochen wurde, weil er sich des Kampfmittels der Appellation an den künftigen römischen Papst und ein allgemeines Konzil bedient hatte.

Digitized by Google

Auch Diether säumte nicht, dem bedrängten Herzog seine Hülfe in dem bevorstehenden Konflikt mit dem Papst anzubieten und sich mit Wort und Schrift auf Seite des gemaßregelten Fürsten zu stellen, da für ihn wie für den Herzog das Ziel das gleiche war, den Anmaßungen geistlichen Ehrgeizes und geistlicher Herrschbegierde nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch im Interesse der kirchlichen Freiheit entgegenzutreten. Die schlummernde Opposition unter den Reichsfürsten war geweckt und zwar durch den Papst selbst; und zwar war es nicht nur Diethers und Sigmunds von Oesterreich persönliche Angelegenheit, die ihnen zu denken gab; Andeutungen, die der Papst in Mantua hatte fallen lassen, daß er auch in Deutschland zum Türkenkrieg den Zehnten verlangen werde, riefen hier in Verbindung mit der Bulle eine Bewegung hervor, die der Papst wohl nicht erwartet hatte; das Auftreten des päpstlichen Gesandten Bessarion in Wien trug auch dazu bei, daß in kurzer Zeit geistliche wie weltliche, wittelsbachische und brandenburgische Reichsfürsten sich zusammenschlossen zu einem Bunde, an dessen Spitze Diether und Friedrich von der Pfalz traten, da sie alle von der Nothwendigkeit der Abwehr der päpstlichen Uebergriffe überzeugt waren. Der allgemeine Unwille, der vorübergehend in ganz Deutschland sich erhob und selbst einen Albrecht Achilles in die Arme der Opposition trieb, richtete sich dabei nicht nur gegen den Papst, auch gegen den Kaiser, der jene Besteuerung der Deutschen gebilligt haben sollte, wurden Rufe der Unzufriedenheit mit seinem Regiment wieder laut. So war auf einmal wieder die kirchliche und politische Opposition, die unter der Asche immer weiter geglimmt hatten, wachgerufen und zur hellen Flamme entfacht in demselben Augenblick, wo die Partei, die für die politische Reform des Reichs stets eingetreten war, durch den Tag bei Pfeddersheim siegreich aus dem Kampfe mit ihren politischen Gegnern hervorgegangen war.

Digitized by Google

Der päpstliche Legat Bessarion nämlich, der in der Kreuzzugsangelegenheit zu Anfang des Jahres 1460 Deutschland bereiste, also zu der Zeit, als der offene Kampf zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern ausbrach, hatte auf einem Reichstag in Nürnberg wenig Glück gehabt; von den Fürsten war Niemand erschienen, der Reichstag setzte sich nur aus Räthen und Boten zusammen; denn — sagt die Speierische Chronik — „sie hatten so viel Krieges mit einand, daß sie nit nach den Türcken fragten". Erst im September auf einem neuen Reichstage in Wien fand er Gelegenheit, den anwesenden fürstlichen Gesandten die Aufträge des Papstes mitzutheilen. (Menzel, Diether von Isenburg, S. 58 ff.)

Nach den ihm gegebenen Vollmachten sollte ihm das Recht zustehen, den Zehnten bei allen Geistlichen im Reiche zu erheben, und gegen Diejenigen, welche ihn verweigerten, die Exkommunikation und andere Strafen, bis zur Entsetzung und Einkerkerung auszusprechen. Die Absolution und die Aufhebung der anderen Strafen durfte er ertheilen, wenn die Betroffenen besseren Sinnes geworden, d. h. wenn sie gezahlt hätten.

Er war ferner beauftragt, den Kreuzzug zu predigen, d. h. auch Ablaß zu vertreiben und einen Kriegshauptmann gegen die Ungläubigen zu ernennen. Diese Punkte erregten große Unzufriedenheit. Man erinnerte sich nicht, daß die deutschen Gesandten in Mantua zu einem schlechthin dem Papst zu bewilligenden Zehnten sich verstanden hatten; man fand in Bessarions Instruktion keine Spur von der Klausel, daß die Einwilligung der Nation der Erhebung der Zehnten vorausgehen müsse; die päpstliche Bulle dagegen wollte über den Kopf des Reichstags hinaus ein Kriegsheer und das nöthige Geld ohne weiteres durch Befehl herbeischaffen. Demgegenüber glaubten die Gesandten ihr Recht wahren zu müssen über einen Kriegszug gegen die Ungläubigen, über die Auferlegung eines Kriegsheers

Digitized by Google

selbst berathen und beschließen zu müssen. Ihr Sprecher war Heinrich Leubing, der Vertreter Diethers. Es sei, führte er aus, „ain loblich herkommen und Gewonhait, wann sollich groß hohe sach, nemlich unsern hailigen christenlichen Glauben oder das hailig romische Reich berurend, betracht soll werden, das sollichs beschehen soll und muß durch sein Kaiserlich Maiestat mit Rat seiner Kurfürsten.“ Demgemäß müsse ein neuer Reichstag gehalten werden. Andere wiesen wieder darauf hin, daß vor dem Beginn eines Kreuzzuges ein allgemeiner Reichsfrieden errichtet und von den übrigen christlichen Mächten bestimmte Zusicherungen über ihre Mitwirkung erlangt werden müßten.

Der Widerstand der Gesandten erbitterte Bessarion. Er erging sich in Drohungen und Schmähungen gegen die deutschen Fürsten und stellte ihre guten Gesinnungen für die heilige Sache geradezu in Abrede. Die fürstlichen Gesandten ließen sich natürlich eine solche Sprache auch nicht bieten; sie ließen sogar das Wort fallen, daß es dem Papst gar nicht um den Kreuzzug zu thun sei, sondern nur um das Geld der Nation für eigene Zwecke. Der Reichstag endigte für den Papst mit einem völligen Mißerfolge, die allgemeine Stimmung, die infolge dieser Verhandlungen durch Deutschland ging, war der Opposition so günstig geworden wie nie zuvor; nur sie erklärt die Fortschritte, die die Opposition unter Diethers Führung in Deutschland machen konnte. Aber nicht nur gegen die finanziellen Ausbeutungen durch den Papst, gegen sein Bestreben, „den deutschen Schafen das Fell über die Ohren zu ziehen“, protestirte man, auch gegen den Kaiser erwachte von neuem die ständische Opposition, da man von ihm erfahren hatte, daß er ganz auf Seite des Papstes stehe und bereit sei, die Erhebung des Zehnten u. s. w. zu gestatten.

Noch einmal werden die alten Klagen laut. Seit den Reichstagen von Frankfurt und Nürnberg, die in den ersten

Digitized by Google

Jahren seiner Regierung abgehalten worden waren, sei er, so warf man ihm vor, nicht mehr in dem Reiche erschienen, sei nichts von ihm trotz der dringenden Mahnungen der Kurfürsten für Friede, Recht und Ordnung gethan worden; der Gedanke, ihn abzusetzen, tauchte von neuem auf, und Diether und der Pfalzgraf verhandelten thatsächlich schon mit Georg von Podiebrad von Böhmen, einem einfachen czechischen Baron, mit dem sich hier ein nationales Königthum erhoben hatte, um ihn mit dem Namen eines römischen Königs an die Spitze der Reichsregierung zu stellen: ein großer Anfang einer Reichsreform bereitete sich vor.

Wir sind im einzelnen unterrichtet über die Bedingungen, unter denen Diether für den Böhmenkönig einzutreten versprach; sie legen Zeugniß dafür ab, daß Diether bei seinen Abmachungen doch immer das große Ganze des Reiches und dessen Vortheil im Auge behielt. Georg sollte, so lauten die Artikel, sich verschreiben und verpflichten, ein ordentliches Reichsgericht, ein Parlament, in Mainz einzusetzen, beständigen Frieden und Einigkeit zu erhalten, in möglichster Bälde einen christlichen Zug gegen die Türken nach dem Rathe der Kurfürsten zu veranstalten, keine Erhebung des Zehnten oder anderer Steuern durch den Papst oder ein Konzil zu gestatten, ohne Wissen und Willen der Kurfürsten, ein allgemeines Konzil in einer deutschen Stadt am Rhein zu veranlassen und auf ihm die Baseler Dekrete, besonders über die Konfirmationen, die Annaten, die kuriale Jurisdiktion, zu „repetiren und zu handhaben" und dafür zu sorgen, daß der Papst für das Pallium keine höhere Summe verlange als bisher üblich gewesen sei. Weiter verlangte Diether — und das ist ein charakteristischer Zug in der fürstlichen Opposition jener Zeit —, daß der Böhme, sobald er zum römischen König gewählt worden sei, mit seinem Volke vom Utraquismus zu der Lehre der heiligen römischen Kirche

Digitized by Google

zurückkehre. Die letzte Forderung läßt deutlich erkennen, daß Diethers Opposition gegen den Papst durchaus nicht, wie ihm vorgeworfen wurde, einer Feindschaft gegen die Kirche entsprang: nicht gegen die Lehre der Kirche richtete sich, wie wir bereits oben bemerkten, die Kirchenreform des fünfzehnten Jahrhunderts, sondern nur gegen die Verfassung; auch Diether wollte nur die päpstliche Herrschaft durch das Institut ständiger Konzilien und nationaler Kirchenverfassungen beschränken, hielt im übrigen durchaus fest an den Lehren der heiligen römischen Kirche. Daß aber eine solche Scheidung zwischen der Form und dem Dogma der Kirche undurchführbar sei, ist wohl nur Wenigen damals klar geworden.

Nach Abschluß des Vertrags mit Podiebrad (Dezember 1460) fand zu Bamberg ein Fürstentag statt, auf dem die Opposition wider Papst und Kaiser zu lautem Ausdruck kam; an der Spitze stand Diether, der wohl auch die Versammlung berufen hatte. Soweit aus den spärlich vorhandenen Nachrichten über den Verlauf des Tages zu ersehen ist, sprach man in der schärfsten Tonart gegen Kaiser und Papst. Diether opponirte in einer Schrift gegen die Forderung des Zehnten durch den Papst und gegen jede kirchliche Zensur, in die sie wegen ihres Widerspruchs verfallen würden.

Jedoch entsprach der Ausgang des Tages nicht den Erwartungen, die Diether an ihn geknüpft haben mochte, der, wie Menzel meint, noch andere umfassende Maßregeln zur Abwehr der päpstlichen Uebergriffe in Vorschlag brachte. Die Markgrafen von Brandenburg und der Kurfürst von Sachsen waren nicht geneigt, auf die kühnen Pläne Diethers einzugehen, da sie meinten, daß man mit Worten und einmüthigen Vorstellungen schon vom Kaiser und Papst Abstellung einiger Mißstände erreichen könne. So wurde weder hier in Bamberg, noch auf einem späteren Tage in Eger, wo namentlich Podiebrad

Digitized by Google

zu gunsten der Kurie einlenkte, ein bestimmter Beschluß gefaßt. Aber Diether ließ nicht locker, die Mißerfolge schreckten ihn nicht ab; vielmehr berief er abermals einen Kurfürstentag auf Montag nach Estomihi, 16. Februar 1461, nach Nürnberg, um dort die großen Fragen des Reiches und der Kirche einer erneuten Besprechung zu unterziehen oder, wie es in seinem Ausschreiben heißt, „um von dem christlichen Zuge gegen die ungläubigen Türken und von Versehung des heiligen Reiches nach Nothdurft endlich zu handeln.“

Vor allem aber lag ihm daran, seine eigene Angelegenheit, die er aber auch als eine allgemeine ansah, zur Sprache zu bringen.

Diether von Isenburg, so urtheilt Menzel in seiner Biographie, war von hohen Plänen und Gedanken erfüllt, als er in Nürnberg einritt. Hier hoffte er fortzusetzen und zu beenden, was in Bamberg begonnen war; wie er als oberster Kurfürst den Tag berufen, so wollte er an die Spitze der immer wachsenden Bewegung treten, um gemeinsam mit den Kurfürsten und Fürsten eine Reform des Reiches und der Kirche durchzuführen. Unbeirrt durch die kirchliche Zensur, die er bereits erlitten, ohne Furcht vor dem heftigsten Zorne des Papstes nud des Kaisers stellte sich der Erzbischof muthvoll und entschlossen diese große Aufgabe.

In voller Erregung und Erbitterung, in welche ihn die jüngsten Maßnahmen des Papstes versetzt hatten, dachte er an keine Vermittelung und Versöhnung, sondern sah nur Heil in rücksichtslosem und entschlossenem Vorgehen. Einen glücklicheren Griff in der Wahl eines Sachwalters konnte er gar nicht thun, als er den von dem Papste mit dem Bann belegten Gregor von Heimburg damit beauftragte, eine Defensionsschrift zu verfassen, in der der Verlauf des ganzen Konflikts mit dem Papste dargestellt wurde. Die Hauptquellen dieser appellatio in causa

annate (abgedruckt bei Senckenberg, selecta juris IV, 392 ff.) sind folgende: Er erzählt zunächst die Schicksale der beiden Gesandtschaften, die er wegen Bestätigung seiner Wahl nach Mantua geschickt hatte, die Zumuthungen des Papstes, den Zehnten zu bewilligen, keine Synode zu berufen, an kein Konzilium zu appelliren, das Verlangen, statt 10000 Gulden Annaten mehr als das Doppelte zu bezahlen. Wenn der Papst und die Kardinäle, schließt er, auf ihrer hohen Forderung beständen, so brächten sie ihn und seine Kirche in großen Schaden;[9] er appellire deshalb an ein allgemeines Konzil, wie es zu Konstanz eingesetzt und zu Basel bestätigt worden, dessen Ausspruch er sich mit allen seinen Anhängern bereitwillig unterwerfen werde. An den Papst, sagte er, könne er nicht appelliren, weil dieser im Verdacht der Theilnahme stehe;[10] doch appellire er auch an ihn, wenn er sich verpflichte, als ehrlicher Mann zu urtheilen oder wenn er die Sache dem schiedsrichterlichen Ausspruche eines unverdächtigen Prälaten überlassen wolle, sonst aber an seinen Nachfolger, der das Recht habe, die Handlungen des Vorgängers zu untersuchen. „Sollte das sein," schreibt er an einer anderen Stelle, „daß sich Niemand von Beschwerunge eines Papstes an ein künftig gemeines Konzil berufen sollte, so möchte ein Papst mit und gegen einen jeden handeln und fürnehmen, was seines Willens wäre oder sein würde; was Last oder Beschwerde das einem yeden Beschwerten tun und bringen möchte, mag meniglich wohl prüfen." (Müller, Reichstagstheater II, 42.)

Dieser Appellation traten die Brandenburger Friedrich, Albrecht, der Bischof von Würzburg und der Pfalzgraf Friedrich bei. Aber Diether brachte auch in Nürnberg die wichtigsten Beschwerden der deutschen Nation wider den Papst in einer zweiten Appellation vor, in der er über die Reden des Kardinals Bessarion in Wien, über die Forderung des Zehnten und die

Digitized by Google

erhöhte Taxe bei der Bestätigung der geistlichen Würden, über die Uebertretungen der Dekrete des Konstanzer und Baseler Konzils, über die Verletzung der Konkordate seine Klagen vorbrachte. „Wir protestiren", heißt es in dieser zweiten Appellation, „daß bei unseren Bemühungen um den Nutzen der germanischen und deutschen Nation unsere Meinung sei oder jemals gewesen sei, uns aus dem Gehorsam des heiligen Stuhles zu Rom und unseres heiligen Vaters des Papstes zu ziehen, da wir uns doch gegen den römischen Stuhl und seine Heiligkeit halten wollen, nach Ordnung und Gesetz der heiligen allgemeinen christlichen Kirche und der heiligen Konzilien, wie es frommen Kurfürsten und Fürsten zusteht. Aber wir können noch wollen wir aus Gründen, die in der Appellation genannt sind, die Erhebung des Zehnten, Zwanzigsten und Dreizigsten, wie sie in der Bulle des Kardinals gefordert wurde, in keinem Falle gestatten, sondern werden dagegen sein mit Appellationen und in jeder anderen erforderlichen Weise."[11] Als Mittel der Abwehr der päpstlichen Uebergriffe schlug er ein allgemeines Konzil auf deutschem Boden vor und eine pragmatische Sanktion, die die deutsche Kirche von Rom unabhängiger stellen sollte.

Auch gegen den Kaiser ging man noch einmal scharf vor. Wenn auch der Gedanke einer Neuwahl bald fallen gelassen wurde, so faßten doch die Kurfürsten von Mainz, Pfalz, Brandenburg ein Schreiben voll bitterer Klagen und Vorwürfe an den Kaiser ab über die schlechten Zustände des Reiches, über den Mangel eines allgemeinen Friedens, die Unordnung und nachlässige Handhabung der Gerichte; vor den Augen des ganzen Reiches legen sie das beschämende Geständniß ab, die deutsche Nation könne ihre Kraft und Macht nicht mehr zur Redlichkeit brauchen, daher dann die deutsche Zunge und das heilige Reich anderen Nationen ein Gegenstand der Verachtung geworden sei; sie klagen darüber, „daß sich mancherlei Uebel,

Digitized by Google

Raub, Mord begeben und dem deutschen Stand an Kraft und Macht so schwer und groß Abbruch gethan, daß es ungeschickt ist, zu vollenden und zu vollstrecken Christlichen Glaubens Beschirmung und sonderlich einen Widerstand zu thun den ungläubigen Türken." Zum Schlusse ermahnen sie ihn, auf den Sonntag Trinitatis, 31. Mai, nach Frankfurt zu kommen und gemeinschaftlich mit ihnen zu berathen und zu beschließen; sie selbst geloben sich, weder von dem Papste, noch von dem Kaiser sich von ihren Plänen abwendig machen zu lassen und daß, wenn des Kaisers oder des Papstes Zorn durch Strafen des Bannes oder der Acht gegen einen oder den anderen von ihnen dieses Schrittes wegen entbrennen sollte, sie sich alsdann gemeinschaftlich beistehen und nicht voneinander trennen wollten. Gleichzeitig wurde auf dem Nürnberger Tage der Kurverein von 1446 wieder erneuert und Diether und Friedrich darin aufgenommen.

Der Nürnberger Tag bedeutet den Höhepunkt in den kirchlichen und politischen Reformbestrebungen Diethers. Es war ihm, wie Menzel meint, ein schwieriges Werk gelungen, als er die bedeutendsten Fürsten und Kurfürsten des Reiches zu einem gemeinschaftlichen Ziele vereinigte. Man kann seinen Absichten weder Eigennutz, noch andere unsaubere Beweggründe zuschreiben seine Handlungen bestimmte die feste Ueberzeugung, daß das Bestreben des Papstes verderblich sei und daß die deutsche Kirche unabhängiger und selbstständiger gestellt werden müsse. Sein Ziel war, nachdem die deutsche Nation um ihre Kirchenfreiheit und selbst um die armseligen Konkordate von 1448 betrogen worden war, die Berufung eines allgemeinen Konzils auf deutschem Boden und die Errichtung einer pragmatischen Sanktion, wie sie Karl VII. in Frankreich abgeschlossen hatte. Aber auch die Stiftung eines neuen Kurvereins, die bestimmten Forderungen, die an den deutschen Kaiser ergingen, verhießen

Digitized by Google

auch in politischer Hinsicht die längst ersehnte Besserung in den deutschen Landen. Aber leider sollte die Einigkeit und der Eifer der Fürsten, wie sie auf jenem Tage in Nürnberg in so verheißungsvoller Weise sich gezeigt hatte, nicht lange dauern. Bald regte sich wieder Zwietracht und Mißtrauen, namentlich zwischen Wittelsbachern und Hohenzollern, das diplomatische Intriguenspiel des eine Zeit lang beiseite geschobenen Böhmenkönigs, der von einem einmüthigen Vorgehen der Fürsten in nationalkirchlichem Sinne seine ehrgeizigen Pläne durchkreuzt sah, die alten kurialen Künste, Zugeständnisse in Nebendingen, brachten es dahin, daß der Kurverein, noch ehe er eine entschlossene That zur Ausführung gebracht, wieder auseinanderfiel. Die Versammlung, die auf den 31. Mai nach Frankfurt a. M. berufen wurde, wo eine Fortsetzung der Berathungen in Gegenwart des Kaisers stattfinden sollte, konnte, nachdem der Pfalzgraf und der Erzbischof von Trier durch päpstliche Versprechungen von der gemeinsamen Sache abgesprengt worden waren, nur mit einem kläglichen Fiasko endigen.

Der Stadt selbst wurde von dem Kaiser verboten, die geplante Versammlung in ihre Mauern aufzunehmen. Daraufhin verlegte Diether die Zusammenkunft nach Mainz; hier aber sollte er eine Niederlage erleben, wie er sie nach dem Tage in Nürnberg sich nicht träumen lassen konnte. Von den meisten Fürsten verlassen — nicht einmal der Pfalzgraf hatte es für nöthig befunden, persönlich zu erscheinen —, scheiterte sein Bemühen, in langer, wohlgesetzter Rede die päpstlichen Anmaßungen als die Ursache aller Wirren hinzustellen, in die er und sein Erzbisthum hineintrieb. Aus seiner Vertheidigungsrede führen wir folgendes an. Nachdem er noch einmal kurz auf den Ursprung und den Verlauf seines Konfliktes mit dem Papst zurückgekommen war, fuhr er so fort: „Das ist es, was mich angeht; was ich aber nun sage, betrifft euch Alle. Wozu glaubt

Digitized by Google

ihr wohl, daß die Zehnten, die die päpstlichen Gesandten verlangen, und die Ablässe, die sie bringen, dienen sollen? Sie sagen freilich, zum Türkenkrieg; aber das sind leere Vorspiegelungen (insidiae sunt); wenn ihr mir beitreten werdet, werden ihre Ränke (fraudes) nicht verfangen. Ich habe mich auf ein Konzil berufen, nicht sowohl weil ich ungerechterweise mit dem Banne belegt worden bin, als damit meine Unterthanen von der Last des Zehnten nicht gedrückt würden. Dieses Mittel ist uns allein gegen die Allgewalt des römischen Stuhls übrig." Die päpstlichen Nuntien stellten dagegen in Abrede, daß die päpstliche Kammer Diether wegen des Pallium überfordert habe; denn es seien 10000 Goldgulden als Annate verlangt worden (die principalis taxatio), während 4000 Gulden für andere Bemühungen (servitia minuta) verlangt worden seien. Wichen in der Angabe der Höhe der Palliumsgelder schon die päpstlichen Abgesandten von Diether ab — thatsächlich verpflichtete sich später Adolf von Nassau, 20000 Goldgulden für Diether zu zahlen —, so war auch in anderen Punkten ihrer Rede eine mildere Tonart wohl mit Vorbedacht angeschlagen worden, die ihren Eindruck auf die Anwesenden nicht verfehlte. „Die Zehnten und Ablässe sind euch anstößig, weil die Gelder aus Deutschland gehen? Seid guten Muths, der Papst verlangt nichts wider euren Willen. Er hat einen Türkenkrieg angesagt und hoffte, ihr würdet genehmigen, was eure Gewalthaber zu Mantua zusagten. Von Unzufriedenen aber und Widerwilligen erwartet Pius keine Hülfe. Ich und mein Mitlegat verbinden uns, daß die deutsche Nation, wenn sie nicht gerne will, zu diesem Kriege nichts beitragen soll. Wollet ihr, so stellen wir deswegen schriftliche Versicherungen (decretum) aus." (Nach Hellwich, De dissidio Moguntinensi, pag. 26.)

Diese Worte versetzten der Einigkeit der Opposition einen empfindlichen Schlag. Kein Wort ward laut von all' den Be-

Digitized by Google

schwerden und Bedrückungen der Kurie, denen man noch in Nürnberg so lebhaft Ausdruck verliehen hatte. So stand Diether schließlich seinen Gegnern gegenüber ganz allein da, und die Hoffnungen auf einen erfolgreichen Widerstand gegen den Papst wichen der bitteren Erkenntniß, daß keiner der Fürsten, auf die er gezählt hatte, gesonnen war, den Worten auch die That folgen zu lassen und energisch für ihn einzutreten. Das Zugeständniß des Papstes in der Angelegenheit des Zehnten schien den Anwesenden wichtig genug, um darüber die anderen großen Fragen (Forderung nach einem allgemeinen Konzil, pragmatische Sanktion) zu vergessen. So sah Diether alle seine Pläne fehlgeschlagen und sich überwunden von den Künsten der Kurie, die wieder einmal ihre Meisterschaft gezeigt hatte, im richtigen Augenblicke durch schmeichelnde Worte und Versprechungen den Widerstand einer unbequemen Partei zu brechen, ihre Häupter zu trennen und damit zu herrschen.

Sie durfte nun auch hoffen, daß der gefährlichste aller Widersacher, der Erzbischof von Mainz, mürbe gemacht und auch bald nachgeben werde.

Wenn Diether meinte, durch die äußerste Demüthigung, zu der er sich in einem schwachen Augenblick (fractus animo, Hellwich) herabließ, durch Widerrufen seiner Appellation einen günstigeren Frieden mit dem Papste zu erreichen, so hatte er mit der Unversöhnlichkeit des einmal gereizten Gegners nicht gerechnet.

Wenn auch sein Widerruf auf die Erklärung des Gesandten hin erfolgt war, „daß in seiner persönlichen Angelegenheit werde Wandel geschafft werden,“ [12] er mithin von Kaiser und Papst seine Anerkennung als Erzbischof und Beilegung des Streites erhoffen durfte, so war die Kurie so wenig wie der Kaiser gesonnen, mit Diether ihren Frieden zu schließen. Ihr Ziel war die völlige Beseitigung des unbotmäßigen Kirchenfürsten.

Digitized by Google

Der Schlag, der im tiefsten Geheim vorbereitet war, erfolgte schnell und unerwartet. „Denn durch Richterspruch und offenes Vorgehen getraute sich der Papst nicht eines mainzischen Erzbischofs aus fürstlichem Hause Meister zu werden." Nachdem er durch einen geschickten Agenten die Stimmung des Mainzer Domkapitels sondirt und dieses seinen Absichten geneigt gefunden hatte, leitete er in Gegenwart von nur fünf Kardinälen einen der formlosesten Prozesse von der Welt gegen Diether ein, dessen Ausgang schon von Anfang an entschieden war. Diethers Absetzung wurde ausgesprochen, weil er (Menzel, a. angef. Stelle, S. 152. Hellwich, S. 54) „an ein allgemeines Konzil appellirt, seinen geleisteten Eid vergessend in der bestimmten Frist sich am päpstlichen Hofe nicht eingefunden, seinen Gehorsam nicht erklärt, als Exkommunizirter kirchliche Handlungen vorgenommen, sich erlaubt habe, über Papst und Kaiser zu richten" und ähnliches mehr. Der Papst habe sein Herz unverbesserlich gefunden und könne nicht länger die Mainzer Schafe diesem Wolfe zum Fraße überlassen. Die Geistlichen, Beamten und Vasallen der Mainzer Diözese wurden vom Treueid gegen ihren unrechtmäßigen Herrn entbunden und aufgefordert, bei Strafe der Exkommunikation ihn wie ein krankes Vieh und eine verpestete Bestie zu meiden.

Diethers Absetzung erfolgte mit Einverständniß des Kaisers, an seine Stelle erhob der Papst den Domherrn Adolf von Nassau, der bereits bei der Wahl vom 18. Juni 1459 als Gegenkandidat Diethers einige Stimmen auf sich vereinigt hatte, zum Erzbischof. Am 26. September wurde die Bulle des Papstes zu Mainz in einer Versammlung des Domkapitels verkündigt und wenige Tage darauf der Nassauer als rechtmäßiger Vater und Hirte seiner Diözese eingesetzt.

Mit der Absetzung Diethers glaubte man wohl in päpstlichen und kaiserlichen Kreisen der fürstlichen Opposition, die

Digitized by Google

in Nürnberg noch so stolz ihr Haupt getragen, aber in Mainz eine so klägliche Rolle gespielt hatte, den Todesstreich versetzt zu haben. Dem war nicht so. Es beginnt nach kurzen erfolglosen Verhandlungen noch einmal ein heftiges Ringen zwischen den beiden Parteien; hoffnungsfreudiger wie je zuvor übernimmt Diether jetzt die Führung der alten sich wieder um seine Fahne sammelnden Bundesgenossen. Die hinterlistige Art, mit der er zu Fall gebracht worden war, indem man ihn erst in Sicherheit gewiegt und den Glauben an die versöhnliche Gesinnung des Papstes in ihm erweckt und damit zum Widerruf bestimmt hatte, seine trotzdem erfolgte Absetzung, mochte doch wohl bei manchem von Denen, die in Mainz geschwiegen hatten, Zweifel hervorrufen an der Aufrichtigkeit der päpstlichen Zusicherungen in betreff des Zehnten, mit denen man sich so leichten Herzens zufrieden gegeben hatte. Diether selbst protestirte zunächst mit Wort und Schrift gegen das ungerechte Verfahren des Papstes, da er durchaus nicht gesonnen war, gutwillig dem Absetzungsdekret Folge zu leisten. In einem Rechtfertigungsschreiben suchte er sich vor allem in den Augen seines Erzstiftes von den schweren und zum Theil unwahren Anklagen zu reinigen, indem er a papa male informato ad papam melius informandum appellirte. Punkt für Punkt sucht Diether in seiner Defensionsschrift die Vorwürfe, die der Papst in der Absetzungsbulle gegen ihn geschleudert hatte, zu entkräften und als lügenhaft zurückzuweisen. Er wendet sich entrüstet gegen die Anklage schlechten unfrommen Lebenswandels und erklärt sich „für einen christlichen und frommen Fürsten und Christenmenschen, der wir auch sein und bis an unser Ende zu verbleiben und zu versterben meinen". Das Verbot der Appellation erklärt er, weil von niemand bewilligt und gegen alles göttliche und natürliche Gesetz verstoßend, nicht anzuerkennen. Auch gegen den Vorwurf der Simonie wendet er sich

„denn unbillig wird unserer Wahl zugelegt, daß sie nicht ufrichtig sunder durch Symonie und Liebunge (Gabe) erkobert (gewonnen) worden sein soll“. Was seine Exkommunikation anlange, so sei sie erfolgt gegen göttliches und menschliches Recht (contra jus fasque), ohne daß er vorher einmal gehört worden sei, was er etwa zu seiner Entschuldigung hätte vorbringen können.

Mit Reden und Schriften, das sah freilich Diether ein, war auf die Dauer nicht viel zu wollen; wenn er nicht freiwillig seinen Platz räumen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als mit den Waffen in der Hand seine Stellung zu vertheidigen. Dabei konnte er auf den Anhang rechnen, den er trotz der päpstlichen Bulle, die seine Unterthanen zum Treubruch aufforderte, noch immer in seinem Erzstift hatte. Noch bewahrten Aschaffenburg, Lahnstein, Höchst a. M., Gernsheim, überhaupt alle rechtsrheinischen Städte, ihrem alten Erzbischof die Treue.

Vor allem durfte er auf die Unterstützung des Pfalzgrafen Friedrich rechnen, der durch das Bündniß vom 4. August 1460 und dann besonders durch den in Nürnberg erneuten Kurverein gebunden war, dem alten bedrängten Freunde nun in der Stunde der Gefahr beizustehen. War doch jetzt ein solcher Fall eingetreten, wonach jeder Kurfürst sich verpflichtet fühlen mußte, die Sache Diethers als die eigene anzusehen und danach zu handeln. Leider fand Diether bei dem Pfalzgrafen das Entgegenkommen nicht, auf das er gerechnet hatte; Friedrich zog die Verhandlungen lange hinaus, ohne eine bestimmte Antwort zu geben, unterhandelte gleichzeitig mit Adolf von Nassau, wovon Diether rechtzeitig Kunde erhielt und woraufhin er sich entschloß, da ihm ein Kampf mit seinem Gegner ohne des Pfalzgrafen Unterstützung gewagt erschien, am 11. November 1461 mit Adolf einen Vertrag abzuschließen, in dem Diether seinen An-

Digitized by Google

sprüchen auf das Erzstift zu entsagen versprach, wenn ihm die schönen Städte und Schlösser an der Bergstraße, Bensheim, Heppenheim, Mörlenbach, die Starkenburg als lebenslängliches Fürstenthum verbleiben sollten, wenn ihn der Papst in ihrem Besitz zuvor bestätigen und den Bann und die Annate — hier werden ausdrücklich die 20 000 Gulden genannt, die Diether den römischen Geldwechslern schuldete — von ihm nehmen wolle.

Mit dem Zustandekommen dieses Vertrages schien der schwere Konflikt zwischen Adolf und Diether beseitigt, wäre dem Erzstift viel Blutvergießen und Trübsal erspart geblieben. Es sollte anders kommen.

Als der Pfalzgraf von diesem Vertrag Kunde erhielt, bot er bei Diether alles auf, um ihn rückgängig zu machen. Denn er mußte sich sagen, daß nach dem Rücktritt Diethers in dem Erzstift mit Adolf von Nassau ein Mann zur Regierung kommen werde, der die alten Streitigkeiten zwischen Kurmainz und Kurpfalz mit größerem Eifer von neuem wieder aufnehmen und in seiner Person ihm ein Gegner erwachsen werde, der durch seinen Rückhalt an Kaiser und Papst und den großen Einfluß, den er am Rhein hatte, seiner (des Pfalzgrafen) eigenen machtvollen Stellung außerordentlich gefährlich werden müsse. Waren die Motive, die den Pfalzgrafen bestimmten, jetzt auf einmal wieder die Sache Diethers gegen Adolf zu vertheidigen, weil aus Eigennutz und Gewinnsucht entsprungen, wenig edel zu nennen, so müssen wir leider Diethers Haltung noch mehr bedauern und können ihm den Vorwurf unredlichen Handelns in diesem Falle nicht ersparen. Er war schwach genug, den Liebeswerbungen und Einflüsterungen des Pflalzgrafen Gehör zu schenken, als er ihn zum Widerstand mit den Waffen gegen Adolf antrieb und darauf hinwies, daß der beabsichtigte Friedensschluß mit seinem Gegner nicht nur eine ihn, sondern die ganze Isenburgische Familie entehrende Handlung sei (percuteret

Digitized by Google

foedus; Isenburgensem familiam, de qua natus esset, sua culpa perpetuo futuram infamem). Diether brach den bereits beschworenen Vertrag und schloß acht Tage später mit Friedrich und Graf Philipp von Katzenelnbogen ein Bündniß zu Weinheim (19. November 1461), wonach der Kampf gegen Adolf von Nassau mit allen Kräften aufgenommen, alle Theile des Erzstifts, die er eben inne habe, nur für Diether erobert, andere Gebiete aber, die sie außerhalb des Erzstifts einnehmen würden, gemeinschaftlich unter ihnen vertheilt werden sollten.

So zog Diether den Kampf mit den Waffen um das so gut wie verlorene Erzbisthum einem ehrenvollen friedlichen Vergleich mit dem Gegner vor, mit dessen Annahme Diethers Konflikt mit dem Papst, in dem wir mit unseren Sympathien nur auf Seiten Diethers stehen konnten, einen versöhnenden, beide Parteien zufriedenstellenden Abschluß gefunden hätte. So wurde noch einmal die Kriegsfackel entzündet mit ihrem Gefolge von unsäglich schwerem Unglück für die schon ohnehin schwer leidenden Gebiete des Erzbisthums. Den Preis aber für seine Waffenbrüderschaft zog der Pfalzgraf sofort ein, indem er die schönen Städte und Schlösser der Bergstraße, alles, was das Mainzer Stift daselbst besaß, schönes und fruchtbares Land, das er sich von Diether in Pfandschaft für die Kriegskosten hatte verschreiben lassen, mit seinen Truppen besetzte und in eigene Verwaltung nahm.

Die Folge des Weinheimer Bündnisses war, daß auch die Stadt Mainz, deren Rath bis dahin neutral geblieben war trotz päpstlicher und kaiserlicher Abmahnungen sich für Diether entschied, der dafür der Stadt manche Vorrechte gewähren mußte; eine bewaffnete Unterstützung konnte er dagegen nicht erlangen, da sie ohne Zweifel es nicht ganz mit dem Nassauer verderben wollte: diese nicht ganz klare, schwankende Haltung sollte ihr später theuer zu stehen kommen.

Digitized by Google

Der Kampf, der über ein Jahr lang die rheinischen Gegenden verwüstete und sich allmählich aus einer Bisthumsfehde in einen deutschen Bürgerkrieg verwandelte, begann Ende des Jahres 1461. Auf Diethers Seite standen außer dem Pfalzgrafen noch der Landgraf Heinrich von Hessen und Graf Philipp von Katzenelnbogen. Für Adolf waren seine Brüder Graf Johann von Wiesbaden, Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, Markgraf Karl von Baden, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Graf Ulrich von Württemberg. So erscheinen dieselben Parteien, die der Streit um die politische Neugestaltung des Reiches hervorgerufen hatte, noch einmal in derselben Zusammensetzung, gruppirt um die beiden Mainzischen Erzbischöfe.

Auch der Papst nahm bald Stellung in dem Bruderkrieg, der nun anhub; am 8. Januar 1462 erließ er eine Bulle, in der er Diether und seinen Anhängern unter Androhung des Bannes gebot, Adolf von Nassau das Erzstift unverzüglich zu übergeben. Die Bulle, in der an Drohworten kein Mangel ist, sollte an den Kirchen von Straßburg und Speier angeschlagen werden und achtzehn Tage nach ihrer Veröffentlichung die Strafe wider die Ungehorsamen eintreten. Am 1. Februar gebot der Papst allen Erzbischöfen und Bischöfen, den Bannfluch über Diether und seine Anhänger auszurufen; die Strafe des Interdikts, das jedem Gottesdienst, jeder kirchlichen Handlung Stillstand gebot und die Stille des Kirchhofs über das Land bringen mußte, sollte über die ihm noch anhängenden Ortschaften verhängt werden.

Aber auch Diether blieb die Antwort nicht schuldig. Dem Kampf mit den Waffen, der die schönen Fluren des Rheingaues bald durchtoben sollte, geht voraus ein litterarischer Kampf, in dem das klassische Latein des ehemaligen Humanisten Aenea Sylvio dem derben gedruckten deutschen Wort, dem Johann Gutenbergs Erfindung die weiteste Verbreitung gab, gegenüber-

trat. Diethers Druckschrift aus Höchst a. M. vom 4. April 1461 gilt als der erste gedruckte Akt der Diplomatie oder als die älteste zur Erreichung politischer Zwecke gebrauchte Schrift, nachdem die Druckerkunst bis dahin vorzugsweise im Dienste der Theologie gestanden hatte. Die schneidigen Schwerthiebe, zu denen ein Menschenalter später ein Hutten das deutsche Wort umzufassen wußte nnd zu einer Waffe umschuf, „die seitdem unaufhörlich und furchtbar in das verderbte Fleisch der Hierarchie geschnitten", versteht auch Diether schon in dieser an alle weltliche und geistliche Fürsten gerichteten Rechtfertigungsschrift zu schlagen. Diether bittet in ihr seine Anhänger, „sie möchten sich zu Herzen nehmen und betrachten, wie gar unrechtlich, unerbarlich und unbillich wider Gott, Ehre und Recht an uns gehandelt und begangen wird, und uns zu Hilfe und Trost der Gerechtigkeit daran kein Hindernis sin, sondern solch ungottlich, verachtlich und gewaltiglich Fürnehmen zu strafen uns Hilf, Beistand und Förderung thun wollen".

Des Papstes letztes und höchstes Strafmittel aber, Bannfluch und Interdikt, fielen wirkungslos zu Boden; in Speier wurde die päpstliche Bannbulle kurzer Hand von der Thüre des Münsters abgerissen und offenbarte damit aller Welt, wie gesunken das Ansehen des apostolischen Stuhles doch sein mußte und wie wenig berechtigt die stolzen Worte waren, die der Papst in der Bannbulle gebraucht hatte: der apostolische Bannfluch ist wie ein Blitz Gottes, dem keine Waffe widerstehen könne. Die Zeiten waren eben unwiederbringlich vorüber,[13] in denen dieses Schreckmittel des Papstes als des vermeintlichen Stellvertreters des strafenden und rächenden Gottes auf Erden seine Wirkung noch ausüben konnten, die Zeiten, wo der Papst den Klerus in der Hand hatte und dieser wiederum das Volk; nicht zuletzt waren es die Konzilien gewesen, die die Bande zwischen Papst und Klerus gelockert

Digitized by Google

und auch der Laienwelt zum Bewußtsein gebracht hatten, daß über dem Stellvertreter Christi, dem Papste, noch ein höheres Recht existire, dem auch er schließlich seine Anerkennung nicht versagen dürfe, die Macht des öffentlichen Urtheils, jenes moralische Rechts, „das erhaben auch über den Kanones stand und vor dem die päpstliche Unfehlbarkeit so oft schon eine unglaubwürdige Phrase geworden war“.

Wir betrachten noch kurz den Verlauf der Fehde, ohne auf die Einzelheiten, das Brennen und Verwüsten, das von beiden Seiten reichlich nach damaliger Sitte geübt wurde, einzugehen.

Lange Zeit zersplitterte man auf beiden Seiten seine Kräfte durch Belagerungen und Berennungen von Burgen und Festen, die zwecklos bleiben mußten, solange es nicht gelang, durch einen vernichtenden Schlag des Gegners Herr zu werden. Zweimal versuchte Diether vergebens, den Rheingau, Adolfs feste Position, zu nehmen.[14] Erst im Juni 1462 unternahm der Markgraf Karl von Baden und Graf Ulrich von Württemberg einen größeren Zug gegen den Pfalzgrafen, dem damit die ersehnte Gelegenheit geboten wurde, im offenen Felde seinen Feinden entgegenzutreten. Am 25. Juni vereinigten sich die badischen und württembergischen Heere bei Pforzheim, in der Absicht, Heidelberg zu stürmen und, wie sie prahlend verkündeten, „die Weinreben an der kurfürstlichen Stammburg mit eigener Hand herauszureißen“. Ihre Zerstörungswuth kannte denn auch, sobald sie pfälzisches Gebiet betreten hatten, keine Grenzen mehr; von Bretten an bis Heidelberg ward das blühende Land eine Einöde. Aber hier wartete ihrer der Rächer, Pfalzgraf Friedrich, den sie, durch falsche Berichte getäuscht, mit seinen Truppen nach dem Rheingau abgezogen wähnten. Der Pfalzgraf hatte von dem Herannahen seiner Gegner rechtzeitig Kunde erhalten, die mit 700 Reitern auf Heidelberg losrückten. Auch Diether war rechtzeitig benachrichtigt worden und zur Stelle.

Beide legten sich mit etwa 1200 Reitern und mehr als 2000 Mann zu Fuß in die Flanke des Feindes, der zwischen Neckar und Rhein eingeklemmt zwischen Seckenheim und Schwetzingen, da wo heute Friedrichsfeld — nach dem Sieger so benannt — liegt, Stellung genommen hatte. Diether nahm persönlich an der Schlacht theil, obwohl Friedrich ihn gebeten hatte, sich keiner Gefahr auszusetzen und sich nach Heidelberg zu begeben. Da sprach, so erzählt der Anonymus Spirensis, der Erzbischof von Mainz, nicht weniger Kriegsmann als Kirchenfürst: „Das wolle Gott nicht! was hier geschehen soll und geschieht, das geschieht meinethalben und um das Stift zu Mainz willen; ich will bei euch sterben und genesen."

Es war ein leichter Sieg, den der Pfalzgraf mit seinem Verbündeten über die Gegner am 30. Juni 1462 gewann. Das feindliche Heer ward größtentheils gefangen genommen, vor allem sein Führer selbst, der Markgraf von Baden, mit ihm der Bischof Georg von Metz, Graf Ulrich von Württemberg. Stolze Gefühle mögen den Sieger erfüllt haben, als er denselben Mann, der noch zwei Tage zuvor so vermessen mit der Zerstörung des Heidelberger Schlosses geprahlt hatte, als Gefangenen in seine Residenz einführte. Nach einer Ueberlieferung soll der Pfalzgraf seinem Gefangenen beim fürstlichen Mahle das Brot entzogen haben mit der Erklärung, „daß Denjenigen kein Brot gehöre, die gegen alles Kriegsrecht die Früchte im Feld aus bloßem Uebermuth verdorben und die Mühlen in Rauch verwandelt hätten".

Wo ich das Brot gelassen?
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz.
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Digitized by Google

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land.
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist anzuschauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

(Schwab, Das Mahl zu Heidelberg.)

Der Sieg erschien von der größten Bedeutung, und Friedrich zögerte auch keinen Augenblick, ihn zu seinem Vortheil auszunutzen. Aber auch Diether durfte trotz Bannstrahl die feste Zuversicht hegen, demnächst die Frucht seines muthigen Ausharrens zu pflücken und als allgemein anerkannter Erzbischof seinen Einzug in Mainz halten zu können. Groß dagegen war der Schrecken des Kaisers, der im Gefühl seiner Ohnmacht den König von Frankreich und den Herzog von Burgund zum Kampfe gegen die verwegenen Kurfürsten aufbot. Auch den Papst suchte er zu bestimmen, eine stärkere Tonart anzuschlagen und nicht mehr mit Censuren und Bannstrahl zu kämpfen, sondern alle Christen durch reichlich gespendete Indulgenzen zur Befreiung der in Heidelberg Gefangenen und damit zu einer Art Kreuzzug gegen Friedrich und Diether anzuspornen. Der Papst war klug genug, nachdem er die Ohnmacht seiner Waffen zur Genüge hatte kennen lernen, auf solches Ansinnen nicht einzugehen, wir sehen ihn vielmehr unmittelbar nach dem Tage bei Seckenheim bemüht, zwischen den beiden hadernden Erzbischöfen Frieden zu stiften[15] und mit gütlichen Unterhandlungen das zu erreichen, was ihm mit seinem Bannstrahl mißlungen war. Aber Diether zeigte sich jetzt im Vertrauen auf des Pfalzgrafen Unterstützung entschlossener wie je zuvor, keinen Frieden mit Adolf zu schließen, der nicht dessen völligen Rücktritt von dem Erzstift zur Voraussetzung hatte; und da Adolf wieder

Digitized by Google

nicht daran dachte, aus seiner Stellung zu weichen, schien der Bischofsstreit sobald nicht sein Ende erreichen zu sollen.

Da nahmen die Dinge bald einen Verlauf, an den man auf Diethers Seite nicht denken mochte. Die nassauische Partei beschloß, die Stadt Mainz, in der sie sich mit der Zeit einen ziemlichen Anhang verschafft hatte, durch einen kühnen Handstreich zu erobern und bei dieser Gelegenheit den Erzbischof Diether, den Pfalzgrafen und den Grafen von Katzenelnbogen, die auf den 28. Oktober 1462 einen Kriegsrath dorthin berufen hatten, gefangen zu nehmen. Diether und der Graf von Katzenelnbogen waren bereits in der Stadt, der Pfalzgraf lag in Oppenheim.

Gelang es, sich dieser drei Fürsten zu bemächtigen, dann war die Niederlage von Seckenheim von Diethers Gegnern wieder mehr wie gut gemacht, es eröffnete sich dann für Adolf eine Aussicht, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen und in den unangefochtenen Besitz des Mainzer Bisthums zu gelangen. Daß der Plan im großen und ganzen gelingen konnte, daran war die Verblendung der Bürgerschaft schuld, die eine Besatzung, die ihr der Pfalzgraf anbot, zurückwies und damit den Untergang ihrer Freiheit selbst verschuldete. Auch arbeitete Verrath in der Stadt dem Nassauer, der in der Nähe, in Eltville weilte, in die Hände, standen doch über 200 von den Bürgern in heimlicher Korrespondenz mit Adolf. Wir folgen in der Erzählung der Darstellung, wie sie in der Mainzer Chronik (aus dem sechzehnten Jahrhundert?) sich findet.[16]

Anfangs war der 27. Oktober 1462, an dem die persönliche Zusammenkunft Diethers mit dem Pfalzgrafen stattfinden sollte, als der Tag für den Ueberfall in Aussicht genommen. Tags zuvor verständigte sich Adolf von Nassau mit Ludwig von Veldenz über die Theilung der erhofften Siegesbeute. Aller Proviant an Wein, Korn und Früchten, sowie Geschütz und

Digitized by Google

Waffen sollen gleichmäßig von ihnen vertheilt werden, aber die Stadt allein in die Gewalt des Elekten von Mainz fallen. Alle Barschaft in Geld, Kleinodien, kostbarem Hausrath sowohl der Geistlichen als anderer Einwohner, nur die Vorräthe des Domkapitels, Schmuck und Geräthe der Kirchen ausgenommen, wird zur Hälfte beiden Fürsten, zur andern Hälfte ihren Verbündeten zugesagt. Die Chronik fügt hinzu, ob solche Verabredung mit Wissen des Kaisers stattgefunden habe, könne man nicht wissen; doch sei ohne seine Zustimmung ein solcher Anschlag wohl undenkbar gewesen. In der That, der Vertrag, der an angeführter Stelle in der Beilage zum erstenmal veröffentlicht worden ist, erscheint wie ein von Räubern und Mördern über eine unglückliche Stadt verhängter Beschluß, und das Haupt von ihnen war der vom Papst bestätigte Erzbischof.

Nur in einem Punkte mißlang im Anfang der unheilvolle Anschlag. Bei der von den Gegnern verabredeten Zusammenkunft blieb der Pfalzgraf aus, gewarnt durch seinen Mathematikus, der die Gefahr von Mainz in den Sternen gelesen haben soll. Der Ueberfall wurde darauf von den Feinden, die von allem, was in ihr vorging, trefflich unterrichtet waren, auf die folgende Nacht verschoben. Doch erfolgte der Angriff erst in der Frühdämmerung, Donnerstag, den 28. Oktober (Simon und Judä) und zwar auf der Südwestseite am Gauthor, wo, weil es am stärksten befestigt war, keine Wache aufgezogen war. Gegen 500 Bewaffnete, nassauisches Kriegsvolk mit Leuten des Veldenzer vereinigt, überstiegen die Mauer. Die Einwohner, mit Ausnahme der Verräther in der Stadt, waren überrascht und völlig unvorbereitet. Man schlug die Sturmglocken auf Sankt Quintinsthurm; ein Theil der Bürger lief auf die Zunfthäuser; vor dem Rathhause sammelte sich ein anderer Haufen. Auf dem Dietmarkt (Schillerplatz) stießen die Eingedrungenen zuerst auf Widerstand und wurden gegen das Gauthor zurückgedrängt.

Digitized by Google

Gegen 300 Bürger waren jetzt auf dem Marktplatz zusammen; aber auch der Feind hatte sich verstärkt durch die nachrückenden Rheingauer und überwältigte mit Uebermacht unter vielem Blutvergießen die Bürger im Mittelpunkt der Stadt. Erzbischof Diether und der Graf von Katzenelnbogen, welche die Nacht in der Stadt zugebracht hatten, retteten sich für ihre Person gleich anfangs durch die Flucht über die Stadtmauer und den Rhein nach Oppenheim; nach furchtbarem Kampfe, der über zehn Stunden dauerte, gaben endlich die Bürger den Widerstand auf, nachdem Ludwig gedroht hatte, die ganze Stadt in Brand zu stecken und keinen Bürger am Leben zu lassen, wenn sie sich nicht auf Gnade und Ungnade ergäben. Auf das Morden folgte das Plündern. Die Häuser der Bürger, auch die der Geistlichen und Juden, wurden gebrandschatzt: reich war die Beute an Gold und Silber. Die Zahl der im Kampf Gefallenen wird verschieden angegeben, zu 350—400 von den Bürgern. Am folgenden Tage ritt auch Erzbischof Adolf ein; er beraubte die verwüstete Stadt ihrer Reichsunmittelbarkeit und drückte sie zur landsässigen Stadt des Erzstifts herab.

So war über Mainz, dank der Uneinigkeit der Bürger die selbst vor Verrath nicht zurückschreckten, nicht nur eine furchtbare Katastrophe hereingebrochen, von der es sich sobald nicht erholen sollte, die Stadt war auch, wie die Chronik sagt, „auß eigener Schuldt umb ihre Freiheit gekommen", ihre Selbständigkeit war dahin. Auch für Diether bedeutete der Fall von Mainz einen schweren Schlag. Wenn ihm auch das Oberstift und die Besatzungen in den Festen die Treue bewahrte, so fehlte ihm doch von nun an der Stützpunkt für seine Unternehmungen, die keinen rechten Fortgang mehr nehmen wollten, seitdem sich der Pfalzgraf, eifrig nur mit der Vergrößerung der eigenen Hausmacht bedacht, von Diethers Sache zurückgezogen und ihm damit seine Abhängigkeit von seinem bisherigen Bundes-

Digitized by Google

genossen klar vor Augen geführt hatte. Dazu kam ein Ereigniß, das das Verhältniß des Pfälzers zu Papst und Kaiser ändern und dadurch auch indirekt auf Diethers Stellung zu seinen seitherigen Gegnern einwirken mußte. Im Februar 1463 ward der Bruder des Pfalzgrafen, Ruprecht von der Pfalz, seither Dompropst von Würzburg, zum Erzbischof von Köln gewählt, wobei er die Verpflichtung übernahm, seinen Bruder zu bestimmen, daß er „die Fehde zwischen Adolf und seinen Anhängern aussetzen, einen gütlichen Tag zwischen den streitenden Erzbischöfen halten, und ob nun dort ein Friede zu stande komme oder nicht, dem Isenburger keine weitere Hülfe mehr leisten und mit Adolf eine freundschaftliche Einung schließen wolle". Die Aussicht, in dem Kurfürstenkollegium das bayerische Fürstenhaus durch ein zweites Mitglied desselben mit der Aufnahme seines Bruders vertreten zu sehen, mag es dem ehrgeizigen Pfälzer nicht allzu schwer gemacht haben, die Hand des Friedens, die ihm die Gegenseite bot, zu ergreifen, obwohl feststeht, daß er zur Unterzeichnung jener von Ruprecht in Aussicht gestellten Urkunde nicht zu haben war. Nichtsdestoweniger mußte Diether aus mancherlei Vorgängen entnehmen, daß er den Pfalzgrafen nur noch so lange als Freund und Bundesgenossen betrachten könne, bis sich ihm ein vortheilhafter Friede mit seinen Gegnern darbieten werde. Die Haftentlassung der gefangenen Fürsten, des Markgrafen von Baden und Grafen Ulrich von Württemberg für Bedingungen, die nur dem Pfalzgrafen zu Gute kamen, zeugten von einer so eigennützigen Politik des Mannes, daß Diether sich die Frage vorlegen mußte, ob es für ihn nicht vortheilhafter sein werde, möglichst rasch auch seinen Frieden mit Adolf zu machen, statt einen Kriegszustand weiter fortbestehen zu lassen, der, je länger er dauerte, um so mehr seine Chancen verschlechterte. Man war nahe daran, in Idstein, auf nassauischem Gebiet, eine Einung zu erzielen, wonach Diether

Digitized by Google

das Erzstift an Adolf abtreten und nur einige Städte und Schlösser behalten solle, wogegen ihm die Verzeihung von Kaiser und Papst in Aussicht gestellt wurde. Aber da Friedrich grade das, warum es ihm besonders zu thun war, seine Bestätigung in dem Besitze der Bergstraße, von Adolf nicht in den Vertrag aufgenommen worden war, kam er, obwohl der Papst ihn gern geschlossen gesehen hätte, nicht zu stande, zumal der Kaiser, der sich Diether gegenüber zu keinem Entgegenkommen verstehen wollte, den Vertrag nicht bestätigte. So schien noch einmal die ganze Angelegenheit auf die Schneide des Schwertes gestellt und nach Ablauf des Waffenstillstandes der Krieg von neuem ausbrechen zu sollen, als durch eine diplomatische Intrigue das zu Wege gebracht wurde, was der Gewalt der Waffen und der Ueberredungskunst des Markgrafen von Baden nicht gelungen war: man versuchte es mit List und Betrug, Diether zu bestimmen, sich ohne Wissen Friedrichs mit Adolf zu verständigen. Der Bericht des speierischen Chronisten darüber lautet folgendermaßen: Während der Pfalzgraf zu Nürnberg weilte, erhielt Adolf einen Brief mit dem pfalzgräflichen Siegel: wenn Adolf ihm die von Diether verschriebene Bergstraße bestätige und ihm ein Drittel von Mainz und Pfeddersheim verschreibe, so wolle er ihm zum Erzbisthum verhelfen und Diether zur Entsagung nöthigen. Adolf ließ nun seinen Nebenbuhler auffordern, er möge sich mit ihm nun gleichfalls verständigen und ihm einen Tag und Ort bestimmen, wo er von dem Brief des Pfalzgrafen Einsicht nehmen könne. Diether konnte nach dem, was vorausgegangen war, das hinterhaltige Vorgehen seines Bundesfreundes für nicht so unmöglich halten, wie es ihm vielleicht sonst hätte erscheinen müssen; er folgte also der Einladung Adolfs und erblickte zu seinem Erstaunen wirklich das Originalschreiben des Pfalzgrafen mit seinem Siegel. „Vetter, ist dem also," rief Diether aus, „daß sich der Pfalzgraf hinder mir (ohne mich)

Digitized by Google

mit euch untersteht zu richten, so will ich mich mit euch auch richten. Ich hätte es ihm aber nicht zugetraut."

Der Brief, gegen dessen Echtheit übrigens der Pfalzgraf späterhin energisch protestirte, verfehlte seine Wirkung auf Diether nicht; daß schon der Idsteiner Vertrag nicht zu stande gekommen war, war nicht seine Schuld gewesen; jetzt ergriff er begierig die Hand des Gegners und schloß seinen Frieden mit ihm, nachdem man sich zuvor der Einwilligung des Papstes versichert hatte. In Zeilsheim, einem Dorf zwischen Höchst und Hofheim, einigten sich unter Vermittelung des Landgrafen Heinrich von Hessen die beiden Gegner und schlossen einen Vertrag ab, dessen wichtigste Bestimmungen folgende waren:

Diether versprach dem Erzbisthum zu entsagen, nur die Städte und Schlösser Steinheim, Höchst a. M., Dieburg mit ihren Zubehörungen blieben in seinem Besitz bis zu seinem Tode, worauf sie an das Erzstift wieder zurückfallen sollten. Außer diesem selbständigen Fürstenthum erhielt er noch eine ansehnliche Summe Geldes und das Versprechen, daß Adolf alle Schulden und Verschreibungen, die Diether während seiner Regierung im Stifte gethan oder gemacht habe, auf sich nehmen und bezahlen wolle. Der feierliche Abschluß des Vertrages vollzog sich in einer glänzenden Versammlung in Frankfurt a. M. Es war wohl ein historischer Moment, als Diether in dem dortigen Römer das kurfürstliche Schwert ablegte und die Urkunde verlas, kraft welcher er das Erzstift an Adolf abtrat und alle Unterthanen von ihren Gelübden und Eiden lossagte. Darauf empfing er in gebeugter Stellung von dem päpstlichen Legaten die Absolution vom Bann.[17] Sofort ertönte in den Frankfurter Kirchen, die das Interdikt beachtet hatten, seit langen Monaten zum ersten mal wieder ein Lobgesang zu Ehren Gottes.

Noch blieb die Frage übrig, wie sich wohl Friedrich von der Pfalz zu den Abmachungen in Zeilsheim, die sein seitheriger

Digitized by Google

Verbündeter über seinen Kopf hinaus getroffen hatte, stellen werde. Wenn er auch anfangs heftig aufbrauste, namentlich sich energisch gegen den Betrug wehrte, den man mit seinem Namen sich erlaubt hatte, so wurde er doch bald, da ihm sein Bruder Ruprecht von Köln gute Bedingungen erwarb, besänftigt und mit der Neuordnung der Dinge ausgesöhnt.

Da ihm Adolf und das Domkapitel die Verpfändung der Bergstraße bestätigte und ihm einen jährlichen Zins von 1000 Gulden auf den Zoll in Ehrenfels anwies, willigte auch er in den Frieden und empfing ebenfalls die Loslösung von dem Banne. Länger dauerte die Aussöhnung des Kaisers mit Diether und Friedrich. Erst im Februar des Jahres 1465 ertheilte er dem Zeilsheimer Vertrag seine Bestätigung.

Wir stehen am Ende unserer Darstellung einer interessanten Episode des fünfzehnten Jahrhunderts, des Konflikts eines hohen geistlichen Würdenträgers und eines hohen weltlichen Fürsten mit Kaiser und Papst.

Die Mainzer Bisthumsfehde, die den Rheingau wie das Land des Pfälzers furchtbar heimgesucht hatte, hatte geendigt mit einem Sieg des Papstes und Kaisers, mit dem Rücktritt Diethers, mit der Anerkennung des der Kirche und dem Kaiser genehmeren Nassauers Aber Diethers Niederlage war nur eine formelle. Nächst dem Pfalzgrafen, der durch den legitimen Besitz der schönen Bergstraße bereichert als der eigentliche Sieger aus dem mit Diether gemeinsam unternommenen Kampf gegen ein ohnmächtiges Kaiserthum und herrschsüchtiges Papstthum hervorging, hatte doch Diether moralisch ohne Zweifel den Sieg auf seiner Seite. Die Inschrift auf seinem Grabmal im Mainzer Dom drückt diesen Gedanken schön aus mit den Worten: Libere pontificatu cessit ita victus ut vinceret. Nicht der Gewinst allein an Land und Leuten, womit ihn der Papst ausstattete, spricht für diese Auffassung; mußte es nicht vielmehr die Kurie

Digitized by Google

selbst als eine schwere Niederlage und moralische Schädigung empfinden, sich schließlich doch mit dem Manne schiedlich friedlich auseinanderzusetzen, den man noch kurz vorher als den Sohn der Ungerechtigkeit mit dem tödlichsten Hasse verfolgt,[18] den man mit den furchtbarsten Strafen der Hölle bedroht hatte? Empfand der Papst nicht die Demüthigung, die in den Worten lag, mit denen er Diether wieder in Gnaden aufnahm: Wir werden dich nach deinem Verdienste väterlich lieben und ehren, wir werden dich segnen und nie vergessen? Dieses letzte Wort sollte denn auch in Erfüllung gehen. Denn mit Zustimmung der Kurie wurde Diether nach Adolfs Tode (1475) noch einmal auf den Mainzer Bischofsstuhl berufen, den er zum Segen seines Erzstifts bis zu seinem Tode 1482 mit Ehren verwaltet hat.

Diether hatte in dem Kampfe um das Erzbisthum Mainz, das er als sein Eigenthum ansah, seitdem das Domkapitel ihn für würdig befunden hatte, ihm vorzustehen, standhaft und muthig seine Sache geführt und in dem Konflikt mit dem Papste, den er gewiß nicht gesucht hatte, sich, als er unvermeidlich geworden war, seiner Haut zu wehren gesucht so gut er konnte. Die Mittel freilich, deren er sich in dem Kampfe bediente, haben wir nicht immer gutheißen können. Auch hat er gar oft die rechte Kraft und Entschiedenheit im Handeln vermissen lassen.

Aber im großen und ganzen hat er in dem Kampfe um die Freiheiten der Kirche und eine politische Reform des Reiches sich tapfer und unerschrocken, furchtlos und treu gezeigt, und wenn nicht nur der Erfolg, sondern auch nur der Wille, einem großen Ziele zugestrebt zu haben, einen Anspruch auf historische Bedeutung gewährt, so dürfen wir, so erfolglos auch Diethers Auftreten gegen die kurialen Uebergriffe und das ganze römische System gewesen ist, ihn immerhin eine geschichtliche Persönlichkeit nennen, deren Andenken wir in Ehren halten wollen.

Digitized by Google

Von Reformen freilich, die die verloren gegangene Größe und Macht des Reiches, für die Diether stets ein Herz gezeigt, wieder heraufführen sollten, von einem allgemeinen Landfrieden, einem Reichsgericht u. s. w. war man jetzt entfernter wie je. Aber auch die anderen Ziele, die die oppositionelle Bewegung in Deutschland unter Diethers und des Pfalzgrafen Führung im Auge gehabt hatte, der Abschluß einer pragmatischen Sanktion, die Einrichtung von regelmäßig wiederkehrenden Konzilien als Mittel einer parlamentarischen Kontrolle des Papstes waren in nebelgraue Ferne gerückt. Und doch war die Bewegung nicht umsonst gewesen; große Veränderungen im Leben des Staates und der Kirche treten nicht plötzlich auf, sie wollen vorbereitet und angebahnt werden, und wenn der Beweis für ihre Nothwendigkeit erbracht ist, kommen sie, wie sehr man sich auch von oben her gegen solche Aenderungen wehren mag. Jedenfalls hat die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts die Stärke ihrer Impulse wesentlich dem Umstande zu verdanken gehabt, daß die konziliare und politische Reformbewegung des fünfzehnten Jahrhunderts, wie sie besonders durch Diether von Isenburg wieder in Fluß gekommen war, eine Abstellung der offenbar gewordenen Mißbräuche in Kirche und Staat nicht hatte erreichen können.

Anmerkungen.

[1] Vergl. für den folgenden Abschnitt: Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Bd. I, S. 44 ff., 62 ff.; Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter, Bd. 2, S. 424 ff., 526 ff., und öfters; Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. 4; Huber, Geschichte Oesterreichs, Bd. 3.

[2] Vergl. namentlich Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 2, S. 111 ff.: Häusser, Geschichte der Rheinpfalz.

[3] Vergl. Droysen, Geschichte der preußischen Politik II, 1, 207.

[4] Vergl. Prutz, a. a. O. S. 519.

Digitized by Google

[5] Für die Geschichte Diethers von Isenburg verweise ich auf Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses Isenburg-Büdingen, Bd. 2, S. 214 ff., und namentlich Karl Menzel, Diether von Isenburg, Erlangen 1868, mit einer außerordentlich reichen Litteraturangabe. Voigt, Aenea Silvio de Piccolomini als Papst Pius II., Bd. 3, S. 268 ff. Ferner: Diether von Isenburg und der apostolische Stuhl in der Zeitschrift „Der Katholik", 1850, Bd. 1, 252 ff. Aelteren Datums ist die einseitig abgefaßte Schrift von Hellwich, De dissidio Moguntinensi (gegen Diether); nicht minder vorsichtig ist zu benutzen der Panegyrikus auf Diether (geschrieben von N. Schwarz), Mainz 1789. Recht schätzbares Material giebt auch Pastor, a. a. O., Bd. 2, S. 115 ff.

[6] Uebrigens berührt der Vorwurf des erkauften Amtes gerade aus dem Munde des Papstes Pius höchst eigenthümlich; wußte er doch aus dem Konklave, das seine eigene Wahl herausführte, höchst wunderbare Dinge zu berichten: Vendebatur Christi tunica sine exemplo. (Pius, Comment., pag. 37.)

[7] S. hierüber Voigt, a. a. St., S. 269, der, obwohl kein Freund Diethers, diese päpstlichen Forderungen unerhört findet.

[8] Vergl. hierüber Kremer, Geschichte Friedrichs von der Pfalz, S. 211.

[9] Nos ecclesiamque nostram indubie gravant. Senckenberg l. l.

[10] Propter participationem suspicionis (Senckenberg IV, 398), soll wohl umgekehrt heißen: Propter suspicionem participationis?

[11] Menzel, Diether, S. 117.

[12] Dietherum appellationem si revocaverit rei suae summopere consulturum. Hellwich, S. 28.

[13] Vergl. hierüber Voigt, Bd. 3, S. 378 ff.

[14] Eine der noch am wenigsten aufgehellten Episoden ist der hartnäckige Kampf, der sich wiederholt im Rheingau abspielte und der, aus theilweise unerklärten Gründen, zweimal den Abzug der Mannschaften Diethers und seiner Verbündeten zur Folge hatte. Eine in manchen Einzelheiten ausführlichere Darstellung des Hergangs bei dem ersten Kampfe im Rheingau giebt W. Schädel in der Zeitschrift des Mainzer Alterthumsvereins, Bd. 3, S. 464: Zum Kampfe Adolfs von Nassau und Diethers von Isenburg im Rheingau (nebst zwei historischen Volksliedern).

[15] Voigt, Enea Silvio 3, 263.

[16] Neuerdings wieder abgedruckt in den Chroniken der deutschen Städte, Bd. 18, herausgegeben von Hegel. Siehe namentlich auch dessen Aufsatz ebendaselbst: Der Untergang der freien Stadt Mainz. Vergl. auch Rheinisches Archiv für Geschichte und Litteratur IV, S. 3 ff.; V, S. 30 ff.

Digitized by Google

[17] Es ist interessant, den milden, wohlwollenden Ton des päpstlichen Schreibens an Diether, in dem er ihn beglückwünscht zu dem Entschlusse des freiwilligen Rücktritts (effusis in Dietherum encomiis applaudit cessioni sponte ab ipso factae, Gudenus) zu vergleichen mit der schmähenden Sprache, die in der Bannbulle gegen Diether geführt wurde. Ein merkwürdig rascher Wechsel der Tonart, der darauf hindeutet, daß der Papst offenbar herzlich froh war, daß die leidige Bisthumsfehde endlich ihren Abschluß gefunden hatte. Die Bulle ist abgedruckt bei Guden, Cod. diplomat. IV, 171.

[81] Iniquitatis filium Dietherum, periurum simoniace labe respersum, irregularem ac de heresi vehementer suspectum. Guden, Cod. diplomat. IV, 161.

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Digitized by Google

Diether von Isenburg-Büdingen,

Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1459—1463)

und

die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen im fünfzehnten Jahrhundert.

Eine historische Studie

von

Prof. **Dr. R. Glaser,**
Gymnasiallehrer in Bensheim.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

FEB 11 1898

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Minot fund.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 284.

Diether von Isenburg-Büdingen,
Erzbischof und Kurfürst von Mainz
(1459—1463)
und
die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen im fünfzehnten Jahrhundert.

Eine historische Studie
von

Prof. Dr. R. Glaser,
Gymnasiallehrer in Bensheim.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Auf Schneeschuhen durch Grönland.

Von Fridtjof Nansen.

2. Ausgabe.

Autor. Uebersetzung von M. Mann. 2 Bände. Gr. 8°.

Mit 159 Original-Abbildungen und 4 Karten.

Preis elegant geheftet Mk. 12.50, elegant gebunden Mk. 15.—.

In hohem Grade lesenswerthes Werk. (Illustr. Ztg.)

Mit dem frischen Zuge der munteren Darstellung steht in gutem Einklang die Vortrefflichkeit der Uebersetzung. (Deutsche Litteraturzeitung.)

Nansens Werk gehört zu den allerhervorragendsten Berichten moderner Entdeckungsreisender. (Kieler Ztg.

Nansens Reisewerk gehört zu den eigenartigsten und anziehendsten der ganzen Gattung. (Dtsch. Reichs-Anz.

Bei dem Werthe, welcher dem Werke innewohnt, ist dem Buche des ausgezeichneten Dr. Nansen weiteste Verbreitung zu wünschen. — Der Inhalt des Werkes ist ein außerordentlich reicher. (Deutsche Lesehalle, 2. 11. 90.)

Der Bedeutung des so gehaltvollen Werkes entsprechend, hat die Verlagshandlung ihm in Papier und Letternsatz eine vorzügliche Ausstattung gegeben. (Aus allen Welttheilen, Juni 91.)

— — — Man hat kaum einen Begriff davon, mit welch' unsäglichen Schwierigkeiten seine Reise verbunden war, größeren Schwierigkeiten, als sie sich Afrikareisenden gegenüberstellen; man erhält eine leise Ahnung davon, wenn man das prächtige Werk „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ liest, welches Nansen eben erscheinen ließ und das bei aller gründlichen Wissenschaftlichkeit, die sich nach verschiedenen Details hin glänzend geltend macht, den Eindruck eines ungemein spannenden, mit großer poetischer Empfindung geschriebenen Romans hinterläßt. (Illustr. Bade-Blatt, 1. 2. 91.)

— — — man liest daher die Beschreibung seiner Durchquerung Grönlands, die sich von vielen anderen Reisebüchern durch anschauliche Darstellung und die Anspruchslosigkeit und Frische des Tones auszeichnet, mit verdoppeltem Interesse. (Daheim, 18. 2. 91.)

In obigem Verlage sind erschienen:

Die Werke von

Oscar II.

König von Schweden und Norwegen.

Gedichte. Im Versmaße des Originals mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von **Emil Jonas.** Geh. Mk. 3.—.

Gedichte und Gedanken. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von **Emil Jonas.** Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Gedichte und Tagebuchblätter. Im Versmaße des Originals mit Allerhöchster Autorisation übersetzt und mit Erläuterungen versehen von **Emil Jonas.** Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50.

Festreden. Gehalten in der Freimaurer-St.-Johannis-Loge St. Jock in Stockholm von Sr. Majestät dem König als einstigem hammerführenden Meister während der Jahre 1852—1868. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Prosaische Schriften. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von **Emil Jonas.** Mit 1 Karte. Geh. Mk. 4.—.

Eine interessante Sammlung. (Fränk. Kurier 2. 9. 91.)

Das vorliegende Buch bringt zahlreiche charakteristische Zeugnisse des geistvollen, sprachgewandten Mannes und des sein Volk und sein Vaterland mit Liebe und Stolz umfassenden Königs. (Hamb. Nachr. 4. 9. 91.)

Wir lernen in dem königlichen Autor einen vorzüglichen Schriftsteller von großem Talente kennen, der sich durch Geschmack in der Form und durch Tiefe der Anschauung auszeichnet. (Hamb. Fremdenbl. 22. 8. 91.)

In allen offenbart sich die reiche Begabung, das edle Herz und das poetische Gemüth des gelehrten Königs. (Mecklenburger Tageblatt 13. 9. 91.)

Das Deutschthum

der

Vereinigten Staaten.

Von

Professor Karl Knortz,
Schulsuperintendent zu Evansville in Indiana.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Karl Heinzen, der geharnischte, viel angefeindete und in der Verfechtung seiner Ansichten rücksichtslos auftretende deutsch-amerikanische Publizist, sagt in einem seiner Vorträge, daß sich die Bewohner der Vereinigten Staaten nur dadurch amerikanisirten, daß sie den Grundsatz aufstellten: „Alle Menschen sind gleich geboren und mit unveräußerlichen Rechten begabt, zu denen das Leben, die Freiheit und das ungehinderte Streben nach Glück gehört."

Auf diesen Paragraphen der Unabhängigkeitserklärung schwören nun auch die Amerikaner der Jetztzeit noch, aber nur mit derselben Gewissenselastizität, mit der manche, um eine fette Pension zu ergattern, ihren schwankenden Gesundheitszustand auf den Bürgerkrieg zurückführen oder im Falle eines betrügerischen Bankerottes ihre Vermögensangabe mit einem Kuß auf die Bibel bekräftigen.

Wenn man nun auf Grund jenes Passus sich der Hoffnung hingiebt, daß der Amerikaner ein exemplarischer Vertreter der Liberalität und Gleichberechtigung sei, so dürfte man sich doch gründlich täuschen, denn er hat betreffs seiner idealen Güter, wie Freiheit und Streben nach Glück, seine eigenen engherzigen Ansichten, und da er dieselben für unfehlbar hält, so glaubt er auch moralisch verpflichtet zu sein, dieselben jedem Andersdenkenden aufzunöthigen. Ginge es dem mit nationalem Eigendünkel vollgepfropften Yankee nach, so würde die purita-

Digitized by Google

nische Theokratie der Kolonialpolitik mit einer Dynastie von Mathers bald aufs neue erstehen, und Jeder, der sich nicht willig unter das Joch derselben beugte, würde einfach ausgewiesen; wenigstens haben dies einige Reverends und sonstige Fanatiker schon längst in Aussicht gestellt.

Seit geraumer Zeit sind bekanntlich die Deutsch-Amerikaner von den engherzigen Nativisten aufs Korn genommen worden. Man haßt sie hauptsächlich deshalb, weil sie nicht mehr geneigt sind, als Völkerdünger zu dienen, sondern nachgrade sich dazu ermannt haben, eine praktische Gleichberechtigung zu fordern; man haßt die freie deutsche Wissenschaft, weil sie am altehrwürdigen Gebäude des blinden Glaubens eine Mauer nach der andern einreißt und auf ihrer Siegeslaufbahn ungehindert fortschreitet. Da muß also nothgedrungen Hülfe geschaffen werden, und dies kann nur dadurch geschehen, daß man den Deutschen vor allen Dingen ihre Sprache, also ihr geistiges Band und die Quelle ihrer nationalen Bildung, raubt, oder daß man sie, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, dermaßen amerikanisirt, daß sie im Yankeethum das Urbild aller menschlichen Vollkommenheit erblicken.

Wenn der Amerikaner die Geschichte seines Landes behandelt, so vergißt er niemals auf die Thatsache hinzuweisen, daß zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges deutsche Fürsten zahlreiche Soldaten nach Amerika verkauften, um mitzuhelfen, die junge Freiheit im Keime zu ersticken. Mildernde Gründe dafür anzuführen, liegt, da er hauptsächlich Vorurtheile gegen Deutschland erwecken will, natürlich nicht in seiner Absicht; noch viel weniger aber wiederholt er die von Bancroft in seinem großen Geschichtswerke gemachte Bemerkung, daß sich die damals in Amerika ansässigen Deutschen bereits so gründlich amerikanisirt hätten, um, während die Kolonialtruppen massenhaft desertirten, treu zur Sache der Freiheit und Unabhängigkeit zu stehen.

Digitized by Google

Washingtons zuverlässigste Anhänger waren die Deutsch-Pennsylvanier, und seine Armee ließ er, damit sie endlich den englischen Truppen mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten konnte, durch einen deutschen Offizier, Baron von Steuben, einexerziren und organisiren. Ja, schon 1765 waren, wie Seidensticker berichtet, die deutschen Kaufleute Philadelphias so weit amerikanisirt, daß sie infolge der ihnen verhaßten Stempelakte keine englischen Waren mehr einführten, und dreizehn Jahre später zeigten die deutschen Quäker von Germantown durch einen geharnischten, gegen die Sklaverei gerichteten Protest, daß sie die Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen entschieden richtiger erfaßt hatten, als ihre Mitbürger englischer Abkunft.

In keinem Lande der Welt fand die amerikanische Unabhängigkeitserklärung solche aufrichtige Vertheidiger wie grade in Deutschland. Friedrich der Große sah in ihr die Gewißheit, daß nun die Kolonien nicht auf die Dauer unterdrückt werden könnten. Kant, Schiller, Lessing und Goethe gehörten zu den edelsten Bewunderern des jungen amerikanischen Volkes; Klopstock begrüßte in ihr die Dämmerung eines neuen Tages, der Licht über alle Nationen bringen würde, und Herder lebte der Hoffnung, daß, da die Künste und die heiligsten Gedanken des Menschengeschlechtes nur in einer Republik gedeihen könnten, Amerika dazu berufen sei, eine neue Zivilisation zu schaffen.

In den Augen der Engländer hingegen war die Erklärung der amerikanischen Unabhängigkeit ein Kapitalverbrechen, ging sie doch von rebellisch gewordenen, undankbaren Unterthanen aus, deren Vorfahren zum Theil Insassen von Armenhäusern und Gefängnissen gewesen waren und deren Verschiffung nach Amerika im Interesse des öffentlichen Wohles stattgefunden hatte. Und die Nachkommen dieser Leute reißen nun heutigen Tages den Mund gewaltig auf, um jedem Neueingewanderten

Digitized by Google

die schleunige Amerikanisirung anzuempfehlen und jeden Eingeborenen vor der drohenden Gefahr der Germanisirung zu warnen. Was sie nur eigentlich unter letzterer verstehen?

Wenn sie vielleicht den Deutschen, die ihre alte Heimath auch in der neuen in Ehren halten und keine Beschimpfung derselben durch ungewaschene Mäuler dulden, eine königlich-kaiserliche Gesinnung, die der amerikanischen Republik gefährlich werden könnte, andichten, so sollten sie doch wissen, daß grade Diejenigen, die jahrelang unter dem Drucke monarchischer Institutionen geseufzt, den Werth der Freiheit besser zu schätzen und zu würdigen wissen, als Jene, welche diesen Druck nur von Hörensagen kennen. Die eingewanderten Bürger sind auch insofern freier und liberaler als die eingeborenen, als sie Keinem die ihm durch die Konstitution gewährten allgemeinen Menschenrechte verkürzen wollen, sondern vielmehr Jeden auf eigene Façon glücklich werden lassen. Der Nativist, der so gerne die Vereinigten Staaten mit einer himmelhohen Mauer umgeben und nicht nur die Ausländer, sondern auch die aus dem Auslande stammenden Ideen fernhalten möchte, bedauert hingegen, daß es nicht mehr in seiner Macht steht, die in der Fremde geborenen Bürger zu unterthänigen und mundtodten Sklaven zu erniedrigen.

Der Deutsche glaubt an unbeschränkte religiöse Freiheit und stört Niemanden in der Ausübung derselben. Diese religiöse Freiheit aber, an die auch der Yankee zu glauben vorgiebt — wenigstens ist er ein Verehrer derselben in der Theorie, nicht aber in der Praxis —, ist durchaus kein amerikanisches Gewächs, sondern sie wurde durch den schrecklichsten aller Kriege in dem Lande erkämpft, das vorher die Macht der Hunnen, Römer und Türken gebrochen hatte. Das Institut der öffentlichen Schulen, auf das die Amerikaner so übermäßig stolz sind, ist doch nur eins der vielen Geschenke, welche die

Digitized by Google

deutsche Reformation der civilisationsbedürftigen Welt zu einer Zeit machte, da außer Deutschland kein anderes Land im Entferntesten die Nothwendigkeit desselben einsah. Und dieselbe Zeit war es auch, welche der Welt einen Kopernikus gab, der durch seine Lehre von den Bewegungen der Himmelskörper der Erde ihre althergebrachte Stellung als Mittelpunkt der Schöpfung raubte und dadurch zugleich die Menschen zu größerer Bescheidenheit ermahnte, wovon jedoch unsere amerikanischen Knownothings noch nichts profitirt haben, denn sonst würden sie nicht so eifrig vor dem Germanisiren warnen. Trotzdem aber steht der Amerikaner bereits mehr unter deutschem Einfluß, als er zu ahnen scheint.

Wenn er eine Temperenzversammlung besuchen oder in einer Missionsstunde für das Seelenheil der Südsee-Insulaner beten und nicht zu spät erscheinen will, so bedient er sich, indem er auf seine Taschenuhr blickt, einer deutschen Erfindung. Will er wissen, wie heiß oder kalt es ist, so gebraucht er ein Thermometer, dessen Gradmessung von Fahrenheit, also einem Deutschen, herrührt. Ist er krank und will er sich hydropathisch kuriren lassen, so vertraut er sich Aerzten an, die ihre Weisheit deutschen Forschungen verdanken; nimmt er ein Buch zur Hand, so hat er eine Erfindung Gutenbergs vor Augen; feiert er den vierten Juli durch Kanonen- und Flintenschüsse, so sollte er auch daran denken, daß das dabei benutzte Pulver die Erfindung eines Deutschen ist. Betrachtet er die Sterne mit einem Fernrohr, so hält er ein von Kepler stammendes Werkzeug in der Hand. Für die Analyse des Sonnenlichtes, welche über die stoffliche Zusammensetzung der Himmelskörper Auskunft giebt, ist er Kirchhoff und Bunsen zu Dank verpflichtet. Ja, wir müßten hier weit über die Hälfte der Kulturgeschichte mittheilen, wenn wir alle epochemachenden Erfindungen erwähnen wollten, die ihre Heimath in Deutschland hatten.

Digitized by Google

Und da will man angesichts dieser Thatsachen noch immer vor dem Germanisiren warnen? Nein, ihr Herren Yankees, germanisirt euch nur so schnell als möglich und nehmt jenen, den deutschen Gelehrten eigenen freien und uneigennützigen Geist der Wissenschaft und Forschung in euch auf, denn dadurch werdet ihr eurem Lande und der Zivilisation bessere Dienste erweisen, als durch eure thörichte Verkleinerung der Angehörigen einer Nation, welche die wichtigsten Kapitel in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit verfaßt hat.

Es ist doch eigentlich jammerschade, daß die Deutschen in so vielen Dingen den schlauen Amerikanern zuvorgekommen sind; ja, nicht einmal eine eigene Sprache besitzen die Letzteren, denn ihr Englisch haben sie aus England mitgebracht, und das Allerschrecklichste dabei ist, daß es ursprünglich auch wieder aus dem verhaßten Deutschland stammte und durch deutsche Eroberer nach England verpflanzt wurde. An dieses Verwandtschaftsverhältniß lassen sich nun die Amerikaner nicht gerne erinnern, denn sie möchten vielleicht dadurch veranlaßt werden, ihren Protest gegen das Germanisiren etwas zu mildern.

Doch es liegt ein hoher Trost in der Thatsache, daß sich nur unwissende oder halbgebildete Menschen dem deutschen Kultureinfluß gegenüber feindselig verhalten; der wirklich Gebildete irgend einer Nation, selbst der amerikanischen, weiß nur zu gut, was die Welt demselben schuldig ist.

Der Belgier Hendrick Conscience, der seine Muttersprache, das Vlämische nämlich, durch dichterische Schöpfungen zu hohem Ansehen brachte, bemerkt, der Deutsche könne durch eine Bundesgenossenschaft mit Völkern, die nicht germanischen Ursprungs sind, nur verlieren. Eine Abhängigkeit von Frankreich aber, das mit Deutschland in ewigem Krieg lebt, nennt er das größte Uebel für irgend eine germanische Nation. In seinem Roman „Jakob von Artevelde“ sagt er der jüngeren

Digitized by Google

Generation seines eigenen Vaterlandes, daß es gegen das Vordringen des Franzosenthums kein wirksameres Mittel als Anlehnung an Deutschland gebe.

In Dänemark wirkten anfangs dieses Jahrhunderts Baggesen und Steffens für deutsche Litteratur. Der gelehrte Grundtvig bemerkt, daß, wenn man zu wissen begehre, was Poesie sei, man bei Goethe oder Shakespeare vorsprechen solle.

In der ersten Nummer der Pariser „Revue Germanique“ erschien ein Brief von Renan, in dem er, nachdem er das betreffende Unternehmen seiner vollen Sympathie versichert, bemerkt, daß die deutsche Geschichtsschreibung und Philologie die größte Aufmerksamkeit beanspruche; besonders sei letztere einzig in ihrer Art, und auf dem Gebiete der ersteren thue es keine Nation der deutschen nach. „Deutschland,“ fügt er hinzu, „ist wie geschaffen für Philologie und wissenschaftliche Kritik.“

Der Portugiese Vasconcellos, der Goethes „Faust“ übersetzte, schreibt, es sei eine Schmach, die Sprache nicht zu kennen, die heute mehr als eine andere auf dem Gebiete der Wissenschaft herrsche.

In Brasilien wirkt Tobias Barreto de Menzes enthusiastisch für die Verbreitung der deutschen Litteratur; es ist dies, beiläufig gesagt, derselbe Fortschrittsmann, der 1879 für die Gleichberechtigung der Protestanten auftrat. Sein Freund und Gesinnungsgenosse Sylvio Romero sagt in einer Schrift über die brasilianische Litteratur und die moderne Kritik:

„Alle intelligenten Nationen werfen ihren Blick nach Deutschland. Das Ideal Deutschlands ist ein hohes und edles; von dort kann Brasilien die Ideen empfangen, die es wiederbeleben, ohne ihm das Gefühl seines eigenen Seins zu nehmen. Die Nachahmung der Franzosen hat die Individualität unseres Volkes unterdrückt; der Germanismus, der Ideen bietet statt Phrasen, wird die verlorene Persönlichkeit wiederbeleben durch Selbstkritik.“

Digitized by Google

Harvey Rice, ein wenig bekannter amerikanischer Schriftsteller und Dichter, sagt in seinem lesenswerthen Werke „Nature and Culture“: Es besteht nach meiner Ansicht ein auffallender Irrthum im amerikanischen Schulwesen, darin nämlich, daß zwischen der körperlichen und geistigen Ausbildung des Schülers keine Harmonie herrscht. In vielen deutschen Staaten, wenn nicht in allen, ist der Plan der Jugenderziehung vernünftiger und philosophischer als hier. Dort verbindet man körperliche Arbeiten mit dem Studiren, und das Resultat ist, daß die Jugend Deutschlands zu gleicher Zeit an Körper und Geist gedeiht. Von Kindheit an wird ihnen gesagt, daß die Arbeit eine anständige Beschäftigung sei. Die Deutschen zeichnen sich als Rasse durch eine eiserne Körperkonstitution und durch eine geistige Energie aus, die sie befähigt, den ernstesten Anforderungen und unangenehmsten Widerwärtigkeiten des Lebens muthig und sicher entgegenzutreten. Kein Land hat jemals solches feste, kräftige Volk erzeugt, wie Deutschland, und keines hat jemals auf irgend einem Gebiete, besonders auf dem der Philosophie und klassischen Litteratur, Tüchtigeres hervorgebracht.“

Der Engländer Samuel Smiles sagt in seinem viel verbreiteten Buche „Charakter“, daß die Leute deutschen Ursprungs stets die besten Kolonisten abgegeben hätten, und der Amerikaner Draper lobt an ihnen, daß sie nur geringe Anlage zur Abgötterei und zum Götzendienst besäßen.

Der biedere Carlyle stellt der deutschen Litteratur, der er selber soviel verdankte, das Zeugniß aus, daß sie der Welt die edelste und reichste Geistesnahrung geliefert habe. Auch während des deutsch-französischen Krieges verfocht er wacker die Sache Deutschlands und schrieb damals der „Times“ u. a.: „Das edle, ruhige, gründliche, solide Deutschland sollte sich endlich zu einer Nation verschmelzen und statt des dunstigen, ehrsüchtigen, gestikulirenden, zänkischen, ruhelosen und über-

Digitized by Google

empfindlichen Frankreichs zur Königin des europäischen Kontinents werden, — dies scheint mir das hoffnungsvollste Ereigniß meines Zeitalters zu sein."

John Stuart Blackie, der lange Jahre in Edinburg als Professor der griechischen Sprache wirkte und der in Göttingen und Berlin studirt hatte, gab 1870 sogar die Kriegslieder der Deutschen mit historischen Anmerkungen heraus und sagte in einem Nachworte, daß diese Lieder dazu dienen sollten, den Engländern eine dauernde Achtung für ein Volk einzuflößen, das durch seine Arbeiten auf geistigem Gebiete den Dank ganz Europas verdiene.

Nur ein vollständig mit Blindheit geschlagener Yankee kann den Einfluß deutscher Kultur in Amerika leugnen; und solange man dahier in der Pädagogik keinen Pestalozzi, Diesterweg oder Herbart, in der Philosophie keinen Kant oder Schopenhauer, in der Litteratur keinen Schiller, Goethe, Herder oder Lessing und in der Musik keinen Beethoven oder Wagner aufzuweisen hat, thut man sehr weise daran, wenn man die geistigen Errungenschaften des ersten Volkes der alten Welt auf sich einwirken oder sich germanisiren läßt.

Der praktisch veranlagte Amerikaner verwerthet die Resultate deutscher Forschung überall, wo er nur kann. Jede amerikanische Ausgabe eines lateinischen oder griechischen Klassikers beruht auf den Arbeiten deutscher Philologen; jedes amerikanische Buch, das von spekulativer Philosophie handelt, ist eine Wiedergabe deutscher Ideen. Jeder amerikanische Pädagoge, dem es mit seinem Berufe ernst ist, holt sich bei den ersten Schulmännern Deutschlands Rath; so hat z. B. das Studium Herbarts, obgleich erst neueren Datums, bereits dahier eine ansehnliche Litteratur, darunter auch ein seit 1895 erscheinendes Jahrbuch, hervorgerufen. Dies ist insofern von weitgehender Bedeutung, als Herbart die Charakterbildung zum Mittelpunkte

Digitized by Google

aller erzieherischen Thätigkeit macht und dadurch die bisher in Amerika ausschließlich geltende Ansicht der alten Sophisten, nach welcher die Bildung nur deshalb Werth hat, weil sie zur Erlangung von Vortheilen dient, wirksam bekämpft.

Aus dem bisher Gesagten ist nun ersichtlich, daß, wie auch schon Goethe bemerkt, die deutsche Sprache immer mehr zur Vermittlerin der Weltkultur wird. Wer ihr also hindernd in den Weg tritt, stellt sich öffentlich das Zeugniß trauriger Beschränktheit aus, denn er hat noch nicht gelernt, daß die Abschließung von geistig höher stehenden Nationen zum trostlosesten Chinesenthum führt.

Es wird oft bitter darüber geklagt, daß der Deutsche in der Fremde seine Muttersprache schnell aufgebe; man darf jedoch nicht vergessen, daß dieses nur solche Deutsche sind, die von deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur nicht die entfernteste Ahnung haben und die daher auch nichts Entehrendes darin sehen, wenn man sie als Völkerdünger betrachtet.

Für die Normannen in Frankreich genügten einhundertfünfzig Jahre, bis sie ihre Sprache mit der romanischen vertauscht hatten; Ostgothen und Longobarden vergaßen in Italien ihre Sprache ebenso schnell, und die vielen protestantischen Salzburger und Tiroler, die im vorigen Jahrhundert nach Georgia auswanderten, sind längst im Amerikanerthum aufgegangen. Ein Sprachverein, wie ihn Frankreich in seiner „Alliance pour la propagation de la langue française“ schon längst besitzt, hat sich in Deutschland und Oesterreich erst in der Neuzeit gebildet; derselbe kommt hier und in Amerika jedoch nicht in Betracht, da er ausschließlich sein Augenmerk auf die Bekämpfung des immer übermüthiger werdenden Slaventhums gerichtet hat.

Der nordamerikanische Turnerbund, der sich doch laut seinen Satzungen die Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten zur Pflicht gemacht hat, begnügt sich meisten-

Digitized by Google

theils damit, dann und wann in Versammlungen darauf zielende Beschlüsse fassen und dann, nachdem Eins darauf getrunken, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen. So konnte es also der gehässige Großkanzler der Pythiasritter ruhig wagen, den zahlreichen deutschen Mitgliedern seines Ordens den Fehdehandschuh hinzuwerfen und sie als „Auswurf Europas" zu bezeichnen, ohne daß sich z. B. die „Ritter" Milwaukees, also jener Stadt, die sich infolge ihres guten Bieres — ich wüßte nämlich keinen anderen Grund — gewöhnlich „Deutsch-Athen" nennt, so weit ermannt hätten, um jener Organisation samt und sonders den Rücken zu kehren. Nur wenn das Bier in Gefahr kommt, rafft sich der Deutsch-Amerikaner noch auf und wird zum Berserker.

Nichts liegt mir ferner, als der sogenannten Deutschthümelei oder einer abgeschlossenen Stellung der Deutschen im amerikanischen Gemeinwesen das Wort zu reden. Wir sind einmal amerikanische Bürger und haben mithin die Pflicht, uns mit der Hauptsprache, den Gesetzen, der Geschichte und Litteratur unseres neuen Vaterlandes mindestens ebenso vertraut zu machen, wie die Eingeborenen. Und dieses können wir thun, ohne dadurch deutsche Sprache und Litteratur zu vernachlässigen. In gewisser Hinsicht soll und muß sich der hier wohnende Deutsche amerikanisiren, und dieses geschieht außer den soeben erwähnten Anforderungen auch noch dadurch, daß er seine alten Erbübel, wie Neid, Kleinigkeitskrämerei, Geiz und Rechthaberei, ablegt und sich die Freigebigkeit, die Beharrlichkeit, die Großmuth und den praktischen Blick der Amerikaner aneignet.

Dabei soll er aber stets darauf bedacht sein, daß er die höhere deutsche Kultur, deren er sich so gerne rühmt, auch durch sein Auftreten zur würdigen Anschauung bringt. Thut oder versteht er dies nun nicht, so hat er auch kein Recht, sich darüber zu beklagen, daß er von den Amerikanern für eine minderwerthige

Digitized by Google

Person angesehen wird. Für die Werke unserer Dichterfürsten und Geisteshelden giebt man wohl unserer Nation, uns persönlich aber keinen Kredit.

Die deutsche Einwanderung.

Als Amerika entdeckt und bald darauf von verschiedenen europäischen Mächten in Beschlag genommen wurde, ging Deutschland infolge seiner nationalen Schwäche bei der Vertheilung der überseeischen Länder leer aus, und seine Söhne mußten sich damit begnügen, den französischen, spanischen, holländischen, schwedischen und englischen Eroberern Handlangerdienste zu leisten.

Erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, also nach dem dreißigjährigen Kriege, zeigte sich in Deutschland die Lust zur Auswanderung nach Amerika. Der deutsche Landmann, damals das unglücklichste, ärmste und gedrückteste Geschöpf der Welt, war zu der Ueberzeugung gekommen, daß es ihm auf dem ganzen Erdenrund nirgends schlechter gehen könne als in der alten Heimath; der Anhänger irgend einer nach der Reformation entstandenen Pietistensekte, dem Regierung und Geistlichkeit das Leben zur Höllenqual machten, sehnte sich in seinem Herzen nach einem Lande, wo man ihn in Glaubenssachen ungeschoren ließ, und so kam es denn, daß die Lockrufe der Werber, welche den neuen Welttheil als das wiedergewonnene Paradies hinstellten, überall offene Ohren fanden, besonders da holländische Schiffseigenthümer jeden Europamüden gegen das schriftliche Versprechen, die Ueberfahrtskosten in Amerika abzuverdienen, unentgeltlich über den atlantischen Ozean beförderten. Alle öffentlichen Warnungen gegen eine derartige Seelenverkäuferei verhallten wirkungslos angesichts der unleugbaren Thatsache, daß bereits zahlreiche Deutsche in Amerika sich einer gesicherten Existenz erfreuten und im Besitze

Digitized by Google

von Ländereien seien, deren Flächenraum einen größeren Umfang als der manches deutschen Fürstenthums hatte.

Und die Einwanderer, die alle im alten Vaterlande eine Schule bitterer Armuth und Unterdrückung durchgemacht hatten, fanden sich bald in der neuen Welt zurecht, und als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, traten sie, die bisher nur in seltenen Fällen am politischen Leben theilgenommen hatten, plötzlich aus ihrer Isolirtheit heraus und kämpften muthig für die Lostrennung der Kolonien von England. Dies war auch insofern von Wichtigkeit für sie, als einige deutsche Fürsten ihre Landeskinder an England zur Erdrückung der amerikanischen Freiheit verkauft hatten.

Nach genanntem Kriege stockte die Einwanderung lange Jahre; erst anfangs dieses Jahrhunderts kam sie wieder in Fluß.

Die neuen Niederlande, die Besitzungen der Holländer in Amerika, wurden von der Amsterdamer Kammer, einer Unterabtheilung der westindischen Gesellschaft, regiert. Unter den ersten Generaldirektoren derselben finden wir auch einen Deutschen, nämlich den gewandten, aus Wesel stammenden Peter Minuit; derselbe landete im Mai 1626 in Neu-Amsterdam und machte sich unter anderem auch dadurch um die holländische Kolonie verdient, daß er den Indianern die Insel Manhattan, auf welcher jetzt Newyork steht, für die Summe von 60 Gulden abkaufte. Schließlich wurde er jedoch trotz seiner klugen und umsichtigen Verwaltung der neuen Niederlande von den Holländern mit schnödem Undank belohnt, so daß er sein Amt aufgab und in schwedisch-amerikanische Dienste trat.

Unter den ersten Ansiedlern des jetzigen Staates Newyork befanden sich zahlreiche, meist aus Hannover und Westfalen stammende Deutsche; da dieselben aber alle über Holland eingewandert waren und auch ihre Namen „verholländert" hatten,

Digitized by Google

so galten sie in den Augen der Amerikaner als Dutchmen, wie denn auch heute noch viele Yankees keinen Unterschied zwischen Dutch und German zu machen verstehen.

Da die Holländer die Indianer notorisch schlecht und grausam behandelten und sich durchaus kein Gewissen daraus machten, Verträge mit denselben nach Gutdünken zu brechen, so hatten sie durchaus keine Ursache darüber zu klagen, wenn die Rothhäute gleiches mit gleichem vergalten und bei günstiger Gelegenheit ihre Ansiedlungen überfielen und Jung und Alt unbarmherzig niedermachten, wobei natürlich auch manche deutsche Familie abgeschlachtet wurde.

Als nun schließlich die Holländer den Engländern das Feld räumen mußten und diese das ganze Land vom St. Lorenz- bis Savannahflusse in ihren Besitz brachten, waren sie eifrig darauf bedacht, dasselbe durch europäische Einwanderer besiedeln zu lassen. Sie ließen nun in Deutschland eine Anzahl Flugschriften verbreiten, in welchen die Schönheiten und Reichthümer der neuen Welt in überschwenglichen Farben geschildert wurden, und da damals (1709) besonders die Pfälzer alle Ursache hatten, mit den politischen und religiösen Zuständen ihrer engeren Heimath unzufrieden zu sein, so zogen dieselben zu Tausenden nach Amsterdam und harrten dort auf Weiterbeförderung, inzwischen von den Unterstützungen der Holländer und Engländer lebend.

Nachdem nun die Zahl der Auswanderungslustigen auf 10000 angeschwollen und an eine schnelle Beförderung derselben nicht zu denken war, ließ der englische Gesandte in Amsterdam bekannt machen, daß von nun an weitere Auswanderer nicht mehr auf Kosten Englands verschifft werden könnten, was zur Folge hatte, daß viele Nachzügler wieder die Heimreise antreten mußten.

Die armen Pfälzer wurden vorläufig nach England be-

Digitized by Google

fördert und dort in Zelten untergebracht. Da sich dort einmal 13000 Europamüde angesammelt hatten, so mußte, damit sie nicht zu lange die öffentliche und private Wohlthätigkeit in Anspruch nahmen, schnell Rath geschafft werden, um Arbeit für sie zu finden. Gegen 4000 wurden nun nach Irland transportirt, um dort einige Gewerbe, besonders die Weberei, einzuführen und außerdem die Zahl der dortigen Protestanten zu vermehren; junge, kräftige Leute ließen sich als Soldaten oder Matrosen anwerben; 650 wurden nach Nordkarolina und ungefähr 3000 im Jahre 1710 nach Newyork befördert, um das Hudson-, Mohawk- und Schoharinthal zu besiedeln. Dort aber waren sie bis zum Unabhängigkeitskriege beständig Ueberfällen durch Indianer, sowie den Betrügereien gewissenloser, habgieriger Engländer ausgesetzt, so daß sich viele gezwungen sahen, in Pennsylvanien Zuflucht zu suchen.[1]

Bei der Besiedelung der meisten Staaten der Union waren die Deutschen betheiligt und spielten mitunter eine hervorragende Rolle; da jedoch, wo kein Nachschub aus Deutschland stattfand, gingen sie im Laufe der Zeit im Amerikanerthum auf, so daß es heute schwer, wenn nicht unmöglich ist, ihren Spuren nachzugehen. In einigen Staaten hingegen, wie z. B. in New-Jersey, wo sich schon die Deutschen unter Holländern und Schweden tapfer mit den Indianern schlugen, hat sich das Deutschthum hauptsächlich infolge des Zuzuges aus Europa wacker gehalten, besonders in Hoboken, Newark und Jersey-City. Der genannte Staat wurde auch zur zweiten Heimath des nun verstorbenen Ingenieurs Johann August Röbling, des berühmtesten Brückenbauers der neuen und der alten Welt. Röbling, der aus Mühlhausen stammte und in Frankfurt und Berlin für seinen Beruf ausgebildet worden war, hatte sich 1848 zu Trenton niedergelassen und dort eine große Drahtseilfabrik gegründet, in der er auch das Material zu den von ihm

geplanten und geleiteten Hängebrücken am Niagara, am Ohio (zwischen Cincinnati und Covington) und am East-River (zwischen Newyork und Brooklyn) herstellte.

Lange Jahre hindurch bildete Pennsylvanien kraft der dort garantirten Glaubens- und Gewissensfreiheit den von deutschen Einwanderern bevorzugtesten Staat; deshalb findet man auch heute noch daselbst die meisten protestantisch-pietistischen Sekten, für die das alte Vaterland keine Verwendung hatte, vertreten und in großer Rührigkeit.

Als William Penn von der englischen Regierung, die seinem verstorbenen Vater 16000 Pfund Sterling schuldete, die nun seinen Namen tragende Landstrecke zur Abfindung erhalten hatte (1681), bereiste er mehrmals Deutschland, um die dortigen Quäker, besonders die in Lübeck, Emden, Hamburg, Krefeld und in der Pfalz zu besuchen und sie zur Auswanderung nach seinem Staate zu bereden. Mit seinen Bestrebungen hatte er auch insofern Erfolg, als sich in Frankfurt eine Auswanderungsgesellschaft bildete, die einen ausgedehnten Länderkomplex in Pennsylvanien kaufte und im Herbste 1683 die ersten Kolonisten auf dem Schiffe „Concord" nach Philadelphia absandte. Dieselben kamen wohlbehalten am 6. Oktober des genannten Jahres an und wurden von den Quäkern freudig aufgenommen. Sie ließen sich in der Nähe genannter Stadt nieder und gründeten daselbst die Stadt Germantown. Franz Daniel Pastorius, der Leiter dieser Ansiedelung, schrieb damals in das Grund- und Lagerbuch von Germantown:

„Sei gegrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuvörderst aus dem Inhalt der ersten Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und ernährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben (ach! ihr heimischen Herde!), um in diesem waldreichen Pennsylvanien, in der öden Einsamkeit,

minder sorgenvoll, den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder zuzubringen.

„Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Ueberschiffung des atlantischen Meeres in diesem Striche Nordamerikas den deutschen Stamm zu gründen. Und da, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechten waren, ahme unser Beispiel nach. Wo wir aber, wie reumüthig anerkannt wird, von dem so schweren Pfade abgewichen sind, vergieb uns, und mögen die Gefahren, die Andere liefen, dich vorsichtig machen. Heil dir, deutsche Nachkommenschaft! Heil dir, deutsches Brudervolk! Heil dir auf immer!"

1691 erhielt Germantown städtische Gerechtsame. Das junge Städtchen führte im Siegel ein dreiblätteriges Kleeblatt, auf dem ein Weinstock, eine Flachsblume und eine Weberspule abgebildet war und das die Inschrift trug: vinum, linum et textrinum (Wein, Lein und Webeschrein), um, wie Pastorius bemerkt, anzudeuten, „daß man sich diß Orts mit Weinbau, Flachsbau und Handwerksleuthen mit Gott und Ehren ernehren will".

Da die Bewohner von Germantown als strenge und aufrichtige Christen die Sklaverei nicht mit den Lehren ihrer Religion in Einklang bringen konnten, so erließen sie schon im April 1688 eine öffentliche, von Pastorius aufgesetzte Kundgebung gegen jede unfreiwillige Dienstbarkeit; dadurch haben sie auf die Ehre Anspruch, von allen Bewohnern Amerikas die ersten gewesen zu sein, welche den Muth hatten, die Sklaverei zu verdammen.

Ein ganzes Jahrhundert bewahrte Germantown den Charakter einer deutschen Stadt. Die Bewohner zeichneten sich durch unermüdlichen Fleiß aus und die Erzeugnisse ihrer Industrie fanden überall lohnenden Absatz. Dort braute auch der deutsche Quäker Pater Keurlis das erste Bier auf amerika-

Digitized by Google

nischem Boden. Da dasselbe den Germantownern trefflich zu munden schien, so wurde, um den Saufteufel zu bannen, den Wirthen von der Stadtbehörde verboten, an keine Person mehr als ein „Quartier Bier halbtäglich" zu verkaufen. Dies Gesetz blieb jedoch ein todter Buchstabe.

1694 kam eine Anzahl von dem Sonderling Kelpius geführter Mystiker nach Germantown. Da sie sich jedoch dort nicht heimisch fühlten, so ließen sie sich in der Nähe von Wissahickon nieder, um in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt den Anbruch des tausendjährigen Reiches zu erwarten.

Den Mennoniten gefiel es in Amerika bald so gut, daß sie sich moralisch verpflichtet hielten, ihre noch in Deutschland weilenden Gesinnungsgenossen ebenfalls zur Auswanderung nach dem gelobten Lande der Glaubensfreiheit zu bereden.

Viele Aehnlichkeit in religiöser Hinsicht hatten mit ihnen die „Brüder" oder die „Dunker", wie sie gewöhnlich deshalb spöttisch genannt wurden, weil sie die Taufe an Erwachsenen durch Untertauchen in das Wasser vollzogen. Ihre Sekte zählt, beiläufig bemerkt, heute ungefähr 100000 Anhänger in den Vereinigten Staaten.

Die Sekte der Ephratenser, auch „Siebentäger" genannt, weil sie den jüdischen und nicht den christlichen Sabbath feierten, stand unter Leitung Beissels, eines 1720 aus der Pfalz eingewanderten Bäckers, der sich, nachdem er von einem Dunkerprediger getauft worden war, extremer Religionsschwärmerei ergeben und sich mit seinen Anhängern in das von ihm gegründete Kloster Ephrata in Pennsylvanien zurückgezogen hatte. Die Ephratenser nannten sich untereinander Brüder und Schwestern; sie verabscheuten die Ehe, schafften das Privateigenthum ab und ernährten sich vom gemeinschaftlichen Ertrage ihrer Felder und einiger Industriezweige.

Auch die sogenannten Schwenckfelder fanden in Pennsyl-

Digitized by Google

vanien Zuflucht und ließen sich hauptsächlich in Montgomery County nieder.

Lutheraner, Reformirte und Katholiken wandten sich um die damalige Zeit wenig nach Pennsylvanien. 1733 bestanden nur drei lutherische Gemeinden im ganzen Staate, nämlich eine zu Philadelphia, eine zu Neu-Hannover und eine zu Trappe (Providence). 1741 wurde dann aus Deutschland der Geistliche Heinrich Melchior Mühlenberg[2] zur Organisation der lutherischen Gemeinden nach Amerika berufen, und er traf insofern noch zur rechten Zeit ein, als inzwischen Graf von Zinzendorf, der sich unter dem Namen eines Herrn von Thürstein in Philadelphia aufhielt, dort gewaltig für seine spezielle Religion Propaganda und der dortigen lutherischen Gemeinde bereits die Hälfte der Mitgliederzahl abspenstig gemacht hatte.

Mühlenberg hatte beständig mit unzähligen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu kämpfen; er suchte die überall zerstreuten Lutheraner auf und ermunterte sie zum Aushalten im Glauben. Und er hatte Erfolg mit seinen Bestrebungen, denn schon 1763 belief sich die Zahl der lutherischen Gemeinden in Pennsylvanien auf 30. Seine ersprießliche Thätigkeit trug ihm den Ehrentitel „Patriarch der lutherischen Kirche von Amerika" ein.

1746 sandte die holländische Synode den Geistlichen Michael Schlatter nach Amerika, um die reformirten Gemeinden zu organisiren. Auch er reiste überall predigend herum, hatte jedoch so wenig Erfolg, daß er schließlich sein Amt niederlegte und sich zum Feldprediger eines hauptsächlich aus Deutschen bestehenden Kolonialregimentes ernennen ließ.

1738 und 1739 verließen die Herrenhuter Georgia, woselbst sie mehrere Ansiedelungen gegründet hatten, und wandten sich nach dem Lechathale (Lehigh Valley) im Staate Penns. Ihrem dortigen Städtchen gab Zinzendorf den Namen Bethlehem.

Allmählich kamen so viele Deutsche nach Pennsylvanien, daß die Anglo-Amerikaner ernstlich befürchteten, jener Staat würde eine deutsche Provinz werden. Man suchte also der Einwanderung durch Gesetze zu steuern, die jedoch ohne merklichen Einfluß blieben. Zugleich aber fehlte es nicht an vereinzelten Stimmen, welche dem Fleiß, der Ausdauer und dem großen Verdienste der Deutschen um die Kolonisation des neuen Landes hohe Anerkennung zollten. So erklärte z. B. der Gouverneur Thomas von Pennsylvanien 1738:

„Diese Provinz ist seit einigen Jahren das Asyl der bedrängten Protestanten der Pfalz und anderer Theile Deutschlands; ich glaube, es kann der Wahrheit gemäß behauptet werden, daß der jetzige blühende Zustand des Landes größtentheils dem Fleiß dieser Leute zu verdanken ist, und sollte eine entmuthigende Maßregel sie abhalten, hierher zu kommen, so steht zu befürchten, daß der Werth der Ländereien fallen und der Wohlstand langsamere Fortschritte machen wird; denn es ist nicht allein die Ergiebigkeit des Bodens, sondern die Menge und der Fleiß der Bebauer, wodurch ein Land zur Blüthe gelangt!"

Wie früher bemerkt, so brauchten anfangs des achtzehnten Jahrhunderts die Auswanderer sich nur schriftlich zu verpflichten, ihre Ueberfahrtskosten in der neuen Welt abzuverdienen, und die Rheder beförderten sie ohne weitere Garantie nach dem Lande ihrer Sehnsucht. Da diese Dokumente von der amerikanischen Kolonialregierung anerkannt wurden, so entstand dadurch eine Art weißer Sklaverei, die, da jede so „verbundene" Person (person of redemption) auf die Dauer der kontraktlich festgesetzten Dienstzeit an irgend einen Arbeitgeber verkauft werden konnte, vielfache Uebel im Gefolge hatte.

Sobald ein mit derartigen Sklaven beladenes Schiff in Philadelphia ankam, wurde in den Zeitungen bekannt gemacht,

Digitized by Google

daß so und so viele kräftige Leute gegen Erstattung ihrer Ueberfahrtskosten zu verkaufen seien.[3] Da ein solches Geschäft sich für die Schiffseigenthümer gut lohnte, so sandten diese reichlich mit Geld versehene Makler nach Deutschland, besonders nach den Hafenstädten, um junge Leute durch die Aussicht, in Amerika wird jeder Bauer in kurzer Zeit ein Graf oder etwas Aehnliches, zur Auswanderung zu bereden. Um nun das Elend dieser Einwanderer einigermaßen zu mildern, wurde 1764 die noch bestehende „Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien" gegründet.

Um die Deutsch-Pennsylvanier mehr unter englischen Einfluß zu bringen und sie zugleich für die Episkopalkirche zu gewinnen, wurde 1754 von dem Geistlichen Smith, einem geschworenen Feinde des Deutschthums, der Plan angeregt, kostenfreie deutsch-englische Schulen zu gründen; dadurch sollten nämlich die Deutschen veranlaßt werden, ihre religiösen Gemeindeschulen aufzugeben. Allein Smith brachte sich und seine Sache bald dadurch in Mißkredit, daß er bei jeder Gelegenheit auf Quäker und Deutsche schimpfte und besonders die letzteren unwissende, halsstarrige und betrügerische Menschen nannte, und der mit ihm in ein Horn blasende, bereits erwähnte Pastor Schlatter machte sich so verhaßt, daß er seine Stelle aufgeben mußte. Der Germantowner Buchdrucker Sauer durchschaute Smiths Plan rechtzeitig und trat demselben so energisch entgegen, daß die deutsch-englischen Schulen, für deren Erhaltung das nöthige Geld in England gesammelt worden war, bald wieder eingingen.

Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges nahmen die Deutsch-Pennsylvanier lebhaft Partei gegen England; sie organisirten sich zur Vertheidigung der Freiheit und sandten zahlreiche, gut ausgerüstete Rekruten zur Kolonialarmee. Die nach Amerika verkauften Hessen suchten sie bei jeder Gelegenheit zur Desertion

Digitized by Google

zu verleiten. Unter Denjenigen, die sich außer Steuben, de Kalb und einigen Anderen Lorbeeren als deutsch-amerikanische Heerführer erwarben, befand sich auch Pater Mühlenberg, der beim Ausbruch des Krieges Pfarrer zu Woodstock in Virginien war; derselbe zog eines Sonntags nach der Predigt den Talar aus, stellte sich der überraschten Gemeinde in Uniform vor und ließ die Werbetrommel rühren.

Als nach dem Unabhängigkeitskriege die Einwanderung eine Zeit lang ins Stocken gerieth, nahm auch der Gebrauch der deutschen Sprache in Amerika, hauptsächlich in Pennsylvanien, merklich ab und es fehlte schon damals nicht an Propheten, welche den baldigen Untergang derselben in Aussicht stellten. Mehrere deutsch-amerikanische Zeitungen gingen ein und in den deutschen Kirchen der Städte wurde englisch gepredigt. Das Deutschthum der Dörfer erwies sich hingegen zäher, und dadurch entstand im Laufe der Zeit jene, „Pennsylvania-Dutch" genannte Mischmaschsprache, die heute noch in einigen Grafschaften Pennsylvaniens gesprochen, dem Anschein nach aber bald dem ausschließlichen Gebrauche des Englischen weichen wird.

Im November 1836, nachdem das Deutschthum Pennsylvaniens wieder durch neuen Zufluß aus der alten Heimath erstarkt war, hielten die Deutschen von Philadelphia und Umgegend eine öffentliche Versammlung ab und beschlossen, die gesetzgebende Körperschaft zu ersuchen, in Rücksicht auf die Deutschen, die durch ihren Fleiß Pennsylvanien zum reichsten Staate der Union gemacht hätten und zum großen Theile der englischen Sprache nicht mächtig seien, die Staatsverfassung und die Gesetze auf allgemeine Kosten auch in deutscher Sprache drucken zu lassen. Dies geschah dann auch im folgenden Jahre; bald aber erlosch das Interesse an diesen deutschen Schriftstücken, die auch schon deshalb entbehrlich waren, weil die deutsch-

Digitized by Google

pennsylvanischen Zeitungen jedes neue Gesetz gleich nach Annahme in deutscher Sprache veröffentlichten.

Am 3. Juni 1837 erging von Pittsburg aus die Einladung an alle deutschen Vereine Amerikas, Abgeordnete zu einer Versammlung zu schicken, deren Zweck es sein solle, „die deutsche Sprache, Sitten und Wissenschaft vor drohender Verkrüppelung zu retten, dieselbe in ihrer Kraft, Reinheit und Schönheit zu bewahren, die reichen Schätze der Litteratur des alten Vaterlandes hierher zu verpflanzen, die Rechte und Pflichten der zu Millionen angewachsenen Bewohner dieses Landes zu vermitteln und zu wahren und den Charakter der deutschen Bevölkerung durch eine umfassendere und sorgfältigere Erziehung auf die Stufe zu bringen, die einem freien Volke geziemt."

Zugleich aber verwahrte sich jene Adresse gegen die Ansicht, als ob der Versuch gemacht werden sollte, die Deutschen von ihren englisch sprechenden Mitbürgern zu trennen. Es sollte nur darauf hingearbeitet werden, daß die Deutschen ihres eigenen Werthes inne würden und sich der Vormundschaft englischer Parteipolitiker und habgieriger Aemterjäger entzögen. Das Rundschreiben, aus dem ich hier einige Stellen mitgetheilt habe, wurde damals in vielen deutsch-amerikanischen Kreisen lebhaft besprochen und die Abgeordneten traten wirklich im Oktober des genannten Jahres zusammen. Der Vorschlag, ein deutsches Lehrerseminar zu gründen, fand allgemeinen Beifall, und es wurde beschlossen, das Haus des Grafen Leon in Phillipsburg bei Pittsburg für 3000 Dollars zu kaufen und dem Zwecke entsprechend einzurichten. Als alles zur Aufnahme der Zöglinge fertig und die Anstalt eine Zeit lang im Gange war, stellte es sich heraus, daß die vorhandenen Geldmittel zur Fortführung desselben nicht hinreichten, und da außerdem die Kirchengemeinden diesem Unternehmen, das keinen konfessionellen Unterschied begünstigte, feindlich gesinnt waren und es der Freidenker damals noch zu wenige

Digitized by Google

gab, so mußte die mit großen Hoffnungen begonnene Anstalt nach kurzer Zeit geschlossen werden.

1841 gründete der freisinnige Geistliche Heinrich Ginal zu Philadelphia einen sogenannten Beglückungsverein; derselbe befürwortete einen mäßigen Kommunismus, der auf der Kolonie Teutonia in McKean County, welche ein liberales Seitenstück zu Rapps Economy bilden sollte, zur praktischen Ausführung gebracht wurde. Nach einigen Jahren löste sich diese Ansiedlung wieder auf; Ginal kehrte darauf zu seinem geistlichen Berufe zurück und bekleidete während des Bürgerkrieges eine Stelle als Feldprediger in der Nordarmee. Eine katholische Kolonie mit dem Kloster Loretto im Alleghanygebirge, eine Gründung, der Fürst Augustin Gallitzin anfangs dieses Jahrhunderts sein ganzes Vermögen opferte, hatte großen Erfolg und besteht heute noch.

Lange Jahre hindurch herrschte in den Städten Pennsylvaniens ein reges deutsches Leben. Die in Philadelphia nachgedruckten billigen Volksausgaben deutscher Klassiker fanden ihren Weg in die entlegensten Ansiedelungen Amerikas und trugen nicht wenig zur Erhaltung des Deutschthums bei. Lange galt die amerikanische Ausgabe der Werke Heines mit vollem Recht als die beste und vollständigste; deshalb nämlich, weil sie manches enthielt, dessen Druck in Deutschland nicht erlaubt war. Von der 1867 zu Philadelphia erschienenen Ausgabe des „Kosmos" wurden mehr Exemplare in Amerika abgesetzt, als von der Cottaschen in Deutschland.

Die deutschen Farmer Pennsylvaniens, die heute noch unter sich ein ergötzliches Pfälzer-Englisch radebrechen, haben ihren angestammten Eigenschaften, ihrer Zähigkeit und ihrem Fleiße, im Laufe der Zeit auch noch die Schlauheit und den Unternehmungsgeist der Yankees zugesellt und lassen sich nicht mehr so leicht wie früher übertölpeln. Sie treiben keinen Raubbau,

Digitized by Google

sondern bleiben dauernd auf ihrer Scholle sitzen und suchen dieselbe in jeder Hinsicht zu verbessern. Noch immer legen sie größeren Werth auf geräumige Scheunen und gute Keller, als auf bequem und elegant eingerichtete Wohnhäuser, in denen sie sich ja auch nur während des Essens und Schlafens aufhalten.

Nach den napoleonischen Kriegen wurde Baltimore ein von deutschen Einwanderern bevorzugter Landungsplatz; auch wurde dort zum Schutze derselben 1817 eine Gesellschaft gegründet. Lange Jahre stand das Deutschthum Baltimores in hoher Blüthe; man fand dort thätige Vereine aller Art, sowie gut geleitete deutsche Schulen, darunter vor allen Dingen die von dem verdienstvollen Pastor Scheib geführte, die aber vor kurzem aus Mangel an Unterstützung eingegangen ist. Die 1841 gegründete Zeitung, der „Deutsche Korrespondent", existirt heute noch und erfreut sich eines größeren Leserkreises als je zuvor.

In Virginien, Nord- und Südkarolina, überhaupt in den Südstaaten hat das Deutschthum niemals bemerkenswerthen Einfluß gehabt; auch haben sich schon des Klimas wegen verhältnißmäßig wenige Deutsche dahin gewandt, und in der dort früher bestehenden Kolonie hört man schon längst kein deutsches Wort mehr.

Als anfangs des vorigen Jahrhunderts die Protestanten des Erzbisthums Salzburg besonders durch Erzbischof Leopold Graf von Firmian unbarmherzig verfolgt wurden und sie sich zum Verlassen ihrer Heimath genöthigt sahen, zogen sie nach Georgia, wo ihnen König Georg II. von England hinreichend Land für eine große Kolonie zur Verfügung gestellt hatte. Als die ersten Salzburger im März 1734 in Savannah landeten, wurden sie mit Kanonensalven begrüßt und überhaupt mit der aufrichtigsten Freundlichkeit empfangen. Auf einer ihnen zur Besiedelung überlassenen, 20 Meilen von genannter Stadt ent-

Digitized by Google

fernten Landstrecke gründeten sie nun die Niederlassung Ebenezer; da jedoch den Kolonisten das dortige Klima nicht zusagte und auch die Lage dem Verkehr mit der Umgebung nicht günstig war, so wurde die Ansiedlung später nach einem anderen Platze in der Nachbarschaft verlegt. 1741 befanden sich bereits 1200 Salzburger in Georgia. Infolge des Unabhängigkeitskrieges verarmten sie, und da die Einwanderung nach dem genannten Staate später ganz und gar aufhörte, so war es bald um den Fortbestand der deutschen Sprache geschehen.

Auch nach Kentucky sind verhältnißmäßig wenige deutsche Einwanderer gezogen. Nur in Louisville ist das deutsche Element noch in ansehnlicher Stärke vertreten; weitgehenden politischen Einfluß hat es jedoch niemals gehabt, was auch schon durch die, dort weder Mord noch Brand scheuenden Nativisten unmöglich war. Der Unterricht in deutscher Sprache, der früher in den öffentlichen Schulen Louisvilles ertheilt wurde, ist seit einigen Jahren durch den Schulrath abgeschafft worden, und haben dabei auch einige deutsche Mitglieder jener Körperschaft mitgeholfen.

Die ersten Deutschen, welche Ohio besiedelten, waren Herrenhuter. Heute ist das Deutschthum in diesem Staate außerordentlich mächtig und einflußreich; es hat sich besonders lobenswerthe Verdienste um die Pflege der Musik und des Gesanges, sowie um Hebung des Handels und der Industrie erworben. Im benachbarten Indiana hingegen ist das Deutschthum weniger zur Geltung gekommen.

Anfangs der vierziger Jahre organisirten mehrere Fürsten und Adelige Deutschlands die unter dem Namen „Mainzer Adelsverein“ bekannte Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Auswanderer nach einem bestimmten Punkte Nordamerikas zu lenken, damit sie daselbst ihres Deutschthums nicht verlustig gingen, und durch ihre Anzahl das öffentliche

Digitized by Google

Leben kontrolirten. Zu diesem Zwecke wurde Texas ausersehen. Im März 1845 landeten die ersten Ansiedler am Ufer des Comalflusses, wo Prinz Karl von Solms-Braunfels 1000 Acker zur Anlage der Stadt Neu-Braunfels gekauft hatte. Bald folgten andere Ansiedler; ihre Kolonie machte jedoch nur so lange Fortschritte, wie jener Verein dieselbe durch Geldbeträge unterstützen konnte. Da man nun gleich anfangs mit den verfügbaren Geldmitteln äußerst verschwenderisch umgegangen, auch bei der Auswahl der Kolonisten nicht vorsichtig genug gewesen war, und eine Masse fauler und unpraktischer Menschen angenommen hatte, so ging das betreffende Unternehmen bald in die Brüche. Nur in Frederiksburg und San Antonio hat sich das Deutschthum erhalten; doch ist es neuerdings stark in Rückgang gerathen.

Auch das nördliche Missouri sollte einst von Deutschen besiedelt werden, wozu die frisch und lebendig geschriebenen Reisebriefe Dudens, der sich drei Jahre in Amerika aufgehalten hatte, Veranlassung gaben (1824). Die erwarteten Fortschritte machten jedoch jene Kolonien nicht, und heute ist im genannten Staate nur noch in St. Louis das Deutschthum kräftig und zahlreich vertreten; die Ausmerzung des deutschen Unterrichtes aus den öffentlichen Schulen daselbst hat es aber nicht verhindern können.

Unter den Deutschen des Staates Illinois herrscht ein reges Vereinsleben; besonders wird in Chicago das Deutschthum durch Logen, Gesangvereine und Zeitungen wacker gepflegt.

Die im Staate Jowa zahlreich vertretenen Luxemburger sind noch immer stolz auf ihre deutsche Abstammung; mit den eigentlichen Deutschen aber haben sie wenig Verkehr.

Wisconsin wurde früher häufig für einen deutschen Staat angesehen. Selbst in den entlegensten Ansiedelungen findet man deutsche Turn- und Gesangvereine und in Milwaukee giebt es

Digitized by Google

Stadttheile, in denen man kein englisches Wort hört. Dort befinden sich auch Anstalten zur Ausbildung deutscher Turner und Lehrer; leider haben dieselben jedoch beständig mit Existenzsorgen zu kämpfen, da sie von den deutschen Millionären jener Stadt selten oder gar nicht unterstützt werden. Im Staate Michigan geht das Deutschthum überall schnell rückwärts.

Längst hat es sich überzeugend herausgestellt, daß das Deutschthum Amerikas nur durch beständige Einwanderung aus dem alten Vaterlande erhalten werden kann; da dieselbe jedoch seit Jahren so gut wie aufgehört hat und auch keine Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß sie wieder den früheren Aufschwung nimmt, so sind die Tage der deutschen Sprache in Amerika gezählt.

Die kommunistischen Kolonien der Deutsch-Amerikaner.

Der Durchschnittsamerikaner, der vom Bewußtsein durchdrungen ist, daß sein Land jedem strebsamen und thätigen Manne genügend Gelegenheit gewährt, sich auf eigene Füße zu stellen, betrachtet Denjenigen, der im praktischen Sozialismus oder Kommunismus das Heil der Menschheit erblickt, wenn nicht gerade als ein staatsgefährliches Wesen, so doch als einen bedauernswerthen Schwärmer oder verachtungswürdigen Faulpelz, der die Sorgen um sein Dasein gern auf die Schultern Anderer abladen möchte.

Trotzdem nun bei weitem die größte Anzahl aller kommunistischen Versuche kläglich Schiffbruch gelitten hat, so sind doch einige insofern von kulturhistorischer Bedeutung gewesen, als sie dazu beigetragen haben, in Amerika die Kenntniß der deutschen Litteratur, Philosophie und Musik zu verbreiten, den Yankees einen erfolgreichen Anschauungsunterricht in rationeller Land-

Digitized by Google

wirthschaft zu geben und außerdem deutschem Fleiße, deutscher Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Ausdauer hohe Anerkennung zu verschaffen.

Als sich in den dreißiger Jahren die bedeutendsten Schöngeister der Vereinigten Staaten auf der sogenannten Brook-Farm bei Boston ein kommunistisches Stelldichein gaben, um auf Grund der Lehren Fouriers einem beschaulichen Leben zu huldigen, beschäftigten sie sich in ihren zahlreichen Mußestunden eifrig mit dem Studium der deutschen Philosophie, besonders mit Metaphysik, und außerdem mit Goethe, der damals allen amerikanischen Litteraten als unerreichtes Ideal vorschwebte. Die geistreiche Margarete Fuller, welche damals die Vierteljahrsschrift „The Dial" herausgab, lieferte unter anderem eine meisterhafte Uebersetzung des „Tasso"[4]; John S. Dwight übertrug eine Anzahl deutscher Gedichte ins Englische und bahnte außerdem das Verständniß der Beethovenschen Musik an. Und diese aufrichtge Vorliebe für deutsche Kunst und Philosophie erlosch nicht etwa bei den Brook-Farmern nach dem Zusammenbruch ihrer in jeder Hinsicht interessanten Kolonie, sondern sie machten vielmehr nach ihrem Rücktritt ins öffentliche Leben so beharrlich Propaganda dafür, daß die Bildung und Anschauungsweise der Neuengländer dauernd dadurch beeinflußt wurde. Fünf Jahre lang hatte sich Brook-Farm, diese Pflanzstätte deutscher Kultur, erhalten; das einmüthige Bestreben der Mitglieder nach gegenseitiger Veredelung und Beglückung hatte sich als starkes Band erwiesen, sie harmonisch zusammenzuhalten, so daß sie allen Stürmen trotzen konnten. Sobald aber dieser Grundsatz durch den von Horace Greeley hartnäckig befürworteten Plan, die Kolonie um jeden Preis zu vergrößern und neue Mitglieder dafür zu gewinnen, beiseite gesetzt und Jeder, der sich nur meldete, ohne weiteres aufgenommen wurde, einerlei, ob er zu den bisherigen, nur den gebildeten Ständen Angehörenden

Digitized by Google

paßte oder nicht, da nahm die Kolonie jener edlen Schöngeister ein klägliches Ende.

Von den vielen Versuchen, deutsche Kolonien auf kommunistischer Grundlage in Nordamerika zu gründen, sind nur drei oder vier wirklich erfolgreich gewesen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Mitglieder derselben von streng religiösen Grundsätzen geleitet wurden und in der Gütergemeinschaft eine Wiederbelebung des unverfälschten Urchristenthums erblickten. Und diese Kolonien, deren Bestehen einen nicht unbedeutenden Abschnitt in der Geschichte des amerikanischen Deutschthums bildet, will ich nun hier auf Grund eigener, an Ort und Stelle vorgenommener Forschungen kurz schildern.

Alle Mitglieder der deutschen kommunistischen Ansiedelungen zu Economy, Zoar und Amana sind Pietisten vom reinsten Wasser. Ohne jemals sozialistische Werke studirt zu haben, ja ohne überhaupt die Namen der Verfasser derselben zu kennen, sind sie durch äußere Verhältnisse und durch den Grundsatz, daß Einer des Anderen Last tragen solle, zur Gütergemeinschaft geführt worden. Schwärmer der harmlosesten Sorte, sind sie doch zugleich in weltlichen Dingen überaus praktisch. Zur Verbreitung ihrer Ansichten senden sie keine Missionäre aus, auch lassen sie zu diesem Zweck keine Flugschriften drucken, denn sie sehnen sich durchaus nicht danach, die Zahl ihre Mitglieder zu vergrößern oder andere Männer zur Gründung ähnlicher Unternehmungen zu begeistern; sie wollen mit der Außenwelt nur in geschäftlichem Verkehr stehen, sonst aber in Ruhe gelassen sein. Fremde Besucher finden bei ihnen gastliche Aufnahme, doch danken sie denselben nicht, wenn sie später ihr Lob öffentlich ausposaunen.

Alle diese Kommunisten haben das deutsche Vaterland infolge ihres Glaubens verlassen müssen; unter schweren Entbehrungen haben sie sich dahier im Lande der Religionsfreiheit

Digitized by Google

ein neues, sorgenfreies Heim gegründet, in dem sie seit Jahren auf den Anbruch des tausendjährigen Reiches warten.

Der erfolgreichste Gründer einer kommunistischen Ansiedelung war der 1757 zu Iptingen in Württemberg als Sohn eines einfachen Weinbauers geborene Georg Rapp; derselbe hatte nur die gewöhnliche Schulbildung genossen und war durch das Lesen pietistischer und asketischer Werke, sowie durch das fleißige Studium der Bibel zu der Ueberzeugung gekommen, daß das von den obrigkeitlich angestellten Geistlichen verkündete Evangelium nicht das wahre Wort Gottes sei. Da er nun eine nicht unbedeutende angeborene Rednergabe besaß, so hielt er Sonntags mit Freunden und Gesinnungsgenossen Erbauungsstunden in seinem Hause ab, die solchen Anklang fanden, daß sich bald um ihn eine gläubige Gemeinde sammelte, deren Mitgliederzahl sich auf einige Hundert belief. Schließlich sah sich die Regierung auf Drängen der Geistlichen veranlaßt, gegen diese störende Bewegung einzuschreiten.

Da nun viele der Rappschen Anhänger über bedeutende Geldmittel verfügten, so wurde 1803 beschlossen, nach Amerika auszuwandern. Ihre erste Ansiedelung legten sie 25 englische Meilen nördlich von Pittsburg in Pennsylvanien an; dann zogen sie an den Wabash-Fluß in Indiana, und da es ihnen dort auch nicht auf die Dauer gefiel, so verkauften sie ihre Kolonie an den englischen Weltverbesserer Robert Owen und zogen nach Economy am Ohio in Pennsylvanien. Das dortige Farmland war reich, die Umgebung reizend und das Klima gesund. Nachdem das Land geklärt war, wurden Fabriken aller Art angelegt und mit den besten Maschinen versehen. Bald entfalteten die Harmonisten, wie sich die Anhänger Rapps gewöhnlich nannten, eine erstaunliche Thätigkeit, welche die Bewunderung der Nachbarschaft herausforderte. Rapps Adoptivsohn Friedrich Reichert, seines Zeichens Steinmetz und

Digitized by Google

Baumeister, sorgte für die Verschönerung der neuen Kolonie; er legte ein naturwissenschaftliches Museum an, kaufte einige werthvolle Oelgemälde, die noch heute die Rappsche Wohnung schmücken, und bald hieß es weit und breit, daß das verlorene Paradies endlich wiedergefunden sei. Auch Lenau hielt sich einige Monate in dieser Kolonie auf.[5]

Die Gesellschaft prosperirte in jeder Hinsicht, und bald wurde ihr Reichthum auf mehrere Millionen geschätzt, so daß sie den Verlust, den ihnen Graf Leon zufügte, leicht verschmerzen konnte. Hauptsächlich hatte sich dieser religiöse Schwärmer, der in Deutschland Bernhard Müller hieß, sich zuweilen auch Proli nannte und der, beiläufig gesagt, über bedeutende Geldmittel verfügte, die Unzufriedenheit der Harmonisten über das von Rapp eingeführte Cölibat zu Nutzen gemacht und den Rebellen größere Freiheiten, kürzere Arbeit und ein bequemeres Leben versprochen, wenn sie ihn zum Direktor von Economy erwählten. Da dies nun der wachsame Rapp rechtzeitig vereitelte und er mit diesen Störenfrieden keine Gemeinschaft mehr haben wollte, so erklärte er sich bereit, denselben 100 000 Dollars unter der Bedingung auszuzahlen, daß sie die Kolonie verließen. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und Graf Leon gründete dann mit seinen Anhängern in der Nachbarschaft die Ansiedelung Philippsburg. Der Graf hielt alle seine Versprechungen redlich; als aber ein Jahr verflossen war, da waren auch seine Geldmittel gründlich erschöpft, und er flüchtete sich schließlich mit einigen seiner Getreuen nach Louisiana, wo er bald in großer Dürftigkeit starb. Die zurückgebliebenen Kolonisten theilten das Land und die Schulden unter sich, und da sie in der Kunst des Sparens und Entbehrens wahre Virtuosen waren, so gelangten sie bald zum Wohlstande.

Einige schlossen sich auch dem damals in Pittsburg als Arzt praktizirenden Keil, einem gutmüthigen Schwärmer, an

Digitized by Google

und zogen mit ihm nach Bethel in Missouri, wo sie eine noch bestehende Kommunistenkolonie gründeten. Später legte Keil mit einigen seiner Leute die Ansiedelung Aurora bei Portland in Oregon an. Ueber den Verfall derselben schreibt mir mein langjähriger Freund Dr. Volkmann in Portland:

Als ich vor zwanzig Jahren (1876) nach Oregon kam, fand ich diese Kolonie noch in voller Wirksamkeit, jedoch nicht in voller Harmonie, im Gegentheil in Unbehaglichkeit und großen Zerwürfnissen. Solange Keil lebte, hatte man aus Pietät vor dem alten, wohlwollenden Manne mehr oder weniger willig seinen Anordnungen Folge geleistet; er hat mir selbst einst geklagt, daß es nicht mehr recht gehen wolle, das jüngere Geschlecht zeige sich so ungeberdig und unfolgsam, und er sähe den Zerfall vor Augen. Dieser trat denn auch bald nach seinem Tode ein. Einzelne Mitglieder nahmen die Hülfe der Gerichte in Anspruch, und nach zehnjährigen Streitigkeiten über das Mein und Dein fand die gesetzliche Auflösung der einst blühenden Gesellschaft unter Vertheilung des Grundeigenthums statt. Sie hatte sich unter Keils sachverständiger Leitung hauptsächlich auf den Obstbau verlegt und in großen Plantagen herrliche Früchte und reichlichen Gewinn erzielt; einige aber hatten es verstanden, sich besondere Vortheile zu verschaffen, und so bestätigte sich auch hier die allgemeine Erfahrung, daß der Eigennutz überall der Friedensstörer ist. Selbstsucht ist die Triebfeder aller Großthaten, leider aber auch aller schlechten Handlungen in der Welt."

Vater Rapp, um auf denselben zurückzukommen, besaß ein ungewöhnliches Organisationstalent; als Hohepriester seiner Ansiedelung duldete er keinen Widerspruch, doch war er zu gleicher Zeit ein aufrichtiger, treuer Freund seiner Schutzbefohlenen. Als er 1847 starb, fand sich kein ihm ebenbürtiger Nachfolger; die Zahl der Mitglieder schmolz von Jahr zu Jahr zusammen,

Digitized by Google

und als sich die Kolonie 1896 auflöste, stellte es sich heraus, daß von den fabelhaften Millionen kaum 100 000 Dollars übriggeblieben waren.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung haben die Harmonisten so gut wie gar nichts geleistet. Sie unterhielten allerdings eine gut geleitete Schule, in der vorzugsweise deutscher Unterricht ertheilt wurde, deshalb nämlich, weil die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache ihre Weltflucht begünstigte; sonst aber bekämpften sie alle höhere Bildung, und die wenigen religiösen Zeitungen, die sie zirkuliren ließen, wurden erst vom Leiter der Kolonie gründlich geprüft und alle Stellen, wodurch etwa der Glaube der Harmonisten ins Wanken gebracht worden wäre, mit der Schere entfernt, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe. Das Hauptbuch der Rappisten war natürlich die Bibel, an der sie selbstverständlich nichts änderten, nur legten sie dieselbe in ihrem Sinne oder vielmehr in dem Sinne ihres Oberhauptes aus und handelten blindlings danach. Da die herkömmlichen Gesangbücher ihren Ansichten nicht entsprachen, so dichteten sie sich selber eines zusammen, was als die bedeutendste Leistung auf dem Gebiete des unfreiwilligen Humors bezeichnet werden muß.

Auch die ebenfalls aus Württemberg anfangs dieses Jahrhunderts nach Zoar in Ohio ausgewanderten Separatisten sahen in der Bibel die alleinige Richtschnur für das Leben der Seele und des Leibes; wie dies geschah, darüber geben uns die drei dicken Bände „Versammlungsreden Bäumelers", der jene Kolonie von 1817—1853 leitete, genügend Auskunft.[6] Trotzdem bereits die dritte Generation der ursprünglichen Ansiedler in Zoar wohnt, hört man daselbst doch nur Deutsch, und zwar Schwäbisch-Deutsch reden; in der Schule der Separatisten, die unter staatlicher Aufsicht steht, wird täglich die halbe Zeit dem deutschen Unterricht gewidmet. Ueberhaupt vernimmt man in

Digitized by Google

jener Kolonie selten ein englisches Wort. Seitdem die Gründer der Ansiedelung das Zeitliche gesegnet haben, herrscht daselbst ein frischer, heiterer Geist; auch stehen die Mitglieder in regem Verkehr mit der Außenwelt. Die Separatisten besitzen ungefähr 7000 Acker Land, die sie musterhaft bebauen; in ihren Fabriken ertönen beständig deutsche Weisen, und ein gut geschulter Musikchor trägt außerdem zur Unterhaltung der Bewohner bei. Für die Anlegung deutscher Büchereien scheint jedoch noch kein Bedürfniß zu sein.

Auch die dritte der bedeutendsten deutschen Kommunistenkolonien in Amerika, nämlich „die wahre Inspirationsgemeinde zu Amana in Jowa", ist von fleißigen Pietisten gegründet, denen in Deutschland der Boden unter den Füßen zu heiß gemacht worden war.

Die Verbreitung der Inspirationslehre ist hauptsächlich auf die Agitation der französischen Camisarden oder Blusenmänner der Cevennen zurückzuführen.[7] Als dieselben im vorigen Jahrhundert unterdrückt wurden, flüchteten sich mehrere nach Holland und Deutschland und fanden dort für ihr Evangelium, nach welchem die Gabe der Prophetie von Gott noch immer auserwählten Werkzeugen verliehen wird, begeisterte Anhänger. Bald bildeten sich in Deutschland mehrere Gemeinden; auch standen darin einige Propheten auf, die ihr Licht ohne Furcht und Zittern leuchten ließen. Leicht begreiflich fanden die Reiseapostel dieser neuen Botschaft nicht überall freundliche Aufnahme und waren häufig persönlichen Mißhandlungen ausgesetzt.

Da die Anhänger der Inspirationslehre, ähnlich wie die Harmonisten und Separatisten, Gegner des Krieges und des Militärstandes waren und auch außerdem besondere Schulen für ihre Kinder eingerichtet haben wollten, so sahen sie sich natürlich häufig mit der Behörde in Konflikt und mußten öfters ihren Wohnsitz wechseln, bis sie dann 1842 den göttlichen Befehl

Digitized by Google

erhielten, sich zu sammeln und nach Amerika auszuwandern. Nun wurden die damaligen drei Hauptleiter jener Bewegung, nämlich Chr. Metz, G. Weber und G. Ackermann aus Homburghausen, bestimmt, nach den Vereinigten Staaten zu reisen und Land für eine zu gründende Niederlassung auszuwählen, aber den Kauf nicht eher abzuschließen, als bis ihnen nochmals göttlicher Rath zu theil geworden sei. Nach vielen Schwierigkeiten und Enttäuschungen brachten sie dann schließlich eine sechs Meilen von Buffalo gelegene Landstrecke in ihren Besitz, und bald fanden sich ihre Glaubensgenossen aus Deutschland und dem Elsaß ein. Der Kommunismus wurde anfangs nur probeweise eingeführt, doch bewährte er sich so vortrefflich und stimmte außerdem mit ihren Ansichten vom wahren Christenthum so herrlich überein, daß sie ihn bis auf den heutigen Tag in ihrer jetzigen Kolonie Amana beibehalten haben.

Sobald man nur in die Nähe Amanas im Staate Jowa kommt und die sorgfältig gepflegten Felder und Obstbäume bemerkt, weiß man auch schon, daß man hier keine amerikanischen, dem Raubbau huldigenden Farmer, sondern seßhafte, in der Landwirthschaft wohlerfahrene deutsche Ansiedler zu erwarten hat.

Im allgemeinen sind die Inspirirten gebildete, unternehmungslustige, kräftige und gesunde Leute, die, da ihre Verfassung die Eigenart der Mitglieder eingehender berücksichtigt, als die irgend einer ähnlichen Gesellschaft, mit ihrer Lage vollkommen zufrieden sind, wozu sie auch, soweit meine persönliche Beobachtung geht, allen Grund haben. Die Erzeugnisse ihrer Baumwollenspinnereien und Kattundruckereien erfreuen sich eines beneidenswerthen Rufes durch das ganze Land. Ihre Schulen, deren sie mehrere haben, werden von erfahrenen und gewissenhaften Lehrern geleitet und die darin benutzten Bücher sind in Amana geschrieben, gedruckt und gebunden. Selten hört man dort ein englisches Wort, denn das bißchen Englisch, das in

Digitized by Google

der Schule der Form wegen getrieben wird, ist kaum der Rede werth. „Geben wir die deutsche Sprache in irgend einem Paragraphen unseres Glaubensbekenntnisses auf, so sind wir verloren," sagte mir einst der geistige Leiter Amanas.

Die Inspirirten erfreuen sich überall der größten Achtung; ihre strenge Rechtlichkeit, ihr Fleiß und Unternehmungsgeist haben nicht wenig dazu beigetragen, die Vorurtheile der Amerikaner gegen die Deutschen zu entkräften.

Deutsch-amerikanische Litteratur.

Wenn ich in diesem Kapitel von deutsch-amerikanischer Litteratur rede, so verstehe ich darunter die Leistungen solcher Deutschen, welche die Vereinigten Staaten zu ihrer zweiten Heimath machten oder sich darin längere Jahre aufhielten und die ihre Werke dahier oder im alten Vaterlande erscheinen ließen.

Nach den hämischen Bemerkungen gewisser Zeitungen Deutschlands scheint es im Hinblick auf die litterarische Massenproduktion der Neuzeit wenn nicht gerade ein strafwürdiges Vergehen, so doch eine unverzeihliche Vermessenheit zu sein, wenn auch noch die Deutsch-Amerikaner zur Feder greifen und das, was sie auf dem Herzen haben, in deutscher Sprache niederlegen; denn vielfach huldigt man in Deutschland immer noch der Ansicht, daß die nach Amerika ausgewanderten Deutschen eine Kolonie des früheren Vaterlandes bildeten, die froh sein müßten, wenn man sie ungestört den Acker bebauen und Mist fahren ließe, für welche Erlaubniß sie sich dann alle übrigen Dinge, wie Bücher und Industrieprodukte, von Deutschland schicken lassen müßten.

Als vor einigen Jahren der Germania-Männerchor in Chicago mit großen Kosten eine reichhaltige Sammlung deutsch-amerikanischer Werke anlegte und auf Grund derselben durch Dr. Zimmermann den stattlichen, meist aus epischen und

Digitized by Google

lyrischen Dichtungen bestehenden Prachtband „Deutsch in Amerika" (2. Aufl., 1894) bearbeiten ließ, da fielen einige deutsche Kritiker mit einer wahren Berserkerwuth über den Herausgeber und die von ihm angeführten Dichter her und geberdeten sich dabei, als hinge es erst von ihrer gnädigen Erlaubniß ab, ob ein freier deutscher Bürger Amerikas den Pegasus besteigen dürfe oder nicht.

Es soll nun bereitwillig eingestanden werden, daß die von Dr. Zimmermann getroffene Auswahl nicht immer mit der erforderlichen Sorgfalt vorgenommen worden ist; trotz alledem aber hält seine Sammlung immer noch einen günstigen Vergleich mit ähnlichen Werken Deutschlands aus, und außerdem haben wir es in vorliegendem Falle nicht mit der Spekulation eines gewinnsüchtigen Verlegers zu thun.* Dann haben die von Dr. Zimmermann vorgeführten Dichter und Dichterlinge durch ihre Werke in engeren und weiteren Kreisen mehr zur Erhaltung der deutschen Sprache und zur Pflege der deutschen Dichtkunst in Amerika beigetragen als ihre meisten überseeischen, naserümpfenden Kollegen, deren Namen dahier zu den unbekannten Dingen gehören. Dr. Zimmermann macht uns in seinem Sammelwerke mit deutsch-amerikanischen Lyrikern, wie Butz, Dorsch, Krez, Nies u. s. w., bekannt, deren Leistungen, was man auch dagegen einwenden möge, den der neueren deutschen Litteraturgrößen würdig zur Seite gestellt werden können.

Der mir hier zur Verfügung gestellte Raum ermöglicht es mir leider nicht, eine ausführliche Geschichte der deutsch-amerikanischen Litteratur zu liefern; ich bin daher gezwungen, mich auf eine gedrängte übersichtliche Darstellung und auf kurze Erwähnung der Hauptvertreter derselben zu beschränken.

Die von 1675—1825 eingewanderten Deutschen hatten ihr

* „Gewinnsüchtige" Verleger verlegen überhaupt keine Gedichte.
Anmerkung des Verlegers.

Digitized by Google

Vaterland hauptsächlich infolge der dortigen religiösen Unduldsamkeit verlassen, da nach dem westfälischen Frieden nur Katholiken, Lutheraner und Reformirte staatlich anerkannt wurden sie bestanden daher vorzugsweise aus Mennoniten, Quäkern, Herrenhutern, Schwenckfeldern und anderen Pietisten, die nichts Sehnlicheres wünschten, als in einem Lande zu wohnen, wo Jeder auf eigene Façon selig werden konnte. Ein solches Land wurde ihnen nun von William Penn, der Deutschland mehrmals besucht und seine dortigen Glaubensgenossen zum Aushalten in ihren Widerwärtigkeiten ermuntert hatte, in dem Staate, der seinen Namen trägt, in Aussicht gestellt. Jene Auswanderer wandten sich also unter Leitung von F. D. Pastorius dorthin und gründeten die Niederlassung Germantown, die jetzt einen Theil der Stadt Philadelphia bildet.

Der gelehrte und sprachgewandte Pastorius, dem auch der amerikanische Dichter Whittier in seinem Epos „The Pennsylvania Pilgrim" ein Denkmal gesetzt hat, war ein ungemein schreibseliger Mann; er verfaßte Schriften über alle erdenklichen Lebensfragen und schrieb deutsche, englische und lateinische Gedichte zur Unterhaltung und Belehrung, ohne auf Veröffentlichung derselben bedacht zu sein, so daß sich also nur weniges aus seiner Feder erhalten hat.

Im genannten Germantown wurde auch die erste deutsche Druckerei auf amerikanischem Boden errichtet, und zwar durch den aus der Grafschaft Wittgenstein 1724 eingewanderten Christoph Sauer. Nachdem derselbe sich fünf Jahre in jener Kolonie aufgehalten, zog er nach Lancaster County, um sich dem Ackerbau zu widmen, und wurde bei dieser Gelegenheit mit dem religiösen Schwärmer Konrad Beissel bekannt und befreundet. Besonders fand seine Frau solchen Gefallen an jenem Mystiker, daß sie sich in dem von demselben gegründeten Kloster Ephrata aufnehmen ließ. Darauf kehrte Sauer nach Germantown

Digitized by Google

zurück und gründete daselbst 1738 eine Druckerei, womit er bald großen Erfolg erzielte.

Sauer war ein fleißiger, gewandter, umsichtiger und zu vielen Dingen geschickter Mann. Ursprünglich hatte er die Schneiderei erlernt, doch verstand er gegen dreißig Handwerke; er war Uhrmacher, Buchbinder, Apotheker, Botaniker, Wundarzt, Papiermüller u. s. w. und wußte sich in allen Lagen des Lebens leicht zu helfen. 1739 ließ er den ersten deutschen Kalender in Amerika erscheinen; derselbe ging erst im Jahre 1777 ein. 1739 druckte er auch im Auftrage des Ephratenser Klosters sein erstes deutsches Buch; dasselbe bestand aus einer Anzahl mystischer Lieder und führte folgenden Titel: „Zionitischer Weyrauchs-Hügel oder Myrrhen-Berg, worinnen allerley liebliches und wohlriechendes nach Apotheker-Kunst zu bereitetes Rauch-Werk zu finden." Im August des genannten Jahres gab Sauer auch unter dem Titel „Der Hoch-deutsch Pensylvanische Geschicht-Schreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur und Kirchen-Reich" eine Zeitschrift heraus; dieselbe erschien vorerst einmal im Monate, bald war Sauer jedoch im stande, sie zweimal erscheinen zu lassen, und von 1775 an, als sie in den Besitz seines Sohnes übergegangen war, kam sie wöchentlich heraus. 1743 druckte er die erste Bibel in Amerika, und zwar in deutscher Sprache; eine englische Ausgabe wurde erst vierzig Jahre später dahier hergestellt. Dieser stattliche, 1112 Seiten starke, auf dauerhaftes Papier gedruckte Quartband trägt folgenden Titel:

Biblia,
das ist,
die
Heilige Schrift,
Altes und Neues
Testaments

Digitized by Google

Nach der deutschen Uebersetzung
D. Martin Luthers.
Mit jedes Capitels kurtzen Summarien, auch
beigefügten vielen und richtigen Paralellen;
Nebst dem gewöhnlichen Anhang
des dritten und vierten Buchs Esrä und des
dritten Buchs der Maccabäer.

Von diesem Werke wurden später noch zwei Auflagen gedruckt.

Sauer war ein echter Deutscher, der stets bereit war, für die Erhaltung der deutschen Sprache Opfer zu bringen; dies war nämlich deshalb schon damals nöthig, weil sich die Anglo-Amerikaner die erdenklichste Mühe gaben, die deutschen Pietisten der englischen Hochkirche zuzuführen und dadurch den Gebrauch ihrer Muttersprache einzudämmen.[8]

Der oben erwähnte Schwärmer Konrad Beissel hatte, um mit seinen Anhängern dem demoralisirenden Einfluß der Welt zu entgehen, zu Ephrata ein Kloster gegründet, in dem einige Industriezweige kultivirt wurden; außerdem ergaben sich mehrere Mitglieder der pietistischen Schriftstellerei, und die Folge davon war, daß bald eine Druckerei eingerichtet wurde, aus der unter anderem der große Märtyrerspiegel des Holländers Tieleman van Braght, das Lieblingsbuch der Mennoniten, hervorging.[9] Vorher ließen die Ephratenser die von ihnen verfaßten Werke in Philadelphia herstellen, darunter auch das von Benjamin Franklin in lateinischen Lettern gedruckte „Goettliche Liebes- und Lobesgethoene. Zu Philadelphia gedruckt bey Benjamin Francklin in der Marckstrasse 1730."

Dies Buch ist das erste deutsche, das in Amerika hergestellt wurde. Das einzige erhaltene Exemplar befindet sich in der an seltenen Drucken reichen Privatbibliothek Abraham Cassels zu Harleysville in Pennsylvanien.

Digitized by Google

Außer diesem Werke druckte Franklin noch folgende Bücher für das Ephratenser Kloster: „Vorspiel der Neuen-Welt“ (1732). „Jacobs Kampff- und Ritter-Platz. Verleget von einem liebhaber der wahrheit die im verborgenen wohnt.“ (1736.)

Alle diese Werke sind von der überschwenglichsten Gefühlsduselei erfüllt; die Sprache der darin enthaltenen geistlichen Liebeslieder ist mitunter so schwülstig und zweideutig, daß man zu dem Glauben veranlaßt wird, die Verfasser hätten mehr an die weltliche, sinnliche Liebe, als an die keusche christliche gedacht.

Bestanden die Einwanderer vor dem Jahre 1825 mit wenig Ausnahmen aus friedlichen, fleißigen, frommen und ungebildeten Handwerkern, die Gott täglich auf den Knien dankten, daß er sie in ein Land geführt, wo sie ihren Hunger rechtzeitig stillen und ihrem religiösen Bedürfniß auf eine sie befriedigende Weise genügen konnten, so gehörten Diejenigen, welche besonders die Revolutionsjahre 1848 und 1849 nach Amerika trieben, meist den gebildeten Ständen an. Es waren dies Männer von gründlicher Schulbildung und radikaler Gesinnung, die, da sie durchaus nicht geneigt waren, hier nur als Zuschauer aufzutreten, sich bald im politischen, sozialen und religiösen Leben ihrer neuen Heimath bemerklicher machten, als es den „Grauen“, d. h. den früher eingewanderten Deutschen, sowie den Yankees lieb war.

Vor 1848 bestand der Lesestoff der Deutsch-Amerikaner hauptsächlich aus religiösen Erbauungsschriften und deutschen Volksbüchern, wie Schinderhannes, Der gehörnte Siegfried, Herzog Ernst u. s. w., mit deren Nachdruck der Newyorker Verleger W. Radde viel Geld verdiente und sich dadurch für den Verlust entschädigte, den er vorher durch den Nachdruck klassischer Werke erlitten. Von einer eigentlichen deutsch-amerikanischen Litteratur kann also erst nach 1848 die Rede sein;

Digitized by Google

erst dann wurde Lobenswerthes auf allen Gebieten geleistet. 1858 wagte es K. Marxhausen in Detroit, eine lyrische Anthologie herauszugeben, in der einundfünfzig deutsch-amerikanische, nun längst vergessene Dichter vertreten waren. Da es dem Herausgeber an der nöthigen kritischen Schärfe gebrach, so druckte er in seiner Sammlung Lieder ab, die besser niemals veröffentlicht worden wären, und die Folge davon war, daß er dadurch das poetische Schaffen der Deutsch-Amerikaner in Mißkredit brachte und sich selber einen empfindlichen Verlust zuzog. Hingegen enthalten Steigers Anthologien „Heimathgrüße" (1870) und „Dornrosen" (1871) lyrische Erzeugnisse, die selbst die strengste Kritik nicht zu scheuen brauchen. Später fanden die deutsch-amerikanischen Dichter in der zu Cincinnati veröffentlichten und auch wieder entschlafenen Monatsschrift „Der Pionier" ein Organ, in dem sie ihre Erzeugnisse zum Abdruck bringen konnten. Aus dieser Zeitschrift erfahren wir auch, daß der lange vor 1848 eingewanderte deutsche Gelehrte Franz Lieber, der seit seiner Anwesenheit in Amerika nur noch englisch zu schreiben schien, in seinen Mußestunden deutsche Gedichte schrieb. Die jener Monatsschrift von seiner Witwe zur Verfügung gestellten Proben zeichnen sich durch markige Sprache, erhabene Gedanken und Großartigkeit der Bilder aus; besondere Erwähnung verdient in dieser Hinsicht die schwungvolle, in freien Rhythmen verfaßte „Hymne auf den Sturm", die auch Dr. Zimmermann in sein mehrfach angeführtes Sammelwerk aufgenommen hat.

Für die Verbreitung freisinniger Ideen in Amerika war vor 1848 der rede- und federgewandte Deutsch-Ungar Samuel Ludvigh durch die Herausgabe der Vierteljahrsschrift „Die Fackel" thätig gewesen. Ludvigh war fast beständig auf Reisen, um seine über die ganze Union zerstreuten Abonnenten zu besuchen, und überall, wo er sich sehen ließ, konnte er seiner seltenen Unterhaltungsgabe, seines biederen Wesens und seiner

Digitized by Google

angeborenen Liebenswürdigkeit wegen auf gastliche Aufnahme rechnen.

Größere Erfolge als Ludvigh erzielte Karl Heinzen mit seiner den Atheismus und Materialismus energisch und geistreich vertretenden Wochenschrift „Der Pionier". Heinzen war ein unerbittlicher und unerschrockener Feind aller Halbheit und aller religiösen und politischen Rückwärtserei; jeden Gegner bekämpfte er rücksichtslos und ließ sich auf keine Vergleiche ein.

Heinzen war 1809 zu Grevenbroich bei Düsseldorf geboren. Nachdem er seine Universitätsstudien infolge einer revolutionären Rede hatte aufgeben müssen, war er nach Batavia gegangen, wo er Unteroffizier in der holländischen Armee geworden war. 1831 kehrte er jedoch wieder in seine Heimath zurück und bekleidete mehrere Stellen, bis er schließlich seiner außerordentlich freisinnigen Ansichten wegen in der Schweiz Zuflucht suchen mußte. Nachdem er 1848 an der deutschen Revolution theilgenommen hatte, floh er nach Amerika und ließ sich 1859 bei Boston nieder. Er starb im Jahre 1881. Seine Lebensgeschichte ließ er in zwei Bänden erscheinen, außerdem veröffentlichte er einen Band Gedichte, zwei Lustspiele und vier Sammlungen freisinniger Reden und Abhandlungen. Als Dichter geht ihm jede Phantasie und jeder poetische Schwung ab; als Prosaiker aber hat er das Beste geleistet, was die gesamte deutsch-amerikanische Litteratur aufzuweisen hat. Als Satiriker steht er unerreicht da.

Wie Heinzen, so huldigte auch der Dichter Kaspar Butz[10] dem politischen Radikalismus, in religiöser Hinsicht aber war er äußerst duldsam und schien sich sogar in seinen letzten Lebensjahren, als er poetische Erklärungen zur Doréschen Bilderbibel schrieb, einer beschaulichen Frömmigkeit zuzuneigen. Butz war 1825 zu Hagen in Westfalen geboren; er hatte als Handelsreisender Deutschland, Frankreich und einen Theil von Nord-

Digitized by Google

afrika durchstreift und sich später an der deutschen Revolution betheiligt. Glücklich nach Amerika entkommen, schlug er seinen Wohnsitz in Chicago auf und nahm gleich so lebhaftes Interesse an der amerikanischen Politik, daß ihn seine zahlreichen Freunde 1858 zum Mitgliede der Regierung des Staates Illinois erwählten. In Chicago ließ er auch 1864—66 die „Deutsch-amerikanischen Monatshefte" erscheinen; leider konnte sich dieses verdienstvolle Unternehmen, an dem sich die besten Schriftsteller betheiligten, nicht auf die Dauer halten. Seine tief empfundenen, schwungvollen Gedichte, die zu dem Besten gehören, was die deutsch-amerikanische Poesie gezeitigt hat, ließ er 1879 in Chicago erscheinen. An seiner alten Heimath hing er bis zum letzten Athemzuge mit innigster Liebe, und jeder freiheitliche Wind, der von dort herüberwehte, wurde von ihm auf das Freudigste begrüßt. Butz starb 1883 als Kaufmann zu Des Moines in Iowa.

In dem aus Württemberg stammenden Karl Heinrich Schnauffer (gestorben 1854) begegnen wir einem anderen deutsch-amerikanischen Dichter von hervorragender Begabung. Schnauffer hatte in Heidelberg studirt, war dann Mitglied der Schriftleitung der Mannheimer „Landeszeitung" und später seiner politischen Thätigkeit wegen flüchtig geworden. Er ließ sich in Baltimore nieder und gründete die Zeitung „Der Wecker". In den 1879 von seiner Witwe veröffentlichten Gedichten tritt er als geharnischter Verfechter republikanischer Grundsätze und als aufrichtiger Verehrer deutscher Treue und Sprache auf. Daß überhaupt fast alle sogenannten Achtundvierziger dahier bei jeder Gelegenheit das Lob ihres alten Vaterlandes voll erklingen ließen, hat wohl seinen hauptsächlichsten Grund in dem Umstande, daß ihnen, den ideal angelagten Naturen, das aller Poesie bare, nur auf Gelderwerb abzielende und alle besseren Gefühle dämpfende Leben und Treiben Amerikas in innerster Seele zuwider war.

Digitized by Google

Auch der biedere Hesse August Becker (gest. 1871), der in Gießen Theologie studirt und sich schon in den dreißiger Jahren an einer Verschwörung zur Gründung eines einigen Deutschlands betheiligt hatte, wofür er vier Jahre im Gefängniß schmachten mußte, hatte nach langem Wanderleben endlich in Cincinnati eine bescheidene Stellung als Zeitungsschreiber gefunden. Von seinen eigenartigen Gelegenheitsgedichten haben sich leider nur sehr wenige erhalten. Sein weit verbreitetes, humorvolles „Lied an die Schwarzamsel", das infolge darin enthaltener Anspielungen auf das politische Tagesgetriebe nur dem mit dem amerikanischen Leben genau vertrauten Leser recht verständlich ist, gilt als eine der edelsten Blüthen der deutsch-amerikanischen Dichtkunst. Und wie aufrichtig begrüßte Becker die ersten deutschen Siege im letzten Kriege gegen Frankreich durch das reizende Trinklied, das also beginnt:

„So laßt nach leid'gem deutschen Brauch
Die Gläser laut erklingen,
Und sollten sie in Scherben auch
Zehntausendfach zerspringen!
Das Reich Ludwig Napoleons
Liegt heut' ja auch in Scherben,
Und zu dem schönsten Stück davon
Sind lachend wir die Erben."

Der schwäbische Buchdrucker und Naturdichter Niklas Müller, der sich der Freundschaft Uhlands und Schwabs[11] erfreute, war, nachdem er sich infolge seiner Betheiligung an der achtundvierziger Revolution nach der Schweiz geflüchtet und dort mehrere Jahre aufgehalten hatte, 1853 nach Newyork gekommen. Dort begründete er eine Buchdruckerei und schrieb in seinen Mußestunden Gedichte, die auf alles mögliche, nur nicht auf eine blutdürstige Umsturzgesinnung schließen lassen.

Durch und durch pessimistisch angekränkelt sind die Gedichte

Digitized by Google

des verstorbenen Journalisten Friedrich Hassaurek.[12] Der Genannte, der aus Wien stammte und sich dort als Revolutionär mißliebig gemacht hatte, war lange Zeit in Cincinnati als bitterer Gegner der Geistlichkeit aufgetreten; sobald er jedoch Haupteigenthümer des in jener Stadt erscheinenden „Volksblattes“ geworden war, zog er mildere Saiten auf und enthielt sich aus Geschäftsrücksichten jedes Angriffs auf die Religion. Da er lebhaften Antheil an der ersten Erwählung Lincolns zum Präsidenten der Vereinigten Staaten genommen hatte, so belohnte ihn dieser dafür dadurch, daß er ihn als Generalkonsul nach Ecuador sandte. Seine dortigen Erlebnisse und Beobachtungen legte er in dem englischen Werke „Four years among the Spanish-Americans“ (Newyork 1867) nieder.

Die bedeutendsten Dichter, welche durch die achtundvierziger Revolution nach Amerika getrieben wurden, waren unstreitig Eduard Dorsch und Konrad Krez. Ersterer (geb. 1822 in Württemberg, gest. 1887 zu Monroe in Michigan), der sich als Arzt in dem kleinen Monroe einer ausgedehnten Praxis erfreute, war in seinen Mußestunden unermüdlich litterarisch thätig und lieferte besonders zahlreiche Uebersetzungen amerikanischer Gedichte, die er in verschiedenen Zeitschriften, hauptsächlich im Sonntagsblatte der „Illinois Staatszeitung“ veröffentlichte.

Dorsch war ein entschiedener Freidenker, der bei jeder Gelegenheit seine Gesinnungen unverhüllt zur Schau trug und überhaupt kein Blatt vor den Mund nahm. Trotz seiner ununterbrochenen litterarischen Thätigkeit hat er doch nur weniges in Buchform erscheinen lassen, darunter die in aristophanischem Geiste gehaltenen „Parabasen“ (Milwaukee 1875) und die Gedichtsammlung „Aus der alten und neuen Welt“ (Newyork 1884).[13]

Dorsch war Dichter, Denker und Naturforscher; alles, was nach seiner Ansicht keine Daseinsberechtigung hatte, forderte

Digitized by Google

seinen beißenden Spott heraus. Das dichterische Schaffen war ihm so zur täglichen Gewohnheit geworden, daß er sich demselben auch in Stunden hingab, in denen es ihm an der nöthigen Stimmung fehlte. Da er stets zu großen Werth auf das erzieherische Element seiner Verse legte und außerdem seinen eingefleischten Pessimismus nie zügelte, so gelang ihm nur selten ein echtes Lied.

Kein Deutsch-Amerikaner, überhaupt kein im Auslande weilender Deutscher hat dem Heimweh und der Sehnsucht nach der alten Heimath einen solch' erhabenen Ausdruck verliehen, wie der 1897 zu Milwaukee verstorbene Konrad Krez in dem Liede „An mein Vaterland". Ich will es daher unverkürzt wiedergeben.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt;
Nie war die Braut dem Bräutigam so theuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist als Palmen und Zitronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter! Länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,

Digitized by Google

Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
So würden mich die Todten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden Jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland!

Krez war 1828 zu Landau geboren; er hatte in Heidelberg die Rechte studirt und sich später in Wisconsin der Ausübung derselben gewidmet. Seine formvollendeten Gedichte erschienen 1875 unter dem Titel „Aus Wisconsin“ im Steiger-schen Verlage. Eins derselben, nämlich „Entsagung und Trost“, worin die Nichtigkeit des Daseins in ergreifender Sprache geschildert wird, ist eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gesamtgebiete der Gedankenlyrik.

Trotzdem die deutsch-amerikanischen Dichter so aufrichtig an ihrer alten Heimath hingen, so ist es doch höchst selten einem eingefallen, dahin dauernd zurückzukehren. Je mehr sie sich mit dem freien Leben und Streben dahier befreundeten, desto praktischer wurden sie und desto schneller stellten sie ihre Harfe in die Rumpelkammer. Als der talentvolle Lyriker K. Ries 1888 versuchte, seinen Sangesbrüdern in der Monatsschrift „Deutsch-amerikanische Dichtung“ ein bescheidenes Organ zur Veröffentlichung ihrer Erzeugnisse zu liefern, stellte es sich bald heraus, daß dafür kein Bedürfniß vorhanden war.

Von den deutsch-amerikanischen Dichtern der Neuzeit verdienen noch Erwähnung: Heinrich Binder, früher Redakteur des „Puck“; Kara Giorg (Dr. Brühl in Cincinnati), dessen „Poesien des Urwaldes“ übrigens mehr erzwungene Arbeiten des Kopfes als des freischaffenden Herzens sind; Christian

Digitized by Google

Kirchhoff (San Francisco), Minna Kleeberg, Julius Bruck und der 1897 verstorbene E. A. Zündt, der sich seiner kernigen Lieder wegen besonders in Turnerkreisen großer Beliebtheit erfreute, u. s. w.

Als Dialektdichter zeichneten sich aus der Deutsch-Pennsylvanier Harbach, der Hesse G. Asmus und der Pfälzer L. Rohr. Auf dem Gebiete der amerikanischen Geschichtsforschung leisteten vorzügliches Fr. Kapp, G. Körner, O. Seidensticker und Franz Löher.

Als Letzterer in den Jahren 1846 und 1847 die Vereinigten Staaten und Canada bereiste, sah er, daß der Deutsche in Amerika nur als folgsamer und leicht zu befriedigender Handwerker geschätzt war; er richtete daher sein Augenmerk auf das Sammeln von Urkunden und Nachrichten, um durch deren Veröffentlichung das deutsche Nationalgefühl zu erwecken. Ursprünglich wollte er das gesammelte Material in Reiseschilderungen verwerthen, doch da seine anfangs 1847 zu Cincinnati gehaltenen und gedruckten Vorträge über des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte größeren Anklang fanden als er erwartet hatte, so ließ er sich durch den Wunsch des Buchhändlers Eggers, ein Werk über die Deutschen Amerikas zu verlegen, bestimmen, seine „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" auszuarbeiten und 1847 erscheinen zu lassen.

„Vergleicht man," schreibt Löher, „Charakter und Anzahl der deutschen Ansiedler mit den irischen, schottischen und französischen, so müßte es seltsam hergegangen sein, wenn die Deutschen in Amerika keine Rolle gespielt hätten, trotzdem sie nicht das herrschende Volk waren. Die Beweise darüber liegen auch in den ältesten Urkunden der amerikanischen Geschichte. Davon habe ich mich überzeugt, hatte aber nur eben Zeit, um aus englischen Geschichtswerken und aus anderen schriftlichen

Digitized by Google

und mündlichen Ueberlieferungen so viel Thatsachen zusammenzustellen, daß ich einen Ueberblick über die amerikanisch-deutsche Geschichte erhielt. Man wird finden, daß ich niemals etwas behauptet habe, ohne die Beweise dafür zu prüfen und anzugeben; es ist das nöthig, weil man so vielen verzagten Deutschen es erst schwarz auf weiß beweisen muß, daß sie auch etwas werth sind auf der Welt."

Es ist erstaunlich, mit welchem Fleiße jener Gelehrte das so weit zerstreute Material sammelte und in zierlicher Sprache in so verhältnißmäßig kurzer Zeit verarbeitete. Obgleich sich nun manche, nicht immer verzeihliche Irrthümer eingeschlichen haben, so hat Löher doch das hohe Verdienst, der amerikanisch-deutschen Geschichtsforschung den Weg gebahnt zu haben.

Wie Löher die Verkrüppelung und Unterdrückung des deutschen Elementes durch die Yankees klar einsah und sich die unverfälschte Erhaltung desselben nur in einem spezifisch deutschen Unionsstaate der Zukunft, dem er begeisterte Worte widmete, dachte, so sah auch Friedrich Kapp die Unmöglichkeit einer dauernden Erhaltung des Deutschthums ein und flüchtete sich daher vor dieser drohenden Verschmelzung nach Deutschland. Von seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" gab er leider nur den ersten Band (Newyork 1868) heraus, welcher die Deutschen im Staate Newyork behandelt. Kapp wurde damals von rabiaten Deutschthümlern wegen seiner mit der vollsten Ueberzeugung ausgesprochenen Ansicht, daß „der Deutsch-Amerikaner nur ein Uebergang sei und daß, wer deutsch sein wolle, zu Hause bleiben oder in die Heimath zurückkehren möge, da die Auswanderung nationaler Tod sei", bitter angefeindet; jene Gegner aber sind inzwischen anderer Meinung geworden und fügen sich in die Sachlage oder beschäftigen sich mit dem Auffinden von Mitteln und Wegen, um bei der einmal

Digitized by Google

nicht zu verhindernden Verschmelzung soviel wie möglich von ihrem deutschen Wesen zu retten.

Betreffs der deutsch-amerikanischen Presse will ich mich so kurz wie möglich fassen. Es erscheinen in den Vereinigten Staaten in runder Zahl 500 deutsche Zeitungen; 80 davon werden täglich, die übrigen wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich herausgegeben. Die erste deutsch-amerikanische Zeitung erschien, wie wir gesehen haben, in Germantown; die zweite wurde 1743 zu Philadelphia von C. Crellius herausgegeben; 1762 gab es bereits fünf deutsche Zeitungen in Pennsylvanien. 1834 wurde die Newyorker „Staatszeitung" gegründet; dieselbe ist unter der umsichtigen Leitung O. Ottendorfers zu einem der reichhaltigsten und verbreitetsten Tageblätter der Union geworden. 1835 wurde zu Cincinnati das ebenfalls noch bestehende und sich großer Verbreitung erfreuende „Volksblatt" ins Leben gerufen.

Jeder Versuch, eine gediegene Monatsschrift zu gründen, ist bis jetzt kläglich gescheitert; auch hat es sich nachgerade herausgestellt, daß sich keine illustrirte deutsche Zeitung auf die Dauer halten kann; nur dem „Puck" ist dies bis jetzt gelungen.

Die zahlreichen Landblätter, die meistens wöchentlich erscheinen, werden größtentheils von Leuten herausgegeben, die praktische Schriftsetzer sind, sich die Innenseiten von einer der zahlreichen Zeitungsfabriken liefern lassen und dann die neuesten Depeschen und Lokalnachrichten selber hinzufügen. Solche Zeitungen werden mithin äußerst billig hergestellt; wäre dies nicht der Fall, so könnten sie einfach nicht existiren, und dann ginge wieder ein Faktor zur Erhaltung des Deutschthums dahier verloren. Selbst den scheinbar besser gestellten Zeitungen ist es wegen des gewaltigen Wettbewerbes nicht möglich, alle Spalten mit eigenem Satz anzufüllen, noch viel weniger Originalartikel zu bringen und dieselben zu bezahlen. Da verläßt

Digitized by Google

man sich einfach auf den erlaubten Nachdruck, und da die hiesigen Zeitungsherausgeber die gesamte europäisch-deutsche Litteratur ungehindert benutzen können, so wählen sie natürlich stets das Beste für ihre Leser aus; daher ist es denn auch erklärlich, daß irgend ein deutsch-amerikanisches Winkelblatt besseren und gediegeneren Lesestoff enthält, als die meisten Zeitungen Deutschlands. Man mag über den Nachdruck denken wie man will, sicherlich trägt derselbe dahier viel zur Verbreitung allgemeiner Bildung und Erhaltung des Deutschthums bei.

Von den wichtigsten deutsch-amerikanischen Tageblättern sind noch zu nennen die in Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung", die besonders unter der Leitung des kernigen Hermann Raster[14] großen Aufschwung nahm und jetzt von dem biedern, urdeutschen Wilhelm Rapp[15] und dem vielseitigen Josef Brucker geleitet wird; ferner der „Milwaukee Herald", die von Dr. Prätorius redigirte „Westliche Post" (St. Louis), der „Cincinnati Volksfreund"[16] u. s. w.

Deutsche Turnkunst in den Vereinigten Staaten.

Die Pflege der Turnerei in Amerika ist hauptsächlich auf den Einfluß der eingewanderten Deutschen zurückzuführen, welche schon im Jahre 1848 so verwegen waren, für ein einiges Deutschland zu schwärmen, und dann noch rechtzeitig der Polizei entschlüpften. Sie wußten aus eigener Anschauung und Erfahrung, welche Bedeutung die Ausbildung des Körpers für alle Lebensverhältnisse hatte, und da weder die deutsch-amerikanische, noch die anglo-amerikanische Jugend vorher den Segen der Turnerei kannte, so sahen sie in der Beförderung derselben einen Theil der Aufgabe, die sie nach ihrer Ansicht in der neuen Heimath zu erfüllen hatten.

Uebrigens waren schon ein Vierteljahrhundert vor dem genannten Revolutionsjahre drei hochgebildete Deutsche in den

Digitized by Google

Vereinigten Staaten für die körperliche Ausbildung in die Schranken getreten, und wenn diese auch gerade keine hervorragenden Ergebnisse erzielten, so verdienen sie doch in der Geschichte der deutsch-amerikanischen Turnerei einen Ehrenplatz. Diese Pioniere, die allerdings keine deutschen Turnvereine gründeten, aber doch den Turnunterricht in amerikanischen Schulen einführten, waren: Karl Beck, Karl Follen und Franz Lieber, die alle das Turnen unter Vater Jahns Leitung getrieben und liebgewonnen hatten.

Karl Beck, der Stiefsohn des bekannten Theologen De Wette, hatte sich in Berlin, woselbst er das Werdersche Gymnasium besuchte, für die Turnkunst begeistert; als später sein Stiefvater infolge eines Briefes, den er nach der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand an dessen ihm befreundete Eltern schrieb, seine Stelle verlor und sich in Basel niederließ, da zog auch der junge Karl mit und wurde Lehrer der lateinischen Sprache am dortigen Pädagogium; seine freisinnigen Ansichten, sowie seine politische Agitation, an der auch sein Freund Karl Follen, der Dichter des Liedes:

„Brause, du Freiheitssang,
Brause wie Wogendrang“,

theilnahm, zwangen Beide jedoch, 1834 in den Vereinigten Staaten ein Asyl zu suchen. Beck erhielt bald nach seiner Ankunft eine Stelle als Lehrer der lateinischen Sprache an dem von dem Historiker Bancroft geleiteten Knabeninstitute zu Northampton in Massachusetts; gleich gründete er dort eine Turnanstalt und unterrichtete fünf Jahre lang seine Schüler in allen Leibesübungen; außerdem übersetzte er Jahns „Deutsche Turnkunst“ ins Englische. Durch seine Verheirathung mit einer reichen Amerikanerin ging er später ganz im amerikanischen Leben auf und widmete sich ausschließlich der Verwaltung seines Vermögens und der Beschäftigung mit der Politik.

Digitized by Google

Auch Karl Follen war eine Zeit lang am genannten Institut als Lehrer thätig, doch wurde ihm bald die Professur der deutschen Sprache am Harvard-College übertragen. Dort führte er die Turnerei ein und legte dadurch den Grund zu dem berühmten Hemmenway-Gymnasium, das heute als die bedeutendste Turnanstalt Amerikas bezeichnet werden muß. Nachdem er infolge seiner Antisklaverei-Gesinnung seine Stelle verloren hatte, wurde er Geistlicher; 1840 fand er seinen Tod auf einem in Feuer gerathenen Dampfer.

Lieber, der grundgelehrte Jurist, wurde 1827 nach Amerika verschlagen. Er lenkte seine Schritte zuerst nach Boston, woselbst er Unterricht im Fechten, Schwimmen und anderen Leibesübungen gab, bald jedoch einen seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenderen Wirkungskreis fand. Er war 1800 in Berlin geboren und wurde, nachdem er als Freiwilliger gegen Napoleon gekämpft, seiner politischen Gesinnung wegen aus Preußen verwiesen. In Amerika wurde er bald mit den ersten Gelehrten und leitenden Staatsmännern bekannt, und dieselben sorgten dann auch dafür, daß er die Professur des internationalen Rechtes an einem College im Süden erhielt. Als er dieselbe vor Ausbruch des Bürgerkrieges infolge seiner Sympathie mit der Sache des Nordens aufgeben mußte, wurde ihm eine ähnliche Stelle am Columbia-College in Newyork angetragen, die er bis zu seinem 1892 erfolgten Tode bekleidete. Trotzdem Lieber fast nur noch Englisch schrieb und darin eine Anzahl wissenschaftlicher Werke verfaßte, so blieb er im Herzen doch ein echter Deutscher und vertheidigte sein altes Vaterland bei jeder Gelegenheit.

Der erste deutsche Turnverein, der auf amerikanischem Boden entstand, war der im Oktober 1848 zu Cincinnati gegründete. Einen Monat später wurde die Newyorker Turngemeinde ins Leben gerufen und 1851 konnte bereits in Phila-

Digitized by Google

delphia ein allgemeines Turnfest abgehalten werden; dasselbe trug besonders viel dazu bei, die Vorurtheile der Amerikaner gegen das Turnwesen zu entkräften. Dort trafen sich die Kämpfer von Waghäusel und Frankfurt a. M. wieder; alte Freundschaften wurden aufgefrischt und neue geschlossen. An jenem Feste nahmen 6—700 Turner theil; es befanden sich darunter Gustav Struve und auch Gottfried Kinkel, der damals in Amerika Gelder für eine neue Schilderhebung Deutschlands und für die Unterstützung politischer Flüchtlinge sammelte, wofür er von Freiligrath in einem beißenden Gedichte derb abgekanzelt wurde.

Nachdem der nordamerikanische Turnerbund organisirt war, konnte mit der systematischen Propaganda für die Verbreitung des Turnwesens begonnen werden. Turnlehrer Ludwig Winter wurde ausgesandt, die zerstreuten Vereine zu besuchen, Turnunterricht zu ertheilen und begabte junge Leute als Vorturner auszubilden. Harmonie herrschte jedoch selten in den einzelnen Vereinen, und wenn man die von H. Metzner aus Originalquellen zusammengestellten „Jahrbücher der deutsch-amerikanischen Turnerei"[17] aufmerksam durchliest, so kommt man zu der trostlosen Ueberzeugung, daß auf nutzlose Zänkerei und Stänkerei stets mehr Zeit als auf die eigentlichen Zwecke der Turnerei verwandt wurde.

Die Flüchtlinge, die meistentheils Sozialisten waren und in Politik und Religion den radikalsten Anschauungen huldigten, befehdeten sich beständig untereinander, und Jeder machte den Andern für den Fehlschlag der 48er Revolution verantwortlich. Dazu kam noch der Uebelstand, daß die meisten Vereine in ihren Hallen permanente Wirthschaften eingerichtet hatten, und da dieselben ihre Haupteinnahmequelle bildeten, dem Betriebe derselben häufig ihre Hauptthätigkeit widmeten. Dies führte dazu, daß bald reiche Bierbrauer die auf Aktien erbauten Hallen in ihren

Digitized by Google

Besitz brachten und dann natürlich die Turnvereine nach ihrer Pfeife tanzen ließen. Dies ist leider heute noch vielfach der Fall.

Da die öffentlichen Feste der Turner, ihre Ausflüge und Picknicks öfters von amerikanischen Raufbolden unterbrochen und in einigen Städten sogar ihre Hallen zerstört wurden, so sahen sich 1854 mehrere Vereine genöthigt, sich militärisch im Gebrauche der Waffen zu üben. Und es war auch noch aus einem Grunde gut, daß dies damals geschah, denn der kommende Sonderbundskrieg warf bereits seine Schatten voraus, und es bedurfte nur noch eines geringen Anstoßes, um die Kriegsfackel anzufachen.

Die Turner traten nicht nur als geschworene Feinde der strengen Sonntagsgesetze, des Gebrauchs der Bibel in den öffentlichen Schulen und der Steuerfreiheit des Kircheneigenthums, sondern auch als entschiedene Gegner der Sklaverei auf und sahen sich dadurch in die Lage versetzt, die konservativen Amerikaner und zugleich auch die vor 1848 eingewanderten Deutschen, die fast alle im Institute der Sklaverei eine weise, göttliche Einrichtung erblickten, bekämpfen zu müssen, wenn auch vorläufig nur mit Beweisstücken.

Mitte der 50er Jahre wurde der Vorschlag, eine Turnerkolonie im fernen Westen zu gründen, eifrig erörtert; schließlich nahm die Turngemeinde zu Cincinnati diese Sache in die Hand und beauftragte einen Ausschuß, passendes Land auszusuchen. Die Mitglieder desselben einigten sich dann auf die Erwerbung eines 2700 Acker umfassenden Landstriches am Big Cotton River in Minnesota; bald fanden sich auch Ansiedler ein, welche das Städtchen Neu-Ulm gründeten und dort natürlich auch gleich einen Turnverein ins Leben riefen. Der Boden war ergiebig, das Klima gesund und die Lage reizend. Trotzdem die unternehmungslustigen Ansiedler unter der Finanz-

Digitized by Google

krisis von 1859 schwer zu leiden hatten, so erholten sie sich doch bald von ihren Verlusten, arbeiteten fleißig weiter und pflegten der gemüthlichen Geselligkeit in ihrer Tunhalle. Leider waren ihnen jedoch die benachbarten Sioux-Indianer nicht freundlich gesinnt; es kam häufig zu blutigen Reibereien, bis dann am 18. August 1862 die Ansiedlung unverhofft von zahlreichen Rothhäuten überfallen und Jeder, der sich ihnen in den Weg stellte, niedergemacht wurde. Von den 210 Gebäuden Neu-Ulms gingen bei dieser Gelegenheit 180 in Flammen auf.

Am amerikanischen Bürgerkrieg betheiligten sich die Turner in großer Anzahl und zeigten sich dadurch als opferbereite Freunde der Union und Freiheit. Viele Vereine sandten fast alle ihre waffenfähigen Mitglieder zur Armee des Nordens; in Newyork, Cincinnati und St. Louis wurden Regimenter gebildet, die ausschließlich aus Deutschen bestanden, und die zurückgebliebenen Anhänger des Nordens sorgten reichlich dafür, daß es ihren Brüdern im Felde nicht an dem Nöthigsten gebrach.

Die Turner von St. Louis hatten sich reichtzeitig militärisch organisirt und ihre Halle zum Hauptquartier aller unionsfreundlichen Bürger gemacht, so daß also, da Gefahr vorhanden war, daß das Bundesarsenal in genannter Stadt von den Rebellen überrumpelt und damit der Staat Missouri den Südländern überantwortet wurde, sie und ihre Gesinnungsgenossen vorbereitet waren, den in der Nähe lagernden Rebellengeneral mit seinen 2000 Mann zur Uebergabe zwingen zu können.

Als der Bürgerkrieg nach mehrjährigem Ringen endlich einen für den Norden siegreichen Abschluß gefunden hatte und die Turnerregimenter wieder nach Hause zurückgekehrt waren, schien es eine Zeit lang, als ob das geistige Leben der Turnvereine sich günstiger als vorher gestalten wolle. Mehrere Vereine gründeten zur Pflege der deutschen Sprache und zur Verbreitung freier Prinzipien Tag-, Abend- und Sonntags-

Digitized by Google

schulen, für die 1866 der Turnerbund eine Reihe geeigneter Lehrbücher bearbeiten ließ. Mehrere begabte Dichter, wie Rothacker, Schnauffer, Weitershausen, P. Wagner, Puchner und Gollmer, verherrlichten die Turnerei in schwungvollen Liedern; ein Seminar zur Ausbildung der Turnlehrer wurde in Milwaukee errichtet und in mehreren Staaten wurde energisch gearbeitet, den Turnunterricht in die öffentlichen Schulen einzuführen. Letztere Bemühungen wurden von erfreulichem Erfolg gekrönt; heute bildet bereits der Turnunterricht in den Schulen der größeren Städte einen regelmäßigen Lehrzweig, wobei zu bemerken ist, daß in den westlichen Staaten hauptsächlich das deutsche Turnsystem, in den östlichen hingegen das schwedische gepflegt wird.

Trotzdem mehrere Zeitungen ausschließlich für die Verbreitung der Turnerei thätig sind, so schmilzt doch die Zahl der Mitglieder des nordamerikanischen Turnerbundes von Jahr zu Jahr merklich zusammen. 1895 hatte die genannte Vereinigung 38831 Mitglieder zu verzeichnen, also 1039 weniger als im Vorjahre.[18] Am aktiven Turnen betheiligten sich nur 4349, und in den betreffenden Vereinen wurden im genannten Jahre 164 Vorträge weniger gehalten als 1894. Die meisten allgemeinen Turnfeste schließen mit Schulden; das im Weltausstellungsjahre zu Milwaukee abgehaltene hatte einen Fehlbetrag von 20000 Dollars aufzuweisen.

In allen amtlichen Berichten der einzelnen Turnbezirke und des Bundesvorortes wird bitter darüber geklagt, daß das sogenannte geistige Turnen in bedauerlich rascher Abnahme begriffen sei; so schickten z. B. von den 317 zum Bunde gehörenden Vereinen nur 109 Berichte über ihre geistige Thätigkeit ein. Der Vorort sendet gewöhnlich zweimal im Monat Themata für Vorträge an die einzelnen Vereine aus; doch nur in den wenigsten bekümmert man sich darum. Auch wird vielfach und leider nicht

Digitized by Google

mit Unrecht darüber geklagt, daß die auf dem Seminar zu Milwaukee ausgebildeten Turnlehrer den an sie gestellten Anforderungen nicht genügten und daß sie weder die deutsche, noch die englische Sprache gründlich beherrschten. Im körperlichen Turnen sind sie allerdings meistens geschickt; um als Pioniere der geistigen Turnerei aufzutreten, dazu fehlt es ihnen jedoch an den erforderlichen Kenntnissen.

Als eine der Hauptaufgaben des nordamerikanischen Turnerbundes wird die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache und Litteratur bezeichnet, wenigstens wird so in der Bundesverfassung, die jedem Verein zur Richtschnur dienen soll, ausdrücklich gesagt. Thatsache ist es nun, daß die jüngere Generation das Englische viel besser versteht, als die Sprache ihrer Eltern; dadurch werden dann die hier geborenen, von Deutschen abstammenden jungen Leute leicht der Sache der Turnerei entfremdet, besonders wenn man sie in den Vereinen nicht reden läßt, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Deshalb wurde dann auch auf der Tagsatzung des Vorortes, die 1894 zu Denver in Colorado stattfand, der Beschluß gefaßt, den Mitgliedern, denen das Deutsche nicht geläufig sei, zu erlauben, ihre Vereinsgeschäfte in englischer Sprache wahrzunehmen.

Auf einer vor kurzem abgehaltenen Tagsatzung des Wisconsin-Turnbezirks wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

„Da das deutsche Turnwesen nur eine Seite deutschen Kulturlebens darstellt, so läßt es sich, von den übrigen Faktoren dieser Kultur losgelöst, weder erhalten noch weiter entwickeln. Deutsche Lebensanschauungen, deutscher Idealismus muß unsere turnerischen Bestrebungen durchwehen, wenn sie zu Großthaten auf dem Gebiete der Erziehung des amerikanischen Volkes werden sollen. Unserer Turnjugend fehlt es an Begeisterung für ideales Streben; daher werden selbst die besten Vorträge weder besucht noch verstanden.

Digitized by Google

Es ist an der Zeit, die unerbittliche, wenn auch bittere Thatsache anzuerkennen, daß unsere Kinder (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen) anderen Geistes sind als wir. Weder das Haus, noch die Schule, noch die Vereine haben dem heranwachsenden Geschlechte gegenüber ihre Schuldigkeit gethan."

Daran knüpfen sich nun folgende Forderungen an die Turner und deren Gesinnungsgenossen:

1. In der deutsch-amerikanischen Familie muß deutsch gedacht, gefühlt, gehandelt und selbstverständlich auch gesprochen werden.

2. Die amerikanische Schule muß vom geisttödtenden Mechanismus und Formalismus sich befreien und freie Bürger für den freien Staat erziehen lernen.

3. In den Turnvereinen ist das Hauptgewicht auf die Vereinsschule zu legen; Fortbildungsschulen sollten in jedem Turnverein für die Hebung der Volksbildung Sorge tragen und die Zöglingsvereine durch geschickte Führung zu Pflanzstätten echt turnerischer Begeisterung gemacht werden. —

4. Der Ausbau des Turnlehrerseminars zu einer der ersten Erziehungsanstalten dieser Republik ist heilige Pflicht des Turnerbundes.

5. Die Turnvereine sollten im politischen, sozialen und pädagogischen Leben eine Bedeutung haben. Als Bürger sind die Turner zur Theilnahme am öffentlichen Leben verpflichtet und jede Bestrebung nach rationeller Entwickelung des Gemeinwesens sollte in ihren Zusammenkünften durch eingehende Besprechung und gemeinsame Unterstützung gefördert werden. —

Ja, wenn man die hier angedeuteten Uebel mit Mehrheitsbeschlüssen beseitigen könnte, dann stände es um die deutsch-amerikanische Turnerei längst besser; leider aber glaubt man durch die Annahme solcher Vorschläge das Vaterland schon hinlänglich gerettet zu haben und geht dann mit dem Bewußtsein

Digitized by Google

nach Haus, daß es selbstverständlich in Zukunft besser werde, spielt Skat und trinkt Bier dazu.

Die Frage, was aus den deutsch-amerikanischen Turnvereinen wird, nachdem sie einen Theil ihrer Aufgabe, die Einführung des gymnastischen Unterrichtes in die öffentlichen Schulen nämlich, erfüllt haben, wird von J. Rhomberg im Turnerkalender von 1895 weitläufig erörtert; besonders erquicklich aber sind die Ergebnisse nicht, zu denen er gelangt.

Die Einwanderung, von der die Erhaltung der deutschen Sprache dahier wesentlich abhängt, ist auf ein Minimum herabgesunken; mithin kann mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß das Deutsche als Verkehrssprache bald von der Bildfläche verschwinden wird. Der Fortbestand der körperlichen Turnerei beruht allerdings nicht auf der Pflege der deutschen Sprache, mit dem Aufgeben derselben aber wird leider auch die deutsche Litteratur, also die Quelle des edelsten Idealismus, vernachlässigt und dadurch die geistige Thätigkeit der jungen Deutsch-Amerikaner in Bahnen gelenkt, welche ihre Eltern ängstlich vermieden.

Da das Turnen auf die Anglo-Amerikaner offenbar einen unwiderstehlichen Reiz ausübt, so haben es sich seit Jahren die über die ganze Union zerstreuten christlichen Jungmännervereine ernstlich angelegen sein lassen, in ihren Hallen Turnplätze einzurichten, und es muß zugestanden werden, daß darin tüchtiges geleistet wird und es auch im allgemeinen anständiger hergeht, als in deutschen Turnhallen, die gewöhnlich mit einer öffentlichen Wirthschaft verbunden sind.

Das deutsch-amerikanische Schulwesen.

Die öffentlichen Schulen sind mit Recht der Stolz jedes echten amerikanischen Vaterlandsfreundes, bilden sie doch den Grundpfeiler seiner staatlichen Freiheit und Unabhängigkeit.

Digitized by Google

Jede Stadt sucht der anderen durch Errichtung neuer Lehranstalten und durch Einführung neuer Schulreformen den Rang abzulaufen und giebt dafür jährlich drei- bis viermal soviel aus wie irgend eine deutsche Stadt von gleicher Einwohnerzahl. Jede entlegene Hinterwaldsschule ist besser, bequemer und zweckentsprechender eingerichtet, als manche Schule eines alten, reichen deutschen Dorfes. In einigen Städten der Union werden sogar allen Schülern Lehrbücher unentgeltlich geliefert.

Die amerikanischen Schulen sind aus dem Bedürfniß hervorgegangen, allen Kindern Gelegenheit zu geben, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Dies Bedürfniß machte sich hauptsächlich nach dem Unabhängigkeitskriege bemerklich, aber auch dann waren die Hauptlehranstalten noch privater Natur, und es dauerte noch geraume Zeit, bis sich die Idee einer allgemeinen Erziehung auf allgemeine Kosten Bahn brach. Die aus England stammenden Einwanderer hatten keine Erfahrung im öffentlichen Schulwesen und hielten dasselbe, da sie noch ihrem angestammten Klassenunterschiede huldigten, für eine undemokratische Einrichtung, welche die Freiheit des Einzelnen beeinträchtige und das Wohl der Masse durchaus nicht befördere.

In Pennsylvanien wurden z. B. erst 1834 öffentliche Schulen gegründet, und die dafür erhobenen Steuern wurden lange Jahre mit dem größten Unwillen bezahlt. Erst seit dem Jahre 1850 machte hauptsächlich durch das Studium deutscher Schuleinrichtungen die allgemeine Erziehung rasche Fortschritte.

Die öffentlichen Schulen Amerikas sind für alle Kinder aller Bürger bestimmt. Da man hier die Religion als Privatsache des Einzelnen betrachtet, so ist durch Staatsgesetze dafür gesorgt, daß kein Sektenglaube irgend welcher Art in der Schule zum Ausdruck kommt, und wenn hin und wieder es auch erlaubt ist, zur Eröffnung des Unterrichts ein Kapitel aus der Bibel zu lesen, so ist doch stets ausdrücklich vorgeschrieben, daß dies

ohne jede Erklärung seitens des Lehrers geschehen muß. Die amerikanische Volksschule will ihre Schüler nur für das praktische Leben vorbereiten; weiter hat sie keinen Zweck. Daß der Unterricht nur ein Mittel zur Erziehung ist und daß der Hauptzweck der letzteren die Charakterbildung ist, hat man hier noch nicht eingesehen, wenigstens noch nicht überall, da die Stimmen derjenigen amerikanischen Pädagogen, die ihre Ausbildung in Deutschland genossen haben, bis jetzt wirkungslos verhallt sind.

Die Anstellung der Lehrer und Lehrerinnen, welch' letztere sich in großer Mehrzahl befinden, hängt hauptsächlich von der Gunst der Schulrathsmitglieder ab. Letztere werden entweder vom Volke direkt erwählt oder vom städtischen Bürgermeister auf zwei oder drei Jahre ernannt, und da sie ein solches Amt gewöhnlich als erste Sprosse auf der Leiter zu einem höheren und besser bezahlten ansehen, so sind sie eifrig darauf bedacht, sich so viele Freunde wie möglich zu erwerben, und stellen daher nur solche Lehrkräfte an, die über einen gewissen sozialen oder politischen Einfluß verfügen. Pädagogische Befähigung der Kandidaten ist nebensächlich. Seminaristisch gebildete Lehrkräfte bilden noch immer die große Ausnahme.

In der Neuzeit hat übrigens die deutsche Pädagogik bereits einen bedeutenden Einfluß auf amerikanische Methodik und Schuleinrichtungen ausgeübt. Die Werke Fröbels und Herbarts werden eifrig studirt und kommentirt; überall werden Kindergärten gegründet, und einige Schulzeitungen beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Verbreitung Herbartscher Ideen.

In zahlreichen, von vielen Deutschen besiedelten Städten und Städtchen des Ostens und Westens bildet der deutsche Unterricht einen Lehrgegenstand der öffentlichen Schulen; da die Theilnahme an demselben jedoch dem freien Willen der Kinder anheimgestellt ist, so hängt diese hauptsächlich von der Beliebtheit des Lehrers

Digitized by Google

und seiner Methode ab. In einigen Staaten der Union, wie in Ohio, Wisconsin und Indiana, ist der deutsche Unterricht unter gewissen Bedingungen gesetzlich geschützt. Bitter zu beklagen ist es nun, daß so verhältnißmäßig wenige deutsch-amerikanische Kinder von dieser Einrichtung Gebrauch machen und daß ihre Eltern selber so wenig Werth auf die Erhaltung ihrer Muttersprache legen. Ich will hier nur ein Beispiel anführen. Mein Wohnort Evansville hat ungefähr 60000 Einwohner, wovon, wie man sagt, 30000 deutscher Abstammung sind. Die öffentlichen Schulen dahier werden von 7000 Schülern besucht; da nun der Kindersegen der Deutsch-Amerikaner den der Anglo-Amerikaner gewöhnlich übertrifft, so sollte man doch erwarten, daß am deutschen Unterricht der öffentlichen Schulen mindestens 4000 Kinder theilnähmen; thatsächlich betheiligen sich jedoch nur 2500 an demselben, und davon sind 900 englischer Abkunft. In anderen Städten ist dies Verhältniß auch nicht günstiger. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß von allen die hiesigen öffentlichen Schulen besuchenden Kindern deutscher Abkunft nur elf Prozent zu Hause mit ihren Eltern deutsch sprechen, so wird dadurch die längst erkannte traurige Thatsache, daß das Deutschthum Amerikas nur durch beständige Einwanderung aus dem alten Vaterlande erhalten werden kann, aufs neue bestätigt. Nur da, wo gründlich gebildete, energische, umsichtige und von dem Kulturwerth der deutschen Sprache durchdrungene Pädagogen die Leitung des deutschen Unterrichts an den öffentlichen Schulen in der Hand haben, gedeiht derselbe und zeitigt erfreuliche Leistungen; wo dieses aber nicht der Fall ist, nimmt die Zah der Theilnehmer am deutschen Unterricht schnell ab, und die amerikanischen Nativisten haben alsdann den Schein des Rechts für sich, wenn sie die gänzliche Abschaffung desselben verlangen. Daß dies in einigen Städten nicht schon längst geschehen ist daran sind hauptsächlich politische Gründe schuld, denn die

Digitized by Google

Befürworter einer solchen Maßregel befürchten gewöhnlich — leider jedoch ohne Ursache —, daß die Deutschen an ihnen und ihren Freunden gelegentlich an der Wahlurne Rache nehmen würden. So ist also der deutsche Unterricht an den öffentlichen Schulen nur ein geduldeter, denn wenn die Anglo-Amerikaner zusammen ständen, so könnten sie demselben leicht den Garaus machen.

Als die deutsche Sprache in den Unterklassen der öffentlichen Schulen noch nicht gelehrt wurde und der Wunsch, dieselbe zu erhalten, noch stärker war als in der Jetztzeit, da gründeten in zahlreichen Städten Lehrer und Vereine Privat schulen; dieselben leisteten tüchtiges, kosteten aber mehr Geld, als die deutsche Knauserei auf die Dauer vertragen konnte, so daß die heute noch existirenden an den Fingern abgezählt werden können. Im Juni 1897 schlossen allein vier dieser alten Anstalten, nämlich zwei in New York, eine in Chicago und eine in San Antonio, ihre Thüren auf immer. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Gründung dieser Privat- oder Vereinsschulen hauptsächlich auf das Betreiben der Achtundvierziger zurückzuführen und daß seit dieser Zeit eine zweite, von einem anderen Geiste beseelte Generation ans Ruder gelangt ist.

Deutsche Kirchenschulen findet man in Amerika überall, wo orthodoxe deutsche Gemeinden bestehen. Der Religionsunterricht bildet darin natürlich die Hauptsache, und daß derselbe in deutscher Sprache ertheilt wird, soll zur Folge haben, daß sich die Schüler später der deutschen Gemeinde ihrer Eltern anschließen. In diesen Kirchenschulen wird mehr Deutsch getrieben, als in den öffentlichen; dafür aber wird dem Erlernen der englischen Sprache desto weniger Zeit eingeräumt. Für Verbreitung deutscher Litteratur und Wissenschaft wird darin rein gar nichts gethan; und da die in diesen Schulen wirkenden Lehrer meist auf Synodalseminarien ausgebildet und von Vor-

Digitized by Google

urtheilen gegen Deutschlands Klassiker erfüllt sind, so legen sie den Hauptwerth auf Erlernung des Katechismus und der biblischen Geschichte, so daß also die Kirchenschulen in kultureller Hinsicht von untergeordneter Bedeutung sind. Auch die hier ausgebildeten Synodalgeistlichen sympathisiren nicht mit der deutschen Litteratur, und da sie im Herzen mehr amerikanisch als deutsch gesinnt sind, so kostet es ihnen wenig Ueberwindung, sich statt der deutschen Sprache der englischen beim Gottesdienste zu bedienen, besonders wenn sie sich dafür des Entschuldigungsgrundes, daß die englische Sprache dem nachwachsenden Geschlechte verständlicher und daher lieber sei, bedienen können.

Die Missouri-Synode, eine seit fünfzig Jahren bestehende, sich über die Staaten Indiana, Ohio, Newyork, Illinois, Missouri u. s. w. verbreitende Organisation streng lutherischer Gemeinden, beansprucht das Verdienst, stets entschieden für die Erhaltung des Deutschthums eingetreten zu sein.

Wahrhaft großartig ist die Zahl der trefflich organisirten höheren Lehranstalten dieser deutschen lutherischen Kirche in Amerika zur Vor- und Ausbildung von Predigern und Lehrern: nämlich ein gelehrt-theologisches Seminar in St. Louis, ein praktisch-theologisches Seminar zu Springfield in Illinois, ein vollständiges Gymnasium zu Fort Wayne in Indiana und ein anderes in Milwaukee, Untergymnasien zu St. Paul in Minnesota, zu Concordia in Missouri und zu Neperan in Newyork, ein Schullehrer-Seminar zu Addison in Illinois und die Unterabtheilung eines solchen zu Seward in Nebraska. Dazu kommt das nach dem berühmten wissenschaftlichen und kirchlichen Vorkämpfer dieser deutschen kirchlichen Organisation, Professor Karl Ferdinand Wilhelm Walther (geboren in Sachsen 1811, eingewandert 1839, gestorben in St. Louis 1887) benannte Walther-Collegium in St. Louis. An diesen höheren Lehranstalten sind sechzig hochgebildete Professoren thätig.

Digitized by Google

Ferner bestehen innerhalb der Missouri-Synode neunzehn Wohlthätigkeitsanstalten, Waisenhäuser, Altenheime, Krankenhäuser u. s. w.

Ein eigenes Verlagshaus mit großartiger, eine Menge Arbeiter beschäftigender Synodaldruckerei in St. Louis sorgt für Erbauungs- und Belehrungsschriften und hat sich in der ganzen lutherischen Welt berühmt gemacht durch seine schöne Gesamtausgabe der Schriften Luthers.

Unter den Bedingungen, unter welchen der Anschluß an die Synode stattfinden und die Gemeinschaft mit derselben fortdauern kann, führt die Synodalverfassung an: „Alleiniger Gebrauch der deutschen Sprache in den Synodalversammlungen.“ Und im Geiste dieser Verfassung sagt die Missouri-Synode in einer ihrer neueren Kundgebungen: „Wir ermahnen die deutsch-lutherischen Eltern, ihren Kindern durch alle ihnen möglichen Mittel, wie durch Sendung zur deutschen Gemeindeschule und den Gebrauch der deutschen Sprache innerhalb der Familie eine hinreichende Kenntniß unserer theuren Muttersprache zu verschaffen.“

In diesem Geiste werden auch die höheren und die anderen Lehranstalten geführt. Mit berechtigtem Stolze sagt daher die lutherische „Rundschau“ in einer ihrer letzten Nummern:

„Man redet viel von den Kulturaufgaben des Deutschthums für das amerikanische Volk. Nun, unter Denen, die an der Erfüllung dieser Aufgaben seit fünfzig Jahren am eifrigsten gearbeitet haben, steht obenan die deutsche Kirche dieses Landes, und in erster Reihe die Missouri-Synode. Was von dieser zur Förderung deutscher Art und deutschen Wesens im besten und edelsten Sinne des Wortes geleistet worden ist und noch immer geleistet wird, verdient die allgemeinste Beachtung und Anerkennung. Deutsch sind ihre Gemeinden, Lehrer und Prediger — vorwiegend auch solche, die schon in zweiter oder dritter

Digitized by Google

Generation in diesem Lande leben —, und durch deutschen Gottesdienst wie durch deutschen Schulunterricht wird das deutsche Bewußtsein, der deutsche Geist unter ihnen erhalten, gehegt und gepflegt. Die Synode sorgt in echt deutscher Weise für die Ausbreitung deutscher Bildung, ohne dabei in Deutschthümelei zu verfallen und mit voller Berücksichtigung der Anforderungen, welche die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landes an sie stellen. Ihre höheren Schulen tragen ein durchaus deutsches Gepräge. Die meisten der zahlreichen, entweder von ihr selbst herausgegebenen oder in ihrer Mitte veröffentlichten Zeitschriften erscheinen in deutscher Sprache und tragen in jeder Hinsicht zur Erhaltung deutscher Art und Gesinnung bei."

Das klingt nun ganz erfreulich, doch darf dabei nicht vergessen werden, daß bereits in einigen Gemeinden der Abendgottesdienst in englischer Sprache gehalten wird und daß ferner die Missouri-Synode eine geharnischte Gegnerin eines jeden geistigen Fortschrittes ist, der nicht mit der unerbittlich strengen Lehre ihrer Kirche im Einklang steht. Das Deutschthum jener Organisation ist daher nichts anderes, als extremes Lutherthum.

Die Generalsynode nun, eine Verbindung weniger strenger Lutheraner, sieht im ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache eine Gefährdung ihrer Thätigkeit und befiehlt daher den Geistlichen überall, wo den Kindern das Verständniß des Deutschen abhanden gekommen ist, sich in Kirchen und Sonntagsschulen der englischen Sprache zu bedienen, damit ihnen ja kein Hörer verloren gehe.

In dem zu Chicago erscheinenden Organ genannter Synode, dem „Luther. Kirchenfreund", berichtet ein in einem Städtchen Nebraskas ansässiger Geistlicher unter dem 19. März 1896 folgendes:

„Was die Sprache betrifft, so ist die Beobachtung ja allgemein, daß die Kinder englisch reden wollen, und soweit sie

Digitized by Google

englische Tagesschulen besuchen, das Deutsche auch gar nicht recht verstehen lernen. Selbst wo zu Hause deutsch gesprochen wird, versteht unsere Jugend die Schrift- und Kirchensprache nur in dürftigster Weise, und wo sie dieselbe etwa noch versteht, da verliert sie schon deshalb das Interesse dafür, weil sie sich in ihr nicht geläufig ausdrücken kann. Die Folge ist, die Kinder suchen fremde Schulen und Jugendversammlungen auf und gehen der eigenen Kirche verloren.

Herzlich leid thut es mir, solche Beobachtungen machen zu müssen. Ich habe Familien kennen gelernt, wo zwischen Eltern und Kindern deswegen Unfrieden entstanden ist. Die Eltern wollen deutsch und bei ihrer eigenen Kirche bleiben, die Kinder aber finden sich mehr zu fremden Kirchen hingezogen, einfach der Sprache wegen. Im anderen Falle wird die deutsche Jugend gleichgültig gegen die Kirche und verhält sich ihr gegenüber, als ob das Christenthum eigentlich nur für die Alten wäre. Unser deutsches Kirchenwerk, so ausgezeichnet es sonst ist und so korrekt in seiner Lehrauffassung wie es immerhin sein mag, ist eben nicht praktisch für das aufkommende Geschlecht in Amerika. Solange wir die Alten haben, sind wir etwas; fahren die dahin, dann ist es mit unserem Kirchenthum vorbei.

Würden unsere Gemeinden ihrer Jugend auch gelegentlich englische Gottesdienste geben, so daß sie nicht den Eindruck bekommen, Lutherthum sei gleichbedeutend mit Deutschthum, sie würden sie viel fester an sich fesseln und viel sicherer für unsere Kirche erziehen.

Das ist doch eben einer unserer Vorzüge, die Vielsprachigkeit. Ist die lutherische Kirche schon in fünfundsiebzig Sprachen resp. Dialekten vertreten, warum sollten wir uns so religiös an das Deutsche binden? Die deutsche ist eine herrliche, ich möchte sagen, unvergleichlich herrliche Sprache, wo man sie versteht und zu gebrauchen weiß, aber wo das nun nicht der Fall ist,

Digitized by Google

da hilft kein Räsonniren und Befehlen: Du sollst deutsch sprechen! Thatsache ist, unsere in Amerika geborenen und erzogenen Kinder lieben die deutsche Sprache nicht, und warum sollten wir uns damit quälen? Nicht ums Deutschthum, sondern ums Christenthum muß es uns in unserem Kirchenwerk zu thun sein."

Auch die deutschen Katholiken Amerikas haben vielfach auf die Verdienste hingewiesen, die sie sich durch ihre mit großen Geldopfern gegründeten und geführten Kirchenschulen um die Erhaltung des Deutschthums erworben. Nun aber steht die katholische Kirche Amerikas hauptsächlich unter dem Einflusse irländischer Bischöfe, welche für die deutsche Sprache durchaus keine Vorliebe besitzen, und da ist es denn schon mehrfach vorgekommen, daß an eine von Deutschen gegründete Gemeinde plötzlich ein nur englisch sprechender Irländer als Priester versetzt wurde, ohne daß sich die Deutschen darüber besonders beklagt hätten. Letzteres würde auch schon deshalb erfolglos geblieben sein, weil jeder Bischof der gesetzliche Eigenthümer der zu seinem Sprengel gehörenden Kirchen und Schulen ist und dieselben jeden Augenblick schließen kann.

Im Mai 1897 hat nun der Papst folgende Verordnungen erlassen:

„1. In Amerika geborene Kinder, deren Eltern eine andere Sprache als die englische sprechen, sind nicht gezwungen, wenn sie erwachsen sind, Mitglieder derselben Gemeinde zu werden, der ihre Eltern angehören; sie haben das Recht, sich einer Gemeinde anzuschließen, in welcher die Landessprache, d. i. englisch, gesprochen wird.

2. Katholiken, die nicht in Amerika geboren, aber der englischen Sprache mächtig sind, haben das Recht, sich einer Gemeinde anzuschließen, in welcher die englische Sprache gebraucht wird, denn sie können nicht gezwungen werden, sich der Juris-

Digitized by Google

diktion eines Pfarrers zu unterwerfen, dessen Kirche für Leute erbaut ist, welche sich einer fremden Sprache bedienen."

Hieraus geht hervor, daß es die Absicht Roms ist, die englische Sprache baldmöglichst zur alleinigen Sprache der katholischen Kirche in Amerika zu machen.

Fremdsprachliche Gemeinden werden also nur temporär geduldet und sollen verschwinden, sobald die Zustände, welche deren Gründung zweckmäßig erscheinen ließen, beseitigt sind.

Diese Verordnungen haben unter den deutschen Katholiken mehrerer Städte große Entrüstung hervorgerufen, und sie haben daher in Massenversammlungen energisch dagegen protestirt.

In einer im Juni 1897 zu Detroit in Michigan abgehaltenen Versammlung deutscher Katholiken wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

„Wir deutsche Katholiken von Michigan sind treue, gesetzliebende Bürger der Vereinigten Staaten, bereit, Gut und Blut für das Wohl dieser Republik einzusetzen. Als loyale Bürger dieser Freistaaten protestiren wir gegen alle Maßnahmen, welche deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutsche Treue und Ehrlichkeit beeinträchtigen.

Gleichzeitig erheben wir einen lauten Protest gegen die dünkelhaften Versuche gewisser katholischer Nativisten, uns Deutsche zu Katholiken zweiter Klasse in diesem Lande zu degradiren, unsere Gemeinden zu zersplittern und allmählich an sich zu reißen. Eine systematische Unterdrückung deutscher Sprache und Gesinnung ist eine stetige Gefahr für die katholische Kirche des Landes, welche durch die europäische Einwanderung zu herrlicher Blüthe sich entfaltet hat. Wir halten die Verpflanzung eines falschen, unberechtigten Nativismus auf das religiöse Gebiet für einen verhängnißvollen Irrthum, der die schlimmsten Folgen für das Fortbestehen und die Entwickelung der Kirche in sich schließt."

Helfen werden diese Beschlüsse nicht viel; wer nicht als

Digitized by Google

ungehorsamer Sohn der Kirche gebrandmarkt sein will, muß sich den päpstlichen Verordnungen einfach fügen. Und wie leicht man sich fügt, zeigt die gleich nach dem Erlaß derselben von neun deutschen Priestern in Cincinnati veröffentlichte Erklärung, daß sie bereit seien, in englischer Sprache zu predigen.

Schlußkapitel.

Man sagt gewöhnlich, es wohnen ungefähr zehn Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten; dabei sind die hier geborenen Deutschen der zweiten und dritten Generation eingerechnet. Wieviele derselben aber noch deutsch sprechen, dürfte schwer zu ermitteln sein; auf jeden Fall ist der Prozentsatz kein großer.

Neun Zehntel aller deutschen Einwanderer entstammen kümmerlichen Verhältnissen und haben nur eine gewöhnliche Schulbildung genossen; wer also von denselben, die nach ihrer Ansicht dem alten Vaterlande nichts, dem neuen hingegen sehr viel zu verdanken haben, Stolz auf ihre deutsche Abstammung erwartet, erwartet einfach zu viel. Sie haben in Deutschland eine bittere Schule der Noth und Entbehrung durchgemacht; sie sind unbarmherzig hin und her gestoßen, von Arbeitgebern und Beamten roh behandelt und bei jeder Gelegenheit unnöthigerweise angeschnauzt worden, ohne jemals die Früchte ihres Fleißes und ihrer widerspruchslosen Unterthänigkeit geerntet zu haben. Hier hingegen waren sie gleich nach ihrer Landung jedem tyrannischen Drucke enthoben; Jeder behandelte sie anständig und zuvorkommend. Durch Fleiß und Sparsamkeit gelangten sie bald zu einem bescheidenen Wohlstand und zu einer sorgenfreien Existenz, und das ist mehr, als ihnen das alte Vaterland bei doppelter Anstrengung und Entbehrung geboten hätte. Sie sind demselben also nach ihrer Ansicht nichts schuldig.

Digitized by Google

Die vor einem Menschenalter eingewanderten Deutschen, welche heute in deutsch-amerikanischen Kreisen den Ton angeben, schildern gewöhnlich ihre deutschen Schulmeister als grimmige, bärbeißige Tyrannen, deren Hauptaufgabe in der fleißigen Schwingung des Bakels bestanden habe; die Lehrherren, bei denen sie ein Handwerk erlernten, gaben ihnen praktischen Unterricht im Hungerleiden und ließen sie von früh bis spät Knechts- und Magdsdienste verrichten — kurz, sie haben eine unendliche Leidensgeschichte zu erzählen, daß es wirklich zum Verwundern ist, wenn sie trotzdem gelegentlich deutliche Beweise von der Anhänglichkeit an ihr altes Vaterland geben. So feierten z. B. während des deutsch-französischen Krieges die Deutsch-Amerikaner alle Siege ihrer früheren Landsleute wacker mit und schickten außerdem über eine Million Dollars zur Unterstützung der verwundeten Krieger nach Deutschland.

Man erziehe nur die Kinder Deutschlands zu aufrichtigen, enthusiastischen Deutschen; man mache sie mit deutscher Kultur vertraut, und sie werden in der Fremde das Deutschthum hochschätzen und sich nicht so leicht zu Speichelleckern anderer Nationen erniedrigen. Wenn nun hin und wieder ein Deutsch-Amerikaner eine höhere Bildung deshalb unterschätzt, weil er ohne dieselbe sein reichliches Auskommen fand, während viele junge Leute die Gymnasium und Universität besucht hatten, dahier lange am Hungertuche nagen mußten, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er infolge seiner vom Schicksal gewöhnlich begünstigten Dummheit Erfolg gehabt habe; sein Geist hat eben die bittere Schule der Entbehrung durchgemacht und ist dadurch geschärft worden, die Vortheile der neuen Verhältnisse schnell zu überblicken und sich zu eigen zu machen. In Deutschland verlangt man von jedem Schuster, daß er bei seinem Leisten bleiben solle; Amerika aber ist das Land der Männer, die ihr Schicksal selber in die Hand nehmen und sich aus eigener Kraft zum

Digitized by Google

größten Reichthum oder zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen. Wer hier seine Laufbahn als Hausknecht beginnt und nach zehn oder zwanzig Jahren es noch nicht so weit gebracht hat, daß er selber einige Hausknechte beschäftigt, stellt sich ein entwürdigendes Armuthszeugniß aus, denn es zeigt, daß er ohne jede Energie und jeden Ehrgeiz ist und zu nichts anderem als Hausknechtsdiensten taugt. Wenn also ein in Deutschland verachteter junger Mann den drückenden Verhältnissen entschlüpft, sich nach Amerika wendet und dort in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum wohlhabenden Manne wird, so soll man im alten Vaterlande deshalb nicht glauben, er habe, da es nicht anders möglich sein könne, seinen Reichthum als Einbrecher, Seeräuber oder glücklicher Schatzgräber erworben.

Der Anglo-Amerikaner hat alle Ursache, den eingewanderten Deutschen für ihre Theilnahme an der politischen Gestaltung der Vereinigten Staaten zu danken. In der Kolonialzeit unterstützten sie die Engländer in ihren Kämpfen mit Indianern und Franzosen; im Unabhängigkeitskriege, an dem sie sich aufopfernd betheiligten, war es der deutsche General Steuben, der die amerikanische Armee regelrecht einexerzirte und ihr dadurch zum schließlichen Siege verhalf; im Bürgerkriege retteten sie Missouri für die Union und gegen 190000 deutsche Soldaten nahmen am Kampfe gegen die südliche Konföderation theil.

Die Einführung des Turn- und Musikunterrichtes in die öffentlichen Schulen ist ausschließlich der Wirksamkeit der Deutsch-Amerikaner zuzuschreiben. Vor der Achtundvierziger-Einwanderung hielten die Amerikaner die Pflege der Musik noch für eine unverzeihliche Zeitverschwendung, heute aber haben sie in allen Städten gut geleitete Gesangvereine, deren Leistungen die der Deutschen häufig übertreffen, deshalb nämlich, weil sich der Deutsche hauptsächlich nur der geselligen Unterhaltung wegen

Digitized by Google

einem solchen Vereine, der Amerikaner hingegen ohne Ausnahme nur der Musikpflege wegen anschließt.

Das deutsche Theater in den Vereinigten Staaten befindet sich seit Jahren in bedenklichem Rückgang.

Trotzdem die Deutsch-Amerikaner auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit große Erfolge erzielt haben, so ist es ihnen doch nicht gelungen, sich solchen politischen Einfluß zu verschaffen, wie die ihnen numerisch bedeutend nachstehenden Irländer. Natürlich kommt es den hiesigen Irländern trefflich zu statten, daß die englische Sprache ihre Muttersprache ist und sie sie nicht erst mühsam zu erlernen haben; außerdem gehören sie mit wenigen Ausnahmen einer und derselben Religionssekte an und sind dadurch gegen Zersplitterung geschützt, und dann sind sie alle geborene politische Drahtzieher, deren hauptsächlichstes Bestreben in der Ergatterung eines öffentliches Amtes besteht. Die Deutschen hingegen haben weniger Anlagen zu einer politischen Thätigkeit; sie sind vollkommen zufrieden, wenn man sie unbelästigt ihrem Berufe nachgehen und nach des Tages Arbeit ruhig hinter dem Bierglase Karten spielen läßt. Dazu kommt ferner das widerwärtigste Uebel der Deutschen, der bei keinem anderen Volke so stark hervortretende Neid und Kleinlichkeitsgeist, der sie dazu verleitet, an der Wahlurne lieber für einen korrupten Irländer oder Amerikaner, als für einen biederen Landsmann zu stimmen. Selten haben daher Deutsch-Amerikaner ihr Glück auf politischem Gebiete gemacht. Dieser Charakterzug der Deutschen scheint übrigens, da Tacitus schon desselben gedenkt, ein altes Erbstück zu sein; nur dadurch vermochten es die Römer, einen germanischen Stamm gegen den anderen aufzuhetzen.

Ein kürzlich vom Censusbureau veröffentlichter Bericht über Verbrechen, Armuth und Wohlthätigkeit enthält einige interessante Aufschlüsse über Vertretung der eingewanderten Bürger

Digitized by Google

und ihrer Nachkommen der ersten Generation in den Gefängnissen, Armenhäusern, Besserungs- und Wohlthätigkeitsanstalten des Landes. Wie aus diesem Berichte hervorgeht, waren am 1. Juni 1890 im ganzen 4 142 199 Personen, deren Eltern, Mutter wie Vater, in Irland geboren waren, und 5 776 186 Personen, deren Eltern aus Deutschland einwanderten, in den Vereinigten Staaten; es fanden sich demnach 140 Personen von rein deutscher Abstammung für je 100 Personen von rein irischer Abstammung im Lande; trotz dieses numerischen Uebergewichts der Deutschen waren jedoch am 1. Juni 1890 nur 4869 Insassen von Gefängnissen, während die Zahl der Iren, die sich in Strafanstalten befanden, 13 490 betrug, — in anderen Worten, von je einer Million Personen irischer Abstammung waren 3257 eingesperrt, während von einer Million Personen deutscher Abstammung nur 782, kaum ein Viertel der ersteren Zahl, in Gefängnissen saßen.

Das nämliche Mißverhältniß, nur in etwas geringerem Grade, besteht unter den jugendlichen Missethätern in Besserungsanstalten, denn 2587 derselben hatten irische und 1060 derselben deutsche Eltern; von jeder Million Personen irischer Abstammung waren mithin 624 als junge Verbrecher eingesperrt, während je eine Million Menschen deutscher Rasse nur 524 Vertreter in den Besserungsanstalten hatte.

Unter den Insassen der Armenhäuser ist der Unterschied fast eben so groß, denn 15 933 derselben waren Sprößlinge von Iren und nur 7793 von Deutschen; jede Million der Kinder Grün-Erins hatte somit 3844 Vertreter in den Armenhäusern Amerikas und jede Million deutscher Abstammung nur 1349. So ziemlich das nämliche Verhältniß herrschte in den Wohlthätigkeitsanstalten, unter deren Bewohnern sich 24 147 Nachkommen von Iren und 11 505 Sprößlinge deutscher Eltern befanden; von einer Million Personen, die von Iren abstammten,

Digitized by Google

waren 5824 in Wohlthätigkeitsanstalten und von einer Million der Nachkommen deutscher Eltern 1991, woraus erhellt, daß von je einer Million Personen, die in 1890 in den Vereinigten Staaten wohnten und auf Seiten beider Eltern von Iren abstammten, 13549 dem Gemeinwesen auf eine oder die andere Weise zur Last fielen, während dies bei nur 4305 Personen für je eine Million Personen deutscher Rasse der Fall war.

Anglo-amerikanische Blätter suchen obige Thatsachen größtentheils durch die langjährige Unterdrückung der Iren in ihrem alten Vaterlande zu erklären, durch die Ungerechtigkeit ihrer Behandlung und andere Uebelstände, welche ihnen Mißachtung für das Gesetz, sowie eine gewisse Abneigung gegen regelmäßige anstrengende Beschäftigung einflößten; diese Erklärung dürfte theilweise richtig sein, allein jedenfalls hat der Deutsche durch seine höhere Bildungsstufe und durch den Einfluß der Häuslichkeit der Familie, die ihn in seiner Jugend umgiebt und vor Fehltritten bewahrt, viel vor dem Irländer voraus, und diese Einflüsse sind es, die ihn hier zu Lande zu dem besten und nützlichsten Bürger unter allen Eingewanderten machen.

Wer länger als ein Menschenalter in den Vereinigten Staaten gelebt und die Stimmung der Anglo-Amerikaner gegen das Deutschthum beobachtet hat, wird finden, daß dieselbe zur Zeit durchaus nicht günstig ist. Die schönsten Tage hatte das Deutschthum während des Bürgerkrieges, als es im Staatsdienste, in der Armee und Flotte die größte Anerkennung fand.

Wo nun viel Schatten ist, giebt es gewöhnlich auch etwas Licht. Jede wirklich leistungsfähige amerikanische Universität hält die deutsche Wissenschaft hoch und macht Propaganda dafür. Die Zahl der amerikanischen Studenten, die jährlich deutsche Hochschulen beziehen oder die sich in Deutschland als Musiker, Maler, Bildhauer und Techniker ausbilden wollen, ist in erfreulichem Wachsthum begriffen. Sobald dieselben zurückkehren,

Digitized by Google

treten sie als begeisterte Verehrer und Pioniere deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur auf, übersetzen deutsche Werke und kommentiren sie.

Alle amerikanischen Ausgaben lateinischer und griechischer Klassiker beruhen, wie früher bemerkt, auf den Forschungen deutscher Philologen. Während man sich früher dahier fast ausschließlich mit den philosophischen Systemen Kants und Hegels beschäftigte, greift man jetzt zu Lotze und sogar zu Schopenhauer, welch' Letzteren die Professoren Royse vom Harvard-College und Cauldwell von der Northwestern University den Amerikanern mundgerecht machten. Neuerdings giebt Professor Learned von der Universität Pennsylvaniens eine Vierteljahrsschrift heraus, in welcher hauptsächlich solche Erzeugnisse der deutschen Litteratur besprochen werden, die auf amerikanische Verhältnisse Bezug haben. Mehrere Bibliotheken deutscher Gelehrter sind bereits von amerikanischen Anstalten angekauft worden. Die Bücherei Dubois-Reymonds ist im Besitze der Newberry Library in Chicago; Zarnekes Bibliothek ist Eigenthum der Cornell-Universität; die Büchersammlung Bluntschlis ist für die Johns Hopkins-Universität in Baltimore und die des Germanisten Bechstein für die Universität von Pennsylvanien angekauft worden. Freiligraths Bücherei befindet sich im Besitze eines amerikanischen Privatmannes.

Währenddem also gegenwärtig auf der einen Seite engherzige, um keine Mittel verlegene Nativisten an der Arbeit sind, den deutschen Einfluß jeder Art zu bekämpfen, sind auf der anderen Seite begeisterte Vollblutamerikaner eifrig thätig, für deutsche Kunst und Wissenschaft eine Lanze zu brechen und sie zur Anerkennung zu bringen. Diesen Pionieren sind wir zu großem Danke verpflichtet!

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Ihre Erlebnisse hat Friedr. Kapp in dem Werke: „Geschichte der Deutschen im Staate Newyork“ (1868) auf Grund sorgfältiger Quellenforschungen beschrieben.

[2] Siehe dessen von Dr. Germann mit Erläuterungen herausgegebene Selbstbiographie. Allentown und Halle 1881.

[3] Dr. Seidensticker giebt in seiner „Geschichte der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien“ (Philadelphia 1876) eine große Anzahl solcher, alten deutsch-pennsylvanischen Zeitungen entnommener Anzeigen.

[4] Siehe meine Schrift: „Margaret Fuller und Brook-Farm.“ New-york 1886.

[5] Siehe meine Schrift: „Die christlich-kommunistische Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien. Nebst neuen Nachrichten über Lenaus Aufenthalt unter den Rappisten.“ Leipzig 1892.

[6] Siehe darüber mein Werk: „Aus der Mappe eines Deutsch-Amerikaners.“ Bamberg 1893.

[7] Siehe meine Schrift: „Die wahre Inspirationsgemeinde in Jowa.“ Leipzig 1896.

[8] Siehe darüber S. 123—137 „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte“ von Oswald Seidensticker. Newyork 1883.

[9] Neuerdings haben die Mennoniten in ihrer Druckerei zu Elkhart in Indiana eine verbesserte Ausgabe des Märtyrerspiegels herstellen lassen.

[10] Siehe ein Kapitel über ihn in meinem Werke „Deutsches und Amerikanisches“. Glarus 1894.

[11] Schwab begleitete die 1857 im Cottaschen Verlage erschienenen Lieder W. Müllers mit einem interessanten Vorworte. — Siehe auch einen längeren biographisch-litterarhistorischen Artikel in meinem Werke „Aus der transatlantischen Gesellschaft“. Leipzig 1882.

[12] Cincinnati 1877.

[13] Aus seinem reichen, aus Idyllen, Dramen, Epigrammen u. s. w. bestehenden Nachlasse habe ich 1897 die gelungene Uebersetzung der Butlerschen Satire „Zwei Millionen und nichts anzuziehen“ mit einer kurzen Einleitung herausgegeben. (Zürich, Karl Henckell & Co.)

[14] Siehe „Reisebriefe“ von Hermann Raster. Mit Biographie und Bildniß des Verfassers. Berlin 1891.

Digitized by Google

[15] Rapp, einer der wenigen noch lebenden Achtundvierziger, nahm, wie aus Metzners „Jahrbüchern der deutsch-amerikanischen Turnerei" hervorgeht, früher regen Antheil an der Verbreitung des Turnwesens in Ameria. Er schrieb „Erinnerungen eines Deutsch-Amerikaners an das alte Vaterland". Chicago 1890.

[16] Redigirt von Heinrich Haacke, dem Uebersetzer der Gedichte des holländischen Geistlichen P. A. de Génestet. Cincinnati 1896.

[17] 3 Bände. Newyork 1892—94.

[18] Nach der neuesten statistischen Angabe zählt der Turnerbund 37522 Mitglieder.

Digitized by Google

Schriften von Karl Knortz.

Amerikanische Skizzen. Halle 1876. Hermann Gesenius.
Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Kulturbilder. Leipzig 1882. Bernh. Schlicke.
Kapital und Arbeit in Amerika. Zürich 1881. Cäsar Schmidt.
Staat und Kirche in Amerika. Gotha 1882. Stollbergscher Verlag.
Amerikanische Lebensbilder. Zürich 1884. Verlagsmagazin.
Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Leipzig 1883. E. Wartig.
Goethe und die Wertherzeit. Mit dem Anhang: **Goethe in Amerika.** Zürich 1885. Verlagsmagazin.
Die deutschen Lieder und Volksmärchen. Zürich 1888. Verlagsmagazin.
Geschichte der nordamerikanischen Litteratur. 2 Bde. Berlin 1891. H. Lüstenöder.
Der amerikanische Sonntag. Zürich 1891. Verlagsmagazin.
Aus der alten und neuen Welt. München 1892. Verlagsanstalt von M. Pößl.
Der amerikanische Schutzzoll. Zürich 1892. Verlagsmagazin.
Kulturhistorisches aus dem Dollarlande. Basel 1892. Schweizerische Verlagsanstalt.
Deutsches und Amerikanisches. Glarus 1894. B. Vogel.
Wie kann das Deutschthum im Auslande erhalten werden? Bamberg 1894. Handelsdruckerei.
Das Nibelungenlied und W. Jordan. Mit dem Anhang: Richard Wagner in Amerika. Glarus 1897. Schweizerische Verlagsanstalt.
Individualität. Pädagogische Betrachtungen. Leipzig 1897. Eduard Hartwich Mayer.
Der Kindergarten und seine Bedeutung für die Erhaltung des Deutschthums im Auslande. Glarus 1895. C. Vogel.
Folklore. Mit dem Anhang: Amerikanische Kinderlieder. Dresden 1896 Druckerei Glöß.
Parcival. Litterarhistorische Studie. Mit dem Anhang: Studium der deutschen Litteratur in Amerika. Leipzig und Glarus 1896. Schweizerische Verlagsanstalt.

Digitized by Google

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist erschienen:

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis ℳ 8.—. Elegant gebunden ℳ 10.—.

Das hübsch ausgestattete Buch schildert eine Reise, die der mit russischen Verhältnissen seit Jahren vertraute Verfasser in Gesellschaft seiner Frau durch die von Russland in dem letzten Jahrzehnt erworbenen Gebiete in Centralasien machte. Zwar haben wir über diese Länder von anderer Seite bereits recht gute Schilderungen, **bessere und eingehendere aber gewiss nicht.** Namentlich die Beschreibung der Transkaspischen Bahn und der von ihr durchschnittenen Landstriche, sowie das Kapitel über den Pamir sind gerade jetzt von besonderem Interesse, da hier die endlich doch nicht zu umgehende Auseinandersetzung zwischen Russland und England stattfinden muss.

Wie geschickt die russische Verwaltung die durch Waffengewalt unterworfenen Völkerschaften für sich zu gewinnen versteht, ersieht man aus diesem Buche. **(Illustrirte Zeitung. H. 2788. 1896.)**

Auf Schneeschuhen durch Grönland.

Von

Dr. Fridtjof Nansen.

2 starke Bände 8° mit 165 Abbild. und 4 farbigen Karten,
geheftet Mark 12.50,
in 2 Bände elegant gebunden Mark 15.—.

Nichts ist so erfolgreich als der Erfolg — sagt ein altes englisches Sprichwort, welches seine volle Bestätigung in Nansens vielbesprochener Grönlandsfahrt gefunden hat. Als der junge Forscher hinauszog auf sein tollkühnes Wagniß, da waren Aller Wünsche mit ihm, aber der Wenigsten Hoffnungen. Nun, da er das Gewollte erreicht, da er mit unbeugsamer Willenskraft selbst die Schrecknisse der grausigsten Eiswüste der Erde überwunden hat, blickt eine Welt bewundernd auf ihn und lauscht seiner Erzählung. Das Werk, welches uns diese Erzählung zum erstenmale ungekürzt aus seiner eigenen Feder darbietet, bedarf deshalb keiner besonderen Empfehlung, es wird seine Käufer und seine Leser finden, wie wenige andere. Es wird dies um so leichter thun, da es in jeder Beziehung würdig ausgestattet und in höchst anziehender und fesselnder Weise abgefaßt ist. Nansen ist nicht nur ein hervorragender Reisender, er weiß auch die Feder mit großem Geschick zu führen, und selbst das, was anderen Uebersetzungen als Fehler angerechnet wird, Anklänge an die Ursprache und Redewendungen, welche dieser, nicht aber dem Deutschen angehören, gereicht diesem Werke zum Vorzug, indem es ihm eine Frische und Ursprünglichkeit verleiht, welche wir nur ungern vermissen würden. Die Erzählung einer Nordlandsfahrt in einer an nordische Sprachen fortwährend erinnernden Form giebt der ganzen Darstellung ein liebenswürdiges, lokales Kolorit. **(Prometheus.)**

Nicht bloß eine Bereicherung der menschlichen Reisen hat der Norweger Fridtjof Nansen durch seine Durchquerung Grönlands der Gegenwart geschenkt, auch seine Schilderung derselben ist unübertrefflich an Klarheit und Reiz. **(Nordwest.)**

Das Deutschthum

der

Vereinigten Staaten.

Von

Professor **Karl Knortz,**
Schulsuperintendent zu Evansville in Indiana.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

VIII. 175a

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 285.

Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik.

Von

Dr. Joh. Schubert.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **C. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4 —

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. 5. Aufl.
eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband .... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. .... „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt .... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh ...... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geb. ...... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—
— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. .... Mk. 75 —

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg geb. mit Goldschnitt .... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—
— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **C. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen .... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geb. .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geb .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. geb .... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. .... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von **Robert Hamerling.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg geb. .... „ 5.—

Digitized by Google

Frauengestalten
aus der Zeit der deutschen Romantik.

Von

Dr. Joh. Schubert.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Die Weltanschauung der Romantik erscheint dem Bewußtsein der Gegenwart im allgemeinen nur als eine glänzende und interessante Verirrung. Es darf dies Urtheil nicht Wunder nehmen, wenn wir berücksichtigen, in welchem Maße sich unsere Zeit gerade in gegensätzlicher Richtung zur Romantik entwickelt hat. An die Stelle einer einheitlichen Synthese, einer innigen Durchdringung von Kunst, Wissenschaft und Religion, wie sie die bedeutendsten Geister der Romantik, ein F. Schlegel, ein Novalis, ein Schelling in seiner späteren Periode gefordert haben, ist die strenge, peinliche Scheidung dieser Mächte getreten; einer jeden wird ihr eigenes, möglichst fest umschriebenes Gebiet zugewiesen, dessen Grenzen eifersüchtig bewacht werden.

An die Stelle jenes romantischen Strebens nach Universalität der Bildung ist die Forderung einer immer strengeren Arbeitstheilung getreten, und nur zu leicht geräth Derjenige, der sich dieser Forderung nicht ohne weiteres zu fügen gesonnen ist, in den Verdacht der Oberflächlichkeit und des Dilettantismus. Kannte die Romantik eigentlich nur ein einziges Bildungsmittel des ganzen Menschen: die Poesie, so tritt in unserer Zeit immer dringender die Forderung einer Schärfung des Wirklichkeitssinnes durch naturwissenschaftliche, politische, nationalökonomische Kenntnisse hervor. Die Poesie wird im besten Falle als ein anmuthiger Schmuck des Daseins, als ein Sonntagnachmittagsluxus angesehen und behandelt; ein bestimmender Einfluß auf

Digitized by Google

Charakter und Geistesrichtung, eine Herrschaft über die ganze Lebensführung wird ihr in keinem Falle zugestanden. Freilich darf man nicht glauben, daß der romantische Geist in unserem Zeitalter völlig erloschen ist. Er flammt an Stellen auf, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, nämlich in derjenigen Litteratur, die sich am liebsten so echt modern, so völlig wirklichkeitsfanatisch geberdet. Georg Brandes hat sich die Nachweisung romantischer Elemente in Zola mit Erfolg zur Aufgabe gemacht; in Ibsens gefühlsdunklem Mystizismus sind sie ebenfalls reichlich vorhanden, und unser Gerhart Hauptmann geräth immer auffallender in ein romantisches Fahrwasser.

Indessen: der romantische Geist bleibt hier in die Poesie gebannt. Von einer romantischen Doktrin, die auf Gesinnung und Lebensführung einzuwirken versuchte, ist keine Rede mehr. Und gerade diese Doktrin und das Streben, sie konsequent durchzuführen, bildet ohne Zweifel eines der wichtigsten und reizvollsten Momente der Romantik. Diese verdient unsere Beachtung fast mehr noch infolge ihrer Doktrin, als infolge der poetischen Werke, die sie hinterlassen. Ja selbst wo diese Werke von einem solchen Feingehalt sind, wie z. B. die des Novalis, bedürfen sie doch immer der Ergänzung durch die Persönlichkeit des Dichters, seine Lebensschicksale, seine Freundschaften, seine Beziehungen zu den Frauen, um verständlich zu werden. Während die wahrhaft klassischen Kunstwerke auf ihren eigenen Füßen stehen und auch losgelöst von der in gewissem Sinne zufälligen Person des Erzeugers ein selbständiges, blühendes und vollsaftiges Leben führen, sind die romantischen Werke mit wenigen, allerdings bedeutenden Ausnahmen — so einigen Novellen Eichendorffs und Tiecks in seiner Reife — oft recht farblose Schattenbilder, die auf eine dahinterstehende Persönlichkeit hinweisen, aus deren Betrachtung man nun erst das Kolorit hinzuergänzen muß. Was bedeuten uns die Jugendwerke eines

Digitized by Google

Tieck: der Sternbald, der Lovell, was der Florentin der Dorothea Schlegel, was selbst die Lucinde Friedrich Schlegels, losgelöst von der Persönlichkeit ihrer Verfasser? Es sind dies alles Konfessionen, Bekenntnisse einer manchmal nichts weniger als schönen Seele, meistens voller Witz, Geist, Laune, aber ohne rechtes plastisches Leben. Man kann nun einwenden, daß ja Goethes Kunstwerke ebenfalls als Selbstbekenntnisse, als Befreiungen der eigenen Seele aufgefaßt werden müssen; aber der Unterschied besteht eben darin, daß sie über die persönlichen Keime weit hinauswachsen zu allgemeinster Bedeutung, daß sie voll sind von wirklich angeschauter, plastisch geformter Wirklichkeit und Wahrheit, daß sie, kurz gesagt, zugleich mit dem Persönlichen das Allgemeine realisiren. Die romantischen Werke realisiren jedoch nur das Persönliche in möglichst persönlicher Form; ihr Stolz, ihre Forderung besteht gerade darin, diese Persönlichkeit als Differenz nicht nur von anderen Persönlichkeiten, sondern auch vom Allgemeinen zu betonen, das Band dazwischen gleichsam willkürlich zu zerschneiden. Diese Werke sind nicht unmittelbare Spiegelungen der Wirklichkeit, sie sind vielmehr oft recht reflektirte Durchführungen eines Themas, eines Programms, das zugleich eine Doktrin für die praktisch reale Lebensführung abgeben soll und sich zusammenfassen läßt in die Formel: Gestalte dein Leben künstlerisch, poetisch! Realisirung des Poetischen, und zwar in dem Sinne, wie es die Romantiker auffaßten: als die interessante Situation, als die souveräne Herrschaft von Phantasie, Witz, Laune, Stimmung und genialer Willkür; das ist die Doktrin der Romantik!

Es kann nun nicht Wunder nehmen, daß dieser Ruf nach einer poetischen Lebensführung, nach einer durch die Phantasie geleiteten Emanzipation des Subjekts einen besonders günstigen Boden fand bei den Frauen jener Zeit. Wie die Romantik von dem Manne vorwiegend mehr und Bedeutenderes verlangte,

Digitized by Google

als er bloß durch seine bürgerliche und soziale Qualität zu bieten vermochte, so auch von den Frauen etwas anderes, als die bloße Repräsentation der Gattung durch die Eigenschaften der Mutter und Hausfrau. Sie verlangt von ihnen Geist, Bildung, Enthusiasmus. Der radikalste Theoretiker der romantischen Doktrin, Friedrich Schlegel, tritt für eine Annäherung der Frau an die männliche Selbständigkeit ein. Indessen darf man hierin nicht etwa eine Analogie zu modernen Emanzipationsbestrebungen sehen. Die letzteren sind doch im letzten Grunde sozialer und ökonomischer Natur; alle größere Freiheit, alle erweiterte Bildung soll die Frau zu einem bürgerlichen Ziel, zu einem Berufe befähigen, während diese Dinge in der Romantik zur Erhöhung des individuellen Daseins, zur Steigerung des Lebensgefühles, zur Förderung der Wesensbildung als eines Selbstzwecks gefordert wurden.

Ist nun unsere Zeit in vieler Beziehung als eine Reaktion auf die Romantik aufzufassen, so darf eine unbefangene historische Würdigung jener Epoche nicht vergessen, daß sie ihrerseits wieder eine in vieler Hinsicht gleichfalls berechtigte Reaktion auf eine Zeit rationalistischer Engherzigkeit und platter, selbstzufriedener, poesieloser Verstandesnüchternheit gewesen ist. Das Aufeinanderplatzen der Gegensätze erfolgte naturgemäß am stärksten an einer Stelle, an der die alte Anschauung am tiefsten Wurzel geschlagen hatte, nämlich in Berlin. Berlin wurde, wie seiner Zeit eine Hauptburg der Aufklärung, jetzt ein Tummelplatz der Romantik.

Die populären Größen der Berliner Aufklärungspartei waren ein Nicolai als Kritiker, ein Ramler als Dichter, ein Engel als „Weltweiser“ gewesen. Der Name Lessings schwebte zwar als der des Schutzheiligen über diesem Kreise, ohne daß indessen viel von der Fülle und Tiefe seines Geistes auf ihn herabgeträufelt wäre. Weitaus das bedeutendste und deshalb

Digitized by Google

eben auch nicht populärste Mitglied der Berliner Aufklärung war Moses Mendelsohn. Und gerade in dessen Hause und Nachkommenschaft sollte sich der große Bruch, der Abfall zur Romantik in ihrer extremsten und charakteristischten Form vollziehen. Die Bedeutung dieses Abfalls, wie ihn Mendelsohns eigene Tochter Dorothea vollzog, wurde verschärft durch die Unerhörtheit der Umstände, die ihn begleiteten. Moses Mendelsohn war, trotz seiner Aufklärungstendenzen, ein echter Jude, im Herzen sowohl wie in der äußeren Befolgung des Ritus. Wenn Heinrich von Treitschke, der scharfe Kritiker des Judenthums, Mendelsohn mit ehrenvoller Auszeichnung als einen der Ersten erwähnt, die das Judenthum zu deutscher Bildung zu bekehren unternommen hätten, so übersieht der sanguinische Mann hier die ja allenthalben wahrnehmbare Heterogenie der Zwecke, die so oft einen vom Motiv weit abirrenden Erfolg zu stande bringt. Wenn mit Mendelsohn ein Anfang zu jenem Ziele gemacht ist, so jedenfalls ein von ihm durchaus unbewußter und unbeabsichtigter. Mendelsohns Eifer für die deutsche Aufklärung ist in erster Linie auf seine Ueberzeugung zurückzuführen, daß sie viel eher mit dem Judenthum als mit dem Christenthum übereinstimme. Das Festhalten an einem transcendenten Gott, die Leugnung der christlichen Dogmen, die Reduzirung des ganzen Inhalts des Christenthums auf eine nüchterne Morallehre, das waren Ansichten, denen Mendelsohn mit Freuden zustimmte und mit denen strenggläubiger Jude bleiben zu können er nicht ohne Grund überzeugt war.

Ein anderer allgemeiner Zug, der das Judenthum jener Zeit mit der Aufklärung verband, war die nüchterne Auffassung der Liebe und, damit enge zusammenhängend, die Gestaltung der Ehe. Es galt als selbstverständlich, daß diejenigen Ehen die besten werden müßten, die nicht im Feuer der Leidenschaft, sondern durch verständige Ueberlegung und Uebereinkunft der

Digitized by Google

Eltern geschlossen würden. Als ein Zeichen bedeutenden Freisinns kann die Anekdote gelten, welche die Fürst in ihrer Biographie der Henriette Herz erzählt. Henriettens Vater fragte seine noch kaum dem Kindesalter entwachsene Tochter, ob sie lieber einen Rabbiner oder einen Doktor wolle, ohne irgendwelche nähere Bezeichnung oder Beschreibung der Persönlichkeit. Die Tochter antwortete schüchtern: „Ein Doktor wäre mir freilich lieber;“ worauf sie die Frau des über doppelt so alten Marcus Herz wird. Was jedoch bei Henriette Herz, alles in allem genommen, zum Guten und Glücklichen ausschlug, das wurde bei Dorothea Mendelsohn zu einem tragischen Schicksal. Ihr von den Eltern für sie bestimmter, ebenfalls viel älterer Gatte, der Bankier Moritz Veit, vermochte ihr nicht das Glück zu bieten, daß sie verlangte. Ohne daß von einer äußeren Uneinigkeit die Rede gewesen wäre, schleppte sie sich in stiller, stumpfer Ergebung in ihr Schicksal dahin. Den Gedanken an Scheidung, den ihr freidenkende Freunde nahelegten, wies sie damals noch mit Entrüstung zurück.

Was war es nun, das den jungen Friedrich Schlegel bei seinem Auftreten in Berlin sogleich an sie fesselte, um ihn nicht wieder frei zu geben? Sicherlich keine bloßen Aeußerlichkeiten. Die Fürst, in dem vorhin erwähnten Buche, beschreibt Dorothea folgendermaßen: „Nichts war schön an ihr, als das Auge, aus welchem freilich ihr liebenswürdiges Gemüth und ihr blitzender Geist strahlten, aber sonst auch gar nichts, nicht Gesicht, nicht Gestalt, ja nicht einmal Hände und Füße, welche doch sonst an unschönen Frauen mitunter wohlgeformt sind.“ Von anderer Seite werden ihre Züge als zu männlicher Härte neigend charakterisirt. Erwägt man nun, daß Schlegel von der Frauennatur nicht in erster Linie anmuthige Weiblichkeit, sondern Enthusiasmus, Geist, Selbständigkeit des Charakters verlangte, so kann es nicht Wunder nehmen, daß ihm gerade

Digitized by Google

die — nebenbei gesagt um sieben Jahre ältere — Dorothea als die Verkörperung seines persönlichen, von dem geltenden Typus stark abweichenden Frauenideals erschienen ist. Schlegel war überhaupt ein Gegner der modernen „Uebertreibung“ der Differenz der beiden Geschlechter, wie er sich auszudrücken beliebte; und aus seinen Jugendjahren sind uns eigenthümliche Bekenntnisse aufbewahrt, die davon Zeugniß ablegen, daß er das spezifisch Weibliche nicht zu schätzen vermochte; er klagt sich in denselben seiner Unfähigkeit zur Liebe an und zieht die Freundschaft bei weitem vor. Nun hatte er eine Natur gefunden, die ihm in erster Linie die Arbeitsgenossin, die bonne camarade seines Lebens zu werden geeignet schien, und mit der ganzen Rücksichtslosigkeit, die ihm in seiner Theorie eigen war, zog er auch in der Praxis die letzten Konsequenzen und steuerte auf eine Katastrophe zu, die denn auch alsbald eintrat. Für Dorothea erwächst hieraus kein Vorwurf. Sie gerieth als auserlesenstes Opfer zwischen die beiden feindlichen Mächte des nüchternen Rationalismus, der schon ihr Jugendglück zerstört hatte, und die romantische Opposition gegen die konventionelle Moral und platte Nützlichkeitstendenz der Aufklärung, zu deren Hauptwortführer ihr zukünftiger Gatte Friedrich Schlegel im Athenäum und dann in der „Lucinde“ sich — nach Hayms treffendem Urtheil — nicht ohne Berechtigung, aber mit weit über das Ziel hinausschießendem Cynismus aufgeworfen hatte. Daß es weniger die von Friedrich vertretene Sache, als die bewundernde Liebe zu seiner dämonisch-genialen Persönlichkeit war, was Dorotheas Herz erfüllte und sie in das romantische Lager hinüberzog, erhellt aus manchen ihrer Aeußerungen und ist ein so echt weiblicher Zug, daß manche Härten ihres Wesens durch ihn ausgeglichen werden.

Nach der vollzogenen Scheidung von Veit wird sie Friedrich Schlegel im vollsten Maße das, was er von ihr erwartet hatte: die bonne camarade, die alle Stadien seines im großen Stil

Digitized by Google

betriebenen litterarischen Bohemienlebens getreulich mitmacht und selbst einmal zur Feder greift, um einen Roman zu schreiben, den „Florentin“, der unter dem Namen ihres Mannes erscheint und als desselben nicht unwürdig aufgenommen wird. Das von außen angesehen so interessante und angeregte Treiben, welches das Ehepaar nach Jena, Köln, Paris und endlich nach Wien führt, entbehrte indessen eines inneren Friedens, den Dorothea auch nicht in der niemals wankenden Liebe zu Friedrich zu finden vermochte. Und nun vollzieht sich unter stärkstem, aktivem Antriebe Dorotheas jene Reaktion, die für alle hyperromantischen Naturen eine der größten Gefahren, ja fast eine psychologische Nothwendigkeit zu sein scheint: der Umschlag der äußersten Freiheit der subjektiven Willkür in die äußerste Unfreiheit der Unterordnung unter ein religiöses Dogma. Die ungebundene Subjektivität, die mit allen Gegenständen im Himmel und auf Erden souverän spielende Ironie, die keine objektiven Mächte der Sittlichkeit und der Wahrheit anerkennt, sie müssen endlich auf einen Punkt gelangen, wo sie dieses Spieles müde werden, wo ihr zielloses Auf- und Niederschwanken gleichsam eine intellektuelle Seekrankheit erzeugt und die Sehnsucht nach festem Lande wachruft. Festen Boden unter den Füßen braucht ein Jeder; es ist nur ein gewaltiger Unterschied, ob derselbe schwer errungener eigener Besitz ist, oder ob man ihn, wie Schlegel, nach willkürlicher Vergeudung eines von Hause aus glänzenden Vermögens von der Gnade jener altersgrauen Macht anzunehmen gezwungen ist, die ja mit Vorliebe die Rolle einer Pensionsanstalt bankerotter Geister zu übernehmen pflegt.

Bei dem Uebertritt der Schlegel zur katholischen Kirche, die allgemeines Aufsehen machte und vielfache Nachfolge verursachte, war der größere Ernst und die größere Innerlichkeit ohne Zweifel auf Seiten der Frau. Die Briefe der im strengsten Ritus erzogenen Jüdin fließen nach ihrer Konversion über von

Digitized by Google

tiefer katholischer Frömmigkeit, von seligem Frieden im Schoße der Kirche. So schreibt sie einmal: „Die Kirche ist allein das wahre Licht der Wahrheit und Weisheit; alles, was Menschenwitz sonst erdacht in Philosophie und Spekulation, muß wie kunstvolle Gänge durch mancherlei Eingänge in deu Mittelpunkt des Lichtes, in den allein seligmachenden Glauben der Kirche zurückführen!".

Wenn wir uns nach diesem pathologischen Ausgang eines für die extreme Richtung der Romantik typischen Daseins des Kontrastes halber zur Betrachtung eines durch und durch gesunden, erfreulichen, ja imponirenden Frauenlebens wenden, so könnte man zunächst in Zweifel sein, ob dieser Charakter noch unter den Begriff eines romantischen rubrizirt werden darf. Nimmt man den Begriff in seiner extremen, von Friedrich Schlegel geschaffenen Bedeutung, so wäre es freilich unzulässig, Therese Huber zu den Romantikerinnen zu rechnen. Indessen wäre diese Frau ohne die veränderte Auffassung des weiblichen Wesens und Charakters, wie sie durch die Romantik erst geschaffen ist, nicht denkbar. Die klassische Dichtung kennt nur die naive, ungeschminkte Natürlichkeit eines Gretchen, Klärchen, oder sie führt das Weib, wie in Schillers „Würde der Frauen", tief ins Allerheiligste des Hauses, um dort, fern vom profanen Weltleben, eine Art religiösen Kultus mit ihm zu treiben. An Stelle der naiven Unschuld verlangt das romantische Ideal höchste Bildung und Welterfahrung, an Stelle zurückgezogener Häuslichkeit jene Selbständigkeit, die zu einem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, in den Strudel und Kampf des Lebens befähigt.

Niemand vielleicht hat dieses Ideal einer Vereinigung höchster Weiblichkeit, verbunden mit energievoller und bedeutsamer Wirksamkeit in weiten Kreisen mehr verwirklicht, als Therese Huber.

Zweimal mit bedeutenden Männern verheirathet, war sie

Digitized by Google

eine musterhafte Gattin, eine vortreffliche Mutter, und später als Witwe auf ihre eigene Kraft angewiesen, entwickelte sie sich zu einer fruchtbaren Schriftstellerin und wurde Leiterin einer im Cottaschen Verlage erscheinenden Zeitschrift. Als Mutter hat sie dem Vaterlande einen bedeutenden Mann geschenkt: Victor Aimé Huber, den viel zu wenig gekannten Sozialpolitiker, der zu den Wenigen gehört, die in Deutschland die Bedeutung der sozialen Frage schon in den dreißiger und vierziger Jahren erkannten und der sein Leben in den Dienst dieses Problems gestellt hat. Als Gattin genoß sie die hingebendste Liebe und Verehrung des genialen Georg Forster, eines Mannes mit weit seiner Zeit vorauseilenden politischen Ideen und von einer jeder Stubengelehrsamkeit fernen universellen Bildung, die er auf großen Reisen, unterstützt von einer eminenten Beobachtungsgabe, erworben hatte. Nach seinem Tode wurde sie die Gattin und treue Arbeitsgenossin des Dichters und Publizisten Huber, des Jugendfreundes Schillers, der in dem Briefwechsel Schiller-Körner eine Rolle spielt.

Vertiefen wir uns nun an der Hand der überlieferten Thatsachen sowie der hinterlassenen Briefe und Tagebücher, soweit sie bis jetzt veröffentlicht sind, in das Seelenleben dieser bedeutenden Frau, so finden wir auch hier unter dem äußeren Glanz der Berühmtheit und in der Fülle inhaltreichsten Lebens überaus viel des schwer Lastenden, ja Tragischen.

In ihrer ersten Ehe mit Forster fand sie nicht das volle Glück. Als Tochter des berühmten Philologen Heyne in Göttingen in geistvollen Kreisen aufgewachsen, legte sie in erster Linie den Maßstab geistiger Bedeutung an eine Persönlichkeit und gab dem genialen Forster ihr Jawort, ohne daß ihr Herz mitgesprochen hätte. Es muthet seltsam an, mit dieser Stimmung von ihrer Seite die überschwengliche Liebe des Mannes zu vergleichen, die sich in seinen Briefen in wahren Dithyramben

Digitized by Google

entladet. Viele Stellen sind von höchstem poetischen Schwunge und um so ergreifender, als es sich hier nicht um die Ergüsse eines schwärmenden, in Zukunftsphantasien schwelgenden Jünglings handelt, sondern um die Gefühle eines reifen, im festen Besitze ruhenden Mannes. Man höre z. B. folgenden, seiner Frau zum Geburtstage dargebrachten Hymnus: „Der Geist, welcher ausströmt von Dir, die allmächtige Kraft Deines Herzens und Verstandes, in der die Welt mir schön und groß, wunderbar und heilig ist, wirkt in meinem Sinne schöpferisch, leuchtet mir in die Tiefen meines Wesens und zündet ein neues, göttliches Feuer auf diesen Altären an, das Dir zum Dankopfer lodert. Licht und Wärme sei das Bild, wenn vom Wirken des Geistes in dem gleichgestimmten Geist die Rede ist. Was ich durch Dich ward, kann nur ich wissen und läßt sich mit keiner Zunge ausreden. So weit, wie endliche Wesen kommen können, ohne ihre Individualität zu verlieren, fühlte ich mich durch Dich hinaufgeadelt und in die Sphäre der Glückseligkeit versetzt." Oder ein anderes Mal: „Ich sehe nur und bemerke nur und schreibe nur auf für Dich; ohne diese Triebfeder schriebe ich keine Zeile."

So leuchtet uns aus diesen Briefen das Bild eines Mannes, dem das seltene Glück zu theil ward, die ganze Kraft und Innigkeit der Liebe in die Ehe hinüberzuretten und in ihr zu bewahren, ja zu steigern. Und was ihm von der vergötterten Frau entgegengebracht wird, ist nur Achtung seines Charakters, Bewunderung seines Genies, aber keine — Liebe!

Der Herausgeber von Forsters Briefen, Albert Leitzmann, nennt wohl nicht mit Unrecht das Verhältniß Forsters zu seiner Frau das interessanteste psychologische Problem, das die Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts aufzuweisen habe. Einen kleinen Beitrag zur Lösung dieses Problems scheinen mir einige Stellen aus den Briefen zu geben, die über dreißig Jahre

später Therese an Frau von Woltmann geschrieben hat. Da sagt sie einmal, sie wäre zu Lebzeiten Forsters stets von einer „damenmäßigen Abgeschlossenheit“ geblieben. In der That, ihre nach Forsters Tode einsetzende Entwickelung zu einer das geistige Leben der Nation beeinflussenden Persönlichkeit hat es klar gemacht, daß hier eine Kraft verborgen lag, deren sich der energischste Mann nicht hätte schämen brauchen, und die jedenfalls in bloßer Hausfrauenthätigkeit sich nicht erschöpfen konnte. Es scheint überhaupt ein fast typischer Zug der bedeutenden Frauen jener Zeit zu sein, daß sie nicht allein in die litterarische, sondern sogar in die politische und soziale Oeffentlichkeit hinausstrebten, ja daß sie in ihren politischen Interessen sogar die Männer überragten. Bei Therese war nun freilich letzteres nicht der Fall, aber Forster bildete mit seinen politischen Interessen auch eine Ausnahme in der damaligen ästhetisirenden Periode. Betrachtet man Karoline und Dorothea Schlegel und Andere, so werden sie Alle nicht von den rein ästhetischen Interessen der Männer ausgefüllt, sondern suchen die Männer, meist vergebens, zu politischer und sozialer Thätigkeit anzustacheln. Selbst die so harmonisch-weiblich angelegte Henriette Herz fühlt sich unbefriedigt aus Mangel an Wirksamkeit in der Außenwelt und wendet sich hülfesuchend an Schleiermacher; der aber verweist es ihr geradezu und erklärt, als „schöne Seele“ wirke sie durch ihr Sein, nicht durch irgend ein nach außen gerichtetes praktisches Thun! Als echter Romantiker, der er damals war, stellte er jenes schöne Sein entschieden über das Thun, erklärte es für die höhere Lebensform. Und Therese, der das Schicksal einen Mann von so eminent politischem Charakter gegeben, hatte an einer anderen Art von Tragik zu leiden. Die geniale Ueberlegenheit und männliche Selbständigkeit Forsters bedurfte neben sich ausschließlich der mehr passiven, hingebenden, verständnißvoll theilnehmenden Weiblichkeit, der

Digitized by Google

Hausfrau im edelsten und höchsten Sinne; aber in seiner Gattin die aktive Mitarbeiterin und Verwirklicherin seiner Pläne zu suchen, wie sie es verlangte, das wäre ihm nie im Traum eingefallen.

So begann Therese auf eigene Faust eine produktive Thätigkeit; noch zu Lebzeiten Forsters, 1793, schrieb sie ihren ersten Roman. Aber einen ihren Wünschen und Kräften völlig entsprechenden Wirkungskreis sollte sie erst nach Forsters schon im Jahre 1794 erfolgten Tode finden, als sie sich mit dem Dichter und Schriftsteller Huber verheirathete. Forster hatte Huber selbst in sein Haus eingeführt. Die vielen Reisen, die ihm oblagen, und die aufreibende politische Thätigkeit, in die ihn die Nachwirkungen der französischen Revolution hineinzogen, bewogen ihn, in vornehm vertrauensvoller Weise dem jüngeren Freund die ehrenvolle Aufgabe zu stellen, seine Familie mit Rath und That zu unterstützen.

Huber, der infolge seines unstäten und zerrissenen Wesens anfangs der Frau Therese durchaus nicht sympathisch gewesen war, wurde alsbald der Vertraute ihrer Seele. Der Konflikt, der sich zu entwickeln drohte, kam infolge des Ablebens Forsters nicht zum Ausbruch. Nun begann ein äußerst ideales Eheleben zwischen Therese und Huber, dem sie sowohl wegen seines weniger abgeschlossenen und selbständigen Charakters, als auch wegen der anders gearteten, rein litterarischen Natur seiner Thätigkeit das sein konnte, was ihr als Ideal vorgeschwebt hatte: die thatkräftige aktive Mitarbeiterin.

In stiller Zurückgezogenheit in einem kleinen Oertchen des Jura lebend, begannen die Beiden eine äußerst intensive schriftstellerische Thätigkeit, deren Früchte unter dem Namen des Mannes veröffentlicht wurden. Huber selbst erklärt einmal von dieser Gemeinschaft der Arbeit: „Sie und ich sind so vereinigt, daß wir nicht mehr entscheiden können, wessen Geist sich in den

Digitized by Google

Arbeiten ausdrückt." Und Therese schreibt einmal: „Was Hubers Antheil an meiner Arbeit war? Das ist ein metaphysisches Geheimniß. Was der Stengel der Blume ist, was die Luft dem Athmen, was die Wärme dem Sonnenstrahl! Wir lebten — darum erdachte ich das; wir lebten — darum ward es das .... Niemand erörterte das." Später siedelten dann Beide nach Uebernahme der Redaktion von Cottas „Weltkunde" nach Stuttgart über, wo im Jahre 1800 der schon erwähnte Victor Aimé Huber geboren wurde. Als dieser noch nicht vier Jahre alt war, starb der Vater. Nun stand Therese nach zehnjähriger glücklichster Ehe völlig allein, auf sich und ihre Kraft angewiesen. Sie nahm die Aufgabe der Ernährung und Erziehung ihrer Familie mit imponirender Energie und tiefstem sittlichen Ernst auf sich. Als sie nach zwanzig Jahren den Jüngling seine Schwingen in der Welt — nicht ohne begründete Besorgniß über die etwas abenteuerliche Art — entfalten sah, durfte sie doch mit Stolz ausrufen: „Er kann zu Grunde gehen, aber er wird mich nie erröthen machen!"

So groß ihr Einfluß als Schriftstellerin und Redakteurin war, als Mutter, Hausfrau, Erzieherin steht sie noch höher. Die Plagen der Hauswirthschaft betrachtete sie als willkommenes Gegengewicht gegen die geistige Arbeit. In ihren Briefen gesteht sie, daß sie oft „mit allerlei sublimen Ideen" am Waschtrog gestanden hätte.

In welchem Maße die bedeutende Stellung, in der sie in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in der schwäbischen Hauptstadt angetroffen wird, das ureigenste Werk ihrer Kraft und Begabung ist, geht aus ihren letzten Briefen hervor. Sie hatte die Redaktion des ebenfalls bei Cotta erscheinenden „Morgenblattes" übernommen und gesteht dann später: „sie hätte sich dieses Geschäft auftragen lassen, ohne je einen Gedanken an die Natur desselben gehabt zu haben." Und weiter:

Digitized by Google

„Ich habe mir in früheren Jahren nicht gedacht, daß eine Redaktion eine solche Quelle von Menschenkenntniß und Selbstbeherrschung werden könnte." Dabei gesteht sie dankend, daß Gott ihr eine unermeßliche Ausdauer gegeben habe und daß die Elastizität ihres Wesens stets von neuem auftauche. Aber sie fügt auch seufzend hinzu, daß sie nicht wünschte, diese unerschöpfliche Kraft noch einmal zum Ertragen zu bedürfen. „Ich erfuhr in diesen sechzehn Jahren alles, was Menschenirrthum thun kann, um eines Weibes Muth zu zertrümmern," sagt sie einmal. Sie schildert als Ziel ihres publizistischen Strebens: daß sie, wenn es ihr möglich wäre, ein Samenkorn des Ernstes und der Zucht in die Gemüther unseres schlaffen, eitlen, leerherzigen, Sinnenkitzel suchenden großen Publikums zu streuen trachte. Höchst interessant ist es, aus dem Munde einer so erfahrenen und einsichtigen Frau die Grundsätze zu vernehmen, die sie bei der Erziehung ihrer Töchter angewendet hat. Sie erklärt, dieselben nicht für die Ehe direkt erzogen zu haben, sondern nur zu möglichst vielseitiger Bethätigung im Rahmen des weiblichen Naturells. Denn nie ist sie, bei aller Selbständigkeit und Energie des eigenen Wesens dazu geschritten, die Grenzlinien zwischen männlicher und weiblicher Natur verwischen zu wollen. Sie ist der Ueberzeugung, daß es für die Frau möglich, ja Pflicht sei, eine wesentliche Bildung zu erringen, wie dem Manne, nur auf spezifisch weibliche Art.

Von ihren Töchtern erzählt sie folgendes: „Zwei von den Kindern heirattheten im sechzehnten und achtzehnten Jahre. Die älteste, nun achtunddreißig Jahre alt, blieb unverheirathet, erzieht seit zwanzig Jahren fremde Kinder, hat eben ihr eines Pflegekind nach zehnjähriger Pflege verheirathet; glaubt Schwiegermutter zu sein." Die direkte Erziehung zur Ehe, vor allem die Hinlenkung der Willensrichtung auf dieselbe, hielt sie bei den heutigen sozialen Verhältnissen für fehlerhaft und für die

Quelle mannigfachen Unglücks unter den Frauen. Deshalb aber verfiel sie nicht etwa einem strengen Emanzipationsfanatismus, sondern erkannte als den Kernpunkt des Problems: alle dem Manne zustehenden Bildungsquellen auch der Frau zu eröffnen, aber in der Weise, daß die naturgewollte Wesensdifferenz dabei zum Ausdruck käme. Mit Frauenhochschulen wäre sie deshalb ohne Zweifel in hohem Grade einverstanden gewesen; ganz und gar nicht jedoch mit dem Zusammenstudiren beider Geschlechter an einer auf Männer zugeschnittenen Universität.

Wenn wir uns zuletzt, an den weithinklingenden Namen einer Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim, Henriette Herz als bekannterer Größen vorbeigehend, einer Frau zuwenden, die Vielen gar nicht, Anderen vielleicht nur durch die letzte, schwärmerisch-düstere That ihres Lebens bekannt ist, so geschieht dies, weil auch hier ein Extrem der Romantik, freilich in ganz anderer Art als bei der Schlegel, konstatirt werden muß.

Charlotte Stieglitz, die sich den Dolch ins Herz stößt, um ihrem Gatten, den sie als Dichter vergöttert, den Impuls zu einer großen poetischen That zu geben, könnte, wenn man weiter nichts von ihr wüßte, als von plötzlichem, unerklärlichem Wahnsinn befallen erscheinen. Eine eingehendere Beschäftigung mit den hinterlassenen Briefen und Tagebuchblättern läßt jedoch diesen Fall des tiefsten psychologischen Interesses würdig erscheinen; sie gewähren, wie vielleicht wenig andere Dokumente, einen erschütternden Einblick in die dunklen, geheimnißvollen Triebkräfte der menschlichen Seele, in die Tragik eines nicht in großen äußeren Konflikten, sondern in verborgenen Seelenkämpfen untergehenden Lebens.

Das Ereigniß, welches diesem Leben ein Ende machte und welches seiner Zeit eine momentan heftige Erschütterung der mit romantischer Stimmung stark überladenen geistigen Atmosphäre des zivilisirten Europa bewirkte, läßt sich weder einseitig

Digitized by Google

aus einer eigenartigen Naturanlage, noch allein aus den äußeren Schicksalen erklären. Beide Faktoren haben eben in einer unheilvollen Weise zusammen dazu beigetragen, das Außerordentliche zu bewirken.

Der Herausgeber von Charlottens Tagebüchern, Theodor Mundt, hat mit dankenswerther Sorgfalt ein Bild ihrer geistigen und seelischen Entwickelung von Jugend auf gegeben, demzufolge sie als ein echtes Kind ihrer Zeit mit lebhafter Neigung zur Schwärmerei, zum Tiefsinn, zu religiösen Phantasien erscheint. Etwas normaler wird ihr Wesen, als sich dieser Ueberschwang von Stimmung in der Ausübung der romantischen Kunst par excellence, der Musik, entladen kann, in der sie es so weit bringt, daß sie in ihrer Vaterstadt Leipzig als Sängerin in Kirchenkonzerten einen bedeutenden Ruf genießt.

Da macht sie, im Jahre 1822, die Bekanntschaft eines jungen Studenten der Philologie, Heinrich Stieglitz mit Namen, dessen Kopf mit hochfliegenden Plänen von zukünftigem Dichterruhm angefüllt war. Sein Aeußeres widersprach dem nicht; er wird geschildert als schwarzlockiger, feurigblickender Jüngling von bedeutendem, verwogenem, kraftverrathendem Aussehen.

Dies verführerische Aeußere, das leider nicht wirkliche Kraft bedeutete, sondern nur ihre Pose, that es der jungen Schwärmerin an. Gespräche religiösen und poetischen Inhalts vertieften den gegenseitigen Eindruck, und so entstand ein Liebesverhältniß, das zur Verlobung führte. Der Bräutigam mußte alsbald nach Berlin; und nun nimmt das ganze Verhältniß den Charakter verstiegener Geistigkeit an, indem die Verlobten sich während der sechs Jahre ihres Brautstandes nur äußerst selten sehen, dafür aber um so mehr schreiben. Inzwischen ist Charlotte glücklich, eine Dichterbraut zu sein; sie theilt die hochfliegenden Hoffnungen ihres Geliebten vollkommen, ist jedoch

Digitized by Google

seinen Produktionen ein keineswegs nachsichtiger Kritiker; sie hofft immer noch auf Größeres, Reiferes.

Endlich muß sich der mit seiner Phantasie nach allen Seiten hin ausschweifende, mit Vorliebe im Orient verweilende Dichter entschließen, Pegasus im Joche zu spielen und eine Stelle als Lehrer und Bibliothekar in Berlin zu übernehmen, um überhaupt einen Hausstand begründen zu können. Und jetzt zum ersten Male taucht in Charlotte der fürchterliche Gedanke auf, daß sie dem Geliebten ein Hinderniß in der freien Entfaltung seines von ihr weit überschätzten Genius sei und daß sie ihm durch ihren Tod freie Bahn schaffen müsse. Eine andere Lösung kam ihrer ganzen hochgestimmten Charakteranlage gemäß überhaupt nicht in Betracht; ihre Begriffe von Treue, von Zusammengehörigkeit durch geistige Wahlverwandtschaft waren so hohe, daß nur die radikale That, nicht aber etwa eine äußerliche Lösung der konventionellen Form der bürgerlichen Zusammengehörigkeit eine wirkliche Trennung herbeiführen konnte.

Der fürchterliche Gedanke verschwindet wieder, um jedoch bei bestimmenden Anlässen immer wieder neu emporzutauchen.

In die junge Ehe, die nicht der hochgespannten Erwartung entspricht, mit der die beiden phantastischen Naturen in sie eingetreten waren, beginnt alsbald die Ahnung trüber Zukunft ihre Schatten zu werfen. Heinrich Stieglitz, dessen vermeintliche unerschöpflich-dämonische Kraft zu bändigen, zu leiten, zu klären und zu vertiefen das ideale Ziel Charlottens gewesen war, entwickelte sich mehr und mehr zum Typus jener unseligen problematischen Naturen, von denen Goethe sagt, daß sie keiner Lage gewachsen sind und daß ihnen keine genug thut. Die bürgerlichen Amtsgeschäfte sind ihm eine Fessel, während andererseits auch der Glaube an seinen Dichterberuf, der schon in seinem Briefwechsel mit Charlotte oft von schweren Zweifeln erschüttert war, nun wirklich zusammenzubrechen begann.

Digitized by Google

Auch in Charlotte war keine volle Harmonie. Zwar verstand sie es, spielend graziös ihre Hausfrauengeschäfte zu erledigen und mit echt weiblichem Takt und Feingefühl einen Zirkel geistig bedeutender Menschen zu beleben, ja sein Mittelpunkt zu werden; innerlich jedoch war sie steten extremen Schwankungen zwischen gehobenen und deprimirten Gemüthszuständen unterworfen, und öfters kann sie den Wunsch nicht unterdrücken, lieber ein Mann geworden zu sein. Und wenn man die Aphorismen liest, die sie ihren Tagebüchern anvertraut hat, so muß man ihr, bei aller weiblichen Grazie und Feinfühligkeit, eine männliche Schärfe und Klarheit und Unbefangenheit der Auffassung, ja eine bedeutende kritische und satirische Ader zugestehen.

Einige von diesen Aussprüchen muthen höchst modern an und mögen als Probe ihrer für eine Frau ungewöhnlichen Selbständigkeit des Urtheils angeführt werden. So urtheilt sie über die Charaktere in den Dramen von Corneille und Racine, sie machten den Eindruck, als wenn sie Auswendiggelerntes hersagten. „Ja, sie sprechen wie ein Buch! Und das ist eben die Unnatur!“ Den Schluß von Goethes Iphigenie tadelt sie als sentimental, gänzlich unantik, Goethes nicht würdig. Ueberhaupt scheint sie den überschwenglichen Goethekult der Romantiker, besonders der Frauen, nicht mitmachen zu wollen. Der alte Goethe ist ihr zu souverän, selbstherrlich. Auch ist sie der Ueberzeugung, daß in dem Augenblicke, wo in Goethes Leben Schiller eintrete, alles an Innigkeit gewinne. Daß sie den zweiten Theil des Faust nicht mit günstigen Augen ansieht, soll auf ihre Intelligenz keinen Schatten werfen; theilt sie doch die Verständnißlosigkeit diesem erstaunlichen Werk gegenüber mit einer großen Reihe bedeutender Männer, denen man sie nicht so leicht hingehen lassen dürfte.

Nicht minder interessant sind ihre Aphorismen über Fragen

Digitized by Google

des Lebens und Thuns. Den Grund dafür, daß die Mädchen früher welt- und lebensklug werden als die Knaben, findet sie — etwas einseitig, aber nicht unzutreffend — in der Erziehung. „Wenn der arme Junge schon längst über seinen Büchern schwitzen muß, dann lehnt das Mädchen sich faullenzend zum Fenster hinaus und guckt im dolce far niente sich das Leben und die Welt an.“ Welch' strenger, sittlicher Ernst spricht aus den Worten: „Man muß mit jedem Freunde brechen, vor dem man nicht mehr das Interesse hat, sich zusammenzunehmen. Solche verderben den Charakter!“ Und man höre die spöttisch-launige Bemerkung: „'ne unglückliche Liebe zu 'nem Lieutenant gehört doch zu den kläglichsten und jammervollsten unter den Jammerschicksalen in der Passivität der Erdentöchter!“ „Lauter tiefe Menschen,“ meint sie einmal, „würden den Erdball unterwühlen, wie ein unterirdisches Meer. Die Glatten wirken ausgleichend.“ Von der mediceischen Venus meint sie, sie hätte gewiß kein Gemüth, darum hätte sie sich so schön erhalten. Und sie fügt hinzu: „Anfangen mag es mit dem gewöhnlichen Schönsein, wenn sich's nachher nur besaitet und beseelt!“ Ob sie bei diesem Worte nicht an sich selber gedacht hat? Das Bild, welches Mundt seiner Biographie beigegeben hat, entspricht völlig dieser Forderung; es zeigt ein schönes Antlitz von ungewöhnlicher Beseeltheit des Ausdrucks.

Man wird die Frage aufwerfen müssen, ob ein Mann, dem die Liebe einer solchen Frau galt, derselben unwürdig gewesen sein könne. Eine Frau, die einmal das Wort ausspricht, daß die Liebe nur widerstrebend reife, daß sie gleichsam ringend gegen alles Vorurtheil selbst prüfen, selbst erkennen und es dann erst ihr eigen nennen wolle, sollte in kritikloser Schwärmerei, durch bloßen äußeren Schein bestochen, ihr Herz verschenkt und in „glühender Treue“ an dem Erwählten festgehalten haben? Das ist schwer zu glauben, und man wird ihrem weiblichen

Digitized by Google

Instinkt doch vielleicht mehr trauen müssen als dem, was uns über Stieglitz überliefert ist. Hiernach freilich war er weder ein Genie, noch ein hervorragender Charakter. Seine hinterlassenen Gedichte und Dramen haben ihm, obwohl sie vorübergehenden Ruf genossen, keinen Platz in der Litteraturgeschichte, nicht einmal in Kobersteins ausführlichem Sammelwerke errungen; und zum Charakter fehlte ihm die Geschlossenheit, die alle inneren Widersprüche überwindende Totalität der Persönlichkeit. Trotzdem muß in dieser Persönlichkeit etwas gelegen haben, das bedeutender war als ihre Leistungen, und vielleicht ist — wo nicht vom bürgerlichen, so doch vom höheren menschlichen, ja vom ästhetischen Gesichtspunkte aus — eine an inneren Widersprüchen nicht zur Ruhe kommende Natur höher zu bewerthen als eine in sich gefestigte, der jedoch eine einseitige und grobgeschnitzte Anlage die Erreichung der Geschlossenheit leicht gemacht hat.

Stieglitz muß eine sehr feinfühlige, den Dingen auf den Grund schauende, aber doch vorwiegend receptive Natur gewesen sein. Charlotte tadelt einmal seine allzugroße Empfindlichkeit gegenüber den harten und unerquicklichen Seiten des Lebens; alles, so räth sie ihm, solle er kennen lernen, auch die Schmutzwinkel aus angeborenem Ekel nicht allzu sorglich vermeiden, er bleibe dennoch rein dabei und gewinne erst so ein volles Bild bis ins Einzelne. Daß eine solche Natur sich nicht zum Dramatiker eignet, scheint klar; aber gerade hierauf hatte Stieglitz seine Haupthoffnungen gesetzt und wurde von Charlotte unglücklicherweise darin bestärkt. „Jean Paul war in seiner Weise, was Du als Dramatiker sein wirst,“ lautete ein anspornendes Wort an ihn. Dieser unerschütterliche Glaube an sein Können bei Geringfügigkeit der wirklichen Leistung ist nun als ein Hauptmotiv der tragischen Katastrophe anzusehen, die nach sechsjähriger Ehe hereinbrach. Heinrichs Gesundheit war bei

Digitized by Google

blühendem Aeußeren durch und durch erschüttert. Wenn man die genauen Schilderungen, die Charlotte von seinem Zustande macht, einem Arzte vorlegte, so würde er ohne Zweifel auf eine schwere Neurasthenie diagnostiziren; er würde jedoch im Irrthum sein, wenn er glaubte, mit den erprobtesten Mitteln der Nerventherapie etwas bei einer Natur wie Heinrich Stieglitz haben erreichen zu können. Der Grund seiner Krankheit war ein psychischer; dies erkannte auch Charlotte mit scharfem Blick, nur irrte auch sie sich, wenn sie glaubte, daß irgendwelche äußeren Hemmnisse die freie Entfaltung seines Innern und somit seine Gesundung verhinderten. Stieglitz hatte die Lehrerstellung aufgegeben; auf der Bibliothek schleppte er sich so hin. Da gelang es der Energie seiner Frau, von einem reichen Verwandten eine Unterstützung auszuwirken, die ihm völlige Unabhängigkeit und Muße zu litterarischem Schaffen gewährleistete. Als auch hierauf sein Zustand sich nicht besserte, ergriff Charlotte Verzweiflung. Die Reizbarkeit und Widerstandsunfähigkeit ihres eigenen Körpers machten es den düsteren Gedanken leicht, sich der sonst so klaren Seele zu bemächtigen. Die heikle Frage, die von Ludwig Geiger in seinem Buche „Dichter und Frauen" aufgeworfen ist, inwieweit bei ihr sich diese Reizbarkeit aus Gründen intimster Natur vielleicht erklären läßt, wird sich nicht beantworten lassen. Geiger macht den Versuch, auf Grund eines von Heinrich Stieglitz hinterlassenen Briefes dessen volle Qualifikation zum Ehemanne anzuzweifeln. Aber die Stelle ist dunkel und einer Aufklärung in hohem Grade bedürftig; mit ähnlichen anderen zusammen würde sie wohl ein Indizium bilden, solche fehlen aber völlig. Charlotte selber spricht sich an einer Stelle ziemlich geringschätzig über die „animalische Liebe" aus, und an einer anderen dankt sie dem Himmel, keine Kinder zu haben, allerdings nicht etwa aus unweiblichem Egoismus, sondern wieder aus dem einen Grunde, weil sie

Digitized by Google

darin die einzige Möglichkeit für Heinrichs „geistige Freistellung" erblickt.

Diese „Freistellung" bleibt von jetzt an ihr einziger Gedanke. Sie grübelt über Rahels Ausspruch, daß die Ehe entschieden als ein Hemmschuh des freien Geistes anzusehen sei, und fügt hinzu: „Hat sie in den meisten Fällen nicht recht?" Ein anderes Mal schreibt sie an eine Kusine, sie habe sich Skrupel gemacht, ob es nicht besser für Heinrich wäre, allein zu stehen, um sich von allen Lebensverhältnissen losmachen zu können. Oder sie wünscht ihrem Gatten einen großen, echten Schmerz; der würde ihn, so meint sie, seinen Selbstquälereien entreißen und ihn über sich selbst stellen. Dieser Gedanke an die befreiende, läuternde, stählende Kraft des echten Leides übt auf sie eine fascinirende Wirkung aus. Der tragische Dichter, so phantasirt sie, soll ein tragisches Schicksal von außerordentlicher Größe an sich selbst erleben. Unglücklicherweise entlockt sie noch ihrem ahnungslosen Gatten das Geständniß eines Traumes, in dem er sie im Strome hat versinken sehen und nun plötzlich durch diesen Verlust des Theuersten angespornt sei, sich in des Lebens Oede auf sich selbst zu stellen, sich wiederzugewinnen und zu behaupten. Die seltsame Uebereinstimmung dieses Traumes mit ihren tiefsten, geheimsten Gedanken läßt nun ihren Entschluß rasch zur That reifen. In größter Ruhe trifft sie die Vorbereitungen. Ein anatomisches Museum giebt ihr Gelegenheit, genau die Lage des Herzens zu studiren. Von der Hochzeitsreise her ist noch ein scharfgeschliffener Dolch in ihrem Besitz; den will sie nun benutzen. Ein paar Tage nach dem Weihnachtsfest des Jahres 1834 glaubt sie den günstigsten Zeitpunkt gekommen. Sie schickt ihren Gatten, angeblich zu seiner Aufheiterung, in eine Quartettsoiree. Allein zurückgeblieben, legt sie sich zu Bett. Hier findet man sie todt, mit edlem, rührenden Anstande daliegend. Den Dolch hatte sie noch Kraft

Digitized by Google

gehabt aus dem Herzen zu ziehen. Ihre letzte Lektüre war Lessings Erziehung des Menschengeschlechts gewesen.

Das Ereigniß erregte weithin gewaltiges Aufsehen; die näheren Umstände und Motive wurden bekannt, und Heinrich Stieglitz wurde Gegenstand lebhaften Interesses und vielfacher Trauerkundgebungen. Von den letzteren sind uns solche überliefert, die in einer uns höchst eigenthümlich berührenden Naivität die Hoffnung aussprechen, daß der Wunsch Charlottens in Erfüllung gehen und Stieglitz sich zu einem großen Werke aufraffen möge! Dieser war selber des festen Glaubens, daß er sich nunmehr durch ein solches ihres Opfers würdig machen werde. Als wenn ein noch so wohlgelungenes Opus irgendwie ein Aequivalent hätte bieten können für den Opfertod einer solchen Frau!

Uebrigens ging von dem allen nichts in Erfüllung. Heinrich Stieglitz lebte noch fünfzehn Jahre nach diesem Ereigniß in scheuer Zurückgezogenheit und starb in Venedig bei Gelegenheit einer Epidemie, ohne etwas Bedeutendes geschaffen zu haben.

Die drei Frauengestalten, deren Charakteristik hier versucht ist, sind nicht die allerberühmtesten der an hervorragenden und interessanten Frauen so reichen Zeit der deutschen Romantik. Vielmehr werden sie in dieser Hinsicht überragt von dem Dreigestirn Caroline Schlegel, Rahel Levin und Henriette Herz. Indessen sind sie mit Rücksicht auf ihre Lebensschicksale vielleicht die interessantesten zu nennen. Dorothea Schlegel und Charlotte Stieglitz haben den romantischen Geist in zwei extremen, pathologisch verlaufenden Richtungen am charakteristischten ausgeprägt, während Therese Huber für eine gesunde und dauernde Errungenschaft der Romantik: die geistige Emanzipation der Frau in einer ihrer natürlichen Wesensbestimmung gemäßen Richtung, als glänzender Typus dasteht.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.
Anthropologische Studien

gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Kurella.

Mit dem Bildniss Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet *M.* 16.—, gebunden *M.* 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medizin. Bd. 246. 1.)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant.
(Hamburger Fremdenblatt. 1893. No. 245.)

Das Aufsehen, welches jedes Werk des berühmten italienischen Gelehrten erregt, wird sich um so mehr steigern, als die neue Veröffentlichung zu dem Besten gehört, was Lombroso geschrieben hat. (Wissenschaftl. litterar. Monatsbericht. 1893. No. 8.)

— — Es ist hier nicht der Ort, die Grundlagen und die Schlussfolgerungen des ganzen Systems zu prüfen oder wissenschaftlich zu beleuchten: das muss den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft, denen sich hiermit ein neues grosses Feld eröffnet, überlassen bleiben. Wie man sich aber auch zu dem streng wissenschaftlichen Werke, seinen Darlegungen und Ergebnissen stellen mag, so wird man unter allen Umständen von der Summe der Gelehrsamkeit und von dem gebotenen Material der Untersuchung selbst reichen Nutzen haben, auch ohne dass man Gefahr zu laufen braucht, ein überzeugter Anhänger des Systems zu werden und in seinem Herzen die überkommenen, durch Christenthum und Poesie geadelten Vorstellungen von dem Weibe zu ertödten. Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, dessen Bestandtheile er selbstständig wird verwerthen können, ohne die Schlussfolgerungen des Systems acceptiren zu müssen. Den modernen Bestrebungen der Frauen-Emanzipation, denen sowohl ideale Vorstellungen wie soziale Nothwendigkeiten zu Grunde liegen, thut das Werk an sich keinen Abbruch. „Nicht eine Zeile rechtfertigt — sagt Lombroso — die vielfache Tyrannei, deren Opfer das Weib gewesen ist und noch ist: durch die Einschränkungen, die wir dem Weibe dadurch angethan haben, dass wir es hinderten, sich eine Berufsbildung anzueignen und die erworbene Bildung in einem Beruf zu verwerthen, haben wir dazu beigetragen, die Inferiorität des Weibes zu erhalten, ja zu steigern, um sie zu unserm Vortheil auszunutzen." Wohl aber können die wissenschaftlichen Resultate des Werks dazu beitragen, die Emanzipationsbestrebungen auf gesundere Grundlagen zu stellen und auf sie die Worte des Dichters anzuwenden: Est modus in rebus, sunt certi denique fines.
(Deutscher Reichsanzeiger. 1893. No. 256.)

Das Werk enthält in seiner wunderbaren Belesenheit, seiner Gruppirung der Thatsachen, seiner Beleuchtung der Erscheinungen ein Bild von ungewöhnlichem und fesselndem Interesse und wird Richtern, Rechtsgelehrten und Laien eine gleichmässig hochbelehrende Lektüre sein. (Litterar. Mittheilungen. 1893. No. 5. u. 6.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Digitized by Google

Frauengestalten
aus der Zeit der deutschen Romantik.

Von

Dr. Joh. Schubert.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

MAR 23 1898
Minot fund

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 286.

Die Herkunft unserer Zierpflanzen.

Von

Dr. H. Toepfer,
Realschuldirektor in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1898.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Hofbuchhandlung in Hamburg.

Nordlandsfahrt.

Eine Reise auf dem Hamburger Doppelschrauben-Schnelldampfer „Auguste Victoria" nach Norwegen bis zum Nordcap und nach der Insel Spitzbergen und zwei Kaisertage in Bergen.

Von

Hugo Dinckelberg

Lieutenant a. D. und Hofrath.

Preis in buntem Umschlag Mk. 2.50.

Der bekannte Verfasser, der auch unter dem Pseudonym „Hans vom Berge" geschrieben hat, schildert frisch, warmherzig und mit Humor die Reise, die er mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer „Auguste Victoria" nach Norwegen bis zum Nordcap und Spitzbergen gemacht hat. Das Buch ist eine allerliebste Reiseplauderei, die nicht nur allen Nordlandsreisenden selbst, sondern allen Nordlandsfreunden, die sich mit dem Lesen begnügen müssen, hochwillkommen sein wird. Mit dichterischer Begeisterung beschreibt der Verfasser die wunderbaren Naturschönheiten der gewaltigen Fjorde mit ihren eisbedeckten, starren Felsenufern und den anmuthigen Strandbildern, wie besonders den Hardanger-, Geiranger- und Sognefjord, die riesigen Gletscher, rauschenden Gießbäche und sprühenden Wasserfälle, wie die Ausflüge an Land bei Odde, Molde, Naes und Trondhjem, bei Tromsö, Digermulen, Maraah und Gudwangen mit Stahlheim eine reiche Abwechselung bieten. In frischen Farben werden die Meeresfahrt an den Küsten und zwischen dem Inselgewirre, das Nordcap und Spitzbergen geschildert, und in die interessanten Reiseerlebnisse weiß der Verfasser der „Humoristischen Plaudereien eines Verwundeten" auch wieder seinen prächtigen Humor einzuflechten. Mit besonderer Liebe weilt der gemüthvolle Plauderer, der sich auch als deutscher Patriot einen Namen gemacht hat, bei den „Zwei Kaisertagen in Bergen". In diesem norwegischen Hafen traf die „Auguste Victoria" mit der „Hohenzollern" zusammen, und Seine Majestät besuchte das erstere Schiff, wie dessen Passagiere das Kaiserschiff besichtigen durften. So wird dem Leser dieser „Nordlandsfahrt" auch ein Einblick in die Nordlandsreisen Seiner Majestät gewährt.

Digitized by Google

Die Herkunft unserer Zierpflanzen.

Von

Hermann
Dr. H. Toepfer,
Realschuldirektor in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1898.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Wie alles in der Welt ist auch der Pflanzenbestand eines jeden begrenzten Theiles der Erdoberfläche fortwährend Veränderungen unterworfen. Im allgemeinen nimmt die Zahl der Arten eines bestimmten Gebietes zu, und kein noch so sorgfältig zusammengestelltes Verzeichniß wird den Anspruch erheben können, für alle Zeiten vollständig zu sein.

Die Ursachen dieser beständigen Veränderung liegen auf der Hand. Jeder Pflanze wohnt schon das Vermögen bei, ihren Ausbreitungsbezirk langsam zu erweitern, in viel höherem Grade aber sind es äußere Einwirkungen, die recht viele Pflanzen weit über ihren Ursprungsort hinausführen.

Der Wind und das strömende Wasser, das streifende Gethier, die Vögel übernehmen den Transport der Samenkerne und legen sie nieder, wo der oft wunderliche Zufall will. Nicht Flüsse und Gebirge, nicht einmal die ländertrennenden Meere hindern diese unfreiwilligen Pflanzenwanderungen — nur die klimatischen Verhältnisse, die Beschaffenheit des Bodens und etwa das Uebermaß oder der Mangel an Wasser setzen der Verbreitung Schranken. Hunderte und Tausende der Keime mögen verloren gehen, hier und da findet aber der eine oder andere ihm zusagende Lebensbedingungen, sprießt freudig auf in der neuen Stätte und gewinnt Heimathsrecht.

Den größten Antheil an der Ausbreitung der Pflanzen und somit an der Veränderung der Flora hat aber doch der Mensch. Schon als ruheloser Wanderer von Ort zu Ort, von

Digitized by Google

Land zu Land ziehend, hat er oft unfreiwillig in seinen Geräthen, Kleidern u. s. w. ganz ähnlich wie das samenverschleppende Wild, Keime der verschiedensten Art mit sich geführt. Wo er sich niederließ auf kürzere oder längere Zeit, da war auch die Möglichkeit gegeben, daß entwickelungsfähige Samen zurückblieben. Handel und Verkehr, insbesondere die in unserer Zeit Erdtheile und Länder verbindenden Schiffe und Eisenbahnen haben die Gelegenheit zu unbeabsichtigten Pflanzenverschleppungen außerordentlich vermehrt. In den meisten Fällen sind es Unkräuter, die auf diese Art ihr Reich bleibend oder vorübergehend ausdehnen; ja es können geradezu Plagen werden, die der kluge Mensch zu seinem Schaden von einem Orte zum andern führt; aber immer noch wird es nur eine wenig in die Augen fallende Veränderung sein, die in solcher Weise herbeigeführt wird. Gradezu umgestaltend auf die Pflanzendecke seiner Umgebung hat aber der Mensch durch die mit Vorbedacht bewirkten Einführungen neuer Gewächse eingewirkt. Die Nutzpflanzen, die jetzt den größten Theil des Bodens in den Kulturländern bedecken, sind fast ohne Ausnahme fremdländischen Ursprungs. Ihre Artenzahl ist freilich gering, viel geringer als die der wildwachsenden Bäume, Sträucher und Kräuter, und eine wesentliche Vermehrung derselben ist nicht zu erwarten.

Um so größer ist die Zahl der Pflanzenarten, die der Kulturmensch als Zierpflanzen aus allen Ecken und Enden der Erde um sich versammelt hat, und täglich wächst diese Zahl. Viele derselben sind uns vertraut und sind heimisch geworden auf unserem Boden, aber über ihre Herkunft, über die Zeit ihrer Einführung wissen wir wenig, eine Geschichte der Zierpflanzen ist eben noch nicht geschrieben. Nun kann freilich ein kurzer Vortrag bei weitem nicht den Anspruch erheben, diese Lücke auszufüllen; er kann und soll nur Andeutungen über den auch kulturgeschichtlich wichtigen Gegenstand geben.

Digitized by Google

Ehe der Mensch dazu kommt, Sinn für das Schöne zu entwickeln, muß er sich aus der Noth des täglichen Lebens herausgearbeitet haben, wenigstens zeitweilig diese Noth vergessen können; er muß sein Dichten und Trachten zu anderen als rein materiellen Genüssen verfeinert haben. Die Pflege von schönen Pflanzen, mit denen der Mensch seine Umgebung, sein Daheim schmücken will, die ihm womöglich im Winter sommerlichen Anblick hervorzaubern sollen, setzt eine zartere Empfindung voraus, als wir etwa bei Naturvölkern erwarten können; Zierpflanzen sind die Kennzeichen und die Erzeugnisse einer schon hochgesteigerten Kultur.

Die Zeit, in der die einzelnen Völker zu einer höheren Entwickelung gelangt sind, ist eine sehr verschiedene. Dabei mag die ursprüngliche Anlage mitsprechen, von viel größerer Bedeutung wird aber wohl die geographische Lage, das Land und der Boden, das Klima sein und die durch alle diese Umstände bedingte, mehr oder minder leichte Beschaffung der Lebensbedürfnisse. — Als am Euphrat und Nil Künste und Wissenschaften in ihrer Art schon zu voller Blüthe gekommen waren, ja noch zu der Zeit, als Griechenland auf jedem Gebiete menschlichen Thuns und Denkens unsterbliche Werke hervorbrachte, als Rom ein Weltreich geworden war, — da lag noch über unserer Heimath und seinen Bewohnern die tiefe Nacht der Barbarei.

Kaum zweitausend Jahre sind es her, daß sich nördlich der Alpen die ersten schwachen Anfänge einer geistigen Entwickelung zeigten. Aber diese Anfänge blieben lange verschüttet. Wie konnte sich in den Stürmen der Völkerwanderung, die ganz Mittel-, Süd- und Westeuropa durchtobten, Seßhaftigkeit entwickeln, die erste Bedingung einer wirklichen Kultur?

Erst als der große Frankenkaiser am Ende des achten Jahrhunderts nach blutigen Kämpfen seine Herrschaft bis zur

Digitized by Google

Elbe ausgedehnt hatte, und als eine gewisse Ordnung, Ruhe und Sicherheit in seinen weiten Landen hergestellt war, da begann das wilde Germanien seinen abschreckenden Charakter zu verlieren. Licht und Sonne in wirklichem wie in figürlichem Sinne drang in die dunkeln Wälder.

Unter Karl dem Großen entstanden auch die ersten Gärten in Deutschland,[1] nicht die Ziergärten von heute freilich, aber Obst- und Gemüsegärten, Gärten für heilsame Kräuter und in ganz bescheidenem Maße auch für einzelne Blumen- und Blüthenpflanzen.

Wir können uns von diesen Gärten eine ungefähre Vorstellung machen nach Pflanzenverzeichnissen, die von den kaiserlichen Hofgütern Asnapium und Treola erhalten sind.[2] Das eine dieser Verzeichnisse zählt außer der Lilie den Sadebaum, 5 Sorten Gemüse, 13 Gewürzpflanzen, außerdem 8 Obstsorten auf, das andere ebenfalls Lilie und Sadebaum, 7 Arten Gemüse, 20 Gewürzpflanzen und 10 Obstbäume. Ein großer Reichthum war das freilich nicht, aber sicherlich haben schon damals die Klostergärten eine bei weitem größere Anzahl von Gewächsen enthalten. Das mochte wohl auch den Kaiser veranlassen, durch einen kundigen Mann, vielleicht den Benediktinermönch Ansegis, eine Zusammenstellung aller der Gewächse zu bewirken, die als besonders heilsam und nutzbar erkannt waren und nun auch in seinen Gärten angebaut werden sollten. Es findet sich diese Zusammenstellung als 70. Kapitel in dem 812 ausgegebenen Capitulare de villis. In ihr sind aufgeführt 73 Kräuter und 16 Baumarten, von eigentlichen Blüthenpflanzen außer der Lilie nur noch die Rose. Vor allem treten uns hier neben den gewöhnlichsten Gemüsearten eine Anzahl von Gewächsen entgegen, die wegen ihres Geruches als heilkräftig angesehen wurden. Ich nenne Salwei, Lavendel, Rosmarin, Melisse, Minzen, Raute, Eberreis, Liebstöckel und Foenum

Digitized by Google

Graecum. Als Zierpflanzen im eigentlichen Sinne können wir sie nicht bezeichnen, denn im ganzen sind es recht bescheidene, nicht grade schöne Blüthen, die sie entwickeln, und ebensowenig treten sie durch ihre Tracht und ihre Blattform hervor. Aber ganz abgesehen, daß der Geschmack und die Ansicht über „schön“ oder „nicht schön“ schwankend ist, die in unseren Gärten gezogenen Riechpflanzen lassen sich schon deswegen nicht von den unzweifelhaft schönen trennen, weil eine größere Anzahl der letzteren auch durch besonderen Wohlgeruch ausgezeichnet ist, ja nur dieses Wohlgeruchs wegen zuerst gepflegt wurde.

Grade die genannten Riechpflanzen machen auch noch heute den eisernen Bestand der Bauerngärten im größten Theile Deutschlands aus. Die ursprünglich fremden Namen hat man sich mundgerecht gemacht, denn Eberreis ist aus Abrotanum, Liebstöckel aus Levisticum entstanden, und Foenum Graecum taufte man wohl in Fiene Grete um.

Ihre Heilkraft steht nicht mehr in so hohem Ansehen wie früher, aber eben ihr starker, empfindlichen Nasen freilich nicht immer angenehmer Geruch ist vollkommen ausreichend, ihnen einen Raum in den kleinen Gärten oder im Topf vor dem Fenster zu bewahren. Im Strauße der Bauernmädchen in meiner thüringischen Heimath fehlte noch vor vierzig Jahren niemals das stark duftende Eberreis neben Salwei und Thymian, und Rosmarin spielte bei allen Familienfeierlichkeiten, freudiger und trauriger Art, eine bevorzugte Rolle. In einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands hörte ich — es sind wohl zwanzig Jahre her — von ganz ernsthafter Gesellschaft alter Herren die bezeichnenden Verse singen:

„Und Rosmarin und Thymian,
Die pflanzt mir auf mein Grab, mein Grab,
Auf daß ich was zu riechen hab'!“

Digitized by Google

Das Bedürfniß für Wohlgeruch kann also noch das Leben überdauern.[3]

Der Umstand, daß die eben erwähnten Bauerngärten in ganz Deutschland vorzugsweise die im Capitulare aufgeführten Pflanzen enthalten, hat veranlaßt, die Anlage dieser Gärten unmittelbar auf die Anregung Karls des Großen zurückzuführen. Fischer-Benzon[4] meint dagegen, daß unsere Bauerngärten als mehr oder minder vollständige Wiederholungen und Nachbildungen der ehemaligen Klostergärten zu betrachten seien. Die Ausbreitung des Christenthums, an der ja freilich Kaiser Karl recht wesentlichen Antheil hatte, bewirkte, daß sie bis nach Nordeuropa hinauf eine so große Uebereinstimmung zeigen. Wenn die Mönche auszogen, um eine neue Niederlassung zu gründen, so nahmen sie in den neuen Klostergarten die Pflanzen des alten mit und vertheilten sie von da aus weiter.

Daß aber das Klosterleben in seiner Stille und Weltabgeschiedenheit zu einer Beschäftigung grade mit Gärtnerarbeit und zu einer liebevollen Pflege der Blumen Veranlassung gab, werden wir nur natürlich finden. Walafridus Strabus,[5] der Abt des Benediktinerklosters Reichenau, giebt dieser Liebe zur stillen Natur Ausdruck. In seinem Hortulus, einem lateinischen Gedichte von 444 Hexametern, singt er — ich folge wörtlich dem eben erwähnten Fischer-Benzon — dem ländlichen Leben und dem Acker- und Gartenbau ein Loblied; dann erzählt er, wie er ein Fleckchen Erde vor seiner Thür von Nesseln gereinigt, gedüngt, bewässert und bepflanzt habe. Vierundzwanzig Pflanzen führt er einzeln auf, und von einer jeden weiß er besondere Tugenden zu preisen.

Bis auf wenige einheimische sind alle in den Gärten des beginnenden neunten Jahrhunderts angebauten Pflanzen aus Italien zu uns gekommen, einige mögen den Umweg über Gallien eingeschlagen haben. Wann das zuerst geschehen ist,

Digitized by Google

und wer sich das Verdienst der Einführung erworben hat, entzieht sich vollständig unserer Kenntniß. War denn aber Italien ihr eigentliches Vaterland? Suchen wir diese Frage zu beantworten.

Wie billig, beginne ich mit der Rose, die bis heute, allen Modenwechsel überdauernd, als Königin der Blumen in immer neuen reizvollen Farben auftretend, süße Düfte aushauchend, den schönsten Schmuck unserer Gärten bildet. Rosen verschiedenster Arten sind frei wachsend durch ganz Europa verbreitet und auch Deutschland beherbergt eine größere Zahl derselben. Die Centifolie aber — und das ist die Rosenart, die im Mittelalter allein in Betracht kommt —, ebenso wie die meisten übrigen in den Gärten gezogenen Rosen, sie mögen die verschiedensten Namen führen, sind durch die Zucht, durch die Kunst des Gärtners hervorgebrachte Ab- und Mischarten der einheimischen und der viel später aus den verschiedensten Himmelsstrichen hinzugekommenen; die Centifolie ist nur die älteste von ihnen. Man glaubte früher nachgewiesen zu haben, daß sie aus Persien stamme; über Armenien und Phrygien sei sie mit Umgehung von Syrien und Palästina zuerst nach Griechenland und von da nach Italien verpflanzt worden. Doch scheinen andere Nachrichten darauf hinzudeuten, daß sie auf nordgriechischem Boden entstanden ist. Herodot erzählt von sechzigblättrigen Rosen, die in den Gärten des Königs Midas in Macedonien von selbst wuchsen und die übrigen an Wohlgeruch übertrafen. Theophrast und Plinius nennen das Pangäusgebirge als Heimathsort der Rose. Plinius braucht, nebenbei bemerkt, zum ersten Male den Namen Centifolie zur Bezeichnung der durch Umwandelung der Staubgefäße vielblättrig gewordenen Rose; er sagt, daß sie in Campanien vollständig einheimisch geworden sei.[6] Bekannt ist die Verschwendung, die in der späteren Kaiserzeit bei den üppigen Gastmählern der Römer mit Rosen, Rosenwasser und Rosenkonfekt

Digitized by Google

getrieben wurde. Uebrigens zog man, wie Columella erwähnt, neben der Centifolie auch dunkelrothe und gelbe Rosen, so die Damascenerrose, die in Pästum des Jahres zweimal blühte. Vielleicht war auch die R. lutea Mill., die von Kleinasien bis nach Afghanistan verbreitet ist, schon in Italien eingeführt, und man hatte wohl auch mit Glück versucht, die wilden Rosen durch die Kultur zu verändern. So mögen zu Karls des Großen Zeit, mehr jedenfalls im späteren Mittelalter, neben der Centifolie auch andere Rosenarten über die Alpen in die deutschen Gärten gekommen sein, aber die Centifolie behielt noch lange den unbestrittenen Vorrang.

Es war übrigens nicht die Schönheit und der Duft allein, der zu ihrer Pflege verlockte. Wie sollte ein so hervorragendes Naturerzeugniß — da doch nach dem Glauben jener Zeit alles nur zum besonderen Nutzen und Vortheil der Menschen geschaffen war — nicht auch besondere Heilkräfte bergen? In der That rühmt die heilige Hildegard[7] die Rose ob ihrer medizinischen Eigenschaften.

Die Geschichte der immer neben der Rose als besondere Gartenzierde gepriesenen Lilie ist einfacher und sicherer. Auf persische Herkunft deutet schon ihr dem Iranischen nachgebildeter griechischer Name λείριον. In Aegypten und Palästina war sie unbekannt. Hier wuchs nur die, viel später, nämlich im sechzehnten Jahrhundert, zu uns gekommene Feuerlilie (L. bulbiferum L.), und als Feuerlilien sind nicht bloß die „Lilien auf dem Felde" im Neuen Testament, sondern auch die Rose von Saron (susan) des Hohenlieds zu deuten.[8] Wann die weiße Lilie nach Griechenland gelangt ist, läßt sich nicht bestimmen, sie wurde hier aber in der klassischen Zeit überall angebaut. In Italien galt die Zwiebel, im Mörser zerstampft und mit Falerner getrunken, als vortreffliches Mittel gegen Schlangenbiß und im Mittelalter — wie wohl heute noch — wurden die

Digitized by Google

fleischigen Blätter mit Oel gegen Brandwunden gebraucht. Indeß, es war doch wohl nicht dieser immerhin zweifelhafte Nutzen, der die Pflege der edeln Blumen veranlaßte, man war sich ihrer Schönheit wohl bewußt. So singt Walafrid Strabus von ihr:

„Aber der Lilie Glanz und Schönheit würdig zu preisen,
Wahrlich! Nimmer vermag es der dürftige Klang meiner Leier!
Mit dem Schnee wetteifert ihr Weiß an leuchtender Reinheit,
Lieblich mahnet ihr Duft an die Blüthe der Wälder von Saba!"

Eine andere Erwägung mußte die Pflege der Lilie gewissermaßen als ein Gott wohlgefälliges Werk erscheinen lassen. Frommer Sinn sah in der lichten weißen Farbe ein Sinnbild der jungfräulichen Reinheit der Gottesmutter, in den goldenen Staubfäden ihre vom göttlichen Lichte durchleuchtete Seele.[9] Darum fehlt auch auf den ältesten Bildern der Verkündigung nie der Lilienstengel in der Hand des Engels; spätere Darstellungen desselben Vorgangs zeigen drei solche Stengel in einer neben der Jungfrau stehenden Vase, und diese Dreiheit hatte wieder eine besondere von den Dominikanern ausgeklügelte Bedeutung.[10]

Daß Rose und Lilie fremdländischen Ursprungs sind, leuchtet uns ohne weiteres ein, viel weniger denken wir daran daß auch das wohlriechende Veilchen, blüht es doch nicht bloß in den Gärten, sondern frei in jeder Hecke, uns Allen ein lieber Frühlingsbote, — erst aus Italien zu uns gekommen ist. Dem Walafridus Strabus ist es wohlbekannt.[11]

Unter den ältesten Gartenpflanzen sind die noch heute wegen ihrer schönen blauen und gelben Blumen in vielen Abarten gepflegten Schwertlilien (Iris germanica und Iris florentina L.)[12] zu erwähnen; als solche hat man nämlich das Gladiolum im Capitulare und die Gladiola im Hortulus zu deuten.

Digitized by Google

Die Irisarten stammen alle, auch die germanica genannte, aus Südeuropa.

Die Meerzwiebel (Scilla maritima L.), die heute noch in Töpfen, weniger als Zierpflanze, mehr als Hausmittel gegen Brandwunden gezogen wird, wächst wild an den sandigen Ufern des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans in Portugal; sie gehört zu den allerfrühesten Einführungen.

Der im Capitulare erwähnte Diptam ist nicht unsere einheimische schöne Waldpflanze, sondern der kretische Dosten (Origanum creticum), der früher als Heilmittel in hohem Ansehen stand, jetzt aber nicht mehr gezogen wird.

Ueber die noch heute, wie schon in den ältesten deutschen Gärten angebauten Riechpflanzen kann ich mich kurz fassen. Sie gehören bis auf den Beifuß, einzelne Minzen und den Andorn, die als einheimisch angesehen werden können, allesamt Südeuropa oder genauer gesagt, dem ganzen Mittelmeergebiete mit Nordafrika und Kleinasien an. Uns sind sie natürlich aus Italien zugekommen. So hätte ich wohl alle, sicher die wichtigsten aus der Fremde stammenden Gartenpflanzen aufgezählt, die nun schon seit mehr als tausend Jahren Heimathsrecht in Deutschland gewonnen haben. Die Zahl der eigentlichen Blüthenpflanzen unter ihnen ist sehr gering und wird heute von der des allerbescheidensten Gärtchens am Tagelöhnerhause übertroffen.

Aber der Weg nnd das Land war gewiesen, aus dem bald neue und immer neue Bereicherungen zuströmen sollten.

Seit den Zeiten Karls des Großen, namentlich aber im zehnten Jahrhundert wurde der Verkehr mit Italien immer reger, und nicht bloß Kriegsheere überschritten die Alpen, auch Laien und Mönche zogen als Pilger nach der ewigen Stadt, und umgekehrt sandte der römische Bischof Legaten zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse nach dem Norden. Es war

Digitized by Google

natürlich, daß in Folge dieses Verkehrs auch neue italische Pflanzen zunächst in unsere Klostergärten gelangten. Die damalige Gartenflora Italiens war das Erzeugniß einer weit über tausend Jahre alten höheren Kultur, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Blüthenpracht, der Wohlgeruch der Kräuter und Sträucher, der hohe Wuchs, die fremdartige Tracht mancher Bäume auf den nordischen Wanderer gewaltigen Eindruck machten und das Verlangen, sie für die rauhere Heimath zu gewinnen, erregen mußten.

Freilich hielt die Zierflora Italiens vor tausend Jahren keinen Vergleich aus mit der heutigen, wie sie dem Reisenden beim ersten Schritt in das gelobte Land auf den borromäischen Inseln oder an der Riviera entgegentritt. Ja wir könnten versucht sein, uns über ihre Armuth zu verwundern, wenn wir bedenken, wie den Römern bis in die Kaiserzeit hinein die ganze damals bekannte Welt offen stand und wie sie doch sonst nicht zögerten, alles, was ihnen schön und groß und auffällig dünkte, in ihr Land und ihre Hauptstadt zusammenzutragen.

Es wird eben doch wohl richtig sein, man mag sagen, was man will, daß die Liebe zur Natur, die lebendige Empfindung für das Schöne in der Natur keineswegs eine allgemeine Eigenschaft der antiken Völker gewesen ist, weder der Griechen noch der Römer. Wenn uns Dichterstellen entgegengehalten werden, in denen sich hohes Naturgefühl geltend macht, so sind das Aeußerungen hervorragender Geister, und hervorragende Geister sind ja überall nur Ausnahmen.

Man kann die Zierpflanzen, die Griechen und Römer im Alterthum wirklich kultivirten, bald aufzählen. Es waren Rose und Lilie, Veilchen, Safran[13] und Saflor; die außerdem von einzelnen Schriftstellern (Dioskorides, Theophrast, Columella, Plinius) erwähnten Blumen gehören wildwachsenden Pflanzen an, um deren Zucht man sich erst viel später bekümmerte. Als

Digitized by Google

solche wären etwa zu nennen: die Goldblume (Chrysanthemum coronarium), die Nachtviole (Hesperis matronalis), Goldlack (Cheiranthus Cheiri), Levkoje (Matthiola incana), Irisarten, Vexirnelke (Coronaria tomentosa), Narzissen (Narcissus serotinus und Narcissus poeticus), Gladiolus (Gladiolus communis). Die von den Autoren Hyakinthos genannte Pflanze ist jedenfalls nicht unsere heutige Hyazinthe, sondern wohl Muscari comosum, eine Traubenhyacinthe oder auch der gemeine Gladiolus. Selbstverständlich wurden die durch ihren Geruch ausgezeichneten Pflanzen, die ich als die hauptsächlichsten Bewohner unserer älteren Gärten genannt habe, mit größerem Eifer gepflegt.

Im Mittelalter nahmen natürlich bei dem gesteigerten Seeverkehr der italienischen Küstenstädte die Gartenpflanzen zu, und so gab es doch eine größere Zahl eigentlicher Zierpflanzen, die uns bis zum fünfzehnten Jahrhundert Italien zu liefern vermochte.

Zuerst waren das die von den Griechen und Römern unter dem Namen ἴον oder viola zusammengefaßten. Mit dem Veilchen haben sie nur den Wohlgeruch gemein und werden von uns heute ganz verschiedenen Gattungen und Familien zugetheilt.

So haben wir den Goldlack (λευκόϊον μήλινον der Griechen, bei Plinius viola lutea und dementsprechend in Schwaben noch heute Gelbveigelein genannt), zu der Zeit des Albertus Magnus, also im dreizehnten Jahrhundert, aus Italien bezogen [14] Erst im sechzehnten Jahrhundert sind die Levkojen (λευκοϊον der Griechen, bei Plinius viola alba, also Weißveilchen) und die Nachtviole nach Deutschland gekommen. Die letztere erscheint bei uns in zwei verschiedenen Formen, die eine fast 1 m hoch mit einfachen, lilafarbigen Blumen und eine zweite gedrungenen Wuchses mit gefüllten, weißen, stark duftenden Blumen.

Zur selben Zeit mögen aus Italien auch die schon erwähnte

Digitized by Google

Goldblume und die Vexirnelke gekommen sein; wenigstens werden sie als deutsche Zierpflanzen zusammen mit dem Gladiolus in den Kräuterbüchern des sechzehnten Jahrhunderts erwähnt. Der gemeine Gladiolus wurde bei uns unter dem Namen Siegwurz wie schon bei den Römern als Zauber- und Heilmittel gebraucht. Jetzt hat er seinen Platz im Garten großentheils seinen schönen Verwandten, den in vielen Abarten gezogenen G. floribundus und G. psittacinus, deren Vaterland aber in Südafrika zu suchen ist, abtreten müssen.

Daß Lorbeer und Myrthe, auch der Laurustinus, die wir ja freilich nicht als eingebürgerte deutsche Gartenzierpflanzen betrachten können, aus Italien gekommen sind, unterliegt keinem Zweifel. Der Lorbeer war wohl ursprünglich in Griechenland heimisch, die Myrthe aber soll aus Persien stammen. Ueber die Alpen kam auch der winterharte Buchsbaum zu uns, wo er noch heute wie im Alterthume die Aufgabe erfüllt, die Beete abzutheilen.

Das mögen die Pflanzen sein, die im Mittelalter etwa in den Klostergärten und vielleicht von einzelnen Pflanzenliebhabern gezogen wurden. Wir sehen, reich war die Zierflora noch immer nicht, selbst wenn wir annehmen, daß auch noch einige einheimische schönere Arten besonders gepflegt wurden, etwa der Ackelei, Diptam, Osterluzei, Eisenhut, Leberblümchen, Maiblume, Fingerhut, Himmelsschlüssel, Goldruthe und das bescheidene Tausendschönchen.

Die armen Gärten waren wohl ein treues Abbild der rauhen Zeit, der dürftigen Lebensführung. Die schönen Burggärten, von denen uns in Romanen erzählt wird, in denen das Burgfräulein, zarte Verse lispelnd, promenirte oder die Harfe schlagend sich sonst ergötzte, sind nur Erzeugnisse dichterischer Phantasie.

Da brachte die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

zwei Anstöße gewaltiger Art, die die Welt aus dem trübseligen Traumleben, in das sie verfallen schien, aufzurütteln wohl geeignet waren: die endgültige Festsetzung der Türken in Europa und die Entdeckung Amerikas. Nach den verschiedensten Richtungen hin machten sich diese Ereignisse geltend, namentlich seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; sie waren auch für die Verbreitung der Pflanzen von höchster Bedeutung.

Fast scheint es, wie Schwendener[15] sagt, als hätten die Türken aus ihrer Heimath, dem Steppengebiet Mittelasiens, eine Vorliebe für schön blühende Gewächse mit nach den Ufern des Bosporus gebracht. Es war noch nicht hundert Jahre her, daß sie sich hier niedergelassen hatten, und schon waren ihre Gärten erfüllt mit farbenprächtigen, stolzen, bis dahin in Europa unbekannten Gewächsen.[16]

Der Großvezier Kara Mustapha, in der Geschichte als der Belagerer Wiens genannt, soll seinem Herrn Muhammed IV., dem er, wohl nicht aus selbstlosen Gründen, eine Beschäftigung geben wollte, Geschmack für Blumenzucht einzuflößen gewußt haben. Der Sultan, heißt es, faßte eine besondere Neigung zu den Ranunkeln und Anemonen und ließ sich aus den verschiedensten Theilen seines weiten Reiches alle möglichen Arten seiner Lieblinge zusenden. Die schönsten sollen von den griechischen Inseln und aus Syrien gekommen sein. Wie in den kaiserlichen Gärten wurden bald auch in den übrigen Anlagen Konstantinopels die Ranunkeln eifrig gezüchtet, und schon 1570 konnte der aus Marseille stammende Kaufmann Malaval eine ganze Ladung Brutpflanzen nach Frankreich senden. Von hier verbreiteten sie sich bald über die Nachbarländer.

Von der türkischen Hauptstadt kamen aber auch Tulpen — ihr Name dulbend, Turban, deutet auf persischen Ursprung — und Hyazinthen, die angeblich aus Bagdad und Aleppo stammen, ferner die in Persien einheimische Kaiserkrone, der türkische

Digitized by Google

Flieder, der Hibiscus syriacus, der Kirschlorbeer, die Roßkastanie nach Westeuropa. Vor allen erwarb sich der kaiserliche Gesande Busbeckius große Verdienste um die Verbreitung dieser Pflanzen. Er sandte sie nach Wien, wo sie von dem kaiserlichen Leibarzt Clusius eifrig gepflegt wurden. Wien war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Stapelplatz für Blumenneuheiten, die von da in alle Welt gingen. Insbesondere riefen zunächst die Zwiebelgewächse einen fast krankhaften Enthusiasmus hervor. Nach Deutschland war die erste Tulpe schon im April 1559, und zwar nach Augsburg gelangt.[17] Von da, oder direkt von Wien, kam die farbenprächtige Blume nach Holland, und es ist bekannt, wie sich hier in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein wahrer Tulpenschwindel entwickelte. Gekauft und verkauft wurden Tulpenzwiebeln auf Zeit zu ungeheuren Preisen, manchmal in Arten, die noch gar nicht existirten; am Verfalltage wurden die Preisunterschiede berichtigt.[18] Man sieht, die gute alte Zeit hatte ihre Differenzgeschäfte so gut wie die unsrige! Die Zahl der nach und nach gezüchteten Spielarten wuchs ins Fabelhafte.

Auch die Hyazinthe wurde mit Eifer gepflegt; während es ursprünglich, wie Schwendener angiebt, nur ein halbes Dutzend Abarten gab, stieg die Zahl derselben bald auf zweitausend. Die heutigen Kataloge führen übrigens immer noch sechs- bis achthundert Sorten auf. Ob die erste echte Narzisse uns von Italien geliefert ist, ist unsicher, sie war aber unter den aus Stambul anlangenden Sendungen vertreten und wird im sechzehnten Jahrhundert geradezu als konstantinopolitanische Pflanze bezeichnet. Die gelbe Narzisse ist unzweifelhaft westasiatischen Ursprungs, aber über Italien zu uns gekommen.[19]

Eine der schönsten Bereicherungen unserer Flora, die wir den Türken verdanken, ist die Roßkastanie. Lange hat man ihre wahre Heimath im inneren Asien, namentlich auf dem

Himalaya gesucht, und erst in neuester Zeit glaubt man zu wissen, daß sie in den Bergwäldern Macedoniens zu Hause sei. Es ist höchst auffällig, daß die Griechen diesen stolzen Baum mit seinen herrlichen Blüthen nicht gekannt, wenigstens nicht beachtet haben.[20]

Bei weitem kleiner war bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Zahl der Pflanzen, die aus der neuen, durch Columbus und seine Nachfolger erschlossenen Welt in deutsche Gärten gelangten. Das darf uns nicht wundern. Zunächst waren es ja nur tropische Gebiete, Südmexiko, Central- und das nördliche Südamerika, denen sich die Entdeckungsfahrten zuwandten, und man verstand es nicht, die Blumenwunder dieser Länder, so sehr man sie anstaunte, nach Europa überzuführen. Wie sollten die zarten Kinder der heißen Zone eine monatelange Seefahrt aushalten, um sich dann der noch ungeschickten Gartenkunst jener Zeit anzubequemen? Und wenn einzelne mexikanische Pflanzen, wie die Opuntia und Agave, auch schon früh — man giebt 1561 an — in den Mittelmeerländern eine neue, ihnen zusagende Heimath gefunden hatten, so war ihnen doch unser Boden, unser Klima viel zu rauh. Nur die spanische Kresse, der spanische Pfeffer, die Sonnenblume, Tabak und Tomaten bürgerten sich schon im sechzehnten Jahrhundert bei uns ein.

Die von Ost und West kommenden neuen Gewächse scheinen ganz besonders in Italien die schlummernde Blumenliebe geweckt zu haben. Man nahm nicht bloß die Fremdlinge mit offenen Armen auf, sondern wandte sich nun auch der Kultur schöner einheimischer Blüthenpflanzen zu. Vor allem war es die Nelke (Dianthus caryophyllus L.), die, von den Alten vernachlässigt, jetzt um so eifrigere Pflege fand. Mit Recht hat man sie als die Blume der Renaissance bezeichnet. Von Italien gelangte die Nelke schon in vielen Spielarten, die wir auf den Gemälden

Digitized by Google

der damaligen Zeit verewigt sehen, in die Nachbarländer und natürlich auch nach Deutschland.

Für die Einführung und für die geregelte Kultur neuer Pflanzen wurden im sechzehnten Jahrhundert die botanischen Gärten von größter Bedeutung. Italien ist mit ihnen vorangegangen. Schon im Jahre 1533 befahl die Signoria von Venedig die Anlage eines solchen Gartens in Padua, und die Universitäten von Pisa und Bologna folgten 1544 und 1563 dem gegebenen guten Beispiele.

Und wenn es zunächst auch nur die Heilpflanzen des klassischen Alterthums waren, die man pflegen und dem Studium zugänglich machen wollte, so wurden die betreffenden Gärten doch bald zu Sammelpunkten aller möglichen, von den verschiedensten Seiten zuströmenden neuen Pflanzen. Auch in Privatgärten suchte man möglichst viel Neuheiten zusammenzubringen. Wegen seines Reichthums wurde z. B. ganz besonders der Garten des Herzogs Alfons von Ferrara, den wir aus Goethes Tasso kennen, hoch gepriesen. Deutschland blieb in dem Wettstreit, die schönsten und reichsten Gärten zu besitzen, nicht allzu weit zurück. Der Garten des Nürnberger Stadtarztes Joachim Camerarius enthielt nach dem im Jahre 1588 erschienenen Katalog (Hortus medicus et philosophicus) 1106 verschiedene Pflanzen. Beiläufig bemerkt war das auch ungefähr der Bestand der damaligen größten Gärten des Auslandes; so zählte Montpellier im Jahre 1598: 1340, Padua um 1600: 1162, Leyden 1603: 948 Arten. Sehr reich an Neuheiten und schönen Blumen soll der Garten des Herrn von Gemmingen, Bischofs von Eichstädt, gewesen sein.

Interessant ist die Schilderung, welche Professor Cohn von dem Garten und den Gartenfesten des Arztes Laurentius Scholz entwirft, der bis zum Jahre 1599 in Breslau lebte. Es sei mir gestattet, einiges mitzutheilen.[21]

Digitized by Google

Während seiner Studien in Padua und Bologna war Scholz mit dem damals berühmten Botaniker Guilandinus — derselbe hieß eigentlich Weiland und stammte aus Königsberg — bekannt geworden und hatte eine Vorliebe für die scientia amabilis mit nach Hause gebracht. Obgleich in seinem Berufe viel beschäftigt, dabei Folianten schreibender Gelehrter, fand er immer noch Zeit für seine Pflanzenliebhaberei. In seinem umfangreichen Garten vereinigte er eine große Zahl einheimischer und mit großen Kosten beschaffter fremder Gewächse. So blühten in der Abtheilung für Blumen außer den wildwachsenden oder schon längst eingebürgerten Frühlingspflanzen noch Crocus, Aurikeln (die von den Alpen stammen), Kaiserkrone, Scilla, Hyazinthen und nicht weniger als fünfzehn Tulpenarten — was für die damalige Zeit ein sehr werthvoller Besitz war. Von Sommerblumen wurden zehn Arten Iris, vier Sorten Lilien, zwölf Arten Mohn, Nelken aller Art, auch die erst kürzlich aus Konstantinopel gekommene Lichtnelke (brennende Liebe) gezogen. Die zweite Abtheilung des Scholzschen Gartens war vorzugsweise Heilpflanzen gewidmet und enthielt die größten Kostbarkeiten und Seltenheiten. Hier wuchsen die erst vor nicht langer Zeit durch portugiesische Seefahrer aus Indien eingeführte Canna und Balsamine, auch das herrliche Chrysanthemum carinatum, das Kaiser Karl V. von seiner Meeresfahrt aus Tunis mitgebracht hatte, ebenso italienische Gartenanemonen in bunter Farbenpracht. Hier hatten ihren Platz auch die verschiedensten Gewürzkräuter gefunden, einheimische und fremde, unter den letzteren der Kalmus, vom schwarzen Meere oder, wie Andere meinen, aus Indien stammend. Natürlich fehlten auch die Giftpflanzen nicht, und neben dem indischen Ricinus wuchs die Meerzwiebel und der durch Zigeuner aus dem Osten eingeschleppte Stechapfel.

Den Stolz des Besitzers bildete aber eine Sammlung von

Digitized by Google

Pflanzen, die er erst vor kurzem von spanischen Freunden zum Geschenk erhalten hatte; sie stammten aus Peru, aus den Gärten der Incas. Es sind die Yalapa, die spanische Kresse, Eierpflanzen, Liebesäpfel und spanischer Pfeffer, die Sonnenblume, Mais, Tabak und last not least, nicht ahnend ihre spätere Bedeutung, die als Zierpflanze am Stengel gezogene Kartoffel.

Rascher gehe ich über den Pflanzeninhalt der beiden letzteren Abtheilungen weg. Die eine war als Labyrinth angelegt, dessen gewundene Wege von den verschiedensten Schlingpflanzen eingefaßt waren. Von fremden Gewächsen finden sich darunter die Feuerbohne aus Amerika, Gurken, Melonen, Kürbisse, aber auch verschiedene Rosensorten.

Die letzte Abtheilung bildet der Baumgarten mit fast allen den Obstarten, die wir noch jetzt kultiviren. Aber auch Goldregen, aus Südosteuropa stammend und mit dem Blasenstrauch über Italien gekommen, und der türkische Flieder haben hier schon ihren Einzug gehalten. Ueberblicken wir dies keineswegs vollständige Verzeichniß der von L. Scholz gepflegten Pflanzen, so müssen wir gestehen, daß sein Garten sich als Privatgarten recht wohl auch heute noch sehen lassen könnte. Als Weltwunder würden wir ihn nicht mehr anstaunen, wie die guten Breslauer und wie die siebzig Poeten, die ihn in zierlichen lateinischen Versen besungen haben.

Jedenfalls stand er auf der Höhe seiner Zeit und enthielt, was man von einem Garten vor dreihundert Jahren nur irgendwie verlangen konnte.

Mit dem Anfange des nächstfolgenden Jahrhunderts machte sich Amerika als Bezugsquelle neuer Pflanzen in viel höherem Grade geltend als bisher, und besonders waren es schönblühende Bäume und Sträucher, die aus dem neuen Kontinent in die öffentlichen Anlagen gekommen sind.

Die Franzosen hatten schon 1524 angefangen, sich an den

Digitized by Google

Entdeckungsreisen zu betheiligen, indem sie den Florentiner Giovanni Veruzzani zu einer Fahrt ausrüsteten. Zunächst hatte aber die Sache weiter keinen Erfolg. Der trat ein, als die Bretagner und Normannen ihr Augenmerk auf die nördlichen Theile des amerikanischen Festlandes richteten und im siebzehnten Jahrhundert in Canada feste Niederlassungen gründeten.

Von hier wurden nun Pflanzen der verschiedensten Art nach Europa, namentlich nach Paris in den Garten des Jean Robin übergeführt. Da sie aus kälterem Klima stammten, machte ihre Ansiedelung in Mitteleuropa keine weitere Schwierigkeit. Damals hielten der wilde Wein, Sumacharten, amerikanische Astern, die canadische Himbeere und als besonders dankenswerthe Bereicherung unserer Flora die falsche Akazie ihren Einzug in die alte Welt. Noch heute steht im Pariser Pflanzengarten ein von Vespasian Robin im Jahre 1636 gepflanzter Baum dieser Art, die bekanntlich den Robins zu Ehren Robinia heißt.[23] Die amerikanischen Pflanzen gelangten auf dem Umwege über Basel nach Deutschland, und schon 1683 wuchsen Robinien und wilder Wein im Leipziger botanischen Garten, und vom Jahre 1711 wird wilder Wein auch in Wittenberg erwähnt. Auf die amerikanischen Pflanzen komme ich noch zurück.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erreichten die Holländer als seefahrendes Volk den Gipfel ihrer Macht. Das kam in wunderbarer Weise auch ihrer mit der Tulpenzucht erwachten Blumenliebhaberei zu gute. Im Jahre 1652 bauten sie an der Stelle der heutigen Kapstadt das erste Fort und von da aus breiteten sie ihre Herrschaft unter blutigen Kämpfen mit den Hottentotten über Südafrika aus. Eine ganz neue Pflanzenwelt erschloß sich ihnen, und sie zögerten nicht, sie für ihre heimischen Gärten auszubeuten. Es war im Jahre 1668, daß die erste Kappflanze, ein Mesembryanthemum, nach Leyden kam. Etwas später gelangten Pelargonien und Lobelien, die

Digitized by Google

jetzt einen so hervorragenden Schmuck aller unserer Gärten bilden, nach Europa. Aus Südafrika stammen auch beliebte Zimmerpflanzen: Aloe, Dracänen, Calla u. s. w. In Treibhäusern, deren erstes übrigens schon 1599 in Leyden errichtet sein soll,[23] wurden die an eine wärmere Sonne gewöhnten Afrikaner untergebracht. Leider können wir nur in ihnen die zierlichen Haiden, die Stapelien, Mesembryanthemumarten, fleischige Euphorbien und Kompositen, Oxalisarten und Proteaceen der afrikanischen Flora bewundern.

Die Zahl der in botanischen Gärten gezogenen Pflanzen war schon im siebzehnten Jahrhundert ganz außerordentlich gestiegen, die Kappflanzen vermehrten diese Zahl noch beträchtlich. Unter Gmelin hatte selbst der keiner Universität angeschlossene Karlsruher Garten vier- bis fünftausend verschiedene Pflanzenarten.

Noch immer blieben weite Räume zur Ausbeutung für den Blumenliebhaber übrig, und der seit dem vorigen Jahrhundert bis zum heutigen Tage immer mehr wachsende Verkehr brachte ungeahnte Bereicherungen. Ich habe schon erwähnt, wie die Portugiesen — es war zur selben Zeit, als sie die süße Orange einführten — die Balsamine aus Indien nach Europa gebracht haben. Jetzt erschloß sich nach und nach auch China; freilich dauerte es lange genug, bis ein einigermaßen freier Zugang in das Reich der Mitte gewährt wurde. Im Jahre 1767 kam durch Philibert Commerson die Hortensie nach Europa.[24]

Aus China stammen auch mehrere Azaleen- und Rhododendronarten, Magnolien, der jetzt überall angepflanzte, schönbelaubte Götterbaum (Ailanthus glandulosa), die prächtige Wisteria, von krautartigen Pflanzen einige Astern und Nelken. Im Anfang der fünfziger Jahre gelangte die Dielytra spectabilis nach Deutschland.[25] Ich weiß mich noch recht wohl zu erinnern, wie damals die sogenannten „blutenden Herzen“ als zärtliche, zier-

Digitized by Google

liche Pflanzen sorgfältig in Töpfen gepflegt wurden. Jetzt ist sie bekanntlich zu einer üppig wuchernden Gartenpflanze geworden, deren Wurzelstock unseren Winter recht wohl überdauert. Einige andere Dielytraarten hat Nordamerika geliefert.

Eine Anzahl schönblühender Sträucher, Caraganen, Spiräen, Loniceren und kleinfrüchtige Apfelsorten sind nach und nach auf dem Landwege aus Sibirien zu uns gekommen, auch die fast zum Unkraut gewordene, durch ihre reichlichen gelben Blumen und die zierlichen Blätter ausgezeichnete Thladiantha dubia.

Als im Jahre 1859 mit der Expedition des amerikanischen Commodore Perry endlich die streng festgehaltene Abgeschlossenheit des japanischen Inselreiches aufhörte, eröffnete sich den europäischen Nationen ein ungeahnter Reichthum an Zierpflanzen, nicht bloß wildwachsender, sondern auch solcher, die schon seit Jahrhunderten in den eigenartigen Gärten sorgfältig gepflegt waren. Und man konnte von den Japanern lernen, denn sie suchen ihresgleichen in der Blumenzucht. Eifrig war man bestrebt, diesen Reichthum auszubeuten. Freilich vertragen nicht alle aus Japan eingeführten Gewächse unser Klima, und manche verlangen wenigstens im Winter eine sorgfältige Deckung. Aber die Pflege wird durch die Blüthenpracht, die sie im Sommer entfalten, reichlich belohnt; ich erinnere nur an die Forsythien und Weigelien, an die Kerria-, Cydonia- und Deutziaarten, die jetzt so häufig, namentlich in den Vorgärten schmucker Villen, zu sehen sind. Auch schöne und eigenthümliche Bäume kamen aus Japan in unsere Parkanlagen, so mehrere Zapfenträger und unter ihnen die Cryptomerien und der durch seine Belaubung so weit von den Nadelbäumen abweichende Gingko.

Ganz besonders hat Nordamerika zur Vermehrung der feineren Parkgehölze beigetragen. Eine prächtige blutrothe oder orangegelbe Herbstfärbung zeichnet die meisten nordamerikanischen Laubbäume aus, und schon an ihr können wir das Vaterland

Digitized by Google

verschiedener Eichen, Ahorne und Pappeln, der westlichen Platane, der rothblühenden Kastanie, der Pavien, Weißdorn- und Calycanthusarten, ferner der Gleditschia, des Tulpenbaumes und der für unser mitteldeutsches Klima leider nicht recht geeigneten Magnolia grandiflora leicht erkennen. Kraus sagt von ihnen:[26] „An Mannigfaltigkeit und Adel der Verästelung, an Wurf und Schnitt des Laubes, an Nuancirung in der natürlichen und Herbstfärbung haben diese Amerikaner bei uns nicht ihresgleichen.“ Auch amerikanische Nadelhölzer haben sich bei uns eingebürgert, ich nenne nur die Weymouthkiefer, die Douglasfichte und den virginischen Wachholder.

Nicht geringer war die Zufuhr an eigentlichen Garten- und Blumentischpflanzen. Im Jahre 1820 kam aus Arkansas die schöne Calliopsis bicolor, später auch C. Drummondii, Coreopsisarten erhielten wir aus Virginien, Phlox Drummondi aus Texas, Clarkea elegans und C. pulchella, Nemophila- und Eschholtziaarten aus Kalifornien.

Mexiko, das uns schon die Tajetes und Zinnien und die glänzende Lobelie geschenkt hatte, hat uns auch eine Pflanze beschert, die lange Zeit die bevorzugte Modeblume in den reichsten und ärmsten Gärten war, ich meine die Georgine. Die erste Kenntniß derselben — sie stellte sich als eine ziemlich schmucklose Blüthe mit gelber Scheibe und einem einzigen Kreise verschiedenfarbiger Strahlenblüthen dar — vermittelte Vincent Cervantes, der sie 1784 nach Madrid sandte. Von hier verbreitete sie sich bald in mehreren Abarten. Einen besonderen Anstoß erhielt aber ihre Zucht durch A. von Humboldt, der 1804 unmittelbar aus dem Heimathlande Samenkörner mit nach Berlin brachte. Hartwig in Karlsruhe erzielte 1808 die erste gefüllte Blume. Seit 1824 fand aber die Georgine eine besondere Pflegestätte bei Degen in Köstritz, und auf der Naturforscherversammlung in Jena 1836 konnte derselbe zweihundert

Digitized by Google

Sorten, meist eigener Züchtung, dem hocherfreuten A. von Humboldt vorlegen. Auch jetzt noch ist Köstritz die hauptsächlichste Bezugsquelle für Georginenneuheiten. Die Liebhaberei für sie scheint übrigens ihren Höhepunkt überschritten zu haben — infolge einer gewissen Uebersättigung oder Blasirtheit zieht man jetzt wieder die allereinfachsten Formen vor.[27]

Prächtige, bei einiger Pflege recht wohl in unseren Wohnzimmern, in einzelnen Arten sogar im Freien zu ziehende Pflanzen sind die namentlich in Mittelamerika heimischen Passifloren, wo ihre Früchte unter dem Namen Grenadillas ein beliebtes Nahrungsmittel bilden. Die erste Passiflora kam schon 1609 nach Rom und erregte allgemeines Staunen. Man sah in der Blüthe die Säule dargestellt, an welche der Erlöser gebunden ward, außerdem die Nägel, die Dornenkrone mit ihren zweiundsiebzig Dornen und die fünf Wundmale; die Blätter mit ihren Rankenspitzen versinnlichten Speere und Lanzen, durch die Christi Seite geöffnet war. Ganze Bücher wurden über die Wunderblume, die bald auch nach Deutschland kam, geschrieben. Einige Passiflorenarten werden jetzt in englischen Gewächshäusern ihrer Früchte wegen gezogen.[28]

Auch Südamerika kam vorzugsweise in unserem Jahrhundert an die Reihe, Europa als Lieferantin von Ziergewächsen zu dienen. Schon 1703 hatte Plumier die aus Chile stammende Fuchsia coccinea beschrieben, aber bis 1836 waren nur einige wenig abweichende Arten dieser schönen Pflanzengattung bekannt. Da wurden aus verschiedenen Gegenden Südamerikas, zum Theil auch aus Mittelamerika, die prächtigen F. corymbiflora, fulgens, macrostemma, splendens und globosa nach Europa gebracht. Die Gärtner wetteiferten in der Hervorbringung immer neuer Abarten, und so sind die mit Blüthen über und über bedeckten kleinen Sträucher und Bäume entstanden, die unsern Wohnzimmern und den Sommer über dem freien Lande zur schönsten Zierde gereichen.

Digitized by Google

In unserer Zeit sind auch noch der hier und da schon verwilderte Mimulus lutens, ferner Portulacca grandifolia aus Chile zu uns gekommen. Die Petunien und Verbenen stammen aus den La Plata-Staaten, der Heliotrop aus Peru.

Noch hätte ich die Cacteen zu erwähnen, die samt und sonders aus den wärmeren Gebieten Amerikas stammen. Von den vielen Hunderten von Arten, die nach und nach bekannt geworden sind, hält kaum eine Opuntiaart den Winter aus. Aber mit ihren bizarren Formen, ihren oft prächtigen Blüthen sind sie für die Zimmergärtnerei von besonderer Bedeutung geworden, und während des Sommers bilden sie einen eigenartigen Schmuck größerer Gartenanlagen.

Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der Einführungen aus der australischen Inselwelt, und für unsere Hausgärten haben die mehr interessanten als schönen Pflanzen gar keine Bedeutung. Keine einzige derselben kann im Freien unsern Winter bestehen, und als Zimmerpflanze australischer Herkunft weiß ich bloß die Acacia Lophanta und etwa das Callistemon mit seinen rothen Bürstenblüthen zu nennen. Die australischen Pflanzen waren eine besondere Liebhaberei des Großherzogs Karl August von Weimar, und noch heute beherbergen die Gewächshäuser von Belvedere bei Weimar eine größere Anzahl von ihnen.

Fast eben so schnell, da ich mein Thema nicht überschreiten will, werde ich über die in neuerer Zeit in großartigem Maßstabe erfolgte Einführung eigentlicher Tropenpflanzen weggehen.

Ueberall sind die Sendlinge englischer und belgischer Pflanzenzüchter, unter ihnen viele deutsche, auf der Suche nach Pflanzenneuheiten in die Urwälder des Amozonas, der malayischen Inseln, neuerdings auch in den schwarzen Welttheil eingedrungen. Unter Gefahren und Entbehrungen wochen- und monatelang fern von aller gesitteten Gesellschaft lebend, sind sie

Digitized by Google

glücklich, wenn sie dem heimathlichen Boden eine bis dahin unkannte Pflanzenart entführen können. Freilich müssen solche Funde noch manche Fährlichkeit bestehen, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Nur die rasche Beförderung durch die Dampfschiffe, die Anwendung der sogenannten Wardschen Kästen und die Anlage wohleingerichteter Warmhäuser hat es ermöglicht, die zartesten Pflanzen der heißen Zone bei uns zur Entwickelung zu bringen. In den großartigen Palmenhäusern der am reichsten ausgestatteten botanischen und einzelner Handelsgärten und — wenn wir Eingang finden — in den Anlagen fürstlicher und mit den nöthigen Mitteln ausgerüsteteter Privatpersonen können wir in der That nicht bloß die edelsten Palmenformen, auch Araceen, Gesneriaceen, Melastomeen, Orchideen, selbst baumartige Farren bewundern; sie selber im Zimmer halten zu wollen, ist eine heikle, undankbare Aufgabe. Doch Ausnahmen giebt es auch hier. Man versteht jetzt sogar, einzelne Tropenpflanzen als Sommerpflanzen im Freien zu ziehen.

Während die großblättrigen Begonien durchaus auf das Warmhaus angewiesen sind und nicht einmal die Luft der Wohnzimmer vertragen, ist die aus dem nördlichen Südamerika stammende Begonia boliviensis zur wahren Sommerblume geworden und bildet mit ihren großen in den verschiedensten Farben prangenden Blüthen einen herrlichen Schmuck unserer Gärten. Wenn der Herbst kommt, sterben sie freilich ab, aber die neugebildeten Knollen gewährleisten für das nächste Frühjahr ihre Auferstehung. Dasselbe gilt auch noch für einzelne andere Knollen und Zwiebelgewächse, z. B. die herrliche Tritonia insignis mit ihren orangefarbigen anstrebenden Blüthenähren. Sonst machen Tropenpflanzen, die man hier und da im Freien sieht, im allgemeinen den Eindruck, daß sie sich recht fremd und unbehaglich in der ungewohnten Umgebung fühlen. Es

Digitized by Google

steht dahin, ob die Zucht und Gewöhnung — bis zu einem gewissen Grade sind ja auch die Pflanzen einer solchen zugänglich — in dieser Beziehung viel ändern wird.

Aber wenn wir auch keine Aussicht haben, in unseren kleineren Gärten oder in unsern Zimmern alle möglichen Wunder der Tropenwelt zu schauen, wenn wir es den oberen Zehntausend überlassen müssen, sich als Eigenthümer von Palmen- und Orchideenhäusern zu fühlen, für deren Insassen sie manchmal unsinnige Summen bezahlt haben — wir wollen uns nicht beklagen. Ganz abgesehen davon, daß die freie Natur dem offenen Sinne und suchenden Auge genug des Schönen bietet — ferne Zonen, weite Gebiete, deren klimatische Verhältnisse nicht allzusehr von den unserigen abweichen, haben uns von ihrem Reichthum übergenug mitgetheilt, und der Anblick dieser Schätze, ihre Zucht und Pflege bietet reine Freude und nachhaltigen Genuß.

Die Zucht und Pflege fällt ja vorzugsweise den Gärtnern zu, und es ist erstaunlich, was von denselben geleistet wird. Durch Darbietung passenden Bodens, durch künstliche Befruchtung, durch sorgfältige Samenauslese, durch manchmal geradezu raffinirte Verfahrungsweisen werden nicht bloß immer neue, sondern vielfach wahrhaft schöne Spielarten erzeugt: die Zahl der kultivirten Besonderheiten ist ins Ungeheure gestiegen.

Vielleicht das dankbarste Material zur Uebung ihrer Künste haben die Gärtner in den Rosen gefunden. Nachdem in neuer Zeit zu den europäischen eine große Menge fremdländischer, aus Asien und Amerika, selbst aus Afrika, gekommen sind, die untereinander gekreuzt und bastardirt werden konnten, sind Arten höchster Farbenpracht, edelster Form und wunderbaren Wohlgeruchs entstanden, mit denen sich freilich die uralte Centifolie, so schön sie ist, nicht messen kann.

Der Bezug von Blumen, die uns die Gewächshäuser oder

Digitized by Google

ter unmittelbare Verkehr, mit Italien z. B., zu allen Jahreszeiten liefern, ist ein so leichter geworden, daß sich zu dem Luxus auf allen anderen Lebensgebieten in unserer Zeit auch ein Blumenluxus zugesellte, der alles Dagewesene überbietet.

Zur Mannigfaltigkeit des Gebotenen und Erstrebten gesellt sich häufig die Massenhaftigkeit, wobei freilich nicht immer der gute Geschmack zur Geltung kommt.

Es ist ja recht und billig, daß der bekannte Jüngling zu dem bekannten Zwecke das Schönste auf den Fluren — d. h. in den Auslagen der Handelsgärtner — sucht, und keiner Dame soll es verdacht werden, wenn sie sich zum Balle mit erlesenen Blumen schmückt; warum müssen es aber die jetzt so beliebten Bouquets sein, die man zu diesem Zwecke wählt? Können die eng zusammengepferchten, einzeln nicht zur Geltung kommenden Blüthen, die an Drähte befestigt, schon zu welken beginnen, ein Symbol des Lebens und der Freude sein?

Und hatte nicht jener Kirchenfürst recht — es war, glaube ich, in Wiesbaden —, sich nachdrücklich gegen die ins Maßlose gesteigerte Blumenvergeudung bei Leichenfeiern auszusprechen? Ist wirklich die Größe der Theilnahme nach dem Durchmesser der Kränze abzumessen? Die Reichshauptstadt leistet in dieser Beziehung Unglaubliches.

Nun solche Auswüchse mögen bekämpft werden, ganz abgestellt werden wir sie wohl niemals sehen, da eben Eitelkeit und Hoffahrt von der menschlichen Natur unlöslich sind. Aber im ganzen bleibt in dem heutigen Gebahren auch viel Erfreuliches übrig. Niemand wird leugnen, daß auch die wirkliche Liebe zu den Blumen gewachsen ist. Nicht bloß die Reichen haben in ihren Wohnräumen blühende, schmückende Topfgewächse — wir werden kaum die Stube des schlichten Bürgers, des Bauern und Tagelöhners ohne jegliche Blatt- oder Blüthenpflanze finden. Und es hat für mich gerade etwas

Digitized by Google

Rührendes, wenn ich sehe, wie hier die alten lieben Vertrauten aus der Kindheit weiter wachsen und blühen, mögen sie anderswo durch neue Modepflanzen — schönere und weniger schöne — längst verdrängt sein.

Nicht vergessen will ich endlich, wie sich jetzt auch die nächsten Umgebungen unserer Städte verschönern. Bei den auf Heranziehung von Besuchern angewiesenen Badeörtern wäre das nicht weiter zu verwundern, wir finden aber oft genug die alten Wälle, die Stadtgräben in Städten selbst, die vom Verkehr abliegen, zu freundlichen Promenaden mit blühenden Sträuchern und schattigen Wegen umgewandelt. Ganz besondere Anstrengungen haben die Großstädte gemacht, den trostlosen Anblick des unendlichen Häusermeeres zu unterbrechen: selbst im Innern entbehrt man hier nicht mehr den herzerfreuenden Anblick grünenden Rasens, schön belaubter Bäume, bunter Blumenbeete, und vor den Thoren breiten sich weite wohlgepflegte Parks aus.[29]

Und wer dazu Gelegenheit hat, der mag das Seine thun, auch weiter das Reich des Schönen auszubreiten und dadurch in unserem Volke den Sinn von dem rein Materiellen ab dem Idealen zuzuwenden.

Nachweise und Ergänzungen.

[1] Der im Waltharíliede und in den Nibelungen vielgenannte „Rosengarten" bei Worms ist wohl nur ein Erzeugniß der Sage. Begründeter mögen die Nachrichten von den Gärten der Merovingischen Könige in Frankreich sein; es wird von den weiten, schönen Gärten Childeberts bei Saint Germain, von den Rosengärten Ultiogothos, der Gemahlin Childeberts I., bei Paris erzählt. Vergl. H. Jäger, Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt, S. 75.

[2] Wo diese Orte gelegen waren, läßt sich nicht bestimmen, vielleicht gehörten sie sogar dem nördlichen Frankreich an.

Digitized by Google

[3] Die Vorliebe für starke Gerüche ist im Alterthum und Mittelalter eine allgemeine. Bekannt ist, was Herodot erzählt, daß König Darius bei seinem Troß vierzig Salbenbereiter mit sich führte, und nach Plinius dufteten die Haare und Kleider der vornehmen Römerinnen so stark, daß der Geruch schon in der Ferne bemerkbar war. Der Wohlgeruch sollte wohl weniger angenehme Düfte, die mit dem Mangel an Seife und sonstigen nicht gerade reinlichen Gewohnheiten zusammenhängen, verdecken. Die Redensart: Qui semper bene ólet, male olet mochte eben damals ganz besonders am Platze sein. Noch in der Renaissancezeit war der Verbrauch von Parfüms an den italienischen Höfen und am französischen ein sehr bedeutender. Heute verbraucht Europa übrigens immer noch über 1 Million Liter flüssiger Riechstoffe; die starken und aufdringlichen finden eigentlich nur noch Liebhaber in den niederen Volksschichten.

[4] Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora 2c., S. 6.

[5] Walafridus Strabus, ein Schwabe, besuchte die Schule zu Fulda. Im Jahre 825 befand er sich als Mönch im Benediktinerkloster Reichenau und wurde dort 842 zum Abt erwählt. Ludwig der Deutsche schickte ihn im Jahre 849 als Gesandten an seinen Bruder Karl den Kahlen nach Frankreich; auf dieser Reise starb er, nur 42 Jahre alt. Fischer-Benzon a. a. O., S. 187.

[6] Einer unserer besten Rosenkenner, der übrigens auch nichts von einer persischen Herkunft der Centifolie wissen will, Dr. Focke in Bremen, meint, daß die Stammmutter derselben die Zucker- oder Essigrose (R. gallica L.) sei, die wild in Südeuropa und Kleinasien wächst und im heutigen Griechenland zur Bereitung des beliebten Rosenkonfekts γλυκό angepflanzt wird.

[7] Die heilige Hildegard, aus ritterlichem Geschlechte stammend, wurde 1098 zu Bechelheim an der Nahe geboren. Seit ihrem achten Jahre lebte sie im Kloster der Benediktinerinnen zu Disibodenberg, nahm hier später den Schleier und wurde 1136 zur Aebtissin eben dieses Klosters erwählt. Im Jahre 1148 bezog sie mit einigen ihrer Schwestern das neugebaute Kloster auf dem St. Ruprechtsberge bei Bingen, wo sie 1179 ihr Leben beschloß. (Ernst Meyer, Geschichte der Botanik III, S. 517.) Außer den Büchern, in denen sie ihre Visionen und Offenbarungen beschrieb, verfaßte sie ein Werk, das früher Physica (Physica S. Hildegardis Argentoratis 1533), jetzt Subtilitatum diversarum naturarum creaturarum libri novem (Parisiis 1882) betitelt ist. Es enthält ein buntes Gemisch aller möglichen Dinge, darunter auch eine Aufzählung vieler heilkräftigen Pflanzen, die meist mit ihren deutschen Namen bezeichnet sind. Die Heckenrose nennt sie z. B. hyffa, das ist ein Name, der sich noch in „Hüfften", der fränkischen Bezeichnung für Hagebutten, erhalten hat.

Digitized by Google

[8] Die Griechen nannten die Feuerlilien κρίνον; Herodot erwähnt sie als in Aegypten heimisch.

[9] Vergl. Dr. Ferd. Adalb. Junker von Langegg, „Heilige Bäume und Pflanzen". Deutsche Rundschau, Bd. LXIV, 1890, S. 41.

[10] Im Mittelalter war es gang und gäbe, einzelnen Pflanzen bestimmte religiöse Bedeutung beizulegen. Geum urbanum, herba benedicta genannt, stellte die heilige Dreifaltigkeit vor, ebenso wie eine ganze Anzahl dreiblättriger Pflanzen, z. B. Klee, Pimpinella magna, Oxalis, Veronica triphyllos u. s. w. Dem gemeinen Eisenkraute, Verbena officinalis, wurden in den alten Kräuterbüchern große Kräfte zugeschrieben und es hieß herba sancta, weil man in der Blüthe die fünf Wunden des Gekreuzigten sah. S. Langegg a. a. O.

[11] Schon bei Konrad v. Megenberg, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte und ein „Buch der Natur" in deutscher Sprache schrieb, heißt die Viola odorata: „deutsch Viol"; im sechzehnten Jahrhundert wird sie Veiel, Mertzenveiel, in Thüringen Osterveilchen genannt.

[12] Plinius erwähnt, daß die nach Veilchen duftende Wurzel von Iris florentina den Kindern zur Erleichterung des Zahnens um den Hals gehängt wurde. Das geschieht wohl auch jetzt noch. Fischer-Benzon a. a. O., S. 46.

[13] Der orientalische Safran, Crocus sativus, war den semitischen Völkern früher bekannt als den Griechen. Dem Worte κρόκος liegt das hebräische carcom zu Grunde, das im Hohenlied 4, 14 vorkommt. Wahrscheinlich hat auch das cilicische Vorgebirge κώρυκος, wo nach Strabo in einer Thalniederung der schönste echte Safran wuchs, seinen Namen von dieser Pflanze. Schwendener, Aus der Geschichte der Kulturpflanzen. Oeffentlicher Vortrag, gehalten in der Schweiz, X, S. 65.

[14] Der Goldlack ist eine von denjenigen fremden Pflanzen, die sich vollständig eingebürgert haben und bei uns der Pflege des Menschen entrathen können; er kommt in Helgoland und an den Ufern des Rheins auf felsigen Abhängen verwildert vor.

[15] S. Schwendener a. a. O.

[16] Hierbei dürfen wir freilich nicht vergessen, daß, wie in anderen Städten des byzantinischen Reiches, namentlich in Konstantinopel die Gartenpflege nie vollständig aufgehört hatte und viel mehr als in Westeuropa sich fast ungestört hatte erhalten können. (Vergl. Prof. Dr. Cohn, Die Pflanze.) Das Verdienst, das sich die Türken um Weiterbeförderung erworben haben, wird dadurch natürlich nicht geschmälert.

[17] Prof. Gr. Kraus, Ueber die Bevölkerung Europas mit fremden Pflanzen. Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und

Digitized by Google

Aerzte; Versammlung zu Halle 1891. Dem ausgezeichneten Vortrage sind noch mehrere Data entnommen.

[18] Schwendener a. a. O., S. 54.

[19] Die gelbe Narcisse war die Lieblingsblume Muhammeds. Er sagt: „Wer zwei Brote besitzt, vertausche eins für die Blüthe der Narcisse, denn Brot ist Nahrung für den Körper, die Narcisse aber Nahrung für die Seele. Langegg a. a. O., S. 43.

[20] Der Name Roßkastanie soll auf die Verwendung bei Krankheiten des Pferdes hindeuten.

[21] Dr. Laurentius Scholz von Rosenau, ein Arzt und Botaniker der Renaissance. Von Ferdinand Cohn. Deutsche Rundschau, Bd. LXIII (1880).

[22] Um die Einbürgerung der Robinie in Deutschland hat sich besonders Friedrich der Große Verdienste erworben.

[23] Sollte es wahr sein, daß Albertus Magnus den als Gegenkönig erwählten Wilhelm von Holland, der ihn 1247 in seinem Kloster in Köln besuchte, mitten im Winter in einem blühenden, duftenden Garten empfangen habe, so wäre freilich die Erfindung der Treibhäuser viel älter. Die Erzählung ist aber wohl ein Märchen; schon die Beschaffung des nöthigen Glases dürfte dem Albertus doch allzu große Schwierigkeit gemacht haben.

[24] Die Hydrangea hortensis, gewöhnlich Hortensie genannt, hat ihren Namen nicht nach der Königin Hortense, wie meist angenommen wird, sondern nach Hortense Barti erhalten, die Commerson auf seinen Reisen begleitete. Im Schloßgarten von Pillnitz befindet sich wohl das größte Exemplar dieser Pflanze; sie ist mit dem Kübel 2,5 m hoch und hat 9,5 m Umfang. Als Steckling wurde sie 1799 von dem späteren Hofgärtner Terscheck, der sich damals als Gehülfe im Parke Monceau bei Paris befand, nach Enthra bei Leipzig gesandt; von da kam sie 1830 nach Berlin, später nach Dresden und 1868 nach Pillnitz. Trotz ihres hohen Alters blüht sie alljährlich reichlich. S. Natur, 1889, S. 522.

[25] Der Name Diclytra ist nur infolge eines Schreibfehlers aus Dielytra entstanden. Ueberflüssigerweise hat sie Decandolle Dicentra genannt.

[26] G. Kraus a. a. O., S. 45.

[27] S. Natur, 1885, S. 259.

[28] S. Dr. Junker von Langegg a. a. O., S. 51. Dabei wird auch noch eine im Urwalde Mexikos und des Isthmus von Panama wachsende Orchidee, die Heiligengeistblume (Peristeria elata Hooker) erwähnt, deren Griffelsäule nach der Auffassung der Jesuitenmissionäre die Gestalt einer weißen Taube mit gelbem Schnabel bildet, welche mit ausgebreiteten Flügeln über der gelblichweißen Blüthe zu schweben scheint.

(952)

Digitized by Google

[29] In einem Feuilletonartikel der „Köln. Ztg." vom 15. August 1894 giebt Bruno Schippang eine begeisterte Schilderung von Berlin als Blumenstadt; ich führe nur einen Passus daraus an: Ist der botanische Garten an der Grenze von Schöneberg und Berlin an sich schon sehenswerth durch seine umfassenden Sammlungen an medizinischen, alpinen, Küchen- und Giftpflanzen, durch seine Cacteen-Bosquets, seine ausgedehnten Palmen- und Orchideenhäuser, so steigert sich der Besuch zur Völkerwanderung, wenn das Erblühen der Victoria regia angekündigt wird. Berühmt ist das Palmenhaus, das Rosenparterre und die Sonderausstellungen in der Flora, nicht weniger bekannt sind die eleganten Borsigschen Wintergärten in Moabit. Viel besucht wird von Fachbotanikern der an subtropischen und tropischen Pflanzen reiche Humboldtshain; hier blüht im Freien der indische Gewürzstrauch und der Tulpenbaum, Magnolie und Paulownie; hier gedeihen an 50 verschiedene Eichen und nicht weniger Weinsorten; von hier werden sämtliche Schulen Berlins mit Pflanzen zum Unterricht beschickt. Die öffentlichen Plätze, an der Spitze der Königsplatz, ein Muster solcher Anlagen, sind mit Teppichbeeeten reich geschmückt, deren Pflanzen in Töpfen stehen, die je nach der Jahreszeit wechseln. So sieht man hier nacheinander Krokus, Hyazinthen, Tulpen — Tausendschönchen, Stiefmütterchen — Verbenen, Heliotrop, Petunien — Monatsrosen — Zwerggeorginen, Astern und viele andere mehr.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.
Anthropologische Studien

gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Kurella.

Mit dem Bildniss Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet ℳ 16.—, gebunden ℳ 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medizin. Bd. 246. 1.)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant. (Hamburger Fremdenblatt. 1893. No. 245.)

Das Aufsehen, welches jedes Werk des berühmten italienischen Gelehrten erregt, wird sich um so mehr steigern, als die neue Veröffentlichung zu dem Besten gehört, was Lombroso geschrieben hat. (Wissenschaftl. litterar. Monatsbericht. 1893. No. 8.)

— — Es ist hier nicht der Ort, die Grundlagen und die Schlussfolgerungen des ganzen Systems zu prüfen oder wissenschaftlich zu beleuchten: das muss den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft, denen sich hiermit ein neues grosses Feld eröffnet, überlassen bleiben. Wie man sich aber auch zu dem streng wissenschaftlichen Werke, seinen Darlegungen und Ergebnissen stellen mag, so wird man unter allen Umständen von der Summe der Gelehrsamkeit und von dem gebotenen Material der Untersuchung selbst reichen Nutzen haben, auch ohne dass man Gefahr zu laufen braucht, ein überzeugter Anhänger des Systems zu werden und in seinem Herzen die überkommenen, durch Christenthum und Poesie geadelten Vorstellungen von dem Weibe zu ertödten. Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, dessen Bestandtheile er selbstständig wird verwerthen können, ohne die Schlussfolgerungen des Systems acceptiren zu müssen. Den modernen Bestrebungen der Frauen-Emanzipation, denen sowohl ideale Vorstellungen wie soziale Nothwendigkeiten zu Grunde liegen, thut das Werk an sich keinen Abbruch. „Nicht eine Zeile rechtfertigt — sagt Lombroso — die vielfache Tyrannei, deren Opfer das Weib gewesen ist und noch ist: durch die Einschränkungen, die wir dem Weibe dadurch angethan haben, dass wir es hinderten, sich eine Berufsbildung anzueignen und die erworbene Bildung in einem Beruf zu verwerthen, haben wir dazu beigetragen, die Inferiorität des Weibes zu erhalten, ja zu steigern, um sie zu unserm Vortheil auszunutzen.“ Wohl aber können die wissenschaftlichen Resultate des Werks dazu beitragen, die Emanzipationsbestrebungen auf gesundere Grundlagen zu stellen und auf sie die Worte des Dichters anzuwenden: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. (Deutscher Reichsanzeiger. 1893. No. 256.)

Das Werk enthält in seiner wunderbaren Belesenheit, seiner Gruppirung der Thatsachen, seiner Beleuchtung der Erscheinungen ein Bild von ungewöhnlichem und fesselndem Interesse und wird Richtern, Rechtsgelehrten und Laien eine gleichmässig hochbelehrende Lektüre sein. (Litterar. Mittheilungen. 1893. No. 5. u. 6.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Digitized by Google

Die Herkunft unserer Zierpflanzen.

Von

Dr. H. Toepfer,
Realschuldirektor in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Minot fund

APR 6 1898

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Zwölfte Serie.
(Heft 265—288 umfassend.)

Heft 287/88.

Neue Wege der Gährkunde und die Maltonweine.

Von

Schiller-Tietz,
Klein-Flottbek bei Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Vollständige Verzeichnisse über alle bis Dezember 1897 in der „Sammlung" erschienenen 1094 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung"** u. a. folgendes über das Werk: „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen", hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam."

Prof. **Dr. Schwicker** widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung"** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Digitized by Google

Neue Wege der Gährkunde

und

die Maltonweine.

Von

Schiller-Tietz,
Klein-Flottbek bei Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1898.

Digitized by Google

APR 6 1898

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Zu allen Zeiten und unter allen Zonen der Erde hat der Mensch mit bewunderungsvollem Scharfsinn sein Dasein möglichst angenehm zu gestalten gewußt und so auch seit den ältesten Zeiten zu seinen zum Ersatz der verbrauchten Körpersubstanz unbedingt nothwendigen Nahrungsmitteln zahlreiche Genußmittel gefügt, bald in einer gewissen Verbindung mit denselben, wie die vielen Küchenkräuter und Gewürzstoffe, um die tägliche Nahrung bekömmlicher, schmackhafter und abwechselungsreicher zu gestalten, bald getrennt davon zur Befriedigung eines selbstständigen Bedürfnisses; denn die Allgemeinheit und Beständigkeit des Gebrauchs an Genußmitteln dürfen wir unbedenklich als den Ausdruck eines Bedürfnisses und somit als eine Nothwendigkeit auffassen. Wo immer wir von der Lebensweise eines Volkes genauere Kenntniß haben, da finden wir es auch im Besitze gewohnheitsmäßiger Genußmittel. Nicht nur alle Kulturvölker, sondern auch alle wilden Stämme, nicht nur alle modernen, sondern auch die alterältesten Nationen haben ihre besonderen Formen und Arten von Reiz- und Genußmitteln gefunden. Vom Wein bis zum Kumys, vom Zythos bis zum Maltonwein, vom Opium bis zum Fliegenschwamm, vom Thee bis zu den Orangeblättern, vom Kaffee bis zur Cichorie, vom Asand bis zum Schnittlauch, vom Zimmt bis zum Kalmus — welche unendliche Mannigfaltigkeit, welche erstaunliche Fülle beliebter und weitverbreiteter Reiz- und Genußmittel! Einige derselben sind

Digitized by Google

kosmopolitisch geworden, wie Tabak, Kaffee, Thee, Wein, Branntwein, andere werden meist nur von bestimmten Völkern benutzt, wie Kolanüsse, Koka, Betel, Haschisch, Opium, Kwaß, Kumys, Saké und noch viele andere mehr.[1]

Es läßt sich schwer entscheiden, welche Gruppe der eigentlichen Genußmittel die weiteste Verbreitung auf dem Erdenrund gefunden hat; die interessantesten Erzeugnisse dieser Art sind unstreitig die als geistige Getränke anzusprechenden Produkte der alkoholischen Gährung, einerseits wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit, andererseits aber auch deshalb, weil deren Darstellung bereits eine gewisse Naturbeobachtung zu Grunde liegt und auch einige technische Geschicklichkeit erfordert. Der Mensch der grauen Vorzeit stand bereits nicht mehr auf der untersten, durch die „Milch der frommen Denkungsart" beschränkten einfachen Entwickelungsstufe, als er durch seine primitiven „Braukünste" eine Verfeinerung des Lebensgenusses anstrebte und eine gewisse Kultur in Speise und Trank brachte. War der glücklich der Natur abgelauschte Darstellungsprozeß nun zwar auch immer derselbe, das Ausgangsmaterial zur Gewinnung des berauschenden „Teufelstrankes" und auch die Bereitungsweise waren im einzelnen von der größten Verschiedenheit, wie sie es auch heute noch sind.

Der Indianer Südamerikas kredenzt seine selbstgekaute „Chica", die er aus gekautem Mais gewinnt, der in einer Kürbisschale mit warmem Wasser der Gährung überlassen wird. In Mexiko bereitet man die Chica aus Gerstenwasser und Maismehl, die man unter Zusatz von Ananasscheiben vergähren läßt; gegohrener Ananassaft allein liefert den Ananaswein. Aus dem Zuckerrohr bereitet der Mexikaner sein „Tepache" und aus Zuckerwasser mit den zerstoßenen Früchten von Bromelia pinguis das „Tepache von Tumbirichi", während er aus dem Saft des Blüthenschaftes der Agave die bekannte „Pulque"

Digitized by Google

gewinnt. Unter den Indianern der Vereinigten Staaten sind es die Apachen und einige andere Stämme, welche außer Mais und Agave die fleischige Frucht des Riesenkerzenkaktus, der Feigendistel (Opuntia tuna) und einiger Yucca-Arten auch die Bohnen der Mezquite (Prosopis) zur Darstellung berauschender alkoholischer Getränke benutzen. Die Tschuktschen füllen ihren Thran in eine ohne Einschnitt abgezogene Seehundshaut, deren verwesenden Fleischreste auf der Innenseite den Inhalt in Gährung versetzen. Aus den mehligen Wurzeln der Kassave bereitet man in Surinam, auf Barbados und den Karaibischen Inseln ein berauschendes Getränk durch Gährung, in Kamtschatka aus den Stengeln des Bärenklau, den Blättern der Sumpfheidelbeere, mit Vorliebe aber aus dem giftigen Fliegenschwamm. Die asiatischen Steppenvölker, namentlich aber die Kirgisen, bringen die in Schläuche gefüllte Stutenmilch im Sattel reitend zur alkoholischen Gährung und erzielen so ein moussirendes Getränk, den Kumys oder Milchwein, von Enthusiasten auch „donischer Champagner" genannt. Ein ähnliches Produkt ist der aus Kuhmilch erzeugte kaukasische Kefir, der neuerdings auch bei uns als Allerweltsheilmittel gepriesen wird.

Das nationale Labsal der Japaner ist seit undenklichen Zeiten der aus Reis gewonnene Saké (Reiswein). Berauschende Getränke bereiten auch die Neger Afrikas in großer Anzahl. Bier aus Hirse oder Mais wird mit den gemalzten Körnern gebraut, wobei auch aromatische Zusätze nicht fehlen. Aus Bananen und Zuckerrohr werden andere Getränke gewonnen, und das Anzapfen der Stämme verschiedener Palmenarten, um aus deren Saft Palmwein (Toddy) zu gewinnen, geht durch die ganze Palmenzone. Das bekannteste Produkt afrikanischer Braukunst ist das als Pombe bezeichnete Neger- oder Kaffernbier, ein aus der Kaffernhirse (dari) bereitetes, stark milchsäurehaltiges Getränk, das ähnlich auch von den Tataren der Krim, den

Digitized by Google

Arabern und Abessiniern und am Himalaya als Murwa bereitet wird. Aus Roggenschrot und verschiedenen anderen Zusätzen wird in Rußland der so beliebte Kwaß dargestellt, aus Honig bereiteten die alten Germanen Met, der bei den slavischen Völkern auch heute noch getrunken wird.

Unter den Völkern Vorderasiens und der Mittelmeerländer war es besonders der Wein, der sich von Alters her größter Verehrung erfreute und für die Geisteskultur, das wirthschaftliche und politische Leben der in Frage kommenden Völker nicht ohne Einfluß geblieben ist. Bezeichnend ist es unter diesem Gesichtspunkte, daß Muhammed den sinnlichen Neigungen seiner Gläubigen lieber durch die Konzession einer Mehrzahl von Weibern als eines Bechers Wein Rechnung trug und der kulturfeindliche Islam dieserhalb im unglücklichen Bereiche seiner verderblichen Machtsphäre den Weinbau überall vernichtet hat. Im Abendlande aber ging der Zug der Dionysos unter der schützenden Obhut der Vertreter der christlichen Kirche unaufhaltsam weiter, und wenn auch in Deutschland die Machtsphäre des so siegreich einsetzenden Weingottes in den letzten Jahrhunderten etwas zurückgegangen ist,[2] so hat dieselbe jenseits des Aequators, am südlichsten Ende der alten und endlich auch in der neuen Welt an territorialer Ausdehnung ungemein gewonnen.

Neben dem Weinbau ging im Abendlande die Bierbereitung einher und wußte immer weitere Kreise für ihr Produkt zu gewinnen.

Außer diesen auf der Gährungsstufe festgehaltenen alkoholischen Genußmitteln kam auf Grund einer alchimistischen Erfindung nach dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auch noch die Erzeugung von Branntwein in Aufnahme durch Destillation nach voraufgegangener Gährung. Im Vergleich zur kulturfreundlichen Wirkung der rein vergohrenen Getränke wird dem Kulturhistoriker die Entscheidung der Frage

Digitized by Google

nicht schwer fallen, ob das „Feuerwasser“ als Genußmittel der Menschheit zum Heile gereicht oder zum Fluch geworden ist.

Die angeführten Beispiele, die sich leicht weit vermehren ließen, liefern den hinlänglichen Beweis, daß der Mensch in allen Winkeln der Erde soweit Naturforscher war, sich der von der Natur gebotenen Mittel bedienen zu lernen, um einmal die Sorgen vergessen, sich über bange Stunden hinweghelfen und Muth und Selbstgefühl erhöhen zu können. Ist das alles Mißbrauch, Verirrung, Sünde, Verbrechen des Menschen gegen sich selbst? Mit nichten!

Es liegt allerdings, wie unser Rud. Virchow sagt, etwas Dämonisches in der Begierde und Hartnäckigkeit, mit welcher sich der Mensch unter allen Verhältnissen in den Besitz berauschender Genußmittel zu bringen wußte. Ein Zustand solch' idyllischer Genügsamkeit, wie er etwa den alten griechischen Weltweisen Pindar und Thales vorgeschwebt haben mag, als sie — Söhne des weingesegneten Hellas! — zu behaupten wagten, das Wasser sei das beste, und Wasser sei das halbe Leben, mag zwar den fanatischen Mäßigkeitsaposteln aller Zeiten als wünschens- und erstrebenswerthes Ziel erschienen sein, ist aber sicher niemals und nirgends verwirklicht gewesen und für den modernen Kulturmenschen auch einfach undenkbar. Denn auch die Kaffeeschwestern und Theebrüder, deren Genossenschaften die Mäßigkeitspriester heute wieder so sehr begünstigen, unterliegen nicht minder einer verwerflichen Leidenschaft, wie der Wein- und Schnapstrinker. Aber dem Becher goldenen Rheinweins ist schon manch' kühner, genialer Gedanke, manch' herrlicher Geistesblitz entstiegen, der beim nüchternen Wasserkruge niemals das Licht der Welt erblickt hätte; manche Grille, manche Sorge und tiefstes Herzeleid hat ein Römer inositreichen[3] Moselweins rasch verflüchtigt und zu Grabe getragen, die beim Schälchen Blümchenkaffee nur immer noch tiefer gefressen hätten; und das ist,

Digitized by Google

glaube ich, doch auch etwas werth in so mancher erbarmungswürdigen Menschenexistenz. Nicht ohne Grund verherrlichen die Dichter aller Zeiten und Völker ihren süßen Met, den Gerstensaft oder Wein als eine himmlische, den Menschen in besonderer Gunstbezeugung von den Göttern überlassene Gabe als tröstenden Ersatz für die verscherzten unschuldigen Freuden eines verschollenen Paradieses. Die Erzeugung und der Verbrauch der geistigen Getränke steht auch mit dem Kulturleben der Völker in engster Beziehung, und die Fortschritte der Kultur sind mit ihrer weiteren Verbreitung nicht zufällig, sondern ursächlich verknüpft. Ein großer Theil des Landbaues und des Handels, der Schifffahrt und der Industrie beruht auf der Erzeugung und Herbeiführung geistiger Getränke. Man bedenke nur, ein wie großer Theil der Staatssteuern, eine wie beträchtliche Zahl von Privatgeschäften, welche ungeheuren Geldmittel auf sie angelegt sind, wie sogar der Nationalwohlstand ganzer Völker darauf begründet ist! Fast mehr noch als durch den Bezug von Nahrungsmitteln werden die entlegensten Völker der Erde durch den Austausch der Genußmittel in dauernden Verkehr gebracht und damit der Kultur immer neue Wege eröffnet.

Jahrtausende hindurch hat der Mensch seine berauschenden Getränke hergestellt unter weiser Anwendung rein natürlicher Mittel und Wege, ohne indessen auch nur zu ahnen, welcher Art die sich dabei abspielenden Prozesse seien, und selbst bis in die allerneueste Zeit hat man keine Kenntniß gehabt von dem eigentlichen Wesen der sich bei der rein empirisch betriebenen Wein- und Bierbereitung und der Spiritusfabrikation abspielenden Vorgänge. Erst die neuere wissenschaftliche Beobachtung und Ergründung der natürlichen Gährungsvorgänge brachte Licht in diese dunklen Prozesse und legte mit Hülfe der Bakteriologie den Grundstein zu dem stolzen Aufbau unserer modernen

Digitized by Google

Gährungswissenschaft, welche rückwirkend wiederum befruchtend auf die Gährtechnik und den rationellen Ausbau der Gährungsgewerbe eingewirkt hat.

Die einfache Beobachtung, daß in der Natur ohne irgendwelches Zuthun des Menschen — als die Beobachtung eines ruhigen Abwartens — überall da, wo zuckerhaltige Flüssigkeiten sich selbst überlassen bleiben, in diesen ganz spontan eine Stoffumwandlung eintritt, ist die Grundlage aller Gährtechnik und Gährkunde gewesen. Die Erscheinungen dieser Stoffumwandlung kannte man seit vorgeschichtlicher Zeit, die Erkenntniß der den Gährungsvorgang bewirkenden Ursachen blieb jedoch dem Menschen verschlossen bis in die neueste Zeit. Wohl beobachtete man z. B. im vergohrenen Traubenmoste, wie dieser sich nach beendeter Gährung allmählich klärte, und wie sich auf dem Boden des Fasses eine lehmfarbene dicke Schicht absetzte, der Weintrub, welcher für eine schon von früher im Most enthaltene und durch die Gährung ausgeschiedene Verunreinigung gehalten wurde, die sogenannte „Hefe", und die heutige Nebenbedeutung dieses Wortes als Auswurf u. dergl. ist dieser ursprünglichen Auffassung vom Wesen der Gährungshefe entsprungen. Daß aber diese Hefe in einem ursächlichen Zusammenhange mit dem Gährungsvorgange stehe, hat erst unser Jahrhundert gelehrt.

Das Interesse, welches die Naturforschung an dem Problem der Gährung nahm, ist allerdings schon Jahrhunderte alt; bereits in des Paracelsus Schriften finden wir Andeutungen darüber, ohne daß jedoch nachher in das Wesen dieses Prozesses eingedrungen worden wäre. Leuwenhoek beobachtete (1680), daß die Hefe gährender Flüssigkeiten aus rundlichen oder ovalen Körnchen bestehe, ohne aber deren Natur als organische Gebilde zu erkennen. Zu den Zeiten Linnés wurde von mehreren Gelehrten und auch von Linné selbst geltend gemacht, daß die Gährungs- und Fäulnißprozesse durch mikroskopische Lebewesen

Digitized by Google

bewirkt werden; Gay-Lussac aber stellte als Erster eine plausible Theorie der Fermentation auf, indem er behauptete, sie trete durch Vermittelung des Sauerstoffs auf und bleibe weg, wenn die Sauerstoffzufuhr abgeschnitten werde. Die nach der Alkoholgährung ausgeschiedene Hefe wurde noch als Niederschlag eiweißhaltiger Substanzen angesehen, bis dieselbe dann endlich in der nachfolgenden Zeit durch die Arbeiten von Thenard (1803), Erxleben (1818) und Cagniard de la Tour (1835) als die eigentliche Ursache der Gährung erkannt wurde. Turpin gab sogar dem Gedanken Ausdruck, daß es keine Zersetzung des Zuckers, keine Gährung und keine Alkoholbildung ohne die physiologische Wirksamkeit einer Vegetation gebe. Doch der Schleier des Geheimnißvollen, der über den Gährungsvorgängen schwebte, konnte natürlich erst vollständig gelüftet werden in einer Zeit, in welcher die freie Forschung nicht mehr durch die wie ein Noli me tangere behandelte Lehre von der „Urzeugung“ und „Lebenskraft“ gebunden war. So sehen wir Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts Schleiden als Ersten, der in die entwickelungsgeschichtliche Forschung eine neue Methode für das wissenschaftliche Verständniß der Organismen einführte und die Entwickelung der Pflanzen mit Hülfe des Mikroskops bis zur Erzeugung der ersten Zellen zurückzuführen versuchte; so sehen wir, von ihm angeregt, Th. Schwann die Uebereinstimmung thierischer und pflanzlicher Organisationen aus dem gleichen Entwickelungsprinzip ihrer Zellen nachweisen und erfahren von ihm ferner — als Ergebniß seiner Untersuchungen über die Urzeugung —, daß der Gährungserreger, die Hefe, ein belebter Organismus, ein Pilz sei, welcher sich durch Knospung vermehre. Schwann zeigte nämlich, daß es unmöglich der Ausschluß des Sauerstoffs sein könne, welcher die Gährung unmöglich mache, denn die Bildung der Hefe bleibe auch dann aus, wenn man sie mit sauerstoffhaltiger,

Digitized by Google

aber erhitzter Luft zusammenbringe. Dieser Umstand ließ ihn vermuthen, daß in der Luft irgend etwas liegen müsse, was durch die Hitze zerstört werde. Weitere Versuche führten ihn dann zu der Annahme, daß dies pflanzliche Organismen seien, und die mikroskopische Untersuchung zeigte auch, daß sie aus einer eigenthümlichen Art von Sproßpilzen bestehen, welche sich in dem Maße vermehren, als die Gährung fortschreitet, und im selben Augenblick zu wachsen aufhören, wo Stillstand in der Fermentation eintritt. Schwann war also gewissermaßen der Erste, welcher eine vitalistische bezw. vegetative Theorie der Gährung aufstellte; er fand damit jedoch sehr wenig Anerkennung, und seine Anschauungen wurden von den gelehrten und ungelehrten Zeitgenossen in höhnischer Weise abgelehnt; in einer Spottschrift, zu deren Veröffentlichung sich sogar eine rein wissenschaftliche Zeitschrift hergab, hieß es, die von Schwann als Ursache der Gährung angesehenen Organismen seien Thiere, die den in der Flüssigkeit vorhandenen Zucker aufzehrten, dafür Alkohol und Kohlensäure abgäben und sich schließlich selbst auffräßen. Als Helmholtz (1843) die Versuche Schwanns wiederholte und — wenigstens bezüglich der Gährung — zu gleichen Resultaten kam, glaubte er dennoch aus denselben Folgerungen ziehen zu müssen, welche denen Schwanns diametral widersprachen. Nach Helmholtz ist das Auftreten der Mikroorganismen bei Fäulniß und Gährung nur eine begleitende und keine bedingende Erscheinung, und die Gährung — gleich der Fäulniß — ein Korrelat des Todes. So wurden die Forschungsergebnisse Schwanns dem Moloch des Autoritätsglaubens geopfert und geriethen fast ein Vierteljahrhundert in Vergessenheit, bis Pasteur (1857) — merkwürdigerweise ebenfalls durch Untersuchungen über die Urzeugung veranlaßt — zu ganz denselben Ergebnissen geführt wurde, die heute noch die Grundlage der Gährungschemie bilden.

Digitized by Google

Von vornherein überzeugt, daß die mit der Gährung parallel verlaufende Vermehrung der Mikroorganismen für die vitalistische Theorie der Fermentation spricht, führte er in deduktiver Weise durch möglichst präzise, einwandfreie Fundamentalversuche den direkten und unanfechtbaren Nachweis, daß der Gährungserreger, die Hefe, in der Luft enthalten ist und von da in den Traubenmost gelangt, daß dieser nur zu Wein werden kann unter dem Einflusse der lebenden Hefe, daß eine Gährung nicht eintritt, wenn man durch Kochen des Mostes alle in ihm enthaltenen Hefekeime tödtet und das Eindringen neuer Keime aus der Luft verhindert, kurz: daß die Gährung eine direkte Lebensäußerung der Hefe, ein Korrelat des Lebens ist, und nicht des Todes, wie Helmholtz angenommen hatte.

Kein Geringerer war es, als der Altmeister der organischen Chemie, Justus von Liebig, der diese vitalistische Gährungstheorie mit allen ihm so reichlich zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte. Ja er, der am längsten Anhänger der „Lebenskraft" blieb, so daß Du Bois-Reymond ihn einstmals „eine Geißel Gottes für die Physiologie" nannte, blieb auch in der Gährungsfrage der einseitige Chemiker, indem er meinte, man sei kaum dahin gelangt, einzusehen, daß sich alles nach rein chemischen und physikalischen Gesetzen abspiele, und nun wolle man in rein chemischen Vorgängen Lebensakte sehen und — mit anderen Worten — die „Lebenskraft" schleunigst wieder zum Fenster hereinlassen, die soeben erst glücklich zur Thüre hinausgewiesen wurde. Seine ganze Dialektik, seine bitterste Ironie goß Liebig über die Vitalisten aus. Wenn man, meinte er, Würmer im Käse finde, so könne man doch deswegen nicht annehmen, sie seien die Ursache der Käsebildung; dies wäre genau so logisch, als wenn man behaupten wollte, die Ursache der Bewegung des Rheins seien die Mühlen zwischen Bingen und Mainz. Die Folge hat gelehrt, daß die Einseitigkeit in der Auffassung natürlicher Vor-

Digitized by Google

gänge unseren Liebig noch zu manchen anderen Irrthümern geführt hat. Ihm war das Gährungsphänomen ein ausschließlich chemischer Prozeß, eine Molekularbewegung, die ein in Zersetzung befindlicher Körper auf einen anderen, aus nicht sehr fest zusammenhängenden Elementen bestehenden Stoff übertrage. Aber gerade durch den Sieg, welchen Pasteur in diesem Streite davontrug, legte er die Grundlage zu seinem großen Ruhme, indem er zugleich die Lehre von der Urzeugung endgültig zu Falle brachte und endlich noch ein praktisches und höchst nützliches Verfahren zur Konservirung sowohl von zuckerhaltigen Flüssigkeiten und Früchten, als auch von Milch und Bier u. s. w. schuf, das sogenannte Pasteurisiren, eine Erweiterung der bekannten Methode seines Landsmannes Appert.

Trotz der einfachen Form, trotz der anscheinenden Strukturlosigkeit des Hefepilzes umfassen dessen Lebensprozesse dieselben beiden Elementarfunktionen, auf welche sich auch bei den höchstentwickelten Lebewesen die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit der Lebensvorgänge zurückführen läßt — Hunger und Liebe —, das „Sichnähren“ und das „Sichvermehren“, und die eigenthümliche Abwickelung dieser beiden Lebensfunktionen ist es, welche die Hefe zu einer unserer wichtigsten Kulturpflanzen macht, ohne welche unser Kulturleben in seiner jetzigen Form einfach undenkbar ist.

Die Hefezellen wachsen nur in zuckerhaltigen Flüssigkeiten, denen jedoch auch die zum Aufbau der Zellen unentbehrlichen mineralischen und eiweißartigen Stoffe (phosphorsaure Nährsalze, Peptone, Amide) nicht fehlen dürfen. Einen Theil der Nährstoffe setzt die Hefe in belebte Materie um, indem sie die Nährstoffe ihrem Zellkörper einverleibt, ein anderer Theil wird in lebendige Kraft umgesetzt, welche sich durch die Bewegung des Wachsthums und die Vermehrung, sowie Wärmeentwickelung äußert, wobei gleichzeitig eine Zersetzung des Zuckers in Alkohol

Digitized by Google

und Kohlensäure bewirkt wird, eine Zersetzung spezifischer und charakteristischer Art, die wir eben als Gährung bezeichnen. Dieselbe ist sonach aufzufassen als eine durch organisirte Fermente bewirkte chemische Stoffumwandlung, bei denen höher zusammengesetzte (komplizirte) organische Verbindungen in solche von einfacherer Zusammensetzung zerfallen. In welcher Beziehung diese Spaltung des Zuckers zu den Lebensäußerungen der Hefe steht, ob dieselbe nur im Körper der Hefezelle stattfindet oder sich auch außerhalb derselben durch Vermittelung eines diffundirbaren Fermentes abzuwickeln vermag, ob der Gährungsprozeß ein rein chemischer oder biologischer Vorgang ist, das sind noch vielumstrittene Fragen, nur die Thatsache steht unumstößlich fest, daß die Hefe zur Zeit das einzige industriell verwerthbare Mittel zur Alkoholgewinnung darstellt. Die Chemie vermag zwar auch Alkohol ohne Gährung darzustellen, so beispielsweise aus Calciumcarbid und aus Destillationsrückständen der Steinkohle, wie ja selbst Zucker auf rein chemischem Wege gewonnen werden kann, allein zur technischen und industriellen Verwerthung sind diese Darstellungsverfahren zu kostspielig und umständlich, und die Natur liefert immer noch billigeren Zucker und die Hefe billigeren Alkohol aus Zucker oder zuckergebenden Substanzen, als dies dem Chemiker je möglich sein wird. Alles, was an alkoholischen Stoffen fabrikmäßig dargestellt wird und in den Handel kommt, verdankt seinen Alkoholgehalt der Thätigkeit der Hefe. Man lobt zwar den Weinstock als Spender des edlen Rebensaftes, man preist Gerste und Hopfen als die Erzeuger des Bieres, und doch würde der edelste Traubensaft nur einen faden Most liefern, der Extrakt aus Malz und Hopfen ein ungenießbares Absud bilden ohne die Thätigkeit der Hefe; sie erst giebt dem Biere die Kraft, dem Weine das Feuer und schafft so die Genußmittel, welche „des Menschen Herz erfreuen". Vielleicht findet sich auch einmal der Poet, welcher die unschein-

Digitized by Google

bare Hefe besingt und als die unentbehrliche alkoholbildende Kulturpflanze im Liede verherrlicht und würdigt!

Durch die allgemeine Verbreitung der Hefepflanzen in der Natur tritt Gährung überall freiwillig ein, wo zuckerhaltige Flüssigkeiten sich selbst überlassen bleiben. Die Hefezellen schweben frei in der Luft, sie lassen sich auf Trauben und Beeren wie überhaupt allen zuckerhaltigen Früchten nieder und treten sofort in Wirksamkeit, sobald sie in geeignete Lebensbedingungen versetzt werden, wie sie dieselben im Moste u. dergl. vorfinden. Ja, es ist nicht einmal nöthig, daß zur Bereitung alkoholischer Flüssigkeiten von vornherein zuckerhaltende Lösungen verwendet werden, geht doch z. B. die Stärke unter den mannigfachsten Einflüssen sehr leicht in Zucker über, so daß jede stärkeführende Pflanze auch zur Bereitung alkoholischer Getränke geeignet erscheinen muß. So liefert die Natur dem Menschen in ungeheuren Mengen in den süßen Früchten, in dem Nektar der Blume, in der Stärke der Knollen, Wurzelstöcke u. s. w. das Ausgangsmaterial zu den mannigfachsten Genußmitteln, die der Mensch wiederum mit rein natürlichen Mitteln daraus bereitet.

Nachdem die Hefe der Alkoholgährung als belebter mikroskopischer Organismus erkannt war, war natürlich auch für die weitere Erforschung desselben ein botanisches Problem gegeben, an dessen Lösung in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts von zahlreichen Forschern erfolgreich gearbeitet wurde.[4] Schon die äußere Verschiedenheit des Verlaufs der Wein- und Biergährung mußte die Vermuthung nahelegen, daß es verschiedene Hefearten gebe, zunächst wenigstens Wein- und Bierhefe, bald aber machte man auch die weitere Entdeckung, daß selbst diese beiden Hefearten nichts weniger als einheitliche Individuen seien, sondern zumeist aus einer bunten Mischung ganz verschiedenartiger Mikroorganismen bestehen. Als eigent-

Digitized by Google

liche Alkoholgährungspilze lernte man sowohl Schimmelpilze, wie Bakterien und Sproßpilze kennen, welche eine alkoholische Gährung bewirken können: als die eigentlichen Alkoholhefen bezeichnete Reeß (1870) jedoch eine Gruppe von Sproßpilzen, die er wegen ihrer zuckerspaltenden Fähigkeit als Saccharomyces bezeichnete, von denen er auch eine Anzahl Arten unterschied: so Saccharomyces ellipsoideus (Weinhefe), S. cerevisiae (Bierhefe) u. a. m., die er aber nicht zu isoliren, d. h. für sich gesondert zu züchten vermochte. In seinen epochemachenden Studien über das Bier lieferte Pasteur dann 1876 den überraschenden Nachweis, daß es verschiedene Hefen giebt, die aus gleicher Würze doch Biere von verschiedenem Geschmack hervorbringen, und daß ferner die Ursache der krankhaften Veränderungen des Bieres, wie des Umschlagens, Sauerwerdens, Faulens und anderer in der Bierbrauerei viel gefürchteter — weil sehr kostspieliger — „Zufälle" mehr, in der Verwendung einer durch Bakterien verunreinigten Hefe zu suchen sei, während bakterienfreie Hefe ein gesundes Bier erzeuge. Zugleich gab er auch eine Methode zur Erzielung einer mehr auf mechanischem Wege durch künstliche Auslese „gereinigten Bierhefe" an, wodurch es gelingen sollte, die Jahrhunderte hindurch in unendlichen Generationen sich fortentwickelten Kulturhefen von anderen Mikroorganismen, dem verderblichen Unkraut, den verschiedenartigen fremden Beimischungen zu befreien. War der Grundgedanke dieser Methode auch vollständig richtig, so war dieselbe dennoch dem blindesten Zufall preisgegeben, weil keinerlei Beweise dafür gegeben werden konnten, daß eine nach Vorschrift gereinigte Hefe nun auch wirklich eine reine und zweckdienliche sei, und weil schließlich überhaupt keine Klarheit herrschte über die Art und Weise der Wirksamkeit der verschiedenen Alkoholgährungspilze während des Gährungsprozesses. Einen wirklichen praktischen Fortschritt konnten die Gährungsgewerbe deshalb auch von den Pasteurschen

Digitized by Google

Bierstudien nicht erwarten. Wissenschaftlich aber sind die großen Entdeckungen Pasteurs, nach welchen alle Gährungs-, Fäulniß- und Verwesungsvorgänge ausschließlich durch die Thätigkeit kleinster Organismen ausgeführt werden, von der weittragendsten Bedeutung gewesen, und die einschlägigen Forschungen des großen Franzosen werden wegen der logischen Durchbildung der befolgten Arbeitsweise immer ein Muster der wissenschaftlichen Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme bleiben.

Pasteur war mit seinen gährtechnischen Zielen seiner Zeit vorausgeeilt; das, was ihm vorschwebte, konnte erst geleistet werden, als in die experimentelle Bearbeitung der ganzen Frage ein weiterer Gesichtspunkt hineingetragen wurde, welcher der mikrobiologischen Forschung jener Zeit noch fern stand, nämlich die Darstellung der absoluten Reinkultur der Hefen. Derjenige, der den Gedanken der wahren Reinkultur mit größter Energie durchführte, sich die geeigneten Methoden zur Ausführung dieses Gedankens schuf und in unbeirrter Verfolgung seines Zieles glänzende Resultate von höchster Bedeutung für Wissenschaft und Praxis gewann, ist Emil Christian Hansen.

Hansen wirkt seit zwanzig Jahren als Vorstand der gährungsphysiologischen Abtheilung des Karlsberg-Laboratoriums, welches Institut von J. C. Jacobsen, dem Besitzer der Brauerei Karlsberg bei Kopenhagen, in hochherziger Weise mit einem Fonds von einer Million Kronen ins Leben gerufen wurde, um durch fortgesetzte Studien „eine möglichst vollständige wissenschaftliche Basis für die Operationen der Mälzerei, Brauerei und Gährung festzulegen“ — wahrlich eine That, die leider in der alten Welt wenige ihres gleichen hat!

Als Hansen an die Bearbeitung der Aufgaben des ihm vorgezeichneten Programms schritt, gelangte er sehr bald zur Klarheit darüber, daß die Methoden und Arbeiten aller seiner Vorgänger an einem prinzipiellen Fehler scheitern mußten: das

Digitized by Google

Ausgangsmaterial für alle ihre Versuche war ihrer Natur nach unbekannt und stellte zumeist eine unreine Mischung dar, weshalb auch über allen Versuchen Pasteurs trotz aller experimentellen Vorsichtsmaßregeln doch das Moment der Ungewißheit und Unsicherheit schwebt. Dieses Moment beseitigte Hansen, indem er bei seinen Kulturversuchen immer von einer einzigen Zelle ausging, die er in sterilisirter Nährlösung infektionssicher sich weiter vermehren ließ. Eine so erhaltene Kultur mußte ihrer ganzen Natur nach aus Individuen von einer Art bestehen, mußte eine wahre Reinkultur sein, indem alle Individuen von einer einzigen Mutterzelle abstammten. In diesem Grundsatze: eine einzige Zelle als Ausgangsmaterial zu nehmen, liegt das Charakteristische der ganzen modernen Hefereinzucht, und die fruchtbare Anwendung dieses Prinzips hat eine reiche Ernte für Wissenschaft und Technik hervorgebracht.

Zunächst konnte Hansen auf Grund langjähriger Versuche nach seiner eigenen Methode feststellen, daß es in gestaltlicher, morphologischer Beziehung verschiedene Hefen giebt, doch gilt dies nur für den Fall, daß die Lebensbedingungen, unter denen die Weiterzucht erfolgt, nicht allzu abweichend sind. Schaffen wir wesentlich andere Bedingungen, unter denen die Weiterzucht erfolgt, so verliert die Hefe ihre bisher konstant beibehaltenen Eigenschaften, um andere anzunehmen: sie ändert ihren Charakter. Hieraus dürfen wir den berechtigten Schluß ziehen, daß die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Hefen ein Korrelat der Lebensbedingungen sind, daß sie bei Konstanz derselben konstant bleiben, bei Abänderung der Existenzbedingungen jedoch einem jähen Wechsel unterworfen sind. Wir können deshalb diese Merkmale der verschiedenen Hefen, selbst dem fluktuirenden Speziesbegriff der heutigen biologischen Wissenschaft gegenüber, nicht als Artmerkmale anerkennen und bezeichnen deshalb die

Digitized by Google

durch die veränderten Lebensbedingungen bedingten Verschiedenheiten lediglich als Rassenunterschiede. In den gährungsphysiologischen Laboratorien aller Orten sind im Laufe der letzten Jahre eine kaum zu zählende Anzahl von Heferassen isolirt worden, beinahe die Untersuchung einer jeden Bierhefe, eines jeden Weintrubs liefert neue Rassen. Man hat mit Recht darauf verzichtet, sie alle besonders zu benennen und hat sie — mit Ausnahme einiger häufigeren und wichtigeren Arten — größtentheils einfach numerirt, wie die alten Römer ihre Söhne benannten, und spricht daher z. B. von der „Hefe Nr. 6" oder „Hefe Nr. 382 der Berliner Sammlung".[5]

Zwischen den im Sinne der beschriebenen Unterscheidungsmerkmale als morphologisch different befundenen Heferassen bestehen auch Unterschiede in ihrem physiologischen Verhalten. Wenn es eine spezifische Eigenthümlichkeit der Hefe ist, Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zerlegen, so verhalten sich doch in dieser Beziehung nicht alle Zuckerarten gleich. Der gewöhnliche Zucker, der Rohrzucker ist als solcher für die Mehrzahl der Hefearten nicht gährungsfähig, leicht vergährbar dagegen Traubenzucker, Fruchtzucker, Malzzucker (Maltose). Bringt man eine geeignete Hefe in Rohrzuckerlösung, so tritt allerdings alkoholische Gährung ein; bei genauerer Untersuchung findet man aber, daß die gährende Flüssigkeit keinen Rohrzucker, sondern statt dessen Traubenzucker und Fruchtzucker enthält. Die Hefe sondert nämlich ein im Wasser lösliches unorganisirtes Ferment aus, das Invertin, welches den Rohrzucker in jene beiden gährungsfähigen Zuckerarten verwandelt. Der Rohrzucker oder die Saccharose und auch der Malzzucker oder die Maltose werden also für die Hefe nur angreifbar, wenn sie vorher hydrolisirt, d. h. in die Form des Traubenzuckers übergegangen sind. Diese Hydrolyse ist der primäre, der eigentlichen alkoholischen Gährung vorausgehende, bezw. der dieselbe

Digitized by Google

bedingende Vorgang und vollzieht sich unter dem Einflusse ungeformter Fermente (Enzyme), welche in der Hefe enthalten und daraus abtrennbar sind. Die Spaltung des Rohrzuckers und der Maltose geht dabei unter der Einwirkung zweier verschiedener Fermente vor sich; denn das Invertin, welches den Rohrzucker hydrolisirt, ist auf Maltose ohne jeden spaltenden Einfluß, während die Hefe dieselbe auch zu Traubenzuckee spaltet, so daß also noch ein zweites Enzym in der Hefe enthalten sein muß, das bisher noch nicht isolirt worden ist.

Die Enzyme sind den Eiweißstoffen nahestehende Körper, die Natur der Enzyme ist aber noch recht dunkel, sicher ist nur, daß sie alle nahe miteinander verwandt sind, und es darf die Verschiedenheit ihrer Wirkungsart zum Theil wenigstens auf die Verschiedenheit ihrer (geometrischen) Struktur zurückgeführt werden. Auffallen muß es hierbei bereits, daß zwei so nahe verwandte, in derselben Hefe vorkommende Enzyme sich so durchaus verschieden gegenüber zweien ebenfalls so nahe verwandten Zuckern verhalten, wie Rohzucker und Maltose. Ein dritter Genosse dieser beiden Zuckerarten, der aus Molken gewonnene **Milchzucker**, wird von keinem dieser beiden Hefeenzyme angegriffen. Ein anderes Enzym, das in Mandeln vorkommende **Emulsin**, welches das Glukosid der bitteren Mandeln, das Amygdalin, hydrolisirt, spaltet auch mit Leichtigkeit den Milchzucker, läßt aber Rohrzucker und Maltose völlig intakt.

Die durch verschiedene Hefen eingeleiteten Gährungen unterscheiden sich sowohl in dem allgemeinen Verlauf des Vorganges, sowie in den äußeren Formen, unter denen sie sich abspielen, vor allen Dingen zeigen sie sich äußerst abweichend in ihrer Gährwirkung auf die verschiedenen Zuckerarten: Rohrzucker, Dextrose, Lävulose, Maltose, Isomaltose, Milchzucker u. s. w. Hansen prüfte u. A. 19 echte Saccharomycesarten auf ihr Verhalten gegen diese Zuckerarten und fand, daß zwar die meisten

Digitized by Google

dieser Heferassen in gleicher Weise Rohrzucker, Malzzucker und Dextrose zur Vergährung brachten; Saccharomyces Marxianus (von Marx auf Weintrauben entdeckt) und S. apiculatus u. A. aber vermochten den Malzzucker nicht zu vergähren, während Saccharomyces membranaefaciens keine einzige Zuckerart in Gährung zu setzen vermochte, wie ihr überhaupt jede zuckerspaltende Fähigkeit mangelt, weil sie diese Eigenschaft nicht wohl erwerben konnte, da sie von Hansen auf Ulmenwurzeln aufgefunden worden war. Die verschiedenen Heferassen sind sonach auch in ihrer Gährungsenergie wie Gährwirkung insofern verschieden, als sie verschiedene chemische Arbeit zu leisten vermögen. Die ober- und untergährigen Heferassen unterscheiden sich z. B. neben anderen sie trennenden Eigenschaften in ihrem verschiedenen Verhalten gegen Raffinose; die ersteren spalten diese Zuckerart in Lävulose, welche sie vergähren, und Melibiose, welche unangetastet zurückbleibt, während die untergährigen Hefen hingegen die Raffinose vollständig vergähren.

Diese Betrachtungen führen uns zu der naheliegenden Vermuthung, daß zwischen der Chemie der verschiedenen Zuckerarten und den einzelnen Gährungserscheinungen ein nicht zu trennender Zusammenhang besteht. Um ein Bild zu gebrauchen, können wir sagen, daß Enzym bezw. Hefe und der Zucker des Gährmaterials wie Schloß und Schlüssel zu einander passen müssen, um eine chemische Wirkung aufeinander ausüben zu können, mit anderen Worten: Die geringen Unterschiede in der räumlichen Vertheilung der Atome der verschiedenen Zuckerarten genügen, um sie ein verschiedenes Verhalten gegenüber den Enzymen zeigen zu lassen, und nur bei ähnlichem geometrischem Bau kann diejenige Annäherung der Moleküle von Enzym und Zucker stattfinden, welche zur Auslösung des chemischen Vorganges erforderlich ist. Es sei hier erwähnt, daß man aus den Unterschieden im Verhalten der Heferassen gegen verschiedene

Digitized by Google

Zuckerarten das Prinzip der physiologischen Analyse zur analytischen Trennung der einzelnen Zucker zu begründen sucht.

Wie die Heferassen in ihrem Verhalten gegen die Zuckerarten und mit Bezug auf die Vergährungsgrenze Unterschiede aufweisen, so differiren sie auch in Beziehung auf alle anderen Verhältnisse, die bei der Gährung in Betracht kommen, namentlich hinsichtlich der Bildung von Alkohol und Kohlensäure, den Hauptprodukten der alkoholischen Gährung; die mit absoluten Reinkulturen erhaltenen Biere und Weine sind verhältnißmäßig arm an Glycerin — Biere haben sehr wenig, Wein viel, Maltonwein wenig — gegenüber den mit Mischhefen vergohrenen Getränken desselben Ausgangsmaterials; verschieden ist auch die Menge der freien Säuren, die — obwohl nur in geringen Mengen entstehend — den Geschmack der vergohrenen Getränke sehr wesentlich beeinflussen; verschieden ist auch die Menge der erzeugten Bernsteinsäure, deren Auftreten als regelmäßiges Produkt der Alkoholgährung Pasteur näher erforschte; verschieden ist endlich der Gehalt an leicht flüchtigen Säuren. Allenthalben, wohin wir blicken, gewahren wir so Unterschiede in der chemischen Arbeit der verschiedenen Heferassen. In gleichem Maße sind auch die sonstigen Gährungsphänomene, die mit dem rein chemischen Vorgange nicht in direktem Zusammenhange stehen, von der angewendeten Heferasse abhängig. Das gilt in gleicher Weise von der Gährdauer, wie von der Schaumbildung, von der Schnelligkeit der Klärung am Schlusse der Hauptgährung, wie von dem mikroskopischen Aussehen, der Struktur und schließlich auch der Menge der neugebildeten Hefe. Diese Unterschiede im physiologischen Verhalten behalten die verschiedenen Heferassen bei, auch wenn die Zusammensetzung des gährenden Substrates innerhalb gewisser Grenzen schwankt, es sind also konstante Rassenmerkmale, und Umprägungen der einmal festgestellten Rasseneigenthümlichkeiten mit dem Wechsel

Digitized by Google

der Zusammensetzung des Nährsubstrates gehören zu den Ausnahmen, solange sich dieser Wechsel innerhalb der in der Praxis vorkommenden Grenzen hält.

So schuf Hansen zuerst die wissenschaftliche Grundlage für die Praxis der gesamten Gährungsgewerbe, indem er von ganz neuen Gesichtspunkten für die Artcharaktere der Gährungserreger ausging und nachweisen konnte, daß sich unter den von Rees aufgestellten Arten eine ganze Schar in ihrer Wirksamkeit höchst verschiedener Heferassen verbarg. Diese Forschungen Hansens, deren Ergebnisse mit seltener Schnelligkeit Eingang in die Praxis der Gährungsgewerbe gefunden haben, bezeichnen in der That eine neue Aera in der Geschichte der Gährungswissenschaft wie Gährungsindustrie; denn die ausgezeichneten und von seltenen Erfolgen begleiteten vielen Untersuchungen dieses glücklichen Forschers sind grundlegend geworden für einen neuen Umschwung und Aufschwung aller Zweige der Gährungsgewerbe. Als praktischer Forscher sah Hansen davon ab, das große Chaos der Heferassen in ein botanisches System einzuzwängen, sondern er begnügte sich mit einer Gruppirung der Rassen mit Rücksicht auf ihre praktische Verwendbarkeit, und zwar unterschied er zunächst nur zwischen Kulturhefe und wilder Hefe; unter ersterer versteht er eine in der Technik in bewußter Weise nach stets gleichen Grundsätzen weitergezüchtete Hefe, ganz abgesehen davon, ob sie rasserein ist oder nicht. Die Stellhefe unserer Untergährungsbrauereien, die seit langen Zeiten unter gleichen Bedingungen am Schluß der Hauptgährung nach dem Abzapfen des Bieres zu neuer Würze von gleicher Zusammensetzung gebracht wird, um diese in Gährung zu versetzen, ist eine Kulturhefe. Zu den wilden Hefen gehören die in der Luft oder die auf der Schale der Weintraube vorkommenden Saccharomyceten, wie überhaupt die Kulturhefen und wilden Hefen zu einander in derselben Beziehung stehen, wie die Hausthiere zu den

Digitized by Google

wildlebenden oder verwilderten Thieren der gleichen Art, also z. B. wie die Gestütspferde und unser Hausrind zu den freilebenden Pferden und Rindern der südamerikanischen Steppen (Pampas), oder wie die landwirthschaftlichen Kulturpflanzen und Obstbäume zu ihren wildwachsenden Schwestern oder Urpflanzen. Diese Entdeckungen in Verbindung mit der Ausarbeitung einer exakten Hefereinzuchtmethode führten Hansen zur Lehre von der Auswahl unter den Hefearten, zur Scheidung der Krankheitshefen des Bieres von den Kulturhefenarten und endlich zur ausgedehnten Anwendung besonderer zweckdienlicher Arten. Hiermit war zum ersten Male ein brauchbares System begründet, welches in der Wissenschaft wie in der Praxis der Gährungsgewerbe eine neue Epoche einleitete.

Am schnellsten und ohne alle einschneidenden Umwälzungen hat sich die Einführung der Reinzuchthefe in das **Braugewerbe** vollzogen, von dem die Entdeckung des Verfahrens allerdings auch ausgegangen war. Bereits im Anfange seiner Untersuchungen machte Hansen — im Gegensatz zu Pasteur — die Entdeckung, daß die beiden gefürchtetsten Krankheiten des Bieres, die Hefetrübung und die Geschmacksverderbniß, nicht ausschließlich durch Bakterien veranlaßt werden, die der Hefe vielfach als Unkraut beigemischt sind, sondern unter Umständen selbst durch echte Saccharomyceten hervorgerufen werden können, wenn diese schon zu Beginn der Hauptgährung mit der Anstellhefe in die Bierwürze gelangen, und die deshalb als Krankheitshefen bezeichnet werden. Für die Brauereitechnik war so in ganz ausgesprochener Weise die Nothwendigkeit geboten, reingezüchtete Hefen zu verwenden, wenn sie sich vor dem Auftreten von Bierkrankheiten mit Sicherheit schützen wollte; es genügte nicht — wie Pasteur gemeint hatte —, die Bakterien fernzuhalten, denn bakterienfreie Hefe kann immer noch Krankheitshefen enthalten, und es müssen also auch diese aus der Stellhefe

Digitized by Google

entfernt werden. Nur dadurch erzielt man eine wirkliche Konstanz im Braubetriebe und die Gewähr für ein gleichmäßiges treffliches Gebräu, wenn aus der Hefenrasse die geeignete und für den einzelnen Betrieb für zweckmäßig befundene Hefenrasse durch planmäßige künstliche Auswahl herausgesucht und durch künstliche Zuchtwahl für sich allein weitergezüchtet wird, frei von Unkraut (Bakterien), wilden und Krankheitshefen. Ist es sonach einzig und allein richtig, eine einheitliche, reingezüchtete Heferasse als Stellhefe zu verwenden, so ist es doch selbstverständlich, daß nicht jede beliebige Heferasse sich für den Betrieb einer jeden Brauerei eignet, weil die chemische Arbeit der verschiedenen Hefen eben auch zu verschieden ist, und weil ferner die Lebensbedingungen, z. B. die Würze und auch die Gährführung, in den verschiedenen Brauereibetrieben ebenso verschieden sind. Dadurch kann eine Hefe, die anderwärts zur Zufriedenheit gearbeitet hat, unter Umständen ganz neue und unerwünschte Eigenschaften annehmen, da die Rasseeigenschaften eben ein Korrelat der Lebensbedingungen sind. Der richtigste Weg, um allen unangenehmen Erfahrungen aus dem Wege zu gehen, ist immer der, aus der bisher benutzten Mischhefe die vorwaltende Rasse durch Reinkultur zu isoliren und diese zu verwenden. Ueberall da, wo man die Reinzuchthefe in gehöriger Weise in den Brauereibetrieb eingeführt hat, hat man auch sehr befriedigende Resultate erzielt. Wenn man die passende Heferasse auswählt, wenn man den Betrieb möglichst infektionssicher führt, und wenn man nach etwa geschehener Infektion der Reinhefe wieder neue reingezüchtete Hefe einführt, dann wird man nicht nur jederzeit ein gesundes Bier erhalten, sondern auch immer ein solches von stets gleichmäßiger Beschaffenheit herstellen. Aus diesen Gründen erfährt schon heute die Reinzuchthefe eine sehr weitgehende Benutzung in

Digitized by Google

Ober- und Untergährungsbrauereien, und sicher gehört ihr auch die Zukunft — vielleicht mit der Einschränkung, daß man von der künstlichen absoluten Reinzuchthefe zur natürlichen Hefereinzucht übergeht. Man macht nämlich die Beobachtung, daß die durch Reinzuchthefe vergohrenen Biere zwar einen sehr reinen, jedoch immerhin einseitigen Geschmack haben, sie sind gewissermaßen farb- und charakterlos; es fehlt solchen Bieren der einheitliche, abgerundete, vollmundige Geschmack, und das Fehlen dieser Harmonie im Geschmack wirkt störend und unbefriedigend. Hierauf hat schon Pasteurs Mitarbeiter Velten in Marseille hingedeutet, indem er es als einen Vorzug der (von schädlichen Hefen und Unkraut) „gereinigten" Hefe Pasteurs erklärt, daß sie nicht aus einer Hafe, sondern aus mehreren Heferassen verschiedener Natur besteht, durch deren gemeinsame Gährungsarbeit das Bier erst den gewünschten harmonischen Geschmack mit dem entsprechenden Bouquet erhalten kann. Die Praxis bestätigt die Richtigkeit dieser Anschauung.

Hatte Hansen praktisch gelehrt, bestimmte Heferassen, die eine jahrtausendalte Kultur als Mischhefe unbewußt im Brauereibetrieb anwandte, auswählen und reinzüchten, um mit steter Sicherheit wohlschmeckende, leicht klärende Biere zu erhalten, so schien es auf den ersten Blick sehr einfach, dieses Verfahren auch in der Technik der **Weinbereitung** anzuwenden. Bisher bedurfte es bekanntlich zur Weinbereitung aus Traubenmost überhaupt keines Hefezusatzes, und insofern unterscheidet sich die Weingährung von der Biergährung, welche zu ihrer Einleitung und Durchführung des Zusatzes der Stellhefe bedarf. Der Vollständigkeit halber wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß allerdings auch in der Bierbereitung noch eine Art Selbstgährung beliebt ist, wie z. B. bei den milchsauren belgischen Bieren Foró und Lambik, in Deutschland ist jedoch die Darstellung solcher Biere im Aussterben begriffen. Ursprünglich ist jedenfalls die

Digitized by Google

Selbstgährung in der Bierbereitung die Regel gewesen, und erst verhältnißmäßig spät hat sich das heutige Gährverfahren ausgebildet unter Heranzüchtung und Verwendung einer besonderen Kulturhefe als Stellhefe. Die leichte Verderblichkeit des Bieres hat den Menschen gezwungen, alle Vortheile in der Brauerei walten zu lassen, beim sauren Wein war das nicht nöthig, und deshalb ist die Gährtechnik in der Bierbereitung weiter vervollkommnet und ausgebildet als das Gährverfahren in der Weinbereitung. Dem Traubenmoste theilen sich selbstverständlich die auf den Schalen der Trauben sitzenden Mikroorganismen der verschiedensten Art mit, unter denen sich so viele Hefezellen befinden, daß die Gährung ganz ohne irgendwelches Zuthun eintritt. Ist also einerseits das Bier heute das Produkt von Kulturhefe, so ist andererseits der Wein ein Erzeugniß der chemischen Arbeit wilder Hefen; die Bierwürze können wir auch sterilisiren und keimfrei erhalten, um dadurch die reine Wirkung einer eingesäten Reinzuchthefe zu sichern. Hierauf muß beim Traubenmost verzichtet werden, weil ein Sterilisiren desselben durch Aufkochen den Geruch und Geschmack des Weines in ungünstiger Weise beeinflussen würde. Es könnte sich also nur um die Frage handeln, ob eine Einsaat reingezüchteter, als zweckmäßig erkannter Hefe neben der Eigenhefe des Mostes noch beachtenswerthe günstige Wirkungen äußern kann, welche dem fertigvergohrenen Weine zum Vortheile gereichen.

Man sollte meinen, daß man einem so nothwendigen und wichtigen Etwas bei dem Werden des Weines, wie es die Hefe ist, von jeher die allergrößte Aufmerksamkeit zugewandt hätte. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Während man auf der einen Seite allen Fleiß und alle Kunst aufbietet, während man keine Mühe und keine Kosten scheut, um einen guten Most zu gewinnen, so thut man doch von da ab nichts mehr, sondern überläßt nun den Most seinem Schicksale und wartet geduldig

Digitized by Google

und ergeben ab, was die Hefen zufällig aus ihm machen. Um die Hefen bekümmert man sich überhaupt nicht und handelt damit etwa so, wie ein Baumeister sträflich leichtsinnig handeln würde, der die Aufgabe hat, aus vorzüglichem Material und bestbehauenen Steinen ein Haus zu bauen, wenn er die Ausführung des Baues beliebigen unbekannten und unkontrollirten Arbeitern überlassen würde.

Neben den Saccharomyceten gelangen naturgemäß auch andere Mikroorganismen (Schimmelpilze, Bakterien) von den Traubenschalen in den Most und bringen wenigstens theilweise eine gewisse Ferment- oder Gährwirkung hervor. Die spontane Alkoholgährung des Mostes wird deshalb stets von Nebengährungen begleitet sein, welche den Charakter des entstehenden Weines mehr oder weniger ungünstig beeinflussen, ja unter Umständen sogar krankmachend auf den Wein einzuwirken vermögen. Nachdem Pasteur im Jahre 1862 den Pilz entdeckt hatte, welcher die Weingährung bedingt, kam er durch seine speziellen Studien über die Weingährung damals schon zu dem Resultat, daß alle die Fehler, welche der Wein bekommt, wie Trübung, Sauerwerden, Bitterung, Schalwerden u.s.w., ausschließlich mikrobiellen Ursprungs seien, und daß jeder einzelnen Weinkrankheit auch ein ganz bestimmtes, von den anderen deutlich unterscheidbares Mikrobium entspreche. Diese Untersuchungen, für welche die französische Regierung ein lebhaftes Interesse bezeigte, hatten auch einen praktischen Vortheil zur Folge: durch seine Entdeckung war Pasteur, der bei allen wissenschaftlichen Forschungen immer den praktischen Zweck im Auge zu behalten pflegte, auf die Idee gekommen, ein Verfahren anzuwenden, welches die Weinkrankheiten ganz verhüten würde. Dieses Verfahren, nämlich das Erhitzen des Weines auf etwa 70 Grad, das sogenannte Pasteurisiren des Traubenmostes, wodurch die gesamten Mikroorganismen vollständig zerstört werden, hat sich angeblich

Digitized by Google

vortrefflich bewährt und soll in Frankreich unschätzbare Dienste geleistet haben. Selbstredend muß dem sterilisirten Traubenmost zur Einleitung der Gährung wieder eine Weinhefe zugesetzt werden, aber man hat die Beobachtung gemacht, daß eigenthümlicherweise ein solcher Most nicht nur langsamer, sondern meist auch unvollständiger vergährt. Die deutschen Winzer haben sich mit dem Pasteurisiren des Traubenmostes nicht befreunden können, und zwar aus Rücksichten auf die eigenartigen Geschmacks- und Duftstoffe (Bouquet), durch welche unsere Rhein-, Main-, Mosel- und Saarweine so ausgezeichnet sind, und deretwegen dieselben geradezu einzig in der Welt dastehen.

Es lag nun aber der Gedanke nahe, die alkoholische Gährung des Traubenmostes dadurch möglichst rein durchzuführen, daß man den störenden Nebengährungen auf andere Weise vorbeugt, nämlich durch Einleitung des praktisch so häufig mit bestem Erfolge verwerthbaren Kampfes ums Dasein zwischen den verschiedenen Gliedern der Flora des Mostes, indem man sofort nach der Kelterung der Trauben eine Einsaat von einer vorzüglichen und zugleich als besonders gährkräftig erkannten oder einer nach dem Hansenschen Prinzip reingezüchteten Weinhefe vornimmt, die am besten schon vorher in geeignetem und eventuell sterilisirtem Most zur Angährung und lebhaften Entwickelung gebracht ist. Auf diese Weise wird rasch eine alkoholische Gährung des Traubenmostes eingeleitet, bevor die Eigenhefe desselben und mit derselben das Hefeunkraut und etwaige Krankheitshefen zur Entwickelung und Vermehrung gelangen. Durch den Vorsprung der eingesäten Hefe ist diese natürlich auch in der Mehrzahl vorhanden und unterdrückt so die konkurrirenden Mikroorganismen der Eigenhefe, vermag infolgedessen die Gährung in der Hauptsache allein durchzuführen und dadurch dem Weine seinen spezifischen Charakter aufzuprägen. Die Unterdrückung der an Zahl und Lebensenergie noch schwachen Indi-

Digitized by Google

viduen der Einsaathefe ist überhaupt der einzige durchführbare Weg, die Reinzuchthefen in die Weinbereitung einzuführen. Ob der Erfolg allerdings der gewünschte wird, läßt sich zwar nicht mit absoluter Gewißheit voraussagen, aber mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn die Auswahl der Reinhefe eine glückliche war, die Einsaat derselben auch rechtzeitig erfolgt, und überhaupt alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Die speziellen Eigenschaften und der physiologische Zustand der Einsaathefe, die Natur der ursprünglich vorhandenen Eigenhefe und deren Mikroorganismen, sowie endlich auch die Beschaffenheit des Mostes und die ganze Gährführung setzen zwar immerhin eine gewisse Unsicherheit in dem endgültigen Resultat, so daß die Anwendung der Reinhefe auch abweichende und unerwünschte bezw. unbefriedigende Ergebnisse zeitigen kann; im allgemeinen aber ist die Einführung der Reinhefe in die Weinbereitung ein großer Erfolg, und es gehört ihr sicher die Zukunft, wenn auch nicht alle die übertriebenen und überschwänglichen Hoffnungen erfüllt werden, welche man ursprünglich auf die Anwendung des Hefereinzuchtverfahrens für die Kellerwirthschaft gesetzt hat.

Es steht nämlich fest, daß die Bildung spezifischer Geschmacks- und Duftstoffe (Blume) des Weines keinesfalls ausschließlich von der Hefe abhängig ist, sondern ein Theil der aromatischen Stoffe des Weines ist schon in der Rebe primär vorgebildet und geht von dieser in die Traube und von dieser auch in das fertige Getränk über. Müller-Thurgau ließ z. B. Zuckerwasser, in welches Rebenblätter verschiedener Sorten (Riesling und Muskateller) getaucht waren, mit einer und derselben Hefe vergähren und erzielte so zwei Gährprodukte von ganz verschiedenem Duft; das mit Rieslingblättern vergohrene Erzeugniß hatte das ausgesprochene Rieslingbouquet unserer edlen Rhein- und Moselweine, während von den Muskatellerblättern ein unverkennbares

Digitized by Google

Muskateller-Bouquet erzielt wurde; das mit Blättern amerikanischer Reben erhaltene Gährprodukt besaß Fuchsgeschmack. Man weiß, daß die aromatisch riechenden Früchte, wie z. B. Aepfel, Birnen, Himbeeren u. s. w., ihr charakteristisches Aroma einer geringen Menge eines Stoffes verdanken, die man als „Fruchtäther" (z. B. Himbeeräther, Apfeläther u. s. w.) bezeichnet. Dadurch ist nun zwar dem Chemiker die künstliche Nachahmung dieser Fruchtäther ermöglicht — und solche auf chemischem Wege nachgeahmte Fruchtäther werden häufig manchen Fruchtlimonaden und ähnlichen Genußmitteln des Handels zugesetzt —, aber man wußte bisher noch nicht, wie die Pflanze selbst sich ihr aromatisches Prinzip während ihrer Vegetation bildet. Diese Frage hat ein Schüler Pasteurs, der französische Chemiker Georges Jacquemin, durch umfangreiche Versuche ihrer Lösung wesentlich nähergebracht. Derselbe ging von der Annahme aus, daß die aromatischen Prinzipien der Fruchtpflanzen nicht in den Früchten, sondern bereits in den Blättern gebildet würden; da aber die Blätter selbst das Aroma der Früchte nicht besitzen, so folgerte er, daß die Blätter den charakteristischen aromatischen Stoff, eine glukosidartige Verbindung, enthielten. Hierunter versteht man in der Chemie komplizirtere organische Verbindungen, die sich durch geeignete Fermente in mehrere einfache Verbindungen spalten lassen, von denen eine stets Zucker ist. Wenn nun während des Lebensprozesses der Pflanze diese glukosidartige Verbindung in der Frucht mit einem Ferment zusammentrifft, so erfolgt dann die Zerlegung des Glukosids in Zucker und das aromatische Prinzip dieser Pflanze. Diese Annahme wurde von Jacquemin durch experimentelle Untersuchungen bestätigt; er ließ eine Zuckerlösung, die sich in alkoholischer Gährung befand, auf Aepfel- und Birnenblätter einwirken, wodurch die Flüssigkeit dann thatsächlich ein Aepfel- bezw. Birnenbouquet erhielt, und aus dem Produkte der Gährung

Digitized by Google

wurde durch Abdestilliren ein Branntwein erhalten, der den echten feinen Geruch und Geschmack von Aepfeln bezw. Birnen zeigte. Aehnliche Resultate ergaben die Experimente mit Weinlaub und Blättern der Himbeerstaude. Auch hierbei wurden durch Destillation aus gährenden Lösungen, die auf die betreffenden Blätter eingewirkt hatten, die aromatischen Prinzipien der betreffenden Früchte erhalten. Dadurch ist also der Beweis geliefert, daß die aromatischen Prinzipien der Fruchtpflanzen nicht von vornherein fertig gebildet in den Früchten vorhanden sind, sondern daß sie in den Blättern als Glukoside vorhanden sind und erst aus diesen Verbindungen durch Einwirkung von Fermenten in der Frucht selbst gebildet werden.

Diese in den Früchten vorgebildeten aromatischen Stoffe, vielleicht von der Natur ätherischer Oele (Muskateller u. dergl.), werden nach dem Vorschlage von Wortmann als primäre Bouquetstoffe bezeichnet, und sie sind es, welche die Gattung und den Charakter des betreffenden Weines bestimmen. Wenn z. B. in einem Weinberge verschiedene Traubensorten, etwa Riesling und Sylvaner gemischt gezogen, im Herbst die Trauben aber gesondert gelesen und gleichfalls gesondert gekeltert werden, so wird der Wein jeder Sorte den für ihn bekannten spezifischen Geschmack erhalten, obgleich die Moste durch Hefe derselben Herkunft vergohren wurden; der Most der Rieslingtrauben giebt Rieslingwein, der von Sylvanertrauben oder Trauben von Gewürztraminer giebt Sylvanerwein oder Gewürztraminer.

Die primären Bouquetstoffe irgend einer Frucht- oder Rebensorte sind naturgemäß auch nicht immer dieselben; aus Erfahrung ist bekannt, daß eine und dieselbe Rebenart Wein giebt, der je nach der Lage des Weinackers verschieden ist; die Beschaffenheit des Bodens ist dabei von großem Einfluß, ebenso die Besonnung des Weinberges und die Jahrestemperatur überhaupt.

Digitized by Google

Weiter aber steht unumstößlich fest, daß auch der Weinhefe ein Hauptantheil an der Bildung der Bouquetstoffe des Weines zukommt; die Hefe übt sogar auf die chemische Zusammensetzung des Gährprodukts, insbesondere auf seinen Geschmack und das Bouquet einen sehr wesentlichen Einfluß aus. Man weiß, daß das Bouquet des Weines sowohl ein Produkt der Rebe, als auch der Hefe bezw. der Gährung ist, und hat die durch die Hefethätigkeit gebildeten Bouquetstoffe die sekundären genannt, da dieselben erst in zweiter Linie produzirt werden.

Wenn nun auch jede Bouquetverbesserung des Weines Halt machen muß, sobald es sich um die primären Bouquetstoffe handelt, so ist es aber sehr wohl möglich, solche Moste, welche arm oder besonders arm an primären Bouquetstoffen sind, durch Förderung der sekundären Bouquetstoffbildung wesentlich zu verbessern durch die Auswahl einer Heferasse, welche sich besonders durch Produktion reicher sekundärer Bouquetstoffe auszeichnet. Es giebt nämlich, um einen Vergleich anzuwenden, unter den Weinhefen ebenso gut Rassen und Abarten, wie unter den Weinreben, Kartoffeln, dem Obst und anderen Kulturgewächsen, und wie z. B. die Teltower Rübe ihre ganze Eigenart nur in der Gegend von Teltow, der Gravensteiner Apfel sich nur an der Seeküste echt entwickelt und im Süden ausartet, so ist die Weinhefe zu Rüdesheim von den Hefen verschieden, die zu Johannisberg daheim sind oder in der Pfalz oder bei Bordeaux oder wo sonst Reben gepflanzt werden. Denn die Trauben sind die Wirthe der Hefen, und der Parasit — die Hefe — hat sich ihrem Wirthe im Laufe der Zeit vollständig angepaßt. Daß dies in der That der Fall ist, geht daraus hervor, daß unsere rheinischen Weinhefen nicht im stande sind, den zuckerreichen Most südlicher Trauben in derselben Weise zu vergähren, wie z. B. die Hefen der spanischen Weinberge. Die in Kalifornien angepflanzten

Digitized by Google

rheinischen Reben geben keinen Rheinwein, sondern ein an feurige Südweine erinnerndes Getränk, weil die im sonnigen Klima zuckerreicher gewordene Traube sich einen Hefepilz herangezogen hat, der die „Blume" nicht erzeugt, die wir an den deutschen Weinen so über alles schätzen. Die Traubensorten der nördlichen Länder und speziell Deutschlands haben nämlich — wie so viele Obstarten an der nördlichen Grenze ihrer Verbreitung — bei geringerer Süße gewöhnlich einen ausgesprochenen Fruchtgeschmack und ein ebensolches Aroma. Solche Trauben, zu Wein vergohren, zeigen eine besondere Eigenart in Geschmack und Bouquet, die auch durch die Verschiedenartigkeit der Weinheferassen, die sonst viele Besonderheiten in ihrem Produkte, dem Weine, bieten, nicht besonders beeinflußt werden.

Wie verschieden übrigens die Gährwirkung der Weinhefen aus den verschiedenen Weinbaugebieten Deutschlands ist, zeigt ein interessanter Versuch Wortmanns. Derselbe hatte sich zur Aufgabe gemacht, festzustellen, ob es wirklich verschiedene, sich ganz konstant verhaltende Rassen des Weingährungserzeugers (Saccharomyces ellipsoideus) gebe, und ließ zu dem Zwecke aus den bekanntesten deutschen Weinbaugebieten im ganzen 27 Weinhefesorten, die dort die edelsten Weine vergähren, nebeneinander unter genau festgesetzten, aber für alle gleichen Bedingungen einen bestimmten Traubenmost vergähren, wobei das Augenmerk hauptsächlich auf Dauer der Gährung, Kohlensäure- und Alkoholbildung und Glyceringehalt gerichtet wurde. Und es zeigte sich, daß sich die Hefesorten in Bezug auf diese Punkte so außerordentlich verschieden verhalten, daß fraglos die Annahme von der großen Zahl der sich konstant verhaltenden Rassen des Gährungserregers wohlbegründet ist.

Bestimmt die Hefe nun auch nicht ausschließlich und allein den Charakter eines vergohrenen Getränkes, so beeinflußt sie denselben doch ganz hervorragend hinsichtlich Bildung der

Digitized by Google

Geschmacks- und Duftstoffe (Bouquets), und nachdem man im Brauereibetriebe mit Einführung der Reinzuchthefe so günstige Erfolge erzielt hatte, war nur ein Schritt zu dem weiteren Versuch, auch die Traubenmoste minderwerthiger Weinlagen und geringerer Traubensorten mit den reingezüchteten Edelweinhefen ausgewählter und erprobter Weinlagen und edler Traubensorten zu vergähren, und der Versuch war von außerordentlichem Erfolg begleitet. Wenn es auch nicht möglich ist, aus einer Schattenseite Kabinettswein oder aus Grüneberger oder Bomster echten Rüdesheimer zu erzielen, so wird innerhalb der von der Natur gesteckten Grenzen doch erreicht, daß das sonst durchaus Unerfreuliche erfreulich und das Gute besser wird. Das Allerbeste bleibt unberührt, wie es seit Jahrhunderten zu seinem hohen Ruhme heranwuchs und sich im Keller ausbaute. Der Gewinn der Reingähr besteht darin, daß der billige Wein, ohne Aufschlag im Preise, an Güte gewinnt, wodurch dem künstlichen und geheimnißvollen Zurechtmachen ungenießbarer Weine hoffentlich allmählich ein naturgemäßes Ende bereitet wird. Was der Gesetzgebung zu erreichen schwer fällt, das dürfte schließlich auf friedlichem Wege der Wissenschaft gelingen, und zwar unter Anwendung eines Verfahrens, das lediglich der Natur abgelauscht ist und gewissermaßen eine von der Hand des Menschen in zweck- und zielbewußter Absicht geleitete direkte Verbesserung des natürlichen Gährungsvorganges ist. In gewisser Beziehung ist sonach die Einführung der Hefereinzucht mit der künstlichen Zuchtwahl in der Thierzucht und dem Pflanzenbau in Parallele zu stellen.

Unter normalen Verhältnissen wird allerdings eine Rieslingtraube auch immer einen charakteristischen Rieslingwein liefern, mit welcher Hefe auch immer er vergährt, weil hier die primären Bouquetstoffe derart vorherrschen, daß sie stets gegenüber den bei der Gährung entstehenden sekundären weit überwiegen, und

Digitized by Google

dieselben nur relativ geringe Bedeutung erlangen können. Die Weine von ausgesprochenem Charakter, wie unsere besseren und besten „Marken“, sind eben in der Regel reich an primären Bouquetstoffen, bei ihrer Erzeugung liegt auch gemeinhin kein Bedürfniß vor, die Gährung abzuändern. Wohl aber kann man bei einem Most, der überhaupt bouquetarm ist und auch bei der Gährung mit seiner aus irgendwelchen Ursachen schwachen oder ungeeigneten Eigenhefe nur ein schwaches Aroma entwickelt, die Vergährung durch eine andere, zuverlässige Hefe bewirken, die bouquetsicher ist, also in verhältnißmäßig reicher Menge Bouquetstoffe produzirt.

Ein sicherer Erfolg steht auch bei Anwendung der Reinzuchthefe zu erwarten, wenn es sich darum handelt, einen kranken Wein durch Umgährung gesund zu machen, die in vielen Fällen nicht nur ein gutes, sondern auch zumeist das einzige Heilmittel bestimmter Weinkrankheiten ist. Selbstverständlich sind für diesen Zweck nur solche Heferassen geeignet, welche in einem bereits vergohrenen, mit Zucker versetzten Weine noch genügende Vermehrungsfähigkeit besitzen, also namentlich gegen Alkohol nicht sehr empfindlich sind. Eine derartige rationelle Umgährung leitet man auch gern ein zur Verbesserung von zu sauren Naturweinen, weiter aber unterwirft man auch die leichteren und dünneren Weine sehr vortheilhaft einer Nachgährung durch Zusatz einer konzentrirten Zuckerlösung mit einer geeigneten Reinhefe, wodurch sich der Wein mit Kohlensäure sättigt und der Geschmacksrichtung der neueren Zeit mehr entspricht, die solchen sogenannten „spritzigen“, an Kohlensäure reichen Weinen mehr zuneigt als den schwereren, alkoholreicheren Weinen, bei welchen dem Kohlensäuregehalt keine so große Bedeutung zukommt.

Es ist nicht ohne ein gewisses Interesse, hier hervorheben zu können, daß die allgemeinere Einführung der Reinhefe in die

Digitized by Google

Weinbereitung zweifellos den ersten praktischen Fortschritt in der Weinproduktion überhaupt bedeutet. In der Kellerbehandlung haben sich zwar mit der Zeit einige Verfahren der sogenannten rationellen Weinbehandlung und Weinverbesserung herausgebildet, wie das Zuckern (Gallisiren) oder das Abstumpfen (Chaptalisiren) eines zu säurereichen Traubenmostes, das Gipsen des Weines, das Spriten zwecks besserer Konservirung oder das Scheelisiren, um den Wein (durch Glycerinzusatz) vollmundig zu machen, jedoch sind dies Manipulationen, welche mehr in das Gebiet der Weinhygiene und Weinchirurgie gehören, leider aber auch nur allzu oft in das Gebiet jener Weinverbesserungen übergreifen, die entweder als ausgesprochene Weinfälschungen oder doch mindestens als Weinschmierereien und Weinpantschereien immer geübt, aber auch stets gebrandmarkt worden sind. Andere Weinverbesserungen allgemeiner Art kennt man nicht außer denen, welche etwa durch bessere Pflege und Behandlung des Weinstockes erzielt werden können. Wir haben leider auch keinerlei genaueren Anhaltspunkte über den Geschmack des Weines im Alterthum. Wenn indessen H o m e r den Wein seiner Zeit ein göttliches Getränk genannt, wenn A r c h e s t r a t u s den Saft der Trauben wegen des herrlichen Duftes gepriesen, und wenn H e r m i p p u s von dem saprischen Weine sagt, er fülle beim Oeffnen des Kruges das Haus mit dem Wohlgeruche des Nektars und der Ambrosia, der Veilchen, Hyazinthen und Rosen, so können wir bei aller Vorzüglichkeit unserer heutigen Weine doch keinen Fortschritt in der Weise feststellen, daß es uns jetzt gelänge, ein besseres Getränk zu erzeugen, als solches vor Tausenden von Jahren dargestellt wurde. Die Darstellung des Weines aus Traubensaft ist so außerordentlich einfach, daß unter günstigen Verhältnissen fast ohne jede Kenntniß aus dem Safte guter Trauben auch ein guter Wein erhalten werden kann. So erklärt es sich denn auch, daß man schon im grauesten Alterthum vor-

Digitized by Google

züglichen Wein erhielt, und daß man auch heute noch bei Weinproduzenten, die im Bau der Reben und bei der Behandlung des Weines in allerursprünglichster Weise verfahren, doch guten Wein finden kann. Es dürfte deshalb aber auch bei keinem Industriezweige schwerer sein, im großen und ganzen einen Fortschritt in der Quantität und Qualität des Produktes nachzuweisen, als gerade beim Wein. Nur die Einführung der Hefereinzucht in die Weingährung dürfte einen solchen Markstein in der Geschichte des Weinbaues bezeichnen, insofern dadurch kostenlos und dauernd allgemein eine Weinverbesserung geschaffen und ein besseres Produkt erzielt werden kann auf dem Wege einer natürlichen Hefereinzucht.

Daß der Weinbergsboden der eigentliche Hefelieferant ist und die mannigfachen Rassen von Hefen beherbergt, die von hier aus erst — untermischt mit vielen anderen Pilzen — durch Wind, Insekten u. s. w. auf die Trauben gelangen, um nach deren Zerstampfung die Gährung zu veranlassen, ist unzweifelhaft nachgewiesen. Es ist sonach ganz natürlich, daß in jedem Weinberge bessere und schlechtere Heferassen nebeneinander auftreten, und irrig ist jedenfalls die Ansicht, daß jede Hefe aus einer berühmten Weinlage auch unbedingt vorzüglich sein müsse, was indessen die Möglichkeit durchgreifender lokaler Verschiedenheiten, die durch Bodenbeschaffenheit, Weinbergspflege, Klima und Traubensorte bedingt sein können, nicht ausschließt. In guten Weinjahren hat in der Regel auch die gute Weinhefe das Uebergewicht und läßt in der Gährung die bösen Störenfriede nicht aufkommen, in schlechten Jahren aber machen auch diese ihren verderblichen Einfluß geltend, daß weder Winzer noch Trinker an ihrem Produkte Freude haben. Müller-Thurgau hat nun auf die bereits praktisch erprobte Möglichkeit hingewiesen, durch Einführung von Hefe guter, bewährter Rassen direkt den natürlichen Hefebestand der Weinberge zu verbessern,

Digitized by Google

um damit für den Herbst eine bessere Hefe schon auf den Trauben zu sichern. Die Ansiedelung einer solchen guten und bewährten Weinhefe in einem Weinberge kann bequem durch die Aussaat der ausgegohrenen Hefen erfolgen, und es ist sicher, daß auf diese Weise die natürliche Weinbergshefe derart verbessert werden kann, daß die Anwendung der Reinzuchthefe wenigstens nicht mehr alljährlich erforderlich ist, vielleicht mit der Zeit aber auch ganz entbehrlich wird, indem die guten Weinhefen in unseren Weinbergsböden dauernd die Oberhand gewinnen über die wilden Hefen und das Hefeunkraut.

Eine auf diese Weise erzielte gewissermaßen natürliche Hefereinzucht würde auch vor einem großen Fehler bewahren und eine durch dessen Begehung für Weinproduzenten und wirklich „sachverständige“ Weintrinker drohende Gefahr glücklich abwenden: Als ein Nachtheil der durch die vorzüglichen Erfolge veranlaßten allgemeinen Anwendung von Reinhefen wird namentlich aus Gegenden mit Qualitätsweinbau die Veränderung des gewohnten Weincharakters betont, und in der That ist dies ein Einwand, der nicht unterschätzt werden darf, wie das auch bereits bei der Bierbrauerei erwähnt wurde. Durch eine schablonenmäßige Anwendung des neuen Gährverfahrens können nämlich manche Weine von ihren besonderen und deshalb vielfach sehr geschätzten Eigenthümlichkeiten verlieren. Gerade die Verschiedenartigkeit der Weincharaktere hat aber für den Weinkenner einen ganz besonderen Reiz und für den Weinhandel aus diesem Grunde ein nicht zu unterschätzendes Interesse. Die Verhältnisse liegen hier — um ein treffendes Bild zu gebrauchen — ähnlich wie mit der sogen. „Mode“: Die alles nivellirende Zeit ist hier wie ein großer Pinsel über alle die bunten Eigenarten unseres ganzen Volkslebens hinweggegangen und hat dessen bezaubernde Mannigfaltigkeit in den Trachten, Sitten und Gebräuchen, im Bauwesen, im Singen und Sagen 2c.

Digitized by Google

verwischt und in eine gleichgültige, reizlose Farbe zusammengetakelt, und zwar in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit, daß wir uns heute schleunigst bemühen müssen, die spärlichen Reste in Museen zu sammeln, um sie der staunenden Nachwelt aufzubewahren. Wenn nun auch die Unterschiede der Weine infolge allgemeiner Verwendung der Reinhefen nicht ganz verschwinden werden, so würde doch bei einseitiger Anwendung einiger weniger Heferassen die Verschiedenartigkeit der Gähre abgeschwächt und eine gewisse Eintönigkeit hervorgerufen. Es wird ja allerdings nicht möglich und jedenfalls auch kaum zweckmäßig sein, jeder persönlichen Liebhaberei für Eigenheiten im Weincharakter entgegenzukommen oder zu entsprechen; erfreuen sich doch sogar gewisse lokale Fehler der Gähre oft auch einer besonderen gewissen Vorliebe. Dagegen wäre es andrerseits ein Fehler, der sich auch in geschäftlicher Beziehung bitter rächen würde, wollte man allzusehr durch Anwendung der gleichen Heferasse auf eine Egalisirung der Weine großer Gebiete hinarbeiten. Während bei den kleineren und mittleren Weinen, den Massenprodukten, die Anwendung der gleichen, günstig wirkenden Reinheferassen auf größeren Gebieten für den Absatz gewisse Vortheile in Aussicht stellt, dürfte bei den sogenannten Qualitätsweinen eine größere Spezialisirung und genauere Berücksichtigung der bewährten und beliebten lokalen Eigenheiten, soweit diese als wirkliche und allgemeiner anerkannte Vorzüge erscheinen, mehr berechtigt sein. So würde es ein Fehler sein, wollte man z. B. sämtliche Rheinweine: Raueuthaler, Steinberger, Rüdesheimer, Johannisberger u. s. w., oder die die Elsässer: Rangen, Wanne, Brand, Sporen und Zahnacker 2c. mit ein und derselben Heferasse zur Vergährung bringen; ein noch größerer Fehler aber würde es endlich sein, wollte man Moselweinmost gar mit Rheingauer Hefen in Gährung versetzen. In dieser Beziehung sind der

Digitized by Google

Verwendung der Reinhefe Grenzen gesetzt; denn die Wirksamkeit derselben hängt auch davon ab, daß sie in der zu vergährenden Flüssigkeit gewohnte und für ihre Lebensvorgänge günstige Bedingungen vorfindet, und nur in einem gleichen oder ähnlichen Weine vermag die Reinhefe mit Sicherheit den erwünschten Einfluß zu bewirken. Dieser Umstand läßt uns hoffen, daß unsere Weinkarten zur Freude der Winzer und Weinfreunde in ihrem bisherigen Umfange unverändert bleiben.

Wir können es uns nicht versagen, hier einschaltend noch insbesondere unserer sogenannten Ausleseweine zu gedenken, einer Spezialität des deutschen Weinbaues, die in dieser Eigenart in keinem anderen Weinlande erzeugt wird, und deren unbeschreibliche Größe und Schönheit, Vornehmheit und Erhabenheit höchstens von den feinsten Weißweinen der Sauterne erreicht wird. Der Weltruf des deutschen Weinbaues gründet sich vornehmlich auf die von ihm erzeugten feinen und herrlichen Ausleseweine. Auch vom wissenschaftlichen Standpunkte nehmen diese Weine ein besonderes Interesse in Anspruch, und die eigenartige Entstehung wie die vielfach noch unaufgeklärten Erscheinungen bei der Entwickelung dieser Weine bieten der chemischen wie physiologischen Forschung noch manche Räthsel, deren Lösung leider durch die Kostbarkeit und Seltenheit des Materials sehr erschwert wird.

Wenn im Oktober das ursprüngliche Grün der edlen Rieslingtrauben in Gelbgrün oder Goldgelb übergeht, die Traubenstiele eintrocknen und jede Zufuhr aus dem Stocke abschneiden und die Beeren auf der Sonnenseite einen schwach röthlichen Anflug zeigen — eine Erscheinung, die der erfahrene Winzer als das Vorzeichen guter Qualität ansieht, was er damit andeutet, daß er sagt, der naschhafte Fuchs habe die Trauben geleckt — dann ist die Vollreife der Trauben eingetreten, und in diesem Zustande werden in den meisten Weinbaugegenden die

Digitized by Google

Trauben „geherbstet". Läßt man aber die Trauben über diesen Zeitpunkt hinaus noch länger am Stocke, so zeigen sich bei feuchtwarmer Witterung auf den Beeren sehr bald rostbraune oder rothbraune Flecken, welche in kurzer Zeit die ganze Beere bedecken: die Beeren sind edelfaul geworden. Diese Erscheinung der Edelfäule wird bewirkt durch einen Schimmelpilz, die Botrytis cinerea, deren Mycelium auch bald in das Innere der Beeren eindringt, wodurch die Beerenhaut völlig abstirbt, so daß alsdann einige trockene, warme Tage hinreichen, durch Wasserverdunstung aus dem Beerensaft bei den edelfaulen Beeren eine Schrumpfung herbeizuführen, die sogenannte Rosinenbildung, welche sich in südlichen Gegenden allerdings unter ganz anderen Verhältnissen an der gesunden Beere in der Gluth der August- und Septembersonne vollzieht. Durch Auslese der gesunden von den edelfaulen Trauben oder Beeren (theilweise auch noch unter Trennung dieser letzteren von den edelfaulen Rosinen) und gesonderter Kelterung derselben werden die sogenannten Ausleseweine gewonnen. Es ist ohne weiteres klar, daß auf diesem Wege Moste von höherem Zuckergehalt mit weniger Säure erzielt werden, da die Botrytis prozentisch die Säure und namentlich die Apfelsäure mehr verzehrt als den Zucker; selbstverständlich ist es ferner aber auch, daß die durch die Edelfäule bewirkte Erhöhung der Qualität immer nur unter entsprechender Verminderung der Menge neben großen Opfern an Arbeit und Zeitverlust erzielt werden kann. Man könnte versucht sein, den wirthschaftlichen Vortheil oder Nutzen der Edelfäule im Allgemeinen in Zweifel zu ziehen; es ist jedoch andrerseits auch nicht zu verkennen, daß grade nur durch die Berücksichtigung der Edelfäule in guten Jahren die Erzeugung der edelsten unserer Weine ermöglicht wird, die Erzeugung derjenigen Produkte, auf die sich der Ruf unseres deutschen Weinbaues vorwiegend stützt.

Digitized by Google

Die Auslesesweine sind natürlich je nach Lage, Jahrgang und so weiter sehr verschieden und unterscheidet sich auch hinsichtlich ihres Bouquets ganz charakteristisch von dem Bouquet solcher Weine, die aus gesunden Trauben ganz derselben Weinberge erzeugt wurden. Die primären Bouquetstoffe, das eigentliche Rieslingbouquet, das namentlich in den mittleren Moselweinen eine besondere Stärke besitzt, treten in den Auslesweinen um so mehr zurück, je höher diese in der Qualität stehen. Statt dessen tritt immer mehr, je mehr man nach oben geht, eine reife Süße, eine Art Honiggeruch hervor, die Müller-Thurgau als das Sherry-Bouquet unserer Edelweine bezeichnet hat. Erklärlich werden diese Veränderungen einigermaßen dadurch, daß die bouquetgebenden Stoffe in den Hülsen ihren Sitz haben, also da, wo der Einfluß der Edelfäule am durchgreifendsten ist. Mit dieser Thatsache steht im Zusammenhang, daß man an der Mosel, um den Weinen ihr Bestes, das spritzige Bouquet, zu erhalten, die Trauben niemals in dem Grade edelfaul werden läßt, wie dies im Rheingau als Vorbedingung einer hervorragenden Qualität angesehen wird. Jedenfalls sind die Botrytis und andere auf den edelfaulen Trauben vorhandenen Mikroorganismen bei der Bouquetbildung in der Gährung gleichfabs betheiligt, sei es direkt oder indirekt.

Leider steht die Chemie den eigentlichen Geistern des Weines noch völlig machtlos gegenüber; denn was gerade die Eigenart und den Werth der feineren Weine in erster Linie bedingt, was überhaupt die geschmacklichen Besonderheiten der einzelnen Weingattungen ausmacht, findet selbst in der ausführlichsten chemischen Analyse nicht annähernd einen Ausdruck. Unsere Kenntnisse von den Bouquetstoffen und von gewissen Bestandtheilen des Extrakts, also gerade von den werthbestimmenden Substanzen des Weines, sind noch so unvollkommen, daß wir kaum mit Sicherheit wissen,

Digitized by Google

welchen Körpergruppen sie zuzuzählen sind, geschweige denn, daß wir angeben könnten, mit welchen Individuen wir es zu thun haben; es bedarf auch keiner weiteren Ausführung, daß wir noch ganz im Unklaren darüber sind, wie die verschiedenen, auf chemischem Wege ermittelten Bestandtheile der Weine zu den physiologischen Empfindungen zusammenwirken, welche den Gesamteindruck der Geschmacksprobe hervorrufen, die bei Beurtheilung und Preisbemessung der Weine — trotz aller Subjektivität — noch immer der sicherste und — maßgebendste Führer genannt werden darf. Aber selbst wenn es möglich wäre, alle hier in Betracht kommenden Bestandtheile im einzelnen quantitativ zu bestimmen, wovon wir ja zur Zeit noch unendlich weit entfernt sind, so wäre damit doch nur der erste Schritt zur Lösung des Problems gethan. Der zweite, die Combination der verschiedenen Stoffe zu einer geschmacklichen Einheit, würde jedenfalls ebenso schwierig sein. Die beste chemische Analyse, wie sie ja überhaupt über den Werth der Weine und deren Güte uns fast gar nichts aussagen kann, vermag natürlich bei den hervorragendsten Produkten unseres Weinbaues auch nicht annähernd ein Ausdruck der wirklichen Eigenschaften desselben zu sein.

Diese deutschen Ausleseweine in ihrer Eigenart zu charakterisiren oder zu schildern könnte höchstens die Aufgabe des gottbegnadeten Dichters sein, der zugleich hinreichend Weinkenner wäre und die Kunst besäße, die physiologischen Geschmacksempfindungen in Worte zu kleiden. Leider ist unsere Sprache zu arm, unserem Empfinden hier Ausdruck zu verleihen, es ist ein Empfinden — ein Lied — ohne Worte, es ist die eigenartige und nicht wiederzugebende Poesie des Weines selbst, die uns hier in seligem Entzücken und stummer Andacht ob solcher Leistungen der Natur umfangen hält.

Die mit Einführung der Hefereinzucht in der Wein- und

Digitized by Google

Bierbereitung erzielten Erfolge waren auch für die übrigen Zweige der Gährungsindustrie vorbildlich und von theilweise vollständig reformirendem Einfluß. Noch günstiger fast als für die Weinbereitung liegen die Verhältnisse für Einführung der Reinzuchthefe in die **Obst- und Beerenweinbereitung**, die sich in wenigen Jahren zu einer großen Industrie entwickelt hat, welche mit allen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik arbeitet und jährlich Hunderttausende von Hektolitern tadelloser Getränke liefert, in deren Darstellung — abgesehen von der Verwendung zum unmittelbaren Genusse — jedenfalls die beste und rentabelste Verwerthung des Obstes und hoffentlich auch ein Ansporn für die Landwirthschaft liegt, dem in großen Strichen Deutschlands noch sehr vernachlässigten Obstbau hinfort größere Berücksichtigung zu schenken und denselben zu einem nutzbringenden landwirthschaftlichen Nebengewerbe umzugestalten.

In Gegenden, wo neben dem Wein- auch Obstbau betrieben wird, werden durch Insekten, Wind u. s. w. die Gährungspilze der Weintrauben auch auf das Obst übertragen, und daher waren die süddeutschen Obstweine ursprünglich besser als die norddeutschen, wenn auch die Qualität des Obstes an sich durchaus nicht besser war. Diese Beobachtung zeitigte den fruchtbaren Gedanken, überhaupt die für die Zwecke der Gährung eingestampften oder gepreßten Früchte, also die Obst- und Beerenmaische, die sonst ohne weiteres Zuthun von selbst in Gährung übergeht, rechtzeitig mit reingezüchteten Weinhefen hervorragender Weinlagen zu versetzen und zu vergähren, und in der praktischen Ausführung zeigte sich sehr bald, daß die Fruchtweine durch dieses Verfahren nicht nur den ihnen früher anhaftenden unangenehmen Beigeschmack verlieren, sondern daß auch der stark hervortretende Fruchtgeschmack durch den neu hinzutretenden angenehmen Weingeschmack und das Weinbouquet vortheilhaft

Digitized by Google

abgeschwächt wird, kurz — die mit Reinzucht-Weinhefe vergohrenen Fruchtweine erhalten einen deutlich hervortretenden weinigen Charakter. So erhält der an primären Bouquetstoffen sehr arme Apfelwein unter der Verwendung der entsprechenden Weinhefen das edle Aroma des Rüdesheimer, Steinberger oder dergleichen; ähnlich auch der Rhabarberwein; Heidelbeeren werden mit Bordeaux- oder Burgunderhefe vergohren; Johannisbeeren, Himbeeren, Erdbeeren vergährt man mit Ungar- und Südweinhefen und erzielt dadurch Dessertweine von dem Charakter und den Eigenschaften guter Süßweine; unter Anwendung echter Champagnerhefen stellt man sogar neuerdings **Obst- und Beerenschaumweine** dar, die zwar niemals die besseren Schaumweine verdrängen werden, aber jedenfalls unvergleichlich besser sind als das gepantschte entsetzliche Zeug, das leider auch als deutscher Schaumwein in den Handel gebracht wird, und bei dem die Flasche werthvoller ist als der Inhalt.

Man erzielt aber durch die Vergährung mit Reinzuchtweinhefen nicht nur einen besseren Geschmack und angenehmes Bouquet der Fruchtweine, sondern die Gährung verläuft überhaupt rascher und intensiver, und der erhöhte Alkoholgehalt wiederum bewirkt besonders bei Beerenweinen eine größere Haltbarkeit. Versuche, in der Obst- und Beerenmaische vor der Reinvergährung durch Sterilisiren die bereits vorhandenen wilden Hefen und andere Mikroorganismen in ihrer Entwickelung zu hemmen, sind nicht von Erfolg begleitet gewesen. Durch das Erhitzen des Obstmostes auf 70 ° C. erleidet derselbe Veränderungen, welche schließlich trotz Reinhefe ein viel schlechteres Getränk liefern, als unter gleichen Umständen der ursprüngliche Most ohne Reinzuchthefe — eine insofern analog der mit der Sterilisirung frischer Milch gemachten Beobachtung, als dieselbe durch die Erhitzung gleichfalls Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit einbüßt. — Ebenso auch liegen die Verhältnisse

Digitized by Google

betreffs der sogenannten alkoholfreien Biere und der alkoholfreien Weine, welche — einer jeden Alkoholgenuß verdammenden absonderlichen Zeitrichtung entgegenkommend — lediglich eine pasteurisirte Malzwürze bezw. einen ebensolchen Traubenmost darstellen und welche — weil eben ohne jede alkoholische Gährung dargestellt — als fade, schal und leer schmeckende Flüssigkeiten weder die Bezeichnung „Bier“ oder „Wein“ verdienen, noch überhaupt auf den Rang eines Genußmittels Anspruch erheben können.

Der lustige und übermüthige Bruder der sogenannten Stillweine ist der **Schaumwein**, Mousseux, Sekt oder Champagner; seine Erfindung erfolgte im 17. Jahrhundert durch den Benediktinerpater Dom Perignon in der Abtei Hautvillier in der Champagne, doch ist die Bereitung des sogenannten „Champagners“ in keiner Weise an eine bestimmte Gegend gebunden, sondern ist — geeignetes Material und richtige Manipulation vorausgesetzt — überall möglich. Um einen möglichst reinen und klaren Traubensaft („Claret“) zu erhalten, werden die unzerstampften Trauben rasch abgepreßt. Nach der Vergährung werden die sich gegenseitig ergänzenden Weine verschiedener Art und Herkunft in großen Behältern (Cuvées) vereinigt, um aus dem so erzielten Verschnitt größere Mengen Schaumwein gleichen Charakters zu gewinnen. Später wird der Wein, nachdem ihm, um eine erneute Gährung zu veranlassen, ein bestimmtes Quantum Zucker zugesetzt ist, vermöge der sogen. „Tirage“ auf starkwandige Flaschen abgefüllt, welche fest verkorkt und verbügelt und alsdann in kühle Räume gebracht werden müssen. Durch Vermehrung der noch im jungen Weine vorhandenen Hefezellen tritt nunmehr eine erneute Gährung ein, die Flüssigkeit trübt sich, die am Entweichen verhinderte Kohlensäure aber bleibt in derselben aufgelöst. Nach beendeter Gährung werden die Flaschen in Stößen gelagert und

Digitized by Google

bleiben so oft ein und zwei Jahre ruhig liegen, um vollständige Klärung, sowie Entwickelung des Bouquets zu erzielen. Ist dies erreicht, so stellt man in besonderen Rüttelpulten die Flaschen mit dem Kopfe schräg nach unten, in welcher Lage dieselben fünf bis sechs Wochen lang täglich durch eine rasche zitternde Bewegung etwas um ihre eigene Achse gedreht werden. Dieses sogenannte „Rütteln" hat den Zweck, die durch die Nachgährung gebildeten Ausscheidungen auf dem Stopfen zu sammeln (das Depôt) und so einen im übrigen krystallhellen Flascheninhalt zu gewinnen. Durch das viele Geschicklichkeit erfordernde „Degorgiren" wird die Flasche knallend entkorkt, wobei durch austretende Flüssigkeit (etwa 5—7 %) der Hefesatz, das Depôt, herausgeschleudert wird. In den Händen des „Opereurs" erfolgt schließlich das „Dosiren", welches in dem Zusatz des sogenannten „Liqueurs" besteht, wodurch das Produkt dem sehr verschiedenen und wechselnden Geschmack der Konsumenten mundgerecht gemacht wird. Der „Liqueur" besteht aus einer völlig klaren Lösung von reinem Kandiszucker in edlem, altem gährungsunfähigem Weine, zuweilen unter Mitverwendung von reinstem Cognac.

Ganz besonders hat sich nun auch die Benutzung der Reinzuchthefe in der Schaumweinfabrikation nach dem französischen Verfahren der Flaschengährung bewährt und rasch eingebürgert. Hier kommt es darauf an, solche Heferassen ausfindig zu machen, welche nicht nur bei dem verhältnißmäßig hohen Alkoholgehalte des Weines (Cuvée) überhaupt noch Gährung, sondern auch eine reine Gähr bewirken; ferneres unbedingtes Erforderniß der Hefe ist es sodann, daß sie die Eigenschaft hat, sich durch das „Rütteln" rasch, leicht, sauber und vollständig abzusetzen, und daß sie ein derart zusammenhängendes „Depôt" auf dem Stopfen bildet, das sich beim „Degorgiren" vollständig entfernen läßt, ohne irgendwelche Trübungen oder Spuren an den inneren

Digitized by Google

Flaschenwänden zu hinterlassen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sich einzelne deutsche Hefen (Schloß Johannisberger Hefe I und II, Walzporzheimer und Kreuznacher Hefe) vorzüglichst zur Schaumweinbereitung eignen; trotzdem bevorzugt man — und wohl nicht mit Unrecht — aus Champagnerwein gezüchtete Reinhefen; denn es stand hierbei zu erwarten, daß diese Hefen in Folge ihrer langjähriger Anpassung eine größere Sicherheit der Gährung in älteren, ausgebauten, sowie auch namentlich alkoholreichen Weinen gewähren. Die Gährung verlauft dadurch auch reiner, rascher und vollkommener, und das Endprodukt zeigt einen höheren Glanz. Soviel steht fest, daß es der deutschen Schaumwein-Industrie heute schon gelungen ist, durch Anwendung der Reinhefe ihre Erzeugnisse nicht nur den altbewährten französischen würdig zur Seite zu stellen, sondern mit ihnen auf dem Weltmarkte auch in scharfen Wettbewerb zu treten. Aus kleinen Anfängen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts hat sich die deutsche Schaumwein-Industrie heute zu einem achtunggebietenden Umfange aufgeschwungen mit einer Gesamtproduktion von dermalen alljährlich über zehn Millionen Flaschen.

Das von Hansen begründete Hefereinzucht-Verfahren hat nicht nur reformirend auf die gesamten Gährungsbetriebe eingewirkt, sondern ist auch bereits der Ausgangspunkt und die Grundlage einer vollständig neuen Gährungsindustrie geworden, der sogenannten **Malton-Gährung** zwecks Herstellung weinartiger Getränke aus Malz, der Maltonweine, deren Darstellungsverfahren wissenschaftlich wie technisch einen Triumph der deutschen Gährungstechnik bezeichnet. Eine eingehendere Darlegung dieses neuen Gährungsverfahrens dürfte um so mehr Interesse finden, als sich dadurch nicht nur höchst interessante vergleichende Seitenblicke auf die übrigen Gährungsbetriebe ergeben, sondern sich auch zahlreiche Anhaltspunkte zur Erörterung

Digitized by Google

über das eigentliche Wesen der Gährung bieten, wodurch wir das herrliche Gebäude der heutigen Gährungswissenschaft in seinen mannigfachen Einzelheiten vor das geistige Auge zaubern und uns an seiner genialen Anlage erfreuen können[a].

Wir sind zwar in unserem erfindungsreichen Zeitalter an Ueberraschungen aller Art gewöhnt, daß man aber aus unserer Gerste, ohne irgend welchen anderen Zusatz als Hefe, auch Wein bereiten kann — könnte auf den ersten Blick mindestens befremdlich erscheinen. Und doch hat die Gährungstechnik dieses Problem gelöst durch ein sinnreiches, fast an den mephistophelischen Weinzauber in Auerbachs Keller erinnerndes Verfahren:

Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!

belehrt noch Mephisto die weindurstigen Zechbrüder, während uns heute ein tiefer Blick in die Natur den Wunderglauben in einfache Naturerkenntniß auflöst und das Wunder als ganz naturgemäße Vorgänge erkennen läßt. Lediglich durch Gährung, also durch genau denselben Prozeß, durch welchen der Traubenmost in Wein und die Malzwürze in Bier verwandelt wird, kann man heute unter bester Benutzung der von der Natur gegebenen Bedingungen aus der Gersten-Malzwürze auch Wein bereiten. Der Gährungsprozeß ist im großen und ganzen derselbe, die Endprodukte jedoch sind so grundverschieden, daß die Malton-Weine mit Fug und Recht als vollständig neue und eigenartige Produkte eines wohldurchdachten und auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Gährungsverfahrens angesehen werden müssen.

Das Ausgangsmaterial für die Darstellung der Maltonweine ist — ebenso wie auch für die Bierbereitung — für diesen Zweck besonders ausgewählte Gerste. Um aus den Gerstenkörnern, deren Stärke an sich nicht vergährbar ist, eine

zuckerreiche Gährflüssigkeit zu erhalten, mußte die Natur in einem ihrer interessantesten Geheimnisse, der natürlichen Verzuckerung des Stärkemehls, belauscht werden. In einem reichlichen Vorrath von Reservenährstoffen, die hauptsächlich aus Stärke, unlöslichen Eiweißstoffen und Nährsalzen bestehen, befindet sich der ruhende Keim der Gerste eingebettet. Unter geeigneten Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen wird in dem quellenden Gerstenkorn der Keim des Pflänzchens zur Entwickelung gebracht. Bei der Quellung der Gerste bilden und vermehren sich chemisch wirkende, eiweißartige, unorganisirte Fermentstoffe, Enzyme genannt, welche die Reservenährstoffe der Gerste in lösliche und zur Ernährung des Keimlings geeignete Formen überführen, und zwar sind das die Enzyme „Diastase“ und „Peptase“ und vielleicht auch noch andere, unter deren Einfluß einerseits die unlöslichen Eiweißkörper in lösliche Stickstoffverbindungen, in Peptone und Spaltungsprodukte derselben, wie Amide und Amidosäure, andererseits die Stärke in Zucker gespalten wird. Wie sich die Bildung der eiweißähnlichen Enzyme vollzieht, darüber schwebt noch völliges Dunkel, nur ihre Thätigkeit kann man verfolgen. Auch die sich während des Keimungsprozesses im Getreidekorn abspielenden sehr komplizirten chemischen Umsetzungen sind noch nicht völlig geklärt, für die Gährungsgewerbe aber sind dieselben von fundamentaler Wichtigkeit, indem man einfach die natürlichen Vorgänge künstlich wachruft und nachahmt.

Sowohl für die Zwecke der Bierbrauerei, als auch für die der Weinbereitung aus Malz bringt man die mit Wasser gequellte Gerste zunächst zum Keimen. Bei diesem Keimungsvorgang der Gerste, dem Malzprozeß, tritt bereits die Fermentwirkung der Diastase in Kraft, welche das Stärkemehl des Gerstenkorns aufschließt und löslich macht, d. h. in Zucker überführt, nämlich in Maltose oder Malzzucker, welcher dem Rohr-

Digitized by Google

zucker nahe steht, und Isomaltose, welche durch die Diastase in Maltose übergeführt wird. Gleichzeitig wird unter Einwirkung eines anderen Enzyms, Peptase, unlösliches Eiweiß in lösliche Form verschiedener Stickstoffverbindungen gebracht, um die Nahrung für die junge Pflanze, den Keim, zu liefern. Doch da es sich in der Gährtechnik nicht darum handelt, junge Pflanzen zu ziehen, sondern die Aufschließung des Gerstenkorns das erstrebte Ziel ist, so wird der Keimungsprozeß bald unterbrochen, und die gekeimte Gerste — das Grünmalz — wird, um es gleichzeitig haltbar zu machen, auf der Darre getrocknet zu Darrmalz. Hierbei fallen die Würzelchen ab, und es entwickeln sich die in hohem Grade aromatischen Röstkörper, das bekannte angenehme Malzaroma, welches je nach dem Feuchtigkeitsgehalt und nach der Darrtemperatur verschieden ist. Für den Brauer ist die Isomaltose besonders deshalb wichtig, weil sie schon bei 60—85° C. aromatische Röstprodukte liefert, so daß sie wahrscheinlich beim Darren vorzugsweise das Röstaroma liefert. Man wird demnach ein Malz von kräftigem Röstaroma erzielen, wenn man die Bedingungen der Entstehung einer möglichst großen Isomaltosemenge einhält, wie es bei der in Bayern üblichen Malzbereitung empirisch geschieht. — Hervorzuheben ist, daß auch im gedarrten Malze die Fermente, das Enzym Diastase, wenn auch etwas geschwächt, so doch noch wohlerhalten und wirksam ist.

Es ist allgemein bekannt, daß bei kühler Witterung das junge Getreidepflänzchen in der Erde nur langsam gedeiht, während bei warmem, sonnigem Wetter das Wachsthum wie die Entwickelung desselben eine außerordentlich schnelle ist. Wenn man in dieses bekannte Geheimniß näher eindringt, so erkennt man hierbei das weise Walten der Natur, welche den Enzymen je nach der Temperatur eine größere oder geringere Aufschließungskraft für die Nährstoffe des Getreidekorns verlieh und

Digitized by Google

sie in dieser Weise anpaßte an die sonstigen Bedingungen des Wachsthums der keimenden Pflanze. Mit der Erhöhung der Temperatur ist speziell die das Stärkemehl verzuckernde Wirkung der Diastase eine außerordentlich vermehrte.

Von dieser wunderbaren Einrichtung der Natur macht wiederum die Technik Gebrauch, indem das in Mühlen geschrotene Malz in großen Maischbottichen mit einem bestimmten Quantum Wasser tüchtig vermischt (gemaischt) wird — die Malzmaische —, um bei allmählich gesteigerten Temperaturen zwischen 50 und 75° unter stetem Umrühren erwärmt und in sogenannter aufsteigender Infusion durch die Einwirkung des Fermentes Diastase möglichst vollständig verzuckert zu werden. Es wird während dieser Operation hier besonders darauf geachtet, möglichst viel Malzzucker (Maltose) und möglichst wenig Maltodextrin zu bilden — ganz im Gegensatz zu dem Verfahren in der Bierbrauerei. Zu diesem Zwecke werden die besten Zuckerbildungstemperaturen, zwischen 50 und 60° C., besonders lange erhalten, da mit steigender Temperatur mehr Dextrin entsteht; man ist demnach im stande, die Maischung so zu leiten, daß möglichst viel vergährbarer Zucker gebildet wird, was für die Herstellung von Weinen aus Malz von hoher Wichtigkeit ist, theils des Süßgeschmacks, theils der hohen Vergährung wegen zwecks vermehrter Alkoholbildung.

Ist so durch den Maischprozeß in einigen Stunden die Aufschließung des Malzes und speziell die Verzuckerung der Stärke beendet, was durch eine einfache Jodprobe auf Stärkemehl festgestellt werden kann, so findet darauf durch Abläutern die Trennung der konzentrirten, zuckersüßen, aromatischen Malzwürze von den Hülsen und unlöslichen Theilen, den Trebern statt. Die Stammwürzen für die Malton-Weine können bis zu 29% Extrakt zeigen, im Gegensatz zur Bierbrauerei, woselbst bei guten Lagerbieren diese Würze gewöhnlich nicht über

Digitized by Google

16% zeigt. Die Gesamtwürze — der Rest wird durch Anschwänzen mit Wasser und Abpressen mit Weinpressen gewonnen — enthält 17 bis 22% Extrakt.

Bis hierher ist die Bereitung von Wein aus Malz im wesentlichen und auch in den leitenden Grundzügen noch übereinstimmend mit dem Brauereiverfahren, und man könnte in der That aus der so erhaltenen Würze noch ebensogut Bier — wenn auch ein ganz außerordentlich extraktreiches — wie Wein herstellen; doch nun trennt sich die Arbeit der beiden Industriezweige auf zwei grundverschiedene Wege. Während die Bierwürze mit Hopfen gekocht wird, auf die Kühlschiffe läuft und dann im kühlen Gährkeller mit Bierhefe vergohren wird, handelt es sich hier um die Darstellung eines weinigen, vom Bier grundverschiedenen Getränkes, das allerdings gleichfalls ein durchaus natürliches Gährungsprodukt der Malzwürze darstellt.

Eine charakteristische und wichtige Gruppe von Bestandtheilen im Weine ist diejenige der Fruchtsäuren, die — im freien oder halbgebundenen Zustande vorhanden — dem Weine seinen angenehm-prickelnden, säuerlichen oder sauren Geschmack verleihen. Die Fruchtsäuren sind es auch, die den Wein sogleich von anderen geistigen Getränken, vom Bier und den verschiedenen Formen des Branntweins und Likörs in geschmacklicher wie analytischer Hinsicht unterscheiden.

Da der Erfinder des Verfahrens zur Darstellung der Malton-Weine aus einem wesentlich und nahezu neutralen Material Wein als reines Gährungsprodukt und keine bloße Mischung nach Art der Kunstweine gewinnen wollte, so waren Zusätze von Säuren irgendwelcher Art von vornherein grundsätzlich ausgeschlossen. Man griff deshalb dem heutigen Stande unserer Wissenschaft gemäß zur Milchsäure und fand, daß sie sich nicht nur gerade in den Malzauszügen leicht auf natürlichem Wege erzeugen und ihrer Menge nach reguliren läßt,

Digitized by Google

sondern sich für den beabsichtigten Zweck in jeder Beziehung vortrefflich eignet. Diesen Zweck also zu erreichen und die Malzwürze in ihrer ganzen Zusammensetzung wie in ihren geschmacklichen und sonstigen Eigenschaften dem Traubenmoste möglichst ähnlich zu machen, wird die zuckerreiche Malzwürze mit dem reingezüchteten Milchsäure-Erreger infizirt und so eine natürliche Milchsäure-Gährung eingeleitet.

Auf den ersten Blick könnte die Verwendung der Milchsäure im Maltonwein mindestens sehr befremdlich erscheinen, denn bekanntlich erfaßt den Winzer und Weinhändler, den Chemiker und sonstigen Freund und Kenner des Weines ein gelinder Schauder, wenn das Wort Milchsäure-Gährung fällt und er sich die ganze Reihe mißlicher Nebenerscheinungen vergegenwärtigt, die unweigerlich sich einstellen, wenn wider unsere Absicht und unkontrollirt in gährenden oder vergohrenen Flüssigkeiten der Milchsäure-Bacillus sich breit macht und mit Leichtigkeit den besten Traubenwein in eine ungenießbare Brühe verwandelt. Die Thatsache, daß gewisse deutsche und belgische Biere größere Mengen von Milchsäure enthalten, wie z. B. Weißbier, Braunbier und Halb-, Eigen- oder Hausbier, könnte uns bei den bekannten Eigenschaften solcher Biere der Milchsäure gegenüber auch nicht gerade mit Zuversicht erfüllen. Wenn sich nun trotz alledem bei den Maltonweinen die Bedenken hinsichtlich der Milchsäure-Gährung als völlig unberechtigt erwiesen haben, so hat dies seinen besonderen Grund: Niemals beherrscht nämlich in den Fällen ungünstiger Milchsäurebildung, die uns aus der Praxis zur Kenntniß gelangen, der Milchsäure-Bacillus allein das Feld, sondern stets entwickeln sich neben ihm noch andere Lebewesen, und gerade diese Mischinfektion ist es, deren Spaltungsprodukte — die Buttersäure, die Kapron-, Kaprin- und andere flüchtige Fettsäuren — so arg stören und Nase und Zunge beleidigen, während der Milchsäure-

Digitized by Google

Bacillus allein, wie die Maltonweine lehren, in dieser Hinsicht durchaus harmlos ist.

In Rücksicht auf den geschmacklichen Werth des fertigen Getränks muß deshalb natürlich daran gelegen sein, die Milchsäure-Gährung der Malzwürze mit einer technisch unübertroffenen Reinheit durchzuführen. Das Studium der Lebensbedingungen der Milchsäurebacillen und ihrer Begleiter ließ glücklicherweise bald Mittel und Wege finden, diese letzteren Hausfriedensbrecher fern zu halten. Bei ihrer geringen Lebensenergie gelingt es verhältnißmäßig leicht, die möglicherweise mitgeführten Keime, z. B. die der Essigsäure, Buttersäure u. a. durch geeignete Temperaturen der Würze abzutödten oder doch in ihrer Entwickelung so zu hemmen, daß sie von den durch keinen Kampf ums Dasein geschwächten und deshalb sich kräftig entwickelnden Milchsäure-Bacillen bald überwuchert und unterdrückt werden. Zu diesem Zwecke wird zu der Zeit, da die Milchsäure-Erreger eine reichliche und energische Thätigkeit entfalten sollen, während 18—24 Stunden die Würze auf einer Temperatur von 50° C. gehalten, in der dann die Milchsäure-Bacillen bequem ihre Thätigkeit vollenden können, wodurch zuletzt doch der Effekt einer Reinkultur erzielt ist.

Die Milchsäure selbst schmeckt bekanntlich in reinem Zustande durchaus rein sauer und den reinen organischen Fruchtsäuren zum Verwechseln ähnlich. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die auf dem Gährungswege rein und ausschließlich erzeugte Milchsäure, weil dabei jede Nebeninfektion ausgeschlossen ist, in den Maltonweinen mit vollem Erfolge die Fruchtsäuren des Weines geschmacklich vertreten kann. Die bei der alkoholischen Gährung später hinzutretende Bernsteinsäure ist ohnedies ja identisch mit der Gährungs-Bernsteinsäure aller gegohrenen Flüssigkeiten, also auch der des Weines überhaupt.

Durch die Milchsäure-Gährung erhält der Maltonwein einen

Digitized by Google

wichtigen und ständigen Bestandtheil unserer täglichen Nahrung: In dem eingestampften Sauerkraut entsteht durch die Lebensfähigkeit des Milchsäurebacteriums die anregende Milchsäure; derselben Wirksamkeit verdanken wir das Säuren der in Salzwasser eingelegten Gurken; in der sauren Milch, in der Butter, im Roggenbrot, ja selbst im Fleisch sind Milchsäure oder milchsaure Salze vorhanden. Nach künstlichen Verdauungsversuchen Stutzers aber kommt die Milchsäure in ihrer Wirksamkeit der Salzsäure am nächsten, durchaus näher als die Fruchtsäuren. Die günstige Wirkung geringer Milchsäure-Mengen auf die Verdauungsthätigkeit wie den menschlichen Organismus überhaupt war übrigens längst bekannt und ist erst neuerdings bei Gelegenheit der Frage der milchsauren Maltonweine wieder zur Sprache gekommen. In dieser Beziehung ist es nicht ohne Interesse, daß auch die beiden ältesten und verbreitetsten russischen Getränke, der Kwaß und der Kißly-Schtschy, welche hauptsächlich für die ärmere Bevölkerung das wichtigste Nahrungs- und Genußmittel bilden, nicht unbeträchtliche Mengen Milchsäure als normalen Bestandtheil enthalten; der Kwaß besonders aber wird als ein durchaus gesundes Getränk geschildert, das namentlich im Sommer von der besten diätetischen Wirkung sein soll. Wenn es übrigens noch einer Empfehlung für die milchsauren Getränke bedürfte, so würde sie durch die Thatsache gegeben, daß in den russischen Lazaretten jeder Patient täglich einen Liter Kwaß erhält, und daß die einzelnen Regimenter sogar ihre bestimmten Kwaßrezepte und ständigen Kwaßbrauer haben. Zum Ueberfluß kann endlich auch auf die allgemeine Beliebtheit hingewiesen werden, derer sich saure Molken und Dickmilch bei uns zur heißen Sommerszeit erfreuen.

Dem künftigen fertigen Getränk, dem Maltonwein, wird sonach durch die Milchsäuerung der Malzwürze ein in jeder Hinsicht vollständiger Ersatz für die in den Trauben- und Obst-

Digitized by Google

weinen enthaltenen Fruchtsäuren geboten. Ohne diese Säuerung würde das Getränk überhaupt niemals einen weinartigen Charakter bekommen, es sei denn vielleicht durch künstlichen Zusatz von käuflichen Frucht- und anderen Säuren, wie von Traubenmost oder fertigem Traubenwein — Manipulationen, die hier jedoch, wie schon gesagt, bei der ganzen Tendenz, eine durchaus natürliche und naturgemäße Bereitung innezuhalten, von vornherein ausgeschlossen waren und sind.

Analytisch läßt sich auch mit Leichtigkeit zunächst die Thatsache feststellen, daß Säuren irgendwelcher anderen Art, außer Milchsäure und Bernsteinsäure und einer kleinen, in jedem Gährungsbetriebe unvermeidlichen Menge flüchtiger Säure, bei den Maltonweinen schlechterdings nicht im Spiele sind! Weinsäure, Zitronensäure, Apfelsäure, die einzig in Betracht kommen könnten, sind — wie alle Untersuchungen übereinstimmend dargethan haben — nicht vorhanden. In den Fällen, wo sich die Milchsäure-Gährung in der Praxis der Weinbereitung unangenehm fühlbar macht, deutet das gleichzeitige Vorhandensein mehr als normaler Mengen von flüchtiger Säure auf den stattgehabten Vorgang einer Mischinfektion hin. Die Maltonweine aber enthalten von flüchtiger Säure durchweg nicht mehr, als ganz normale Weine zu enthalten pflegen, ja sie zeigen sogar durchschnittlich weniger flüchtige Säure, als die Süd- und Süßweine bestimmter Abstammung, so daß diese geringen Antheile mehr als wahrscheinlich nicht als von anderen Lebewesen abstammend, sondern gleichfalls als Stoffwechselprodukte der Milchsäure-Erreger angesehen werden können.

Neben dem einen Zweck, dem Maltonwein einen Ersatz für die demselben naturgemäß fehlenden Fruchtsäuren zu bieten, war endlich noch ein weiterer Gesichtspunkt gerade für die Einführung der Milchsäuerung der Maltonwürze bestimmend und entscheidend. Es durfte nämlich nicht außer acht gelassen

Digitized by Google

werden, daß die Malzwürze eines Gährschutzes bedarf zur Erzielung einer gut funktionirenden späteren Hefethätigkeit. In der Bierbrauerei verwendet man als solches Hefeschutzmittel gegen Bakterien und wilde Hefen und zugleich als Geschmackskorrigens die Hopfenabkochung für die Bierwürzen, in den Brennereien bei dem Maischen des Hefegutes der Setzbottiche die durch Gährung entstehende Milchsäure resp. allgemein die Gährungsprodukte der Milchsäure-Bacillen. In der Hauptgährung verzichtet die Brennerei aber gern auf jede Säuerung der Maische wegen der nothwendigen Nachwirkung der Diastase auf die Dextrine. Da bei der Herstellung der Maltonweine dieser Endzweck ganz wegfällt, im Gegentheil ein großer Rest unvergohrenen Malzextrakts im fertigen Getränk direkt wünschenswerth ist, so war auch damit der Weg gegeben, als Gährschutz für die alkoholische Gährung gleichfalls durch die Lebensthätigkeit von Milchsäure produzirenden Bakterien eine möglichst reine, natürliche milchsaure Gährung der zuckerreichen Malzwürze einzuleiten und durchzuführen. Zymotechnisch ist also die Einführung der natürlichen Milchsäure-Gährung auf die ganze Malzwürze als ein Vorbereitungsstadium für die später folgende Hochgährung zum Schutze der die Alkoholgährung bewirkenden Hefe zu betrachten.

In der durch Milchsäure angesäuerten Malzwürze haben wir endlich auch einen ausgezeichneten Nährboden für die Entwickelung der Hefe, und so sind nach allen Richtungen hin die günstigsten Vorbedingungen geschaffen für das beste Wachsthum und die größte Gährwirkung der Hefe, und man läuft keine Gefahr, daß die Gährung einmal umschlägt und verdirbt.

Die Maltonwürze bildet in diesem Stadium der Milchsäuregährung bereits eine angenehm würzige, süß-säuerlich schmeckende und sehr erfrischende Flüssigkeit, die wir im Vergleich zum unvergohrenen Traubenmoste mit vollem Recht als Maltonmost ansprechen dürfen. Hat derselbe den gewünschten Säuregrad,

Digitized by Google

d. h. einen Gesamt-Säuregehalt von 0,6—0,8% (1,5—1,8 ccm Normal-Natronlauge bei 20 ccm Würze) erreicht, so wird das Wachsthum der Keime plötzlich unterbrochen und der Maltonmost zum Zwecke der Sterilisation durch Erwärmen auf 70—75° C. gebracht, aber nicht gekocht, wie bei der Lagerbierbrauerei. Allerdings könnte die Säuerung auch weiter getrieben werden, würde aber dann in geschmacklicher Hinsicht das Endprodukt ungünstig beeinflussen. Immerhin können bei der Methode der Säuerung die benutzten Malzwürzen niemals die Säuerung der Brennereimaische erreichen; 2,3 ccm Normal-Natronlauge entsprechend, ist die bislang in Versuchen erreichte höchste Acidität.

Sobald in der Maltonwürze die Säuerung in erwünschtem Grade vorgeschritten und durch Abtödtung der Bakterien zu Ende gebracht ist, wird der Maltonmost auf die Gährbottiche geleitet, und es tritt ein anderer Mikroorganismus seine Arbeit an, um sie mit einer solchen Energie und Willfährigkeit zu leisten, wie wir dies in der Geschichte und Technik der alkoholischen Gährung bisher nicht verzeichnet fanden, d. h. es wird bei einer kühlen Temperatur unter 25° C. die alkoholische Gährung, die von Dr. F. Sauer, dem Erfinder der Maltonweine, sogenannte Hochgährung eingeleitet durch Zusatz der in besonderer Arbeit herangezüchteten Südwein-Edelhefen ausgewählter Weinlagen.

Dies ist der zweite Kardinalpunkt, in welchem sich die Herstellung von Wein aus Malz von der Bereitung von Bier aus Malz wesentlich unterscheidet; denn das Bier wird mit Kulturhefen vergohren, die seit Jahrhunderten in der Brauereiwelt unter dem Namen Bierhefen in Gebrauch sind. Aber Pasteur, den wir füglich den Vater des Maltonweins nennen dürfen, hatte schon die Beobachtung gemacht, daß die Bierhefe aus Traubenmost ein ganz anderes Getränk liefert, als Weinhefe; andererseits war es ihm gelungen, durch Vergährung des Malz-

Digitized by Google

auszuges, der Bierwürze, einen wirklichen Gerstenwein („une bière particulière vineuse, un véritable vin d'orge“) zu erzeugen, insofern das Gährprodukt weinartig duftete, wenn es auch noch nicht weinartig schmeckte. Der weitere Ausbau dieser wichtigen Entdeckung durch Pasteurs Schüler Jacquemin scheiterte an dem Bestreben, auf diesem Wege „wirkliche Weine“ darzustellen, was nach der Art des Ausgangsmaterials ohne künstliche Zusätze einfach unmöglich ist; jedoch war es Sauer vorbehalten, den Pasteurschen Befund in zielbewußter Arbeit zu verfolgen und ein Ergebniß zu zeitigen, wie es uns in dem Verfahren zur Darstellung der Maltonweine heute vorliegt, das unbestritten als eine Glanzleistung unserer deutschen Gährungstechnik bezeichnet werden darf.

Der Kernpunkt des praktischen Ergebnisses langjähriger Versuchsreihen zur Herstellung von Weinen aus Malz gipfelt in der Auswahl und Reinzucht von Edelhefen hervorragender Weinlagen südlicher Weinbaugebiete, welche — da sie ursprünglich auf Trauben von besonders hohem Zuckergehalt sproßten — allein den gewünschten hohen Vergährungsgrad der zuckerreichen Malzwürze zu bewirken vermögen.

Die im Gährbottiche von 6—7000 Litern in Form von gährender Würze in der Zahl von beiläufig mehreren Billionen eingesäten Hefepflänzchen, die infolge langjähriger Aufzüchtung in Malzwürze stofflich in keinem Atom mehr etwas mit Traubenwein zu thun haben, beginnen in derselben ein scheinbar stilles, aber dabei doch innerlich sehr reges Leben stärkster Vermehrung, eine Art Inkubationszeit von nur drei Stunden Dauer, worauf mit der vermehrten Zahl der Hefezellen auch die sichtbaren Erscheinungen ihrer Einwirkung auf den Maltonmost hervortreten: Ein leichter Schaum kräuselt die Oberfläche, eine dichte, schneeweiße Decke überzieht die gährende Flüssigkeit, und unter hörbarem Brausen und Wallen setzt sehr energisch die sogenannte

Digitized by Google

„stürmische Gährung" ein, weil bei der Vergährung nach altem Brennereiprinzip die ganze Aufmerksamkeit auf die allerstärkste Hefevermehrung gelegt wurde.

Durch die direkte Lebensthätigkeit der Hefe wird der Zucker des Gährmaterials in Alkohol und Kohlensäure zerlegt und letztere entweicht perlenartig in Billionen Bläschen, beladen mit dem köstlichsten Weinduft.

Das ist ein Brausen von Lebensgluth —
Es will fast die Pulse sprengen —
Wie in den Rebenknospen der Weinduft ruht
Und quellend in Saft will drängen — —!

Diese stürmische Gährung dauert mehrere Tage und läßt nicht so bald nach, wie bei der Vergährung in der Brennerei, die Gährkurve sinkt sehr langsam, und noch nach dem fünften oder sechsten Tage, wenn bereits 13, 15, 16 Volumprozent Alkohol entstanden sind, ist z. B. die Gährform des Sherry-Maltonmostes noch eine fast stürmische zu nennen. Während dieser Anfangszeit hat der gährende Maltonmost bereits eine entschiedene Aehnlichkeit mit gährendem Traubenmost, dem sogenannten Federweißen oder Sauser, so daß er ohne Uebertreibung als Malton-Federweißer bezeichnet werden kann — im Geschmack angenehm, süßsäuerlich, prickelnd und erfrischend. Die Gährungsenergie sinkt dann ziemlich rasch. Nach einigen Wochen stiller Nachgährung werden danach jene 18, in letzter Zeit öfters über 19 Volumprozent Alkohol erreicht, die zu erzielen bis dahin in der Gährungstechnik für unmöglich gehalten wurden.

Im Traubenmost stellt die Hefe, trotz bester Ernährung, günstigster klimatischer Bedingungen und reichlich vorhandenen Zuckers ihre Thätigkeit meist ein, wenn der Alkoholgehalt 10 bis 15 Volumprozent erreicht hat, und nur unter den allergünstigsten natürlichen Bedingungen, die aber außerordentlich selten sind, können auch in Traubenweinen südlicher Länder

Digitized by Google

Alkoholhöhen von über 18 Volumprozent durch Gährung erreicht werden. Es ist ja doch eine oft und offen zugestandene und allgemein bekannte Thatsache, daß die zur Haltbarmachung nöthigen hohen Alkoholgrade der südlichen, speziell der spanischen, portugiesischen, italienischen und griechischen Weine, die oft Alkoholmengen von 18 und noch weit mehr Gewichtsprozenten enthalten, nicht auf die direkte Thätigkeit der Hefe allein, sondern nur zu zwei Drittel als durch Gährung entstanden und der ganze Rest früher auf die Verwendung von zugesetztem deutschen Kartoffelspiritus, jetzt von Mais-, Zuckerrohr- und auch Weinsprit zurückzuführen sind. Durch die Hochgährung ist sonach bei den Maltonweinen eine thatsächliche Ueberlegenheit derselben über die im Handel üblichen Süßweine in Bezug auf die Herkunft den Alkohols zu verzeichnen.

Bemerkenswerth ist auch, daß die reingezüchtete Hefe von frischen, direkt aus Spanien (Xeres edelster Lage) bezogenen Trauben nicht sogleich eine solche Hochgährung in den Malzwürzen erzielen konnten, die Hefen mußten vielmehr durch häufig wiederholte Umgährungen in zuckerreicher Malzwürze sich erst acclimatisiren — kurz: sich dem neuen Gährmaterial anpassen.

Aus dem Gesagten ist auch sofort klar, daß man niemals im stande sein wird, aus Malzwürze ein unseren deutschen Weinen gleichendes Getränk herzustellen; denn gerade die Auswahl südlicher Weinhefen war direkt vorgezeichnet durch die natürlichen Bedingungen des Gährmaterials, aus welchem sich wohl ein Wein von brodig-würzigem, nußartigem Aroma herstellen läßt, wie das den Südweinen eigen ist, niemals aber ein Wein mit dem fruchtigen, blumigen Aroma der deutschen Weine — eine Eigenart, welche bekanntlich auch die Südweine entbehren. Ebensowenig wird man einen Rothwein darzustellen vermögen; übrigens würde infolge des nöthigen Zusatzes an Gerbsäure und Farbstoff ein derartiges Produkt nicht mehr den

Digitized by Google

Anspruch erheben können, ein absolut reines Gährungsprodukt zu sein. Liegt also die Darstellung dieser Weine ganz außerhalb des Rahmens der dem Erfinder der Maltongährung vorschwebenden Ziele, so gereicht das dem deutschen Weinbau insofern wieder zur Beruhigung, als ihm in den Maltonweinen in keiner Weise ein Konkurrent erstanden ist, mit dem er in Wettbewerb treten könnte; wohl aber dürften die ausländischen Süß- und Südweine in diese Lage kommen, doch braucht uns in Deutschland deren Wohl und Wehe in keiner Weise nahe zu gehen, zumal unter ihrer Flagge so viele Produkte in den Handel kommen, denen gegenüber es — aus hygienischen wie volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten — geradezu eine Wohlthat genannt zu werden verdient, daß man jetzt zu deren Ersatz so vorzügliche und absolut einwandfreie Weine aus Malz darstellen kann.

Da die Weinhefe bei dieser Hochgährung die in einer 20%igen konzentrirten Würze vorhandene Maltose und die anderen Zuckerarten bald aufgezehrt haben würde, so muß, um die Gährung fortzusetzen, während derselben neuer gährfähiger Zucker (Maltose) in Form von Malzextrakt zugegeben und schließlich die spätere Vergährung durch Zusatz von reinem Rohrzucker beendigt werden. Es ist hier die interessante Thatsache zu verzeichnen, daß auch die stärkstgährenden Wein- und Industriehefen eine höhere Vergährung der Maltose in Malzwürzen als bis zur Höhe von 12 bis 13 Volumprozenten Alkohol nicht ergeben, während sie doch den Invertzucker der Trauben und den Rohrzucker, den sie ja erst invertiren, über 19 Volumprozent bringen können. Ja, es ist interessant, daß mehrere Brennereihefen in dieser einen Beziehung die stärkstgährende Weinhefe (eine Hefe aus Xeres) regelrecht um 0,5 bis 0,75% Alkohol überholen; jederzeit aber kann man, wenn die weitere Vergährung bei dieser Höhe zu stocken beginnt, durch

Digitized by Google

Zusatz von Rohrzucker, Dextrose oder Invertzucker die Vergährung mit Sicherheit über 16 Volumprozent Alkohol bringen. Die ausgesuchte Erkenntniß der Lebensbedingungen der benutzten Weinhefen und ihre sorgfältige Anwendung während der ganzen Dauer der Gährung, die zu Anfang eine möglichst starke Vermehrung und darnach die Erhaltung einer möglichst langen Lebensdauer gesunder Zellen bezweckt, hat schließlich dahin geführt, eine bislang für technisch unmöglich erzielbar erachtete Alkoholhöhe im Maltonwein zu erreichen, die mehrfach 19 Volumprozent überschritten hat. In der That, jeder mit gährungstechnischen Vorgängen Vertraute wird zugestehen müssen, daß Alkoholgehalte von 18 bis 19 Volumprozent, lediglich durch Gährung in einer Flüssigkeit direkt selbst erzeugt, bisher etwas Fabelhaftes und darum Verdächtiges an sich hatten. Es bleibt deshalb das unbestrittene Verdienst Sauers, daß er als Erster unter zielbewußter Zusammenfassung aller für die Gährung günstigen Verhältnisse ein Verfahren in die Technik bezw. den Großbetrieb einführte, welches in regulärer zuverlässiger Arbeit ein Ergebniß liefert, wie es sonst nur ausnahmsweise und zufällig, bedingt hauptsächlich durch klimatische Verhältnisse, eintrat.

Der Zusatz von Malzextrakt zum gährenden Maltonmost hat übrigens ein Analogon in der Herstellung des geschätztesten Süßweins, des Tokayer Ausbruchs, der rein ja im Handel nur noch zu höchsten Preisen zu haben ist. Dort werden dem gährenden Traubenmoste oder dem Szamorodner Weine vom Stock genommene Rosinen bester Trauben (Ausbrüche) zugesetzt, um den Alkoholgehalt und Extraktgehalt im fertigen Weine zu erhöhen.

Der für die Gährtechnik so wichtige, sowohl chemisch als geschmacklich und geruchlich wahrnehmbare Unterschied, welcher durch die Verschiedenheit in den gährenden und vergohrenen Pflanzensäften herbeigeführt wird, tritt natürlich auch bei der

Digitized by Google

Maltongährung in Wahrnehmung, je nach Herkunft der verwendeten Südwein-Edelhefe. Unter Zuhülfenahme der Unterschiede im Malz, in der Art der Maischung und Vergährung bezw. Gährführung lassen sich also mit den verschiedenen Südweinhefen entfernterer Gebiete auch verschiedenartige Weine aus Malz darstellen, und es werden, den verschiedenen Hefen der einzelnen Weinbaugebiete entsprechend, ziemlich weit voneinander entfernte Typen Maltonwein geschaffen, die mit den der verwendeten Weinhefe entsprechenden Südweintypen eine ausgesprochene und überraschende Aehnlichkeit besitzen. Es lag nun nahe, bei der Herstellung der Maltonweine im Großen den bekannten Südweinen den Vorzug zu geben und solche Maltontypen zu bilden, die den bereits bestehenden Geschmacksrichtungen am besten Rechnung tragen. So entstanden — immer unter bester Benutzung der von der Natur selbst gegebenen Bedingungen — die verschiedenen Typen Maltonweine, die als Malton-Sherry, Malton-Tokayer, Malton-Portwein, Malton-Malaga u. s. w. bezeichnet und in den Handel gebracht werden und den entsprechenden Traubenweinen in jeder Hinsicht, namentlich hinsichtlich Geschmack und Aroma sehr nahe kommen, dieselben aber in der Reinheit der Darstellung mit seltener Ausnahme übertreffen.

Der eigentliche Alkohol oder Aethylalkohol, den die verschiedenen Hefen neben geringen Mengen Bernsteinsäure und Glycerin bei der Gährung erzeugen, ist stets genau derselbe, verschieden aber sind die in geringerer Menge neben dem Aethylalkohol entstehenden höheren Alkohole von komplizirterer chemischer Konstitution: Propylalkohol, Butylalkohol, Amylalkohol, die auch unter der Bezeichnung „Fuselöle“ zusammengefaßt werden. Die Weinhefe, und insbesondere die Reinzuchtweinhefe produzirt mehr die normalen Alkohole, welche einen reineren Geschmack und ein angenehmeres Aroma besitzen und eine an-

Digitized by Google

regende und belebende Wirkung auf das Nervensystem ausüben, während z. B. die Bierhefe mehr Isoamylalkohol und analoge Alkohole hervorbringt, deren Geruch etwas kratzend und deren Wirkung betäubend ist, und die dabei einen lähmenden Einfluß auf die Nerven ausüben.

Wenn die beiden Stadien der sauren und der alkoholischen Gährung durchlaufen sind, und nach Beendigung der letzteren auch die Hefe sich völlig abgesetzt hat, haften dem Malton-Jungwein natürlich noch die Untugenden jedes jungen Weines, wie überhaupt jedes jungen gegohrenen Getränkes an, die nur durch die alles nivellirende Zeit glücklich beseitigt werden können.

Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles, was dazu gehört,
Es sind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt,
Allein der Teufel kann's nicht machen!

belehrt Mephisto unsern Faust in der Hexenküche, was man versucht sein könnte, als vorahneud für unsere Maltonwein-Bereitung zu deuten, die damit treffend gekennzeichnet ist.

Der Malton-Jungwein erfährt nach vorheriger Klärung bezw. Filtration eine weitere Behandlung, die Warmlagerung mit Luftberührung, welche die nothwendige Ergänzung zu dem Voraufgegangenen bildet und die Periode des Ausbaues beim Traubenweine in glücklicher Weise ersetzt.

Während die alkoholärmeren Traubenweine nördlicher Länder in spundvoll gehaltenen Gefäßen durch die Poren des Faßholzes Jahre hindurch keimfrei filtrirte Luft aufnehmen, können die stark alkoholisirten Süßweine ständig direkt mit Luft in Berührung bleiben. An diese letztere Erfahrungsthatsache schließt sich die fernere Behandlnng der Maltonweine sehr eng an.

Digitized by Google

Der Malton-Jungwein hat nämlich trotz seiner ganz entschiedenen Weinverwandtschaft und seines hervorragenden Weincharakters, der ihn zwar von jedem anderen bekannten, aus Malz hergestellten vergohrenen Getränk markant unterscheidet, dennoch eine in Geschmack und Aroma deutliche Erinnerung an seine Abstammung vom Malz, wodurch er in diesem Stadium immerhin noch von Traubensüßweinen sehr deutlich unterschieden ist.

Die dieses Aroma bildenden Körper umzuwandeln, ist die Aufgabe des nun folgenden besonderen Verfahrens, durch welches die vollständige Harmonisirung des fertigen Getränkes erzielt wird. Ein von Luft abgeschlossener Malton-Jungwein wird noch nach Jahren unverändert denselben Charakter bewahren, und in gewöhnlicher Temperatur würde die Umwandlung jener Stoffe durch den Sauerstoff der Luft ein Jahr und mehr erfordern. Deshalb wird der Malton-Jungwein auf hohe Fässer von ca. 7000 Litern Fassungsraum übergeleitet, doch werden dieselben nur etwa zur Hälfte gefüllt, darüber lagert vollständig keimfrei filtrirte Luft. Wie in fast allen Stationen des Betriebes, so ist auch hier durch geeignete Vorkehrungen die Möglichkeit rascher Temperaturveränderung und Temperatur-Regulirung nach oben und nach unten gegeben, wodurch gleichzeitig eine beständige Cirkulation der Flüssigkeit bewirkt und deren intensive Berührung mit der Luft erreicht wird.

Durch diese eigenartige Methode der Warmlagerung der Maltonweine mit reicher Berührung reiner Luft in geschlossenen Gefäßen wird eine höchst bemerkenswerthe Umwandlung des jungen Weines bewirkt und eine derartige Beschleunigung des Alterungsprozesses erzielt, daß sich die dazu nöthige Zeit auf 6—9 Wochen reduzirt. In dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit erfährt der Malton-Jungwein seine völlige Ausreifung und Entwickelung, sodaß er danach allen hochvergohrenen

Digitized by Google

Traubenweinen gleichkommt. Entsprechende Alterungsverfahren sind auch in der Cognacbereitung üblich geworden, insofern hier das „Altern“ durch Erwärmen, elektrische Behandlung, Einblasen von Luft bezw. Sauerstoff erheblich beschleunigt werden soll.

Die anfänglich gegen dieses Verfahren aufgetauchten Bedenken und Befürchtungen erwiesen sich in der Praxis sehr bald als völlig nichtig, da der hohe Alkoholgehalt des Maltonweines eine schädliche Veränderung durch Kahmpilze, Essig- und andere Bakterien nicht leicht zuläßt.

Im völligen Gegensatz steht diese Methode aber zur Behandlung der schwachalkoholischen anderen Malzgetränke, der Biere (Lagerbier), welche kühl gelagert werden, und bei denen ein geradezu ängstlicher Luftabschluß des Getränkes bis zum Konsum stattfindet wegen der Gefahr des Verderbens bei dem geringen Alkoholgehalte und des Schalwerdens durch Entfernung der Kohlensäure.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in dem Verfahren der Warmlagerung des Malton-Jungweines mit reicher Luftberührung im wesentlichen das Walten eines zweckmäßig geleiteten Oxydationsvorganges von richtiger Intensität erblicken, dem gewisse störende, aus der Maischung und Vergährung herrührende Geruchs- und Geschmacksstoffe zum Opfer fallen. Sind diese beseitigt, so treten andere derartige zusagendere Stoffe, die bisher verdeckt waren, besser hervor. Andererseits gehen zweifellos Neubildungen im Bouquet vor sich; vielleicht entstehen auch bei diesem Vorgange esterartige Verbindungen und Acetale, die — so gering auch ihre Menge ist — wohl besonders den nichtfruchtigen alkoholreichen Südweinen ihren Werth verleihen; insbesondere beginnt als Folge dieser Einwirkung der bekannte und an manchen Süd- und Süßweinen so bevorzugte brodige und nußartige Geschmack und Geruch sich

Digitized by Google

zu entwickeln, der namentlich ein charakteristischer Bestandtheil des Bouquets süßer Ungarweine zu sein pflegt. Durch vorsichtige Destillation von Maltonwein erzielt man wenigstens Destillate die ebenso vortheilhaft und angenehm erregend, wenn auch etwas anders, auf die Geruchsnerven wirken, wie die unter gleichen Umständen hergestellten Destillate südlicher Weine, ja sie erinnern vielleicht am treffendsten an im Handel freilich selten erhältlichen unparfümirten alten Cognac.

Zu diesem überaus wichtigen Theile der Maltonwein-Darstellung, die in der üblichen Kellerbehandlung zum Zwecke des Ausreifens ihr Ende findet, lassen sich analytische Erklärungen in keiner Weise geben. Dunkel, wie das Gebiet der Bouquetstoffe bei allen anderen Arten des Weines, ist auch die Chemie der flüchtigen Stoffe beim Maltonwein, und wir kommen über einige schwache Vermuthungen vorläufig kaum hinaus.

Aus dieser Darstellung des Herstellungsverfahrens der Maltonweine ergiebt sich sonach die unwiderlegliche Thatsache, daß nur natürliche, durch die Hand des Menschen geleitete Vorgänge bezw. Prozesse bei der Bereitung dieses neuen Gährungsproduktes in Frage kommen. Jedenfalls hat die Darstellung der Maltonweine auch entfernt nichts gemein mit der Bereitung der sog. Kunstweine, sie erinnert auch nicht einmal an die vielen Manipulationen, welche bei der kunstgerechten fachmännischen Kellerbehandlung der Traubenweine an der Tagesordnung sind und theilweise sogar den Schutz des nachsichtigen Gesetzgebers gefunden haben. Die Maltonweine sind ein völlig neues und ganz eigenartiges Gährungsprodukt, das den Vorzug hat, ein reines Naturprodukt zu sein, ebensogut wie reiner Traubenwein, und das deshalb mit Fug und Recht seine Nebenordnung beansprucht neben die Trauben-, Obst- und Beeren- bezw. Fruchtweine.[7]

Digitized by Google

Das Charakteristische des **Kunstweins** ist dessen Bereitung durch Vermischen von Wasser, Zucker, Alkohol, Weinsäure und gerbsäurehaltigen u. dergl. Materialien **ohne eigene Gährung**. Hierin liegt der durchgreifende Unterschied zwischen den als „Wein" und „Kunstwein" anzusprechenden Getränken. Wollte man die Bezeichnung „Wein" nur für die aus dem Saft der Trauben gewonnenen Getränke zulassen, so müßten allerdings auch die Obst- und Beerenweine, die Maltonweine, Rhabarberweine und dergleichen Gährungserzeugnisse mehr der Bezeichnung Wein verlustig gehen, und man mag dies von gewisser Seite auch wünschen, wird es aber sicher nicht durchführen können. In gewissem Sinne ist ja selbst der „Naturwein" ein Kunstprodukt, dessen Güte im allgemeinen mit Manipulationen zusammenhängt, die von der Geschicklichkeit und und Erfahrung des Einzelnen, der sich mit der Herstellung resp. der Konservirung der Weine beschäftigt, abhängt, und es soll angeblich der Natürlichkeit des sog. „reinen" oder Naturweins als Naturprodukt nicht einmal Abbruch gethan werden, wenn „der Wein nach den Regeln der Kunst vergohren und behandelt" und durch Zusätze von Zucker, Reinhefe 2c. „veredelt", durch verschiedene Klärmittel „geschönt" oder durch Filtration, Pasteurisiren, Gypsen, Chaptalisiren, Gallisiren, Scheelisiren, geeignete Kellerbehandlung oder sonstige Methoden „rationell verbessert" wird. Man wird sich also wohl oder übel seitens des Weinhandels mit der Erweiterung des Begriffes „Wein" vertraut machen müssen, wie sich derselbe ganz spontan mit der Zeit durch die Fortschritte in der Gährkunde und Gährtechnik herausgebildet hat und in Zukunft noch mehr erweitern wird, denn anders hieße es, die Fortentwickelung der Gährungstechnik im Interesse Einzelner in unwürdige und das Nationalvermögen schädigende Fesseln schlagen, während man sonst auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit den befruchtenden Einfluß der

Digitized by Google

wissenschaftlichen Forschung auf die Praxis nicht genug rühmen kann. Die Darstellung der Maltonweine ist und bleibt aber eine hervorragende Leistung der deutschen Gährungsindustrie.

Man könnte vielleicht einwenden, daß die Bezeichnung „Malzwein“ für das neue Getränk geeigneter sei, doch ist dem entgegenzuhalten, daß dieser Begriff im Sprachgebrauch und Handel längst für regellose Mischungen von Malzextrakt mit Trauben- oder Kunstwein festgelegt und allgemein üblich ist, so daß die Wahl dieser Bezeichnung rechtlich unzulässig, wie sie vom Standpunkte des Erfinders unpraktisch und im Interesse der Allgemeinheit störend und verwirrend gewesen wäre.

Das große Interesse, welches die Maltonweine allgemein von wissenschaftlicher und gährtechnischer wie gährungsphysiologischer Seite gefunden haben, und welches sich mit dem weiteren Ausbau und dem Verfolg der Erfindung noch steigern dürfte, wird weit übertroffen von der hohen Bedeutung der Maltonweine in volkswirthschaftlicher und hygienischer Hinsicht und auch von deren hoher Bedeutung für die deutsche Landwirthschaft. Zunächst steht fest, daß „alle Weine, die sich an Alkoholgehalt mit den Maltonweinen messen können, entweder so kostspielig sind, daß sie nur für Wenige in Betracht kommen, oder sie sind mit Alkohol künstlich versetzt; kein anderer Wein erreicht in Bezug auf Kohlehydratgehalt und Nährwerth die extraktreichen Maltonweine. Wenn man deshalb die kostspieligen Edelmarken der Südweine außer Betracht läßt und die Maltonweine mit den Produkten vergleicht, welche von der breiten Masse des Volkes beim Bedarf an Südweinen (Tokayer, Samos, Portwein, Malaga, Marsala &c.) getrunken werden, sei es als Genußwein, sei es als Stärkungsmittel in Krankheitsfällen und bei Schwächezuständen, so fällt der Vergleich unbedingt zu Gunsten der Maltonweine aus“, welche außerdem wegen des Fehlens der Gerb-, Aepfel- und

Weinsäure vortrefflich vertragen werden. Von hygienischen und volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten würde es jedenfalls nur zu begrüßen sein, wenn es den Maltonweinen gelingen würde, die vielen sog. „Medicinalweine“ und ähnliche zweifelhafte Erzeugnisse zu verdrängen; denn die Bezeichnung „Medicinal-Tokayer“ u. dergl. stellt heute keinen Vorzug mehr dar, sondern ist vielmehr direkt auf eine Täuschung des Publikums berechnet; ein echter Tokayerwein wird sich niemals unter dieser Bezeichnung verbergen.[8]

In volkswirthschaftlicher Hinsicht liegt in der Begründung der Maltonindustrie eine überraschende Aehnlichkeit mit der Rübenzucker-Industrie, insofern dem bis dahin den Weltmarkt allein beherrschenden Kolonial- oder Rohrzucker im Rübenzucker ein gefährlicher und vielangefeindeter Rivale erstand, ähnlich wie heute dem Südweine in den Maltonweinen, und wenn sich nach Ueberwindung der vielen Vorurtheile dereinst das Gährungsprodukt Bahn gebrochen haben wird, so erschließt sich auch wiederum der Landwirthschaft ein neues und nicht unbedeutendes Absatzgebiet für eines ihrer werthvollsten Erzeugnisse, was zum vermehrten Anbau der besseren, sogenannten Qualitätsgerste führen muß. Mit Recht befürchteten seinerzeit gewisse Kreise, daß der Absatz des Kolonialzuckers eine beträchtliche Schmälerung erfahren könne, wenn es Achard gelingen würde, die Marggrafsche Entdeckung der Rübenzuckergewinnung in die Praxis zu übertragen. Heute gehören die Kämpfe um die neue Industrie der Geschichte an, der Rübenzucker hat trotz aller Anfeindungen seinen Weg gemacht, und seit 1870 hat sein Verbrauch den des Rohrzuckers weit überflügelt. Die deutsche Landwirthschaft aber hat aus der neuen Industrie großen Gewinn gezogen, wie überhaupt die nationale Gütervermehrung durch dieselbe wesentlich gehoben worden ist. Wie aber dennoch der Kolonialzucker immer seine Bedeutung beibehalten hat und

Digitized by Google

beibehalten wird, so werden auch neben den Maltonweinen allezeit die wirklich echten und demgemäß entsprechend theuren Süd- und Süßweine ihren Rang behaupten. Wir begrüßen deshalb die Darstellung der Maltonweine als die jüngste intelligente und hoffnungsvolle Schwester der übrigen Gährungsgewerbe und wollen nur hoffen, daß sie sich zu der blühenden Industrie entwickeln und entfalten möge, wozu sie ihre wissenschaftliche und volkswirthschaftliche Grundlage in so hohem Maße befähigen.

Die junge Maltonindustrie bietet in jeder Beziehung soviel des Interessanten, daß wir uns gern auch einen historischen Ausblick verstatten, um den Ursprung der Maltonweine bis in das graueste Alterthum zu verfolgen.

Es wird allgemein angenommen, daß die erste Kenntniß der Bereitung des natürlich noch ungehopften Bieres auf das Land und die Zeit der Pharaonen zurückreiche; wenigstens sollen die alten Deltabewohner schon 2000 Jahre v. Chr. aus gemalzter Gerste ein Getränk bereitet haben, das nach der heutigen allgemeinen Annahme den Urtypus des „Bieres" darstellen soll. Schon früher haben wir auf Grund der einschlägigen Forschungen Koberts die Vermuthung ausgesprochen,[9] daß in dieser Annahme sehr wahrscheinlich ein Irrthum liegen müsse. Fassen wir zunächst die historische Beweisführung ins Auge, so giebt zweifelsohne die Thatsache zu sehr gewichtigen Bedenken Anlaß, daß die griechischen Schriftsteller, die von diesem ägyptischen Getränk berichten, dasselbe auffallenderweise Zythos (ζύθος) oder Gerstenwein (οἶνος κρίθινος), sogar „Met aus Gerste" nennen, wobei zu bemerken wäre, daß Met nicht Bier, sondern Honigwein ist; des weiteren betonen die ältesten Autoren ausdrücklich, daß dieser Gerstenwein hinsichtlich seines Geschmackes und Geruches (Aroma), sowie in seiner berauschenden Wirkung dem Weine sehr nahe komme. Auffallend hieran ist nun, daß

Digitized by Google

alle diese Autoren aus dem weingesegneten Griechenland, die doch offenbar so gewiegte Weinkenner waren, um „Wein“ und „Bier“ unterscheiden zu können, den ägyptischen Gerstensaft mit „Wein“ vergleichen; es muß also das altägyptische Nationalgetränk einen ganz entschieden weinartigen Charakter gehabt haben und nicht den eines Bieres in unserem Sinne. Selbst der „Stoff“, der nach Mittheilung des Tacitus den alten Germanen so trefflich mundete, ist aller Wahrscheinlichkeit nach kein Bier in unserem Sinne gewesen, wenn er allerdings auch dem durch den feurigen Italienerwein verwöhnten Gaumen des Römlings so wenig zusagte, daß er ihn malitiös „zu einiger Aehnlichkeit mit Wein verderbt“ bezeichnete („humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus“).

Was war nun eigentlich der Zythos der Alten? Die Beantwortung dieser Frage liegt bereits in jenen Gährungsversuchen Pasteurs, wodurch es ihm gelang, durch Vergährung von Malzwürze mit Weinhefe ein weinartiges Bier („une bière particulière vineuse“) herzustellen. Indem Sauer die Pasteurschen Versuche weiter verfolgte und ausbaute, ist es ihm durch die Vergährung der Malzwürze mit den reingezüchteten Weinhefen bestimmter südlicher Weinlagen gelungen, ein weinartiges Malzgetränk, d. h. einen Gerstenwein herzustellen, die sogen. Maltonweine, die voll und ganz den Charakter von Südweinen haben und hinsichtlich Geschmack und Bouquet speciell denjenigen Traubenweinen nahe stehen, deren spezifischen Reinzuchthefen die Vergährung der Malzwürze bewirkt haben. Ohne Zwang erkennen wir in dem „weinartigen Bier“ Pasteurs den Zythos oder Gerstenwein der Alten wieder, der in den Maltonweinen eine der neuzeitlichen Entwickelung der Gährkunde und Gährtechnik entsprechende Auferstehung erfahren hat. Es liegt die Annahme auch sehr nahe, daß die alten Aegypter ihr Malz-

Digitized by Google

präparat offenbar durch einen als Weinhefe zu charakterisirenden Gährungserreger vergähren ließen; daß das Erzeugniß jedenfalls nicht Bier, sondern Wein war im Sinne von Gersten- oder Maltonwein, läßt sich nicht nur durch die schriftlichen Ueberlieferungen, sondern auch zymotechnisch nachweisen. „Weine“ sind nämlich schon im alten Aegypten derartige aus einer Getreidefrucht hergestellte Getränke dann geworden, wenn sie während ihrer Entstehung, d. h. also vor oder während der alkoholischen Gährung eine zufällige, natürliche Milchsäuregährung durchmachten, und wenn ein solches Getränk sich über den Zustand der Nachgährung hinaus längere Zeit haltbar und trinkbar erwies. Eine solche natürliche, unbeeinflußte Milchsäuregährung wird häufiger oder wohl meist eingetreten sein, schon wegen der hohen Temperatur der betreffenden Länder, wo solche Gerstenweine gebraut wurden. Eine hohe Vergährung bis zu 11 und 12 Volumprocent Alkohol (wobei das Gebräu schon mäßig haltbar wird) konnte oder mußte eintreten, wenn man konzentrirte Malzwürze vergähren ließ, bezw. wenn man diesen Würzen Honig zusetzte. Dieser verhältnißmäßig hohe Alkoholgehalt erklärt auch die oft genannte stark berauschende Wirkung des Zythos, die ein bierartiger, durch Bierhefe vergohrener Gerstensaft niemals hätte entfalten können. Allerdings mag sich der weinverwöhnte Römer oft mit Schaudern von den Gerstenweinen der Barbaren abgewandt haben; denn die durch wilde Beimischungen wohl stets verunreinigte Mischhefe der Alten konnte im Gegensatz zu den reingezüchteten Hefen unserer Zeit nur ein zweifelhaftes Produkt erzeugt haben. Die Urgeschichte des Bieres aber erscheint damit auf einmal in einem wesentlich anderen Lichte und rückt die Geschichte dieser Erfindung mit einem Schlage um einige Jahrtausende näher. Andererseits aber wird hierdurch der Beweis geliefert, mit welchem Erfolge auch die naturwissenschaftliche Forschung in bestimmten

Digitized by Google

Fällen zum Verständniß des Alterthums und zur Lösung historischer Fragen beitragen kann.

Reichen die Anfänge der Wein-, Bier- und Maltonbereitung bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück, so ist das vierte Gährungsgewerbe, die **Brennerei**, noch verhältnißmäßig sehr jungen Ursprungs und erst seit etwa dreihundert Jahren in größerem Umfange allgemein geworden, wenigstens die Kornbrennerei, während die Kartoffelbrennerei noch jüngeren Datums ist.

Als Rohstoffe für die Spiritusfabrikation im Brennereibetriebe stehen vornehmlich zur Verfügung die stärkeführenden verschiedenen Getreidearten und die Kartoffel. Ihre Bearbeitung besteht in der Ueberführung der Stärke in Zucker, Spaltung desselben in gährungsfähigen Traubenzucker und Ueberführung desselben durch Gährung in Alkohol, welcher darauf durch Destillation gewonnen wird. Weiter stehen als zuckerenthaltende Rohstoffe zur Verfügung die Rüben und die Zuckermelasse, ferner zuckerhaltige Früchte, wie Steinobst, dann auch Flüssigkeiten, welche bereits Alkohol enthalten, und die nur destillirt zu werden brauchen, wie Wein, der dabei Cognac liefert, auch Bier und Bierabfälle. Endlich ist es auch möglich, aus Cellulose Zucker darzustellen und diesen in gewöhnlicher Weise zu verarbeiten, doch ist dieses Problem in praktisch brauchbarer Weise noch nicht gelöst.

Das wichtigste Rohprodukt für den deutschen Brenner ist die Kartoffel, aus welcher der Kartoffelsprit gewonnen wird. Die sauber gewaschenen Kartoffeln werden zunächst unter hohem Druck „gedämpft" und dann in den Maischbottich „ausgeblasen", mit Malz vermischt und durch dasselbe bei einer Temperatur von ca. 60 bis 70° verzuckert. Unter der Einwirkung der Malzdiastase nimmt die Maische bald einen süßen Geschmack an; färbt sich bei einer Probe mit Jodauflösung die Maische nicht mehr blau, so ist keine unveränderte Stärke mehr vorhanden, der Verzuckerungs-

Digitized by Google

prozeß ist also beendigt. Die süße Maische enthält dann 20—30% vergährbare Kohlehydrate: Maltose und Isomaltose und Dextrine, sowie noch wirksame Diastase, die nachträglich auch die noch vorhandenen Dextrine in Zucker umwandelt.

Die in den Brennereien verarbeiteten Cerealien (Roggen, Weizen, Gerste, Mais, Buchweizen 2c.) werden zumeist gemälzt und in der Regel auch als Grün- und Luftmalz verarbeitet, seltener als Darrmalz, und muß in diesem Falle das Darren unterhalb 65° C. vorgenommen werden, weil sonst die Diastase des Malzes an verzuckernder Kraft Einbuße erleidet. Zur Einmaischung wird Getreide und Malz gegohren, Grünmalz wird zerquetscht, dann wird ein Maischbottich mit Wasser angerührt und durch Dampf auf 60—65° C., d. h. auf die Verzuckerungstemperatur erhitzt. Die Körnerfrüchte lassen sich jedoch auch in Hochdruckapparaten aufschließen; heute verwendet man in Deutschland dazu meistens das Getreide in ganzen Körnern, während man dasselbe in Belgien und anderen Ländern fein mahlt. Auch durch verdünnte Säuren kann man die Stärke verzuckern, doch gewährt diese Methode den Brennereien eher Nachtheile als Vortheile.

Da man in Deutschland die Brennsteuer nach dem Maischraume berechnet und sonach der Spiritus um so mehr mit Steuer belastet wird, je verdünnter die Maische ist, aus welcher er gewonnen wurde, stellt man möglichst konzentrirte, sogenannte Dickmaischen dar. Die im Maischbottich befindliche und zur Gährung fertige Maische hat in Deutschland einen Gehalt von 20—36% Zucker und Dextrinen; um jedoch vollständig für den Gährungsprozeß vorbereitet zu sein, muß ihre Temperatur von 60° C. auf 10—17° C. erniedrigt werden. Die Arbeiten im Gährräume beginnen mit Füllung der Gährbottiche mit süßer Maische und dem „Anstellen" oder „Zeuggeben." Hier handelt es sich wieder, wie in der Brauerei, um Gährungen, die seit

Digitized by Google

jeher durch Hefeeinsaat eingeleitet werden müssen. Doch entnimmt man nicht, wie das in der Brauerei geschieht, diese Hefe am Schlusse der Hauptgährung den eigenen Gährbottichen, sondern man bezog die Anstellhefe früher allgemein aus — namentlich obergährigen — Brauereien; heute stellen sich die meisten Brenner ihr Hefegut selbst her. Nach Beendigung des Verzuckerungsprozesses und der demselben folgenden „freiwilligen" Milchsäuregährung — deren freie Säure für Buttersäure-Fermente und andere schädliche Spaltpilze ein tödtliches Gift ist — wird die Maische mit dem Hefegut gemischt. Durch Führung einer großen Anzahl verschiedener, aus Brennereihefen durch Reinkultur abgeschiedener Heferassen ist es auch gelungen, in Rasse II der Berliner Sammlung und anderen neueren Heferassen Brennerei-Reinhefen zu finden, welche neben dem Vorhandensein der einer einheitlichen Heferasse entsprechenden Eigenschaften und einer ausgezeichneten Gährkraft auch den Vorzug haben, in ihrer Wirkung andauernd zu sein, so daß mit ihnen auch eine vorzügliche, bis zum Abbrennen anhaltende Nachgährung der Bottiche erzielt wird, wenn die Betriebsweise allen sonstigen unerläßlichen Bedingungen entspricht. Die Vortheile der Anwendung einer Reinhefe von passenden Eigenschaften zeigen sich in der Brennerei hauptsächlich in besserer Vergährung, höherer Alkoholausbeute, reinerem Geruch und Geschmack des gewonnenen Alkohols und in einer geringeren Bildung von Säure in der Maische. Einen weiteren wesentlichen Fortschritt wird das Brennereigewerbe auch zu verzeichnen haben, wenn es dereinst gelingt, gute Heferassen ausfindig zu machen bezw. heranzuzüchten, welche Dextrin direkt vergähren können. Die Diastase führt bekanntlich nur einen Theil der Stärke in wirkliche Zuckerarten über, der Rest verbleibt in Form von vergährbaren Dextrinen, und erst wenn die Zuckerarten theilweise vergohren sind, können auch die Dextrine durch Diastase verzuckert und dadurch gährfähig werden. Die An-

Digitized by Google

wendung solcher auch sonst brauchbarer Hefen, welche außerdem die Dextrine direkt verzuckern, würde sonach den Verzicht auf die Nachwirkung der Diastase ermöglichen und demnach die Sterilisation der Maische durch Aufkochen gestatten.

Die vergohrene Brennereimaische ist ein ziemlich bunt zusammengesetztes Gemisch; da finden sich außer Eiweiß noch Alkohol, Bernsteinsäure, Glycerin, Aldehyd, Milchsäure, Essigsäure, Propyl-, Butyl-, Isobutyl- und Amylalkohol, verschiedene Aetherarten, Reste von Maltose, Dextrinen und der pflanzlichen Bestandtheile der Rohmaterialien, die Treber. Von diesen sind eine ganze Anzahl, wie die Alkohole, Essigsäure, Aldehyd, Aetherarten flüchtig und können daher von den übrigen nicht flüchtigen Bestandtheilen getrennt werden.

Bei Obst-, Beeren- und Weintrestern, die zu Trinkbranntwein aller Art verwendet werden, tritt die Gährung spontan, ohne Hefezusatz ein, da sich auf den Fruchtschalen stets genügende Mengen Hefekeime vorfinden.

Das letzte der eigentlichen Gährungsgewerbe ist die **Preßhefefabrikation**, welche sich von der Brennerei wesentlich nur durch die Art der Gährführung unterscheidet, insofern dabei mehr auf die Hefevermehrung als auf die Alkoholausbeute gesehen wird. Auch in diesem Industriezweige hat man wie in der Brennerei begonnen, sich der Reinhefe zu bedienen.

Neuerdings hat Delbrück[10] das ganze Gebiet der Anwendung reiner Hefen in der Praxis der Gährungsgewerbe von ganz neuen Gesichtspunkten beleuchtet. Das Hauptgewicht ist nach ihm darauf zu richten, daß die reinen Betriebshefen auch rein erhalten und nicht im Laufe des Betriebes von fremden Mikroorganismen, fremden Heferassen infizirt werden. Die Arbeitsweise der beiden Gährungsgewerbe, welche seit jeher mit Einsaat von Kulturhefe arbeiten, die Brauerei und Brennerei, haben sich rein empirisch und in völlig unbewußter Weise so

Digitized by Google

ausgebildet, daß sie auf diesen Effekt hinarbeiten. Werden alle diese in der Erfahrung erprobten höchst zweckmäßigen Maßregeln in Zukunft in klarer Erkenntniß des Zweckes angewendet, so tritt der künstlichen Hefereinzucht Hansens die natürliche Hefereinzucht als werthvolle Ergänzung zur Seite.

Viele Aehnlichkeit mit den Gährungsgewerben hat die **Milchwirthschaft**, wenn sie auch nicht eigentlich zu denselben gezählt wird. Aus der Milchwirthschaft ist bekannt, daß der Vorgang der Rahmsäuerung für die Herstellung sowohl der Sauerrahmbutter, als auch der Süßrahmbutter nichts anderes als ein latenter Säuerungsprozeß — ein durch zufällig hinzutretende niedere Pilze hervorgerufener Gährungsprozeß ist. Das Material für denselben giebt hauptsächlich der in der Milch enthaltene Milchzucker ab unter Bildung von Milchsäure, welche so erfrischend beim Genuß der Sauerrahmbutter wirkt; aber mehr noch als diese kommt sowohl bei der Süß- als auch der Sauerrahmbutter ein gewisses Aroma in Betracht, welches — als das Gesamtprodukt verschiedener Umsetzungen der Milchbestandtheile — gleichfalls durch bestimmte niedere Organismen, die sogenannten Aromabildner, hervorgerufen wird. Neben diesen den Säuerungsprozeß wohlthätig beeinflussenden Organismen kommen endlich aber auch solche Bakterien, Hefen und Pilze in Betracht, welche durchweg andere physiologische Eigenschaften haben und bei Zersetzung der Milch keine angenehmen Geschmacksstoffe liefern, so daß unter ihrer Antheilnahme bei der Rahmsäuerung nothwendig eine fehlerhafte Butter entstehen muß, und nach Erkenntniß des Wesens des Rahmsäureprozesses war es natürlich Aufgabe der auch im Dienste des Molkereiwesens thätigen bakteriologischen Wissenschaft, diesen Prozeß seiner Unsicherheit zu entkleiden. Dieses Ziel ist erreicht worden durch die Einführung von Reinkulturen der den Säuerungsprozeß in erster Linie beeinflussenden Milchsäurebakterien, für deren An-

wendung zwei Wege möglich sind. Entweder benutzt man statt eines gewöhnlichen Milchsäureweckers einen möglichst nur aus einer Kultur einer für Molkereizwecke brauchbaren Milchsäurebakterie bestehenden Säurewecker, um damit den Milchsäurebakterien, welche durch das Vorhandensein einer überwiegenden Zahl anderer Pilze nicht genügend zur Herrschaft gelangen können, zu dieser Suprematie zu verhelfen und ihnen den Kampf ums Dasein gegen das Unkraut zu erleichtern, indem man ihre Zahl durch den Zusatz einer Kultur bis zu dem normalen Verhältniß vermehrt; oder man vermindert durch Erhitzen des Rahmes die gesamte darin enthaltene Pilzflora und setzt darauf die auf diesem Wege selbstredend mitbeseitigten Milchsäurebakterien in Reinkultur wieder zu. In beiden Fällen ist die auf diesem Wege gewonnene Butter gegenüber der durchschnittlichen Qualität der auf gewöhnlichem Wege erhaltenen Butter an reinerem und feinerem Wohlgeschmack und an Dauerhaftigkeit bedeutend überlegen, doch ist nicht zu verkennen, daß die mit Hülfe der Pasteurisirung gewonnene Butter an Aroma der auf natürlichem und rationellem Wege gewonnenen Butter nachsteht. Das Bestreben der Bakteriologie ist es nun, das neue Säuerungsverfahren weiter zu vervollkommnen durch Auswahl bestimmter Aromabildner, deren Gesamtwirkung das Butteraroma ist, und deren Mischung mit den Säuerungsbakterien nach richtigem Mengeverhältniß. Die Anwendung solcher künstlich hergestellten Mischkulturen allein sichert einen allen ungünstigen Zufälligkeiten entkleideten Säuerungsprozeß, der dem sonst nur unter den allergünstigsten Molkereibetriebsverhältnissen von selbst zu stande kommenden natürlichen Säuerungsprozeß in seiner Wirkung gleichkommt. Ist dieses Problem gelöst, so wird es auch möglich geworden sein, die im Winterrahm nicht vorkommenden spezifischen Sommerrahmbakterien zu isoliren, welche in der Butter das beliebte süße,

Digitized by Google

frische Aroma der sogenannten Grasbutter erzeugen, und man wird alsdann auch im Winter derselben entbehren zu müssen nicht gezwungen sein.

Daß auch in der völlig reifen Vanillefrucht das bekannte Aroma, Vanillin, nicht vorhanden ist, sondern erst nachträglich durch einen Fermentirungsprozeß entsteht, ist erst neuerdings bekannt geworden. In der **Tabakindustrie** war längst bekannt, daß die getrockneten Tabakblätter erst fermentirt werden müssen, um Geschmack zu bekommen, zu welchem Zweck man den Tabak auf Haufen setzt, wobei er sich stark erwärmt — er „schwitzt", wie der technische Ausdruck lautet — und unter dem Einflusse der Lebensthätigkeit der auf den Tabakblättern vorhandenen und sich vermehrenden Bakterien entwickelt sich durch diesen Prozeß das eigentliche Tabakaroma. Es ist klar, daß der günstige oder ungünstige Ausfall dieses Fermentirungsprozesses auf das Aroma des Tabaks ein Spiel des Zufalls ist. Suchsland machte deshalb vor Jahren den großes Aufsehen erregenden Vorschlag, anerkannt günstig wirkende Bakterien, wie sie auf den feinen ausländischen Tabaken vorkommen, von diesen abzuzüchten und zu vermehren und dann — in Wasser vertheilt — minderwerthige Tabaksorten vor der Fermentation durch Besprengung mit solchem Wasser gewissermaßen zu infiziren. In der That erzielt man auf diese Weise durch Edelfermentation mit den von Havanna- oder Brasiltabaken gezogenen Bakterien bei minderwerthigen Tabaken eine erhebliche Geschmacksverbesserung nach der Richtung der edleren Tabake, deren Bakterien zur Fermentation Verwendung gefunden haben. Wenn es nun zwar auch nicht gelingen wird, den verrufenen Vierradener oder Pfälzer oder Elsässer in edles Kraut überzuführen, so steht doch fest, daß solch edelfermentirtes Kraut jedenfalls wesentlich verbessert ist und auch einen höheren Verkaufspreis erzielt, und man diese neue Seite der Bakteriologie

Digitized by Google

im Dienst der nationalen Gütervermehrung nur mit Freuden begrüßen kann.

Das sind in großen Zügen die Probleme unserer heutigen Gährungstechnik, deren Bestrebungen einerseits auf die Vervollkommnung und den Ausbau der schon seit Jahrtausenden empirisch betriebenen Gährungsgewerbe gerichtet sind, andererseits aber auch zur Begründung neuer gährungstechnischer Betriebe führen werden. So ist z. B. alle Aussicht vorhanden, daß sich nach demselben Prinzip, nach welchem die Darstellung der Maltonweine erfolgt, noch andere neue Zweige der Gährungsindustrie aufbauen werden. Ist es doch sehr wahrscheinlich, daß es auch gelingen wird, den Erreger der Rumgährung, sowie den des Araks, der sich in Indien in dem von selbst in Gährung gerathenen Safte der Palmen entwickelt und zur Reismaische gethan wird, ebenso zu züchten wie die Sherry-, Madeira- und Tokayerhefe. Gelingt dies aber, so können wir aus der Melasse des Rübenzuckers auch Rum brennen, und aus Malz Arak, worauf die vielen mit chemischen Essenzen und Extrakten hergestellten Spritmischungen, die als Façonrum und Façonarak heute reißenden Absatz finden, den neuen Naturprodukten weichen würden und viel Kopfschmerz weniger die Menschheit quälte!

Wenn nun auch einerseits die Menschheit gegohrene Getränke gekannt und geschätzt hat, soweit die Geschichte zurückreicht, und die Gährungsindustrie bereits eine große volkswirthschaftliche Bedeutung erlangt hatte, bevor man auch nur entfernt zu ahnen vermochte, was eigentlich das Wesen des geheimnißvollen Gährungsprozesses sei, so haben die Gährungsgewerbe doch erst mit dem Zeitpunkte einen gewissen Aufschwung genommen, als man deren Ausübung der reinen Erfahrung entriß, als Erkenntniß sich an Erkenntniß reihte und die Gesetzmäßigkeit erschlossen ward, über die der Mensch nunmehr frei

Digitized by Google

verfügen konnte, nachdem er sie erkannt. Dadurch wurden die Gährungsvorgänge dem neckischen Zufall entrückt und ein zielbewußtes Zusammenwirken der verständigen Fürsorge des Menschen mit der schaffenden Natur ermöglicht, indem sie sich willig von der einsichtsvollen Hand des Menschen leiten, seinen Zwecken dienstbar machen und unterordnen läßt; denn Naturerkenntniß ist Naturbeherrschung!

Anmerkungen.

[1] Vergl. die klassische Darstellung in R. Virchow: Ueber die Nahrungs- und Genußmittel; Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, II. Serie, Heft 48; 3. verb. Aufl.

[2] Noch im Anfange unseres Jahrhunderts wurde in Norddeutschland in größerem Umfange blühender Weinbau getrieben, z. B. in der Gegend von Berlin, in der Lausitz, in Schlesien, bei Landsberg a. d. W. und Thorn bis an die Gestade der Nordsee (Hamburg) und die Küste der Ostsee (Elbing, Danzig). Heute zeitigt der Weinstock hier keine reifen Trauben mehr, der Weinbau ist verschwunden, und nur noch der Name der Gelände erinnert an jene Zeiten. Aus diesem Rückgang in der Kultur des Weinstocks in Deutschland und auch Frankreich nach Süden darf man auf einen Rückschlag in unseren klimatischen Verhältnissen in der neueren Zeit schließen, der sich in einer immer weiteren Ausgleichung der Winter- und Sommertemperatur äußert. Infolgedessen wird der Wein im Norden Deutschlands nicht mehr reif, weil er in Anbetracht seines südlichen Ursprungs eines ganz beträchtlichen Wärmequantums und einer bedeutenden Menge Sonnenstrahlen bedarf. (Vergl. die Abhandlung des Verfassers: Klimaänderungen Europas seit historischer Zeit. „Prometheus". VI. 1895.)

Allerdings wird in neuerer Zeit die asiatische Heimath des Weinstocks sehr in Frage gestellt. Es ist nämlich nachgewiesen, daß die Weinrebe schon ein uralter europäischer und deutscher Bürger ist. Alexander Braun hat in tertiären Schichten der Wetterau (Salzhausen) die Weinrebe, die er Vitis teutonica nennt, in Blättern, Traubenbeeren und Kernen aufgefunden. Auch Oskar Heer („Die Urwelt der Schweiz") ist der Ansicht, die Weinrebe habe ohne Zweifel schon unsere miocenen Eichen umrankt und mit Laubwerk umsponnen. In Schoßnitz in Schlesien hat Göppert die Weinrebe ebenfalls in der Tertiärformation gefunden. In den am Rhein unterhalb Konstanz gelegenen Oeninger Steinbrüchen (Tertiärformation) sind gleichfalls Traubenkerne und ein der Beeren beraubter Fruchtstand gefunden worden. Der französische Anthropologe Gabriel de Mortillet hat im

Digitized by Google

quaternären Tuffgestein der Umgebung von Aix in der Provence außer den Gebeinen des prähistorischen Elephanten auch die Abdrücke der Weinrebe gefunden, welche als unserem heutigen Weinstock vollkommen ähnlich erkannt wurden. Dementsprechende Funde machte man auch bei Montpellier im Hérault-Departement und in Bézac im Puy-de-Dôme. Die Existenz des paläolithischen oder quaternären Weinstocks ist dadurch für Südfrankreich erwiesen und nur für Mittel- und Nordfrankreich noch zweifelhaft. Auch in der Champagne im Tuffstein von Sézarne wurde die Vitis praevinifera, wie sie zum Unterschied von der heutigen Vitis vinifera genannt wird, entdeckt. In Italien hat man sie im Tertiärgestein gefunden. Ob nun das Abendland die Heimath des Weinstocks ist, und dieser erst von hier nach dem Morgenlande gebracht wurde, ist noch fraglich. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß der Weinstock in prähistorischer Zeit überhaupt eine allgemeinere Verbreitung gehabt hat. — Die allgemeine Annahme, daß die Rebe in Deutschland durch die Römer eingeführt sei, wird ferner auch durch die häufig in Deutschland wild wachsenden Reben sehr erschüttert, obwohl dieselben durchweg als verwilderte Edelreben angesehen und auch in der botanischen Litteratur schlechtweg als Vitis vinifera aufgeführt wurden. Später hat man die in den badischen Rheinwaldungen häufig vorkommenden wilden Reben Vitis sylvestris getauft. Bronner in Wiesloch hat schon vor vierzig Jahren diese wilden Reben des Rheinthals einer genauen Untersuchung unterworfen und kam zu dem Schlusse, daß ein großer Theil unserer kultivirten Rebsorten Abkömmlinge dieser deutschen Urrebe seien. Bronner hat in seiner hochinteressanten Schrift: „Die wilden Trauben des Rheinthals" über seine Untersuchungen berichtet, leider ist seit dessen Tod seine Anregung zur Lösung dieser Frage in Vergessenheit gerathen und erst neuerdings wieder von Chr. Oberlin (Beblenheim i. Elsaß), der übrigens auch in der elsässischen Tiefebene den Weinstock verschiedentlich wild gefunden, in Angriff genommen worden.

[8] Der Inosit war ursprünglich nur im thierischen Organismus (z. B. im Herzmuskel) gefunden und wird daher Fleisch- oder Muskelzucker genannt, ohne indessen eine Zuckerart zu sein. Nachdem Fick den Inosit auch im edlen Weine entdeckt hat und weiterhin die ganz besonders herzstärkende Kraft des Muskelzuckers nachgewiesen und erkannt war, gilt gerade dieser Stoff als die bewegende Quintessenz, das rührige Vehikel zu der den Menschen beseligenden Freudigkeit des Gemüths beim Genuß unserer besseren Rhein- und Moselweine. Speziell die Rieslingrebe liefert in den gepriesenen Weinjahren eine starke Dosis Inosit zum Extrakt des Weines. Man kann sich sonach ohne Zwang die wonnig-süße Weinseligkeit der Trinker eines unverfälschten, edlen Rebensaftes ganz naturgemäß erklären. Aus dem Inositgehalt und der Inositwirkung des Weines erklärt sich ferner auch die Thatsache, warum die prickelnden, duftigen, noch frischen jungen Weine in unseren modernen Zeitläuften mit heftiger Begier von

Digitized by Google

den überangestrengten, so vielfach depressionirten Nerven (und den durch habituellen Biergenuß Herzleidenden) kategorisch verlangt werden, um Geist und Gemüth zu erfrischen und zur aktiven Theilnahme an den geselligen Freuden wieder fähig und gestimmt zu machen, denn — wie Ritterhaus singt:

Wer vom Blut der Rebe trinkt,
Vom edlen, goldnen Weine,
Dem lacht und strahlt, dem winkt und blinkt
Die Welt im gold'nen Scheine.

Der Volkscharakter der Rheinländer ist bekanntlich voller Eigenarten, wofür die Stammesart nur eine ungenügende Erklärung bietet. Daß „die Mädel so frank und die Männer so frei, als wär' es ein adlig Geschlecht"; daß „das Singen und Sagen" dort wie nirgendwo im deutschen Vaterlande wuchert, so daß der Ostelbier oder Niedersachse sich am Rhein in einer ganz andern Welt fühlt, an alledem haben die Rebengehänge auf den sonnigen Höhen in ihrer Inositspende nicht zu unterschätzenden Antheil, und es wäre mehr als eine interessante Aufgabe kombinirender Spekulation, einmal nachzuweisen, welchen Antheil unsere Rhein- und Moselweine an Deutschlands politischen Geschicken gehabt haben. Vom Wein heißt es übrigens auch schon bei Horaz: dat pauperibus cornua — er giebt den Armen Hörner, d. h. er macht sie stolzen, freien Sinnes; auch der Rheingauer hat eine gute Portion stolzen, freien Sinnes, ein ausgeprägtes Selbständigkeitsgefühl. Vielleicht könnte man auch speziell für unsere Rhein- und Moselweine den landläufigen Metapher vom „Feuer des Weines" exakt naturwissenschaftlich durch den „Inosit des Weines" erklären, durch dessen Entdeckung wir eine wissenschaftliche Grundlage oder doch wenigstens einen solchen Ausgangspunkt zur Erklärung des rheinischen Volkscharakters und überhaupt zu einer Naturgeschichte des Rheinländers gewonnen haben dürften.

[4] Bezüglich der umfangreichen, sehr zerstreuten Litteratur über die Gährungsorganismen sei auf Adolf Jörgensen: Die Mikroorganismen der Gährungsindustrie, Berlin 1897, 4. Aufl., verwiesen, wo sich auch eine sehr umfangreiche Litteratur-Zusammenstellung findet; vergl. auch Ingenkamp: Fäulniß und Gährung, Inaug.-Dissertation, Bonn 1885.

[5] Wir folgten hier in einzelnen Stücken L. Grünhut: Die Einführung der Reinhefe in die Gährungsgewerbe, Stuttgart 1896; vergl. auch J. Behrens: Die Reinhefe in der Weinbereitung, Centralbl. f. Bakteriol. ꝛc., II. Abth., Bd. III, 1897; Buch der Erfindungen (Spamer), 1897, Bd. IV; Kulisch: Ausleseweine, Zeitschr. f. angew. Chemie, 1895.

[6] Bezüglich der Litteratur über die Maltonweine verweisen wir auf die zahlreichen von der Deutschen Malton-Gesellschaft Helbing & Co. in Wandsbek herausgegebenen Publikationen.

[7] „Ueber die Stellung und Bedeutung der Maltonweine" hat Verfasser auf der 69. Naturforscherversammlung in Braunschweig 1897 einen Vortrag

Digitized by Google

gehalten (vergl. „Forschungsberichte über Lebensmittel rc.", München 1897, zugleich mit der gesamten Litteraturangabe).

[8] „Als ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Medicinalwein ist der süße Tokayer oder echte Tokayer Ausbruch zu nennen, der in der Tokayer Gegend aus Trauben hergestellt wird, welche am Stock zu Rosinen eingeschrumpft sind. Die geringe Menge von Wein, welche man auf diese Weise gewinnt, und die geringe Ausdehnung, welche das Tokayer Weinbaugebiet selbst besitzt, rechtfertigen die sehr hohen Verkaufspreise der echten Tokayer-Süßweine, so daß letztere infolgedessen nur sehr Wohlhabenden zur Verfügung stehen. Die Industrie hat sich den hohen Preis der Tokayer Weine und die geringe Kenntniß, welche das große Publikum von den Eigenschaften dieser Weine besitzt, zu Nutze gemacht, um unter den verschiedensten Namen wie Tokayer Ausbruch, Tokayer Essenz, Tokayer Medicinalwein, süßer Ungarwein u. s. w. Fabrikate in den Handel zu setzen, welche mit dem Tokayer absolut nichts gemein haben; es muß daher die Bezeichnung Tokayer für diese Weine als eine auf Täuschung des Käufers abzielende hingestellt werden. Im günstigsten Falle sind diese Weine aus Rosinen dargestellte, sogenannte Façon-Ausbrüche; sehr häufig sind sie aber aus geringem Weine unter Mitverwendung von Invertzucker und Spiritus dargestellte Gebräue, welche streng genommen gar nicht die Bezeichnung Wein verdienen. Ein echter Tokayer Süßwein kostet im Inlande, also unverzollt, zwischen fl. 2.50—6 die Flasche, in Deutschland hat man „Medicinal-Tokayer" im Kleinen mit Mk. 1—1.50 die Flasche verkauft. Es liegt auf der Hand, daß derartige Produkte solche sind, vor denen als Medicinalwein geradezu gewarnt werden muß. In allen Fällen, in welchen man nicht mit voller Bestimmtheit weiß, daß man wirklich den betreffenden echten Wein erhält, ist es rathsamer, von dem Ankauf von Malaga, Tokayer u. s. w. ganz abzusehen, um nicht für theures Geld ein zweifelhaftes Fabrikat zu erhalten." Deutsche Wein-Ztg., Mainz 1896, Nr. 34; vergl. „Gesundheitsbüchlein", bearbeitet vom Kaiserlichen Gesundheitsamte, Berlin 1895; Leuchtmann: Süße Medizinalweine und ihre Verfälschungen, Wien 1890; derselbe: Die Medizinalweinfrage, Wien 1892; derselbe: Ein kritisches Wort zur Medizinalweinfrage, Wien 1894; E. List: Süßweine, Hamburg 1884; die „Materialien über Weinfälschungen unter besonderer Berücksichtigung der Medizinalweinfrage", herausgegeben von der Deutschen Malton-Gesellschaft in Wandsbek, umfassen eine interessante Zusammenstellung der zerstreuten einschlägigen Mittheilungen.

[9] Kobert: Zur Geschichte des Bieres, Halle 1896; vergl. auch die Abhandlung des Verfassers in der Wochenschrift für Brauerei, 1897, 12.

[10] Natürliche Hefereinzucht, Berlin 1895.

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Der Hypnotismus und die verwandten Zustände

vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin

von

Dr. Gilles de la Tourette

Chef de clinique de maladies du système nerveux à la Salpêtrière, ancien préparateur du cours de médecine légale à la Faculté de Paris.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit einem Vorwort von Professor **J. M. Charcot** (de l'Institut).

Gr. 8° (IV. u. 546 S.) Preis 9 Mk. geh., 11 Mk. eleg. geb.

Inhalt:

I. Die hypnotischen Zustände.

Von Meßmer bis Braid. — Braid und Charcot. Die verschiedenen hypnotischen Zustände. — Die hypnotischen Suggestionen.

II. Die dem Hypnotismus verwandten Zustände.

Der natürliche Somnambulismus. — Der pathologische Somnambulismus, soweit es sich nicht um Hysterie handelt. — Erscheinungen der Hysterie. — Der zweite Zustand.

III. Nutzen und Gefahren des Hypnotismus.

Anwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken. — Gefahren des Hypnotismus.

IV. Der Hypnotismus vor dem Gesetz.

Der Hypnotismus bei Ausführung von Verbrechen und Vergehen. — Die Ausbeutung des Magnetismus. — Der Magnetismus als Gewerbe und das Gesetz. — Das gerichtsärztliche Gutachten in Fällen, wo es sich um Hypnotismus und verwandte Zustände handelt.

Urtheil der Presse.

Dr. Gilles de la Tourette, ein Schüler Charcots, hat in dem uns vorliegenden Werke die in dem Titel angedeuteten Zustände vom gerichtsärztlichen Standpunkte einer sehr genauen und ausführlichen Betrachtung unterworfen, und die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg vermittelt uns diese Arbeit in deutscher Uebersetzung, die, wie wir hier gleich anfügen wollen, dem anonymen Uebersetzer vollständig gelungen ist. Prof. Charcot giebt in einem kurzen Vorworte der Arbeit seines Schülers eine gewichtige Empfehlung mit auf den Weg, und man muß gestehen, daß diese Empfehlung vollberechtigt ist. Das Werk von Gilles de la Tourette ist eine überaus fleißige Studie, die mit Benützung der gesamten, sehr umfangreichen Litteratur über den fraglichen Gegenstand eine erschöpfende Darstellung der Einzelheiten des Hypnotismus liefert. (Bohemia.)

Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers.

Von Dr. Hans Kurella.

Preis M. 1.—.

Eine recht gut orientirende Darstellung der Lombrososchen Lehre.

(Deutsche Litteraturzeitung 1892.)

Die treffliche Schrift wird Vielen erwünscht kommen, denn sie enthält in knapper Darstellung die Hauptpunkte der Lombrososchen Lehren und eine Kritik ihrer Inhaltes wie ihrer Methode. (Westermanns Monatshefte Mai 1893.)

Digitized by Google

Neue Wege der Gährkunde

und

die Maltonweine.

Von

Schiller-Tietz,
Klein-Flottbek bei Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
CANCELLED
BOOK DUE
SEP 29 1987
OCT 2 - 1987
2417844

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 089 570 402